Italien
wie es wirklich ist.

Bericht

über

eine merkwürdige Reise in den hesperischen Gefilden,

als

Warnungsstimme

für Alle, welche sich dahin sehnen.

Von

Gustav Nicolai.

Erster Theil.

Leipzig,
Otto Wigand'sche Verlags-Expedition.
1834.

T. 165 27

Seinem

Bruder Herrmann

der Verfaſſer.

Italien

wie es wirklich iſt.

Erſter Theil.

Ein Werk über Italien! „Hat ſchon wieder Jemand die Anmaßung, uns mit ſeiner individuellen Anſicht über das bis zum Ekel geprieſene Wunderland zu quälen?“ Alſo hör' ich von allen Seiten fragen. Ihr irrt, ſehr werthe Leſer; ich will Euch warnen vor dem Wunderlande! Seht nur das Titelblatt genauer an. —

Die Zahl der Schriften über Italien iſt Legion. Wer hätte nicht wenigſtens eine derſelben geleſen? — Wer nicht Sehnſucht empfunden, die heſperiſchen Gefilde, den Boden des klaſſiſchen Alterthums, kennen zu lernen? — Auch mir war Italien das Eldorado meiner Phantaſie. Ausgeſtattet mit der innigſten Empfänglichkeit für das Schöne, mit glühender Einbildungskraft und lebhaftem Gefühl, wurde mir, unter den glücklichſten Verhältniſſen, in der Blüthe des männlichen Alters die Freude zu Theil, eine Reiſe nach Italien antreten zu können. Gattin, Bruder und Freund begleiteten mich. Welche Reiſegeſellſchaft! Von Heiterkeit beſeelt, gedachten wir die Wunder Heſ-

periens mit voller Seele zu genießen. Allein als wir Italien erreicht hatten, sahen wir uns bald in unsern Erwartungen so schmerzlich betrogen, daß wir uns fast zur Umkehr entschlossen hätten; nur die Hoffnung, das gelobte Land im tiefern Süden zu finden, hielt uns zurück. Allein wir hofften vergebens. Mit Verlegenheit fragten wir uns endlich, was wir im Vaterlande über die hesperischen Gefilde sagen sollten? Bei der allgemein verbreiteten Sucht, in Italien das Wonneland Europa's zu finden, mußten wir fürchten, für Böotier gehalten zu werden, wenn wir Wahrheit sprächen, und schon hatten wir auf der Rückreise allmälig den Entschluß gefaßt, mit den Wölfen zu heulen und ebenfalls das Lob Italiens auszuposaunen, als eine Unterredung an der Wirthstafel zu Meiland mit mehrern zum Theil sehr geistvollen Reisenden mich überzeugte, daß es andern Personen eben so ergangen war, wie uns. Dieser Umstand und die allgemeine Entrüstung, mit der man sich dort über „das erbärmliche Land," wie man Italien nannte, aussprach, gaben mir den Glauben an mich selbst und die nöthige Haltung wieder, und ich war nicht mehr im Zweifel über das, was ich zu thun hätte. Ich sah nun, daß es nicht an uns gelegen haben konnte, wenn wir in Italien nicht gefunden, was wir gesucht. Auch Ihr, theure Leser, werdet die Ursache meiner Enttäuschung nicht in mir selbst suchen, wenn Ihr die nachfolgenden Blätter Eurer Durchsicht werth

erachtet. Ihr werdet, wie ich mir ſchmeichle, aus der Art, wie ich das wirklich Schöne darſtelle, erkennen, daß ich das Ideal des Schönen in meiner Bruſt bewahre; auch wird hoffentlich das ganze Werk die Ueberzeugung gewähren, daß ich mit der nöthigen wiſſenſchaftlichen Vorbereitung nach Italien gekommen bin, und wie ein gebildeter Mann beobachtet habe. Wie leicht wäre es mir geworden, Euch ebenfalls zu täuſchen! Ich hätte, wenn ich gewollt, meine Feder, um mit den Enthuſiaſten zu ſprechen, in ſüdliche Gluth tauchen und ein neues Lügenbild mit den reizendſten Farben vor Euch aufrollen können; allein das ſei fern von mir. Ich will Euch nützen, nicht ſchaden. Doch bin ich gerecht geweſen und habe auch das Gute und Schöne, wo ich es in Italien fand, gewiß mit aufrichtiger Freude anerkannt. Des wahrhaft Schönen giebt es dort leider nur wenig: das Meiſte iſt verfaulte Herrlichkeit! Allerdings muß die Frage entſtehen, wie es denn komme, daß Italien ſo außerordentlich gelobt und als ſo reizend geſchildert werde? — Gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts war, beſonders von Engländern, die Wahrheit ſchon ziemlich unverſchleiert zu erkennen gegeben worden, als Göthe in Deutſchland über Italien ſeine Stimme erhob, und weniger die Wahrheit, als die Schönheit der darſtellenden Farben vor Augen hatte. Es konnte auch ihm, der überall nur an ſich ſelbſt dachte, nicht darauf ankommen, ob er im Intereſſe ſeiner Landsleute ſchrieb. Bald tummelten,

durch Göthe angeregt, auch andere Dichter ihre Phantasie in den hesperischen Gefilden, wiewohl sie dieselben gewöhnlich nie selbst gesehen hatten. In der Nebelschwebelperiode, durch Tieck, Novalis und Wackenroder begründet, entstand eine überspannte Verehrung für die Kunstsammlungen Italiens, Kunstschwärmerei und schwärmende Kunstphilosophie; mit derselben aber die krankhafte Sehnsucht nach dem Süden, welche seit Jean Pauls Titan in Manie ausartete. Von dieser Manie sind jetzt alle Künstler angesteckt. Haben diese nun das Land ihrer Sehnsucht erreicht, so sehen sie entweder aus Enthusiasmus falsch, oder sie vermeiden, im Dankgefühl für das einzelne Schöne, welches ihnen dort geboten wird, die Schattenseiten Italiens aufzudecken. Antiquitätenkrämer aber fühlen sich an jedem Orte überselig, wo sie in alten Schutthaufen umherkriechen können. Wo fänden sie deren mehr als in Italien? Mit dem Livius oder Florus in der Hand starren sie dort süß weinend die Steinklumpen an, die ihnen italienische Schlauheit für Ueberbleibsel der alten Zeit ausgiebt; beim Anblick Roms gerathen sie in Verzückung. So also, denken sie, war die Stadt beschaffen, aus der die Römer weithin herrschten über den Erdball! — Von dem alten Rom ist aber kaum noch eine Spur vorhanden; was man davon zeigt, ist meistens in viel späterer Zeit längst vielfach verändert, ja zum Theil nur Ueberbleibsel aus den Zeiten der Finsterniß und des

Mönchthums. Wie leicht wird der Enthuſiaſt getäuſcht! Wie gern verbreitet er Täuſchung! —

Allein nicht blos Künſtler und Archäologen, ſondern auch Reiſende, die blos zu ihrem Vergnügen Italien beſuchen, haben vielfältig die Schönheit dieſes Landes geprieſen. Es laſſen ſich dieſe Reiſenden in zwei Klaſſen theilen. Die eine lobt aus Ueberzeugung, die andere gegen beſſeres Wiſſen und gegen ihre Ueberzeugung. Zur erſten Klaſſe gehören insbeſondere junge Leute, die ihren erſten Ausflug in die Welt machen und nicht viel geſehen haben. Ihnen iſt Alles neu und das Neue ſchön. Es gehören ferner hieher diejenigen, welche immer nur auswärts das Beſſere ſuchen und die deshalb alles Fremde ſchön finden. Niemand iſt in dieſer Beziehung lächerlicher, als der Deutſche, der wirklich das Fremde anbetet. Auch giebt es Nichtsthuer, die von einer ſolchen Reiſewuth beſeelt ſind, daß ihnen Alles göttlich erſcheint, was ſie, dem dolce far niente hingegeben, auf der Reiſe erblicken. Andre wieder fühlen ſich befreit von den drückenden Feſſeln ihrer Privatverhältniſſe im Vaterlande, und die langentbehrte Heiterkeit ihres Gemüths würde ſelbſt eine Steppe in den Zauberglanz der Täuſchung hüllen. Haben ſie vollends ihr bisheriges Leben in kleineren Orten zugebracht, ſo müſſen ihnen Städte wie Florenz, Rom und Neapel imponiren; wer aber aus Paris, Wien, Berlin und andern nordeuropäiſchen Hauptſtädten nach Italien kommt, erkennt ſo-

fort, wie sehr dies Land gegen die Heimath zurückſteht. Vorzugsweiſe ſprechen diejenigen mit Entzükken von Italien, welche durch die Schweiz gehen, bis Florenz kommen und dann ins Vaterland zurückkehren. Wie leicht erklärlich iſt dies! Aus den hohen Schweizergebirgen treten ſie plözlich in die freundlichen Ebenen Piemonts und der Lombardei; der Lago maggiore oder der Komer See empfängt ſie mit ſeinen Zauberbildern, das gewerbreiche Meiland, das herrliche Genua, die einzige ſchöne Stadt Italiens, und das an Kunſtſchäzen überreiche Florenz erfüllen alle ihre Erwartungen. Nun glauben ſie Italien zu kennen; der Geldbeutel iſt in der Regel in Florenz ſchon geleert; die Rükreiſe muß erfolgen, und ſeufzend trennen ſie ſich von den ſchönern Bildern, welche ihre Phantaſie ihnen jenſeits Florenz noch vorſpiegelt. Wirklich enthält der Theil Italiens, welcher vom Lago maggiore bis Genua und von hier bis nach Florenz ſich erſtreckt, reizende Gegenden, und wiewohl auch hier ſchon alle Unannehmlichkeiten des Landes den Reiſenden zu quälen anfangen, ſo ſind ſie doch noch nicht geſteigert, auch erträgt man ſie wohl auf kürzere Zeit, durch den Reiz der Neuheit entſchädigt. Allein wer da glaubt, Italien zu kennen, wenn er bis Florenz gekommen, der irrt gar ſehr. Im Gegentheil, Italien beginnt erſt mit Florenz; ſüdlicher nimmt ſtufenweiſe die Jämmerlichkeit des Landes und die Enttäuſchung des Reiſenden zu. Und wer, wie wir, über Venedig hinabgeht, dem

öffnet ſich gleich von vorn hinein verfaulte Herrlichkeit im Schlamm ſchmutziger Kloaken, und ſelbſt Florenz vermag den Enttäuſchten nicht aufzurichten. —

Zur Klaſſe derer, die gegen ihre Ueberzeugung Italien loben, gehören zuvörderſt diejenigen, welche mit ihrer Reiſe prahlen wollen. Solche Leute werden ſich hüten zu geſtehen, daß ſie betrogen worden ſeien; denn mit dem Geſtändniß, daß man angeführt ſei, prahlt man nicht. Ausgelacht mag Niemand werden. Als wir uns in Meiland an der Wirthstafel mit andern enttäuſchten Leidensgefährten unterhielten, fragte ich einen derſelben, ob er nicht im Vaterlande ſeine Enttäuſchung eingeſtehen und wenigſtens ſeine Freunde vor einem Beſuche der heſperiſchen Gefilde warnen würde? Allein er antwortete mir ſchnell: „Das werde ich wohl bleiben laſſen; man ſoll mich nicht auslachen. Andere mögen ebenfalls ihr Geld verreiſen und angeführt werden, wie ich.“ Dieſe Antwort bezeugt ohne Kommentar die Richtigkeit meiner Bemerkung. — Einige huldigen der hergebrachten Sitte, ſo wie es herkömmlich iſt, Göthe und Schiller zu vergöttern, ſelbſt wenn man ſie nicht geleſen oder nicht verſtanden hat. Insbeſondere ſuchen gewöhnlich arme Scribenten gleich nach der Zurückkunft ins Vaterland das verreiſete Geld durch eine im Modegeiſte, alſo mit gebührendem heſperiſchem Bombaſt, geſchriebene Reiſeſchilderung wieder zu gewinnen. Allein viel zahlreicher noch, und vielleicht am zahlreichſten, iſt

die Klaſſe derjenigen Reiſenden, die deshalb Bedenken tragen, ihre Enttäuſchung einzugeſtehen, weil ſie fürchten, für ungebildet und gefühllos gehalten zu werden, oder in den Verdacht zu gerathen, daß ſie zu der Reiſe in die heſperiſchen Gefilde noch nicht reif geweſen ſeien. War ich doch auf demſelben Wege. Bei Gelegenheit der letzten Kunſtausſtellung in Berlin hatte der geniale Landſchaftsmaler Blechen Anſichten von Italien, in Oel gemalt, der öffentlichen Beurt[illegible]ung hingegeben. Der Himmel iſt auf dieſen [illegible]dern ganz wie bei uns, Erde und Baumlaub ſind bräunlich gefärbt, man ſieht ein ſo verbranntes, unfruchtbares Land vor ſich, daß deutſche Gefilde dagegen in üppigen, friſchen, erquickenden Farben prangen. Die Beſchauer waren unwillig, und allgemein hielt man die Bilder für ſchlecht. Ein ehrwürdiger Kunſtveteran aber, der lange in Italien geweſen iſt, flüſterte, als er ſie geprüft hatte, einem Freunde ins Ohr: „So ſieht Italien aus; es iſt richtig; man darf's nur nicht ſagen!"

Warum darf man es nicht ſagen? frage ich. Man iſt verpflichtet, Irrthümer aufzuklären. Ich habe es gethan, wie ſehr ſich auch diejenigen verletzt fühlen mögen, die eine andere Anſicht ausgeſprochen. Mir ſind alle neueren deutſchen Schriften über Italien von Kephalides bis auf v. Oefele und v. Rumohr wohl bekannt. Der Enthuſiaſt Kephalides, der übrigens Schmutz und Ungeziefer in Italien zugiebt, lobt zuweilen Land und Bewohner ſo ſehr, daß

man die Myſtifikation nicht verkennen kann. Er ſtellt die italieniſchen, beſonders die römiſchen Frauen als Göttinnen dar, während wir in Italien kaum ſechs ſchöne weibliche Geſichter geſehen haben. Der Geſchmack iſt freilich verſchieden; allein gelbe, wachsbleiche Geſichter und unregelmäßige Züge wird kein Schönheitskenner für ſchön erachten. In der Regel waren die italieniſchen Weiber, die wir ſahen, häßlich; einige aus der Hefe des Volks glichen den Megären. V. Oefele, dem man am Ende doch anmerkt, daß er Gott gedankt, als er ſeine Heimath wieder erreicht, und der die Bewohner Italiens bitter tadelt, lobt nichts deſto weniger ebenfalls das Land im ſchwülſtigſten Styl des Enthuſiasmus. Ueber v. Rumohr ſchweige ich ganz. Die Palmen bei Terracina nennt er ein Palmenwäldchen! —

Und ſo übergebe ich meinen deutſchen Landsleuten das nachfolgende Werk, um ſie vor einer ſchmerzlichen Enttäuſchung durch eigene Erfahrung zu bewahren, die überdies mit unmäßigen Koſten verknüpft ſein würde. Was die Form meiner Darſtellung anlangt, ſo habe ich für angemeſſen gehalten, unſre täglichen Ereigniſſe niederzuſchreiben. Auf dieſe Weiſe macht der Leſer ſelbſt die Reiſe in ihrer Entwikkelung; er ſieht, wie wir begeiſtert für Italien auszogen, wie wir ſtufenweiſe enttäuſcht wurden, wie wir anfangs die Hoffnung, unſere Erwartungen dennoch endlich erfüllt zu ſehen, von einem Tage auf den andern übertrugen, wie ſich aber allmälig unſere Be-

geiſterung abkühlte, und wie wir endlich, vollkommen nüchtern, überall die nackte Wahrheit erkannten. Bei dieſer Art der Darſtellung bin ich genöthigt geweſen, einzelne Wahrnehmungen zu wiederholen, um zu beweiſen, daß die Verſchiedenheit des Ortes den Charakter des Landes nicht geändert hatte. Ganz anders würde ich haben verfahren können, wenn ich blos das Reſultat meiner Bemerkungen hätte zuſammenſtellen wollen. Allein der Leſer ſoll ſich ſelbſt das Reſultat ſuchen, und deshalb bin ich bemüht geweſen, ihm ein vollkommen anſchauliches Bild des Landes und ſeiner Bewohner zu geben. Alle Werke über Italien, die ich kenne, gewähren ein ſolches Bild nicht. Sie enthalten meiſtens nur den gewöhnlichen Bombaſt der Entzückung, oder das prahleriſche Geſchrei: in Arcadia et ego! Ich meinerſeits habe dagegen Alles, was irgend dazu beitragen kann, eine genauere Kenntniß von Italien zu verſchaffen, in die nachfolgenden Blätter aufgenommen, und ſelbſt Kleinigkeiten aus dem gewöhnlichen Leben in der Staffage meines Gemäldes angebracht, wenn ſie mir charakteriſtiſch und dieſem Zwecke entſprechend erſchienen. Hierher gehören auch die Mittheilungen über die jedesmalige Anzahl von Extrapoſtpferden, welche uns vorgelegt worden ſind, wonach ſich überdies künftige Reiſende in Italien richten können. Niemand wird hoffentlich in meinem Buche etwas Weſentliches vermiſſen, es ſei denn, daß es nicht im Umfange meiner Reiſe gelegen; aber auch Nie-

mand soll mir den Vorwurf machen können, daß ich nur das hundert Mal Gesagte wiederholt hätte.

Wenn ich der Unannehmlichkeiten, an denen Italien so überreich ist, stets wiederkehrend in jedem Tagesabschnitte gedenke, so ist dies mit reiflicher Ueberlegung geschehen. Die Zudringlichkeit der Bettler, das täglich mehrmals sich wiederholende Abfordern der Pässe und der Zahlung dafür, die Habsucht der Menschen überhaupt, die scheußlichen Speisen, der Unflath, die Schaaren von Flöhen und anderem Ungeziefer, die schlechten Lagerstätten machen den Aufenthalt in Italien zur Pein. Hätte ich dies am Schlusse des Werkes, oder blos hier in der Vorrede einmal angeführt; so würde die Wirkung, die ich beabsichtige, ganz verloren gehen. Nein, theure Leser. Ihr sollt selbst empfinden, was wir in den hesperischen Gefilden empfanden, so widerlich der sich täglich, ja stündlich erneuernde Eindruck jener Qualen in Italien ist, so soll auch die stete Wiederholung derselben in den einzelnen Kapiteln meines Buchs auf Euch wirken. Wenn ich das Ungeziefer bei seinem rechten Namen genannt habe, so that ich nur, was selbst der begeisterte Kephalides gethan, und wenn Ihr Ekel über das Wort empfindet, so glaubt mir, daß unser Ekel über die Sache in den hesperischen Gefilden noch größer gewesen ist, und daß Ihr dann doch erst zur Hälfte das Gefühl empfindet, das Euch in dem Zauberlande nicht einen Augenblick verläßt. Ich würde unwahr gewesen sein, wenn ich das Ekelhafte

durch eine mildere Bezeichnung zu beschönigen gesucht hätte.

Da aus den nachfolgenden Blättern hervorgeht, daß ich mit Entzücken nach Italien gegangen bin; so dürfte die vorkommende Vergleichung einzelner italienischer Gegenden mit deutschen oder nordischen nicht auf den Gedanken führen, als wäre ich aus engherziger Vorliebe für mein Vaterland parteiisch gegen Italien gewesen. Ich war unwillkürlich zu Vergleichen gezwungen, da man Deutschland oder den Norden stets gegen Italien zurücksetzt und letzteres für schöner erklärt. Den wenigen wirklich schönen Gegenden Italiens kann man aber zahlreiche Gegenden unseres deutschen Vaterlandes von gleicher Schönheit entgegenstellen, und die vaterländischen Gefilde enthalten außerdem Schönheiten, die in den hesperischen vergebens gesucht werden. Um dies wenigstens anzudeuten, habe ich im ersten Kapitel unsere Reise von Berlin bis zum Eintritt in Italien, und im Schlußkapitel die Rückreise, von der italienischen Grenze durch die Schweiz und das westliche Deutschland, in gedrängter Kürze mitgetheilt. Man wird sich überzeugen, daß die stille Ruhe der Zufriedenheit in dem Schlußkapitel nach der widerwärtigen Stimmung, in welche die Reise durch das gepriesene Land versetzt, wie heilender Balsam wirkt. Und nun geliebter Leser, lies, und vertraue mir! Ich habe nur eine Pflicht der Ehre erfüllt und leiste auf jeden Schriftstellerruhm bei diesem

Werke gern Verzicht. Im Angesicht von ganz Europa gebe ich Wahrheit, wo seit Decennien nur die Lüge waltet, und ich glaube daher auf allgemeine Anerkennung rechnen zu dürfen.

Daß die Recensenten sich bestreben werden, mich zu vernichten, daß selbst diejenigen von ihnen, welche Italien nie selbst gesehen haben, zürnend über mich herfallen werden, ist nur zu gewiß. Es sei; ich fürchte sie nicht. Wer ihnen mehr glaubt, als mir, der möge selbst Italien besuchen; er wird zu spät beklagen, wohlmeinendem Rathe nicht Gehör gegeben zu haben. Insbesondere wird man mir den Einwand entgegenstellen, daß man nicht zum Sommer nach Italien reisen müsse. Allein wir haben den Frühling und nur die ersten Tage des Sommers dort zugebracht, und nur einmal solche Hitze gefunden, als wir bereits auf der Hinreise im deutschen Vaterlande ausgestanden hatten; wenn aber Italien wirklich im Sommer nicht besucht werden darf, so brechen die Recensenten durch diesen Einwand selbst den Stab über die hesperischen Gefilde, weil es ja ein sehr klägliches Land sein muß, dessen Schönheit sich nur auf gewisse Jahreszeiten beschränkt! — Wer ferner mich etwa aus dem Buche selbst zu widerlegen bemüht sein und darauf aufmerksam machen wollte, daß ich doch, nach meinem eigenen Reiseberichte, wirklich auch Schönes und Merkwürdiges in Italien gesehen, der möge bedenken, wie wenig Reize im Uebrigen dies Land haben müsse, wenn alle diese Merkwürdigkeiten nicht

im Stande gewesen sind, mich vollständig zu entschädigen. Wer endlich, was ich übrigens nicht glaube, in den von mir versuchten Schilderungen, oder sonst in meinen Angaben, irgend eine unbedeutende Unrichtigkeit finden sollte, der nehme hiermit die Versicherung, daß nur mein Gedächtniß die Schuld tragen würde, da ich nicht Pedant genug bin, um überall in den Augenblicken der Betrachtung und Empfindung Notizen und Zahlen in meine Schreibtafel einzutragen.

Erstes Kapitel.

Abreise aus der Heimath. Frühlingspracht. Dresden. Die Nollendorfer Höhen. Das Denkmal von Kulm. Prag. Iglau. Znaym. Wien. Bauart der Stadt. Der Prater. Charakteristik der Wiener. Die fünf Theater Wiens. Kunstsammlungen. Das Zeughaus. Der Volksgarten und Canova's Gruppe im Theseustempel. Die Stephanskirche. Die Karls- und die Kapuzinerkirche. Die kaiserliche Gruft. Umgebungen Wiens. Wiener Neustadt. Das steyrische Gebirge. Das Mürz- und Muhrthal. Grätz. Das Thal von Cilly. Laibach. Firmelung der Kinder daselbst. Tracht der Frauen. Historische Nachrichten über Illyrien. Unsicherheit der Straße von Planina nach Adelsberg. Die Stalaktitengrotte zu Adelsberg.

Es war am 1. Mai des Jahres 1833, als zum Potsdamer Thore Berlins ein Reisewagen hinausrollte, in dem vier heitere, glückliche Menschen ihrer Vaterstadt jauchzend ein Lebewohl zuriefen. Der Frühling hatte so eben begonnen; hier und da sproßte das erste, zarte Laub des Jahres. Die Reisenden achteten indessen nur wenig auf diese ersten Spenden des vaterländischen Bodens; denn sie eilten Italiens

Gefilden entgegen. Es war, als fühlten ſie ſich über ihre Freunde und Bekannte, die im Vaterlande zurückbleiben mußten, erhaben, und mit einer Gleichgiltigkeit, die faſt Geringſchätzung genannt werden konnte, überflog zuweilen ihr Blick die beſcheidene Ebene, welche Berlin umgiebt. Sie hatten in tauſend Büchern geleſen, daß Italien das ſchönſte Land Europa's ſei; ihnen ſollte jetzt das Glück werden, es kennen zu lernen.

Allein welche Länderfolge lag noch zwiſchen ihnen und dem erſehnten Süden! Wiewohl die Reiſenden mit Extrapoſt dahin eilten, entſprach doch die Schnelligkeit, mit der ſie ſich von Berlin entfernten, noch keinesweges ihren Wünſchen. Aber die Vernunft erforderte, die Merkwürdigkeiten des Vaterlandes nicht unbeachtet zu laſſen, und da ſie über Dresden, Prag, Wien, Grätz, Laibach und Trieſt nach Italien zu gehen beabſichtigten, ſo ließ ſich leider vorausſehen, daß ſie erſt in 3 bis 4 Wochen das Ziel ihrer Sehnſucht erreichen konnten. Insbeſondere war Einer der Reiſenden hiermit unzufrieden, da er nicht nur einen Theil dieſer Gegenden bereits kannte, ſondern auch ſeit zwanzig Jahren ſchon den Wunſch, Italien zu ſehen, als den innigſten ſeines Lebens genährt hatte, und ſeine Sehnſucht jetzt, wo günſtige Verhältniſſe deſſen Erfüllung geſtatteten, zur lichten Flamme emporloderte. Dieſer Reiſende war ich; meine Begleiter ſind in der Einleitung genannt.

Jeder geographiſche Grad, jede Tagereiſe, die

wir in der Richtung nach dem Süden zurücklegten, entfaltete uns den Frühling in größerer Pracht. Das Wetter war unbeschreiblich schön. In Dresden wandelten wir auf der Brühlschen Terrasse schon unter einem dichten, zarten, frischen Laubdache. Auf der Grenze von Sachsen und Böhmen blickten wir am 5. Mai von den Nollendorfer Höhen in das entzückende Thal von Teplitz hinab; weithin waren nun schon die Fluren grün, vor uns erhoben sich jenseits des Thales die Wellen des böhmischen Mittelgebirges; links thronte in blauen Duft verschwimmend das Riesengebirge; jenseits des Mittelgebirges enthüllten sich uns die weiten Ebenen im Innern von Böhmen. Der Anblick war, da alle Gegenstände die Färbung des Frühlings hatten, so reizend, daß wir uns von einer schönern Gegend in Italien keine Vorstellung machen konnten. Im Thale hielten wir an dem Denkmale von Kulm, welches Friedrich Wilhelm seinen hier im Jahre 1813 fürs Vaterland gefallenen Kriegern hat errichten lassen. Es führt die einfache Inschrift: „Die gefallenen Helden ehrt dankbar König und Vaterland; sie ruhen in Frieden.“ Die liebliche Natur um uns, die Stille des wonnigen Frühlingsabends, und der Gedanke, daß wir uns auf einer ungeheuern Grabstätte befanden, daß einst hier, wo jetzt friedliche Landleute säen und ärnten, der Kanonendonner unter Schauern der Verwüstung dahin gerollt war; alles dies rührte uns tief und veranlaßte wehmüthig ernste Betrachtungen.

Der entzückende Anblick, den Prag vom Lorenzoberge und vom Hradschin gewährt, verdrängte fast das reizende Bild der Nollendorfer Höhen. Nächst Salzburg dürfte wohl keine Stadt in Deutschland schöner gelegen sein, als das bergige Prag mit seinen köstlichen Palläſten, seinen zahllosen Thürmen, seiner Brücke, seinem breiten Strome. Wir verweilten in dieser Stadt ein Paar Tage und besahen von ihren zahlreichen Merkwürdigkeiten die Metropolitankirche mit dem 36 Centner schweren, silbernen Sarkophag des heiligen Nepomuk, die prachtvolle Nikolaikirche, die Theinkirche, mit Tycho de Brahe's Grabmahl, das Kloſter der Elisabethinerinnen oder barmherzigen Schweſtern, die Moldaubrücke, die kaiſerliche Burg und den Burggarten mit dem Obſervatorium Tycho's, das altſtädter Rathhaus mit der Uhr, das Theater.— Durch eine fruchtbare Ebene gelangten wir am 10. Mai zum mähriſchen Gebirge, welches vor Iglau beginnt. Die Bauart Iglau's iſt bereits abweichend. Die Häuſer haben weiße Jalouſien und auf den äuſerſten Endpunkten des Forſtes oder auf den kleinen Dächern der hervorſpringenden Dachfenſter blecherne Spitzen und Sterne, was ihnen ein ganz fremdartiges Anſehen giebt. Hinter Znaym erreichten wir die Grenze des eigentlichen Oeſtreichs. Ueberall ſahen wir auf den Feldern Wein angebaut, ein Beweis, daß wir uns im Süden von Deutſchland befanden. Einige Meilen vor Wien erblickten wir zur Rechten in weiter Entfernung einen Theil der Gebirge Steyer-

marks. Mit Freude begrüßten wir die Donau und die reizende Gegend von Kloſter-Neuburg. Nicht ohne Verwunderung bemerkten wir bald darauf, daß ſich ſüdöſtlich von Wien in der Richtung nach Ungarn eine eben ſo ſtaubige Ebene ausbreitet, als man irgend bei Berlin ſehen mag. Aus der Waldung zur Rechten ragte die Spitze des Stephansthurms in die Luft. Die Sonnenhitze war unerträglich, ein weißgrauer Staub hüllte uns in undurchdringliche Wolken. Wir fuhren durch die Brigittenau; die Bäume glichen hier mit ihrem beſtäubten Laub ſchon ganz den verdorrten Bäumen der Hundstage. So gelangten wir in die Stadt, ohne daß uns aus der Entfernung ihr Anblick geworden war. Am Stephansplatz betrachteten wir mit Bewunderung und dem Gefühle der Erhebung den Rieſenthurm der Stephanskirche.

Wir blieben 8 Tage in Wien, und ſahen des Schönen und Merkwürdigen viel. In der Altſtadt, die unregelmäßig und eng gebaut iſt, ſind die Häuſer oft ſechs Stockwerke hoch. Die Vorſtädte dagegen beſtehen aus breiten, geraden, großentheils ſchön gebauten Straßen und Plätzen, deren Häuſer nur zwei, drei und vier Stockwerke haben. Hinſichtlich der Bauart kann ſich Wien mit Prag nicht meſſen. Auch gewährt Wien, ſelbſt von dem günſtigſten Standpunkte aus betrachtet, nicht einen ſo majeſtätiſchen Anblick als Prag. Abgeſehen davon, daß Wien kaum halb ſo viel Thürme zählt, als Prag, hat man dort die Gewohnheit, die Ziegel auf den Dächern ſo ſehr mit Kalkmörtel zu be-

ſtreichen, daß die Dächer faſt ſämmtlich weiß ausſehen. Ebenſo ſtreicht man in Wien die Häuſer weiß an. In Prag aber und überhaupt in Böhmen übertüncht man die Wände mit lebhaftem Gelb und die Dächer mit rother Farbe. Dieß Roth und Gelb in der Umgebung grüner Fluren macht einen reizenden Eindruck, wogegen die Häuſer Wiens, aus der Entfernung geſehen, todten und verödeten Steinklumpen gleichen. Das Pflaſter in Wien iſt vortrefflich; die abſcheulichen Rinnſteine Berlins findet man dort nicht; dennoch riecht es in vielen Häuſern der Altſtadt ärger, als je in Berlin auf den Straßen.

Den Prater habe ich mir ganz anders gedacht, als ich ihn gefunden. Ich kann ihm vor dem öffentlichen Park Berlins, dem ſogenannten Thiergarten, keinen andern Vorzug einräumen, als den, daß er üppiger mit Gras bewachſen iſt, und daß darin zahme Hirſche und Rehe herumlaufen, während im Thiergarten kein Wild mehr gehegt wird. Auch fanden wir die Linden des Praters ſchon in voller Blüthe, während vor zehn Tagen, wo wir Berlin verlaſſen hatten, die Bäume des Thiergartens nur einzelne Blätter zeigten. Der Prater iſt eine mit Bäumen bewachſene grüne Aue, durch welche Alleen führen. An der einen Seite der Hauptallee ſind drei oder vier Kaffeehäuſer befindlich, die wir, ungeachtet des vortrefflichen Wetters, während der ganzen Zeit unſerer Anweſenheit verödeter fanden, als die Kaffeehäuſer des Berliner Thiergartens; auf der linken

Seite zieht ſich hinter den Kaffeehäuſern der ſogenannte Wurſtelprater hin, der aus einer Reihe von Kneipen, Schaubuden und Karrouſſels beſteht, wo das Volk nach Belieben im Schatten der alten Bäume auf grünem Graſe umherliegen, oder ſich an den Späßen des Hanswurſts, oder den Gaukeleien der Taſchenſpieler, Geiſterbanner, Equilibriſten, Seiltänzer und Marionetten ergötzen kann. Dieſer Wurſtelprater iſt ächt volksthümlich, und wir haben ihn mit beſonderem Vergnügen beſucht. Nachmittags zwiſchen 5 und 6 Uhr fährt die vornehme Welt von Wien in der großen Allee des Praters ſpazieren; Wagen drängt ſich an Wagen; man will ſehen und geſehen werden.

Ueber die Gutmüthigkeit und Liebenswürdigkeit der Wiener iſt wohl nur eine Stimme. Gewiß giebt es in Wien viel geiſt- und gemüthvolle Menſchen; allein im Allgemeinen vermeidet man geiſtige Annäherung; man will nur leben und genießen und ſcheut den ernſten Norddeutſchen. Dieſem kann es daher auf die Dauer in Wien unmöglich gefallen; und dies um ſo weniger, als ihn ſelbſt das Theater nicht feſſeln wird. Wir haben ſämmtliche fünf Theater Wiens, und das an der Wien ſogar mehrmals beſucht; allein überall ſahen wir, daß es nur auf augenblicklichen Zeitvertreib; auf Förderung aber nicht ankam.

Von den Kunſtſammlungen ſprach uns die Ambraſer im untern Belvedere vorzugsweiſe an. Sie iſt von Ferdinand, Erzherzog von Oeſtreich und Gra-

ſen von Tyrol, der im Jahre 1595 ſtarb, geſtiftet, und früher im Schloſſe Ambras bei Insbruck aufbewahrt worden. Sie enthält alte Rüſtungen und Bildniſſe berühmter Männer, Kunſtſachen des Mittelalters, Koſtbarkeiten, Handſchriften und Bücher. Auf dem Fußboden des Eingangſaales befindet ſich ein 29 Fuß breites und 15 Fuß hohes Moſaikbild des Profeſſors Jacob Raffaeli, das Abendmahl nach Leonardo da Vinci darſtellend: ein vortreffliches Kunſtwerk der neuern Zeit. Unter den Rüſtungen zeigte man uns die der Kurfürſten Albrecht Achilles und Joachim Hector von Brandenburg. Das Viſir des Erſteren ſtellt einen eiſernen Adlerkopf dar. Von den alten Bildniſſen iſt beſonders der Kopf Karls des Großen zu erwähnen: durch Würde und Majeſtät dem Haupt des olympiſchen Jupiters vergleichbar! — Das obere Belvedere enthält beſonders Gemälde von Wiener Künſtlern der neuern Zeit; viele dieſer Bilder ſind von großem Werthe.

Wir beſahen ferner das k. k. Zeughaus, ein äußerlich unbedeutendes Gebäude, welches indeſſen viel Merkwürdiges enthält. Auf dem Hofe hängt die ungeheure Kette, mit welcher die Türken 1529 bei Ofen die Donau ſperren wollten. Sie hatte 8000 Glieder, jedes von 20 Pfd. Schwere, mithin war ſie 160,000 Pfd. ſchwer. Im Innern des Hauſes zeigt man 100,000 Gewehre in Form von Bruſtwehren und korinthiſchen Säulen aufgeſtellt, Trophäen der öſtreichiſchen Armee, eine Menge koſtbarer Rü-

ſtungen von berühmten Kriegern und das Koller von Elendshaut, welches Guſtav Adolph am 8. November 1632 in der Schlacht von Lützen getragen haben ſoll. Ein ähnliches hatte man uns indeß in der Dresdner Rüſtkammer gezeigt. Welches iſt das ächte? —

Im Volksgarten bewunderten wir und zwar im Theſeustempel das Meiſterwerk Canova's, die Gruppe des beſiegten Centaur, 18 Fuß hoch, 12 Fuß breit, aus carrariſchem Marmor gefertigt. In den Katakomben des Tempels, oder richtiger im Souterrain deſſelben, werden mehrere römiſche Alterthümer aufbewahret.

Von den Kirchen beſuchten wir die Stephans-, die Karls- und die Kapuzinerkirche. Die Metropole zu St. Stephan iſt ein Meiſterſtück altdeutſcher Bauart. Den Grund derſelben legte der Herzog Heinrich Jaſomirgott im Jahre 1144. Erſt 300 Jahre ſpäter wurde der Bau vollendet. Der Eindruck, den jeder fühlende Menſch beim Eintritt in die, durch 31 hohe, buntbemahlte Fenſter halb erleuchteten und durch ungeheure Pfeiler geſtützten Hallen empfindet, iſt unbeſchreibbar. Der von Pilgram vollendete Rieſenthurm hat eine Höhe von 434½ Fuß. Die Karlskirche auf der Wieden iſt ein Werk neuerer Baukunſt von Martinolli; ſie hat zwei Kuppeln, ein Portal von 6 korinthiſchen Säulen und an beiden Seiten des Eingangs zwei freiſtehende hohle Säulen doriſcher Ordnung, von 41 Fuß Höhe und 13 Fuß Durchmeſſer, auf denen in gewundenen Reihen das

Leben des heiligen Karls in Basrelief dargestellt ist. Die Kapuzinerkirche endlich, als Kirche unbedeutend, verdient wegen der kaiserlichen Gruft und der darin befindlichen prächtigen Sarkophage von Bronze und Marmor gesehen zu werden. Hier ruhen gegenwärtig bereits 84 Mitglieder der kaiserlichen Familie. Zwei ehrwürdige Patres führeten uns umher. Mit tiefer Rührung standen wir an dem Sarge des Herzogs von Reichstadt. Hier ruhen die Hoffnungen des Mannes, der einst die Welt beherrschte! Auch Er ist längst von der Erde verschwunden. —

Die Umgebungen Wiens sind sehr reizend. Mit Ausnahme der südöstlichen Seite, erheben sich bei der Stadt in allen Richtungen anmuthige Höhenzüge, die mit dem fernen steyerschen Hochgebirge in Verbindung stehen. Der Kahlenberg, der Leopoldsberg und die Briel oder die Wiener Schweiz gewähren die lieblichsten Aussichten. Schönbrunn mit seinem herrlichen Garten und der großen Menagerie, wo sich die wilden Thiere hinter Gittern im Freien bewegen, Lachsenburg mit dem schönen Park, dem Schwanenteich, dem Tournierplatze, der über 600 Jahr alten Ritterſäule, der Meierei, der Rittergruft, dem Fischerdörfchen, dem chinesischen Lusthause, der Löwenbrücke und der Franzensburg, so wie Tivoli sind sehenswerthe Orte, die allen Fremden die angenehmste Ueberraschung bereiten. Die Franzensburg ist nach Art einer alten Ritterburg erbaut, und im Innern durchaus mit Kunstwerken aus dem Mittel-

alter und trefflichen Glasmalereien geziert. Von dem Thurme derſelben erfreut man ſich einer überaus reizenden Ausſicht.

Am 20. Mai reiſeten wir von Wien nach Grätz ab. Hinter Wiener-Neuſtadt erreichten wir das Gebirge, und von jetzt an bot uns unſre Reiſe eine Entzückung über die andere. Von allen Seiten ſtiegen alsbald wilde Felsmaſſen empor. Der Weg führt hinter dem romantiſch gelegenen Schottwien mit ſeiner Sandſteinfeſte, über den 2400 Fuß hohen Sömmering empor, auf deſſen Höhe ſich die Grenze von Oeſterreich und Steyermark befindet. Zur Rechten zeigen ſich dem überraſchten Auge zu wiederholten Malen die himmelanſtrebenden ſteyerſchen Alpen und Gletſcher; tief unten im Thale liegt Schottwien in einer Felſenſchlucht. Vom Sömmering hinab ſteigt man in das bezaubernde Märzthal, welches in das romantiſche Muhrthal leitet. In den mahleriſchen Krümmungen dieſer lieblichen Thäler rollen März und Muhr, zwei himmelblaue Bergſtröme, ſchäumend über Felſenklippen oder durch grüne Matten dahin; die anmuthigen Höhen zu beiden Seiten des Weges ſind mit Edeltannen geziert. Zahlreiche Burgruinen krönen die Gipfel der Berge, oder ragen hoch hin auf der Spitze eines Felſens, und erhöhen den romantiſchen Zauber, der die Gegend verſchönt, während freundliche Dörfer und eine Menge einzelner Häuſer im Thale auf eine zahlreiche und

betriebsame Bevölkerung schließen lassen. Steyermark ist überreich an Naturschönheiten.

Vor Grätz, welches wir am 22. Mai erreichten, öffnet sich ein weites, grünes Thal, in dem die Stadt mit dem ganz vereinzelt aus der Fläche emporsteigenden Schloßberge an der Muhr gelegen ist. Die Bauart wird immer südlicher, insbesondere ist die Vorstadt Jacomini freundlich gebaut. Wir besuchten das Theater und fanden das Haus sehr schön und die Darstellung ganz vorzüglich. Keines der Wiener Theater kann, jetzt wenigstens, sich mit dem Grätzer messen.

Auf dem Wege von Grätz nach Laibach verfolgten wir das reizende Muhrthal bis Ehrenhausen; hier zogen sich links die Grenzgebirge Ungarns in geringer Entfernung von uns hin; hinter dem freundlichen Städtchen Mahrburg passirten wir die dunkelblaue Drau; bald darauf erblickten wir zur Linken die nahen Gebirge Kroatiens, während rechts die steyrischen Alpen mit der mannigfaltigen Abwechselung kleinerer Berge sichtbar blieben. In einem weiten, fruchtbaren Thale liegt die Kreisstadt Cilly am bläulichen Sauflusse; von hier aus führt ein anmuthiger Weg nach der Grenze Illyriens. Bei Popelsch erreichten wir am Abend des 23. Mai eine Ebene, aus welcher rechts hinter uns die ganze Reihe der schneebedeckten karnischen Alpenriesen in der Abendsonne goldstrahlend emporstieg: ein Anblick, wie er sich nur in der Schweiz wiederholen mag, und bald nachher öffnete sich uns das wundervolle Thal, in dem Laibach, die

Hauptſtadt Illyriens, an der ſchiffbaren Lubiana gelegen iſt.

Laibach iſt eine ſchön gebaute Stadt mit 10,000 Einwohnern. Von der alten Burg, welche auf einem Berge liegt und gegenwärtig als Gefängniß benutzt wird, hat man eine entzückende Ausſicht auf die Stadt und das grüne, fruchtbare von der Lubiana bewäſſerte Thal, welches, rings von Hochgebirgen umgeben, die ganze Kette der karniſchen und juliſchen Alpen, ſowie die Vormauer von Kroatien in gigantiſchen Formen zeigt. In der Domkirche zu St. Nicolai wohnten wir am 26. Mai der Firmelung der Kinder durch den Fürſtbiſchof bei. Die Kirche war überfüllt von Menſchen, die ſich aus der Stadt und der umliegenden Gegend eingefunden hatten. Mit Vergnügen bemerkten wir, daß die Frauenzimmer, ſelbſt der untern Stände, ſehr ſauber und nationell gekleidet waren. Sie trugen ſämmtlich einen ſchneeweißen, zierlich geſtickten Schleier, den ſie auf eine ganz eigenthümliche Weiſe auf dem Kopfe zuſammengelegt und nach hinten hinabgelaſſen hatten, ſo daß wir ſchon italieniſchen Einfluß auf die Tracht zu erkennen glaubten.

Wirklich bereitet Illyrien in mancher Beziehung auf Italien vor. Kaum mag es aber auch ein Land geben, welches aus ſo heterogenen Beſtandtheilen zuſammengeſetzt iſt, als Illyrien. Schon in den älteſten Zeiten waren deſſen Bewohner gemiſchten Urſprungs; ſie beſtanden aus Thraciern, Phöniciern,

Celten und Illiriern. Cäsar, Augustus, Germanicus und Tiberius unterwarfen das Land dem römischen Scepter. Unter dem Namen Illyricum magnum umfaßte es demnächst alle gegen Morgen gelegene römische Provinzen. Mit dem Verfall des abendländischen Kaiserthums gelangte es an die byzantinischen Kaiser. Im 6. Jahrhundert ließen sich slavische Völkerstämme daselbst nieder, und gaben später Anlaß zur Entstehung der unabhängigen Königreiche Dalmatien, Kroatien, Bosnien und Slavonien. Auf der andern Seite unterwarfen sich die Venetianer und Ungarn im 11. Jahrhundert einzelne Theile des Landes, und selbst Dalmatien gelangte endlich an sie, bis die Türken es größtentheils eroberten. So vereinzelt, war endlich der Name Illyricum fast ganz vergessen, als Napoleon nach dem Frieden von Campo formio aus den Kreisen Villach, Krain, dem östreichischen Istrien, Fiume und Triest, dem Litorale, Dalmatien und den dazu gehörigen Inseln ein Landgebiet unter dem Namen illyrische Provinzen schuf. Gegenwärtig ist Illyrien als Königreich dem östreichischen Scepter unterworfen, besteht aber nur aus den beiden Gubernien von Laibach und Triest *); wogegen

*) Das Gubernium Laibach umfaßt die Herzogthümer Krain und Kärnthen, das Gubernium Triest das Küstenland am adriatischen Meere, namentlich einen Theil von Civil-Kroatien, den Görzer, Istrianer und Fiumer Kreis, so wie die Stadt und das Gebiet von Triest. Und dies Land wird zu Deutschland gerechnet!

gen Dalmatien, Kroatien, Slavonien besondre Königreiche bilden. Man stelle sich nach dem Gesagten das Gemisch von Sprachen vor, welches man in Illyrien hört! Unsre Postillone verstanden heute uns so wenig, als wir sie. Einen von ihnen, der sich nothdürftig im Deutschen auszudrücken wußte, fragten wir, welche Sprache er spräche, und er antwortete: Die raitzische. Sie schien mir ein Gemisch von verdorbenem Italienisch und von slavischem Idiom zu sein.

Der Weg von Laibach bis Adelsberg bietet mannigfaltige Schönheiten dar und führt durch die Gebirge dahin. Auf der letzten Station zwischen Planina und Adelsberg fanden wir Wachthäuser am Wege; der Postillon erzählte uns, daß hier die Straße sehr unsicher sei, und seit Kurzem viele Mordthaten und Räubereien verübt worden wären. Abends um 10 Uhr erreichten wir in der Dunkelheit den Marktflecken Adelsberg, der zwar noch in Krain gelegen ist, aber durch Sitte und Sprache ganz zu Italien gehört. Noch erinnert indessen die Bauart der Häuser an Deutschland. Wir erfuhren von der Wirthin, daß am nächsten Tage das Grottenfest gefeiert werden würde. Bei Adelsberg liegt nämlich die berühmte Magdalenengrotte, in welcher alljährlich eine Lampenbeleuchtung der unterirdischen Räume Statt findet. Die Wirthin eröffnete uns, daß wir, wenn wir nicht bis morgen Nachmittag zum Feste bleiben wollten, morgen früh die Grotte, wegen der

zur Beleuchtung erforderlichen Vorbereitungen nicht würden ſehen können; wir entſchloſſen uns daher, ſie ſofort in Augenſchein zu nehmen. Bevor der dazu nöthige Wagen herbeigeſchafft werden konnte, war es 11 Uhr Nachts geworden, und ſo mochte es halb 12 Uhr ſein, als wir bei völliger Dunkelheit und ſtets in Gefahr, auf dem holprigen Wege der Gebirgsſchluchten umgeworfen zu werden, endlich den Eingang erreichten. Unſer Fuhrmann hatte eine wilde italieniſche Phyſiognomie, in Spitzhut und Mantel gekleidet glich er den italieniſchen Räubern, welche wir aus Bildern kennen. Am Eingange der Höhle erwarteten uns mehrere, eben ſo wild ausſehende Kerle mit Fackeln. Die Höhle iſt bekanntlich eine der größten Stalaktitenhöhlen der Erde, 7 Stunden lang und reich an Naturmerkwürdigkeiten. Nahe beim Eingange derſelben ſtürzt ſich der Poigkſtrom in den Bergſchlund, und fließt in der Tiefe fort, bis er bei Planina wieder ans Tageslicht gelangt. Man ſchreitet über eine 80 Fuß hohe Brücke von Tropfſtein, welche über einen tiefen Waſſerſchlund führt. Es machte einen ſchauerlichen Eindruck, als wir, oben ſtehend, in den Schlund hinabblickten, in dem das Waſſer rauſchte, welches von den flammenden Fackeln beleuchtet, dem Höllenpfuhl in ſchwarzer Felſenumgebung glich. Die Höhle beſteht aus zwei Etagen. Man ſteigt bald empor, bald hinab, und iſt ſtets in Gefahr, auf dem ſchlüpfrigen Boden auszugleiten. An mehreren Stellen zeigen ſich Tropfſteingebilde ſelt-

ſamer Art, wie in der Baumanns- und Bielshöhle, namentlich gleicht eine kleinere Höhle mit zahlreichen Tropfſteinſäulen, die vom Boden aufſteigend die Decke tragen, einem gothiſchen Kirchengewölbe. Hier und da iſt der Tropfſtein in Kryſtallen angeſchoſſen, die im Schein der Fackeln flimmerten. Im Ganzen blieb indeſſen die Färbung der Höhle dunkel und ſchwarz. Sehr befriedigt, aber auch ſehr erſchöpft, kehrten wir um 1 Uhr Nachts nach unſerem Gaſthofe zurück.

Zweites Kapitel.

Table d'hote in Adelsberg. Südliche Lebendigkeit der Gesellschaft. Bauart von Sessana. Der Friedhof von Sessana. Obscina. Blick vom Karst vor Triest. Enthusiastisches Geschrei der Reisenden. Die erste Osteria. Triest. Schöne Bauart der Stadt. Schattengänge in den Straßen. Menschengewühl. Die große Locanda. Der Marktplatz aus der Stummen von Portici. Die Kinderleiche. Das Meer und der Hafen. Der Wochenmarkt. Limonadenverkäufer. Einem Mörder wird öffentlich sein Urtheil bekannt gemacht. Beschreibung der Stadt. Schildkrötenverkauf. Der Molo. Umgebungen der Stadt. Spazierfahrt im Golf.

Triest, am 27. Mai.

Wo soll ich Worte hernehmen, das unendlich Schöne zu schildern, was ich heut gesehen? — Wir sind in Triest. Sagt auch die Charte, daß wir uns noch in Deutschland befinden; Stadt, Gegend, Menschen und Sprache: Alles überzeugt uns, daß wir Hesperiens göttliche Gefilde erreicht haben! —

Wir blieben, um auszuruhen, und um in der Abendbeleuchtung Triest zu erreichen, bis nach Tische in Adelsberg. An der Table d'hote, wo man uns

jämmerlich speiſete, fanden wir Gelegenheit, die verſchiedenartigſten italieniſchen Phyſiognomien zu ſtudiren. Das Grottenfeſt hatte eine Menge von Menſchen aus der umliegenden Gegend, namentlich auch aus dem 7 Meilen entfernten Trieſt, herbeigelockt. Es wurde nicht mehr deutſch, ſondern blos italieniſch geſprochen. Die ſüdliche Lebendigkeit der Geſellſchaft war ſo groß, daß man ſein eignes Wort nicht hören konnte.

Wir fuhren über Prewald und Seſſana nach Trieſt. Es iſt kaum zu glauben, wie ſich bei Seſſana plötzlich der Charakter des Landes ändert. Man ſieht ſich unwiderſprechlich nach Italien verſetzt; die Dörfchen beſtehen aus ſteinernen Häuſern mit niedrigen Winkeldächern; ſchmale ſteinerne Treppen leiten von außen an den Mauern zum zweiten Stockwerk empor; allein noch iſt die Gegend öde, die Höhen ringsumher ſind kahl und ſteinig, und nur hier und da ſieht man den Weinſtock. Allmälig erſcheint die wellenförmige, grau röthliche Hochebene, auf der man fährt, und auf der kein Baum und kein Gras wächſt, mit weißen Kalk- und Alabaſter-Felsſtücken überſäet, die überall mehrere Fuß hoch aus der Erde hervorſehen. In der traurigen Oede der Umgebung gleichen ſie den Monumenten eines unermeßlichen Friedhofes. Allein dies weite Grab dient nur dazu, die entzückende Ueberraſchung, welche den Fremden erwartet, zu erhöhen. Die Natur ſcheint hier durch das

Zuſammenſtellen der Extreme ihren höchſten Triumph feiern zu wollen.

Wir erreichten Obſcina, den Schlagbaum, der eine Stunde vor Trieſt das Stadtgebiet begrenzt. Hier wurden unſre Päſſe viſirt. Noch konnten wir Trieſt nicht ſehen, noch immer befanden wir uns in Anhöhen, welche jede Fernſicht verhinderten. Man fährt indeſſen bereits auf der Höhe der Gebirge, welche dicht vor der Stadt ſteil ins adriatiſche Meer abfallen. Endlich hatten wir die Spitze des 1486 pariſer Fuß hohen Karſtberges erreicht, unter dem Trieſt gelegen iſt, und wie durch einen Zauberſchlag öffnet ſich hier dem Reiſenden, der einen Augenblick vorher nichts ſah, als nackte Höhen, eine unermeßliche Welt voll irdiſcher Schönheiten, wie die glühendſte Einbildungskraft ſich nicht zu denken vermag.

Vor uns lag das tiefblaue, adriatiſche Meer von der untergehenden Sonne beleuchtet, mit hunderten von weißen Segeln; tief zu unſern Füßen, und der Entfernung wegen ungewöhnlich klein erſchien uns Trieſt mit ſeinen weißen ſteinernen Häuſern, ſeinem Kaſtell und Hafen, ſeinem Molo und Leuchtthurm; links herüber wälzte ſich das vom Schein der Abendſonne geröthete, nackte Gebirge, auf dem wir uns befanden, in mahleriſchen Wellenlinien, wie ein erſtarrtes vulkaniſches Lavameer längs der Küſte von Iſtrien hinauf; rechts ſank eine niedrigere Bergreihe nach der flachen Küſte des lombardiſch-venetianiſchen Königreichs hinab. Dicht am Wege ſahen wir eine Oſte-

ria (Wirthshaus) mit einer von Weinlaub bedeckten italieniſchen Gallerie, unter der fröhliche Menſchen ſaßen und ſich der reizenden Natur erfreuten. Den Abhang der Berge, welche das kleine und enge Thal umgeben, in dem Trieſt am Meere gelegen iſt, zierten zahlloſe Landhäuſer zwiſchen Rebengewinden, und über der ganzen Landſchaft war das Azurgewölbe eines klaren, wolkenloſen Himmels und der Zauber der Abendbeleuchtung ausgebreitet. Wir blickten ſprachlos vor Entzücken auf dies unbeſchreiblich ſchöne Gemälde, und ſüße Thränen netzten unſere Wangen. Wenn Italien ſo beginnt, welche Reize muß es dann im Innern bergen!

Eine ganz vortreffliche Chauſſee führt im Zickzack von der Höhe des Karſt nach der Stadt hinab. Dieſe Krümmungen des Weges erhöhen die Mannigfaltigkeit des Schauſpiels. Bald iſt der Blick dem Meere und der allmälig ſich nähernden und nun immer gröſſer werdenden Stadt, bald den Landhäuſern am Abhange des Bergthals zugewendet. Zweierlei fehlt leider in der herrlichen Landſchaft: das üppige Grün der Vegetation; denn grüne Matten und laubſchattige Bäume ſahen wir nirgend, und es iſt bekannt, daß hier vor einem halben Jahrhundert nur nackte Steine lagen und daß die Erde, welche dieſelben jetzt bedeckt, mit großen Koſten aus Iſtrien herbeigeſchafft worden iſt; die Stadt aber ermangelt der Thurmzierde; nur ein Paar unbedeutende Kuppeln und

Thürmchen traten hervor, als wir tiefer hinab gekommen waren.

Mit Ueberraſchung und Freude fuhren wir in die Stadt ein, die uns immer mehr die Ueberzeugung gewährte, daß wir uns nicht mehr in Deutſchland, ſondern bereits in Italien befanden. Trieſt iſt ganz italieniſch und wirklich ſehr ſchön gebaut, das Straßenpflaſter vortrefflich. Faſt überall ſind vor dem untern Stockwerk der Häuſer, mit Hülfe buntfarbiger Stangen, blau und weißgeſtreifte leinene Tücher ausgeſpannt, ſo daß man im Schatten an den reichen Kaufläden vorüber wandelt; wohin man blickt, zeigt ſich der lebhafte Verkehr einer bedeutenden und im Verhältniß ihrer Größe außerordentlich bevölkerten Seeſtadt; in dem Gewühl der Europäer unterſcheidet das Auge hier und dort orientaliſche Trachten. Wir ſtiegen vor der ſogenannten großen Locanda (Gaſthof) am Marktplatze ab. Dieſer Platz iſt viereckig, ganz mit breiten Quadern gepflaſtert, und gleicht, da er nur von mäßiger Größe und rings von hübſchen Gebäuden eingeſchloſſen iſt, einem mit Flieſen belegten Saale im Freien. Unwillkürlich riefen wir, da wir hier Orangen und Fiſche feil bieten, und eine Menge von Fiſchern und Matroſen mit ihren rothen Mützen umherlaufen ſahen: das iſt der Marktplatz aus der Stummen von Portici! Was bis dahin nur ein Bild unſerer Phantaſie geweſen war, trat hier verwirklicht in's Leben. — Wir haben ein vortreffliches Quartier erhalten, welches vorn nach dem Markte, hinten nach

dem Hafen hinausgeht. Bald vorn, bald hinten zum Fenſter hinausblickend ſchweben wir in unausſprechlichem Entzücken; denn das Land unſrer Sehnſucht iſt ja nun erreicht!

So eben wird die Leiche eines etwa neunjährigen Kindes in einem offenen, mit Blumen geſchmückten Sarge, unter unſern Fenſtern vorübergetragen. Voran Geiſtliche im Ornat, mit dem Kreuze an der Spitze, dann der bunte Sarg unmittelbar auf den Schultern der Träger ruhend und hinter demſelben das Trauergefolge, aus Frauen und Kindern beſtehend. Ja, wir ſind in Italien! —

Am 28. Mai.

Ein heitrer Tag iſt angebrochen. Unſer Gaſthof liegt am Hafen. Hier erblicken wir Schiffe von allen Nationen. In der Morgenbeleuchtung hat das Meer eine faſt ſchwarzblaue Farbe angenommen, geſtern Abend war es hellblau. Ich hatte geglaubt, daß es in weiter Entfernung mit dem Aether verſchwimme; ſtatt deſſen gewährt es einen ſehr kleinen Geſichtskreis und begrenzt ganz nahe und in bedeutender Höhe den Horizont durch einen ſcharf gezeichneten dunkelblauen Strich. Vorn heraus zeigt ſich auf dem Markte ein noch regeres Gewühl, als geſtern Abend. Man verkauft an Früchten treffliche Kirſchen, Erdbeeren und Apfelſinen, an Gemüſe insbeſondere Antiſchocken. Die Apfelſinen ſind Erzeugniſſe Meſſina's; denn bei Trieſt wachſen keine Orangen.

Die Verkäufer erheben ein ohrenbetäubendes Gebrüll, womit ſie ihre Waaren anbieten. Eigenthümlich erſcheinen mir beſonders die Limonadenverkäufer, die mit einer großen Flaſche und einem Glaſe in den Händen herumlaufen, oder ein Faß oder kupfernes Gefäß auf einer Karre vor ſich hinſchieben, ihr gewiß klägliches Geſöff dem Pöbel mit durchdringendem Geſchrei als köſtliche Erquickung anpreiſen, und dem dampfenden Laſtträger für einen Kreuzer ein ganzes Quart ihres Getränkes in den lechzenden Schlund gießen. Denn, wiewohl früh am Tage, iſt es ſchon ſehr warm. — Was giebt es plötzlich? — Das Volk läuft zuſammen; jeder Verkäufer verläßt ſeine Waaren. Ein verwirrtes Geſchrei dringt zu unſern Fenſtern empor. Ein Detachement Soldaten führt einen Verbrecher in Ketten herbei. Vor einem uns gegenüber befindlichen Hauſe wird Halt gemacht. Eine ſchwarz gekleidete Gerichtsperſon tritt auf den Balkon des Hauſes hinaus. Augenblicklich verſtummt das Volk; Todtenſtille herrſcht; die Gerichtsperſon entfaltet eine Rolle und lieſt das Urtheil. Der Inquiſit hat ſeine Geliebte aus Eiferſucht ermordet; lebenslänglicher Kerker iſt ſeine Strafe. Er iſt blaß, das ſchwarze, ſtruppige Haar hängt ihm ins Geſicht. Er hört mit Gleichgültigkeit die Entſcheidung ſeines Geſchicks, und geht, dem Anſchein nach, ſehr ruhig in ſein Gefängniß zurück. Der Richter entfernt ſich; ein dumpfes Murmeln durchläuft die Menge; Jeder eilt ſeinem Geſchäft wieder

nach, und ſofort ertönt wieder das durchdringende Geſchrei der Waarenhändler. Alles iſt vergeſſen. —

Wir beſahen Vormittags die Stadt, die wir heute noch reizender finden, als geſtern. Ein Kaufmannsladen reiht ſich an den andern; hinter den Glasfenſtern ſind die ſchönſten und glänzendſten Erzeugniſſe der Induſtrie zur Schau ausgelegt. Wir bemerkten ſehr viel Roſogliofabriken und Kaffeehäuſer. Auch Buchhändler fehlen hier nicht, und beweiſen, daß auch der geiſtigen Kultur gedacht wird. Die katholiſche Kirche, die Börſe, das Schauſpielhaus, das Zollamt, der Palazzo und einzelne Privathäuſer verdienen als Bauwerke beachtet zu werden. Die Straßen ſind faſt durchgängig breit und ſchön; insbeſondere iſt die Chiozziſtraße zu bemerken. Indem man die Hauptſtraßen hinunterblickt, trifft das Auge entweder auf das blaue Meer und die Segel, Maſten und Stengen einzelner Seeſchiffe; oder wenn man den entgegengeſetzten Ausgang der Straße betrachtet, auf den Karſt und die Anhöhen, an deren Abhang ſich hier und dort zwiſchen Rebengewinden eine Villa zeigt. Die Stadt iſt von mittler Größe und hat bereits mehr als 40,000 Einwohner, deren Anzahl ſtets im Wachſen begriffen iſt. Ueberall zeigt ſich Wohlſtand und Gewerbsthätigkeit. Es ſind hier 17 Banken und Aſſekuranzen, und es werden ſehr bedeutende Geſchäfte gemacht. Von den italieniſchen Handelsſtädten kann ſich in dieſer Beziehung wohl nur Livorno mit Trieſt meſſen.

Der Markt der Seeerzeugniſſe bietet dem, der ſo Etwas noch nicht geſehen, einen merkwürdigen Anblick. Insbeſondere ergötzten uns in einer zum Hafen führenden Seitengaſſe mehrere Weiber, deren jede einen 5 Fuß hohen und eben ſo breiten Haufen lebendiger Schildkröten vor ſich zum Verkaufe liegen hatte, und die Trefflichkeit ihrer Waare ebenfalls laut anpries.

Ein Spaziergang auf dem Molo gehört zu den angenehmſten Unterhaltungen in Trieſt. Von allen Seiten ſtürzen hier dem Fremdlinge Schiffer entgegen und bieten mit ſchreiender Beredſamkeit ihre Barken an, zu einer Spazierfahrt im Golf bis nach dem Leuchtthurm herüber. Der Hafen iſt ſehr breit, ſoll aber nicht vollkommene Sicherheit gewähren. Wiewohl ein ſüdliches Meer, bewegt ſich das adriatiſche hier doch auch bei ruhiger Witterung mit großer Lebhaftigkeit und unheimlicher Geſchwätzigkeit. Intereſſant ſind uns die fremdartigen, lateiniſchen (dreieckigen) Segel, welche auf den Schiffen der ſüdlichen Nationen, insbeſondere auf den italieniſchen Barken, flattern. —

Nachmittags begaben wir uns nach einem Vergnügungsort der Bewohner Trieſts, einem Kaffeehauſe am Ende der langen Allee, welche am Abhange der die Stadt umſchließenden Berge in ziemlicher Höhe dahinführt, und einen entzückenden Blick auf das Thal, auf die gegenüberliegenden Landhäuſer,

auf die Stadt und auf das Meer gewährt. Wir konnten die ſich nach dem lombardiſch-venetianiſchen Königreiche abflachende Küſte des Golfs bis zu der Ebene verfolgen, aus welcher der hohe Thurm von Aquileja, dieſer einſt ſo blühenden, aber, ſeit der Zerſtörung durch Attila, zum elenden Dorf herabgeſunkenen Handelsſtadt, hervorragt. Wir beſuchten ſodann auch noch die gegenüber liegende Bergſtraße. Zahlreiche Oſterien beweiſen hier, daß der gemeine Mann Frohſinn und Geſelligkeit liebt. Faſt überall bemerkten wir an den Landhäuſern und Oſterien die aus den Abbildungen italieniſcher Gegenden ſo bekannten Weinlaubgallerien.

Abends fuhren wir im Golf ſpazieren. Wir mietheten ein kleines, breites, faſt völlig rundes Boot, einer Nußſchale vergleichbar, welches ein Segel hatte, und ſchaukelten von den Wellen empor gehoben und hinabgeworfen dem Leuchtthurm zu. Der Anblick Trieſts mit ſeinem Kaſtell und Hafen vom Meere aus iſt reizend ſchön. Die Sonne war ſchon untergegangen; mehr und mehr entzog Dunkelheit die Küſte unſern Blicken, doch leuchteten noch einzelne Lichter der Häuſer zu uns herüber. Da rollte der Donner eines Kanonenſchuſſes weit hin über die dunkeln Wogen, und die Gasflamme des Leuchtthurmes ſtrahlte uns plötzlich von der Spitze delle Mosce entgegen und ſpiegelte ſich auf der dunkeln Wölbung des Meeres. Es war neun Uhr vor-

über, als wir das Ufer wieder erreichten. Meine Reisegefährten begaben ſich noch in's Theater. Sie kamen indeß ſehr bald zurück, mit der Erklärung, daß das Haus zwar ſehr hübſch ſei und ſechs Reihen Logen habe, daß ſie aber des erbärmlichen Spiels wegen nicht hätten ausdauern können.

Drittes Kapitel.

Abreise von Triest. Die Reisenden fahren 1486 Fuß bergan im Trabe. Obscina. St. Croce. Vortreffliche Chaussee. Oede Gegend. Italienische Bettler. Fahrt am Meere. Das flache Land. Unerfreulicher Anblick der Maulbeerbäume. Räuchrige und schmutzige Ortschaften. Palmanova. Die lombardisch-venetianische Ebene. Codroipo. Pordenone. Conegliano. Weinfestons. Wiederkehr zudringlicher Bettler. Schmutz und Unflath. Der Enthusiasmus der Reisenden fängt an, sich abzukühlen. Treviso. Trauriger Anblick der Stadt. Speisehallen. Elende Speisen; ungenießbares Brot.

Palmanova, den 29. Mai.

Heute Nachmittag reiseten wir von Triest ab, welches uns stets in freundlicher Erinnerung bleiben wird. Wir mußten die Straße, welche wir über den Karst hinabgekommen waren, wieder hinauffahren, was bei der vortrefflichen Chaussee im beständigen Trabe geschah, und nahmen auf der Höhe des Berges von der entzückenden Aussicht Abschied. An der Barriere von Obscina mußten wir auch heute unsre Päße vorzeigen und außerdem unsre Sachen durchsuchen lassen. Dann schlugen wir den Weg ein, der auf der

Hochebene längs der Meeresküste nach der Grenze des lombardisch-venetianischen Königreichs und zunächst nach der Poststation St. Croce führt. Die Chaussee bleibt vorzüglich. Die Gegend ist kahl, auch ragen überall niedrige Kalksteingebilde aus der Erde hervor, und nur an einzelnen Stellen wird Wein angebaut. In St. Croce drang ein Schwarm von Bettlern mit solcher Zudringlichkeit auf uns ein, daß wir die Hilfe der neugierig umherstehenden Leute in Anspruch nehmen zu müssen glaubten. Allein mit Befremden bemerkten wir, daß Niemand auf unsre Bitte Rücksicht nahm; man stierte uns an und schien im Gegentheil die Befriedigung der Bettler für eine Pflicht zu halten.

Von St. Croce gelangten wir nach Monfalcone. Das adriatische Meer bot uns links zu wiederholten Malen eine erhebende Aussicht. Die Anhöhen hatten sich hinabgesenkt; wir fuhren dicht am seichten Meeresufer, welches von zahlreichen Kanälen durchschnitten, sumpfig und mit Schilf bewachsen war. Nach und nach verschwand das Meer wieder und wir befanden uns endlich im flachen Lande. Ueberall sahen wir hier schwarze, knorrige, laublose und anscheinend vertrocknete Bäume am Wege stehen, die einen unfreundlichen Eindruck machten. Wir erfuhren, daß es Maulbeerbäume wären, die der Seidenzucht wegen mehrmals im Jahre ihres Laubes beraubt werden. Auch zeigten sich Feigenbäume und Weinreben. Zur rechten Hingebung konnte man nicht gelangen;

denn die freche Zudringlichkeit und das Geschrei der Bettler, die uns überall bestürmten, war nicht zu ertragen. Auch fanden wir die Ortschaften, durch die wir kamen, räuchrig und schmutzig. Wir passirten den Küstenfluß Isonzo, und erreichten Abends Palmanova, das erste Städtchen der Provinz Friaul im lombardisch-venetianischen Königreich, wo man uns abermals die Pässe abforderte. Jedes Mal, wenn dies geschieht, müssen wir die Börse öffnen. Wir sind hier in dem Gasthofe abgestiegen, der uns als der beste genannt worden ist, finden ihn aber sehr mittelmäßig. Der heutige Nachmittag hat unsern Erwartungen schlecht entsprochen. Wir sind ziemlich mißmüthig; wenn Italien so bleibt, wie wir es heut Nachmittag gesehen, dann ist es — nicht hübsch.

Treviso, den 30. Mai.

Der Tag war schön; um 8 Uhr Morgens verließen wir Palmanova, wo uns Schaaren von Flöhen gepeinigt hatten. Wir befanden uns nun in der ungeheuern Ebene des lombardisch-venetianischen Königreichs, welche gegen Norden von den rhätischen und karnischen Alpen begrenzt wird. Den ganzen Vormittag hatten wir den von den karnischen Alpen auslaufenden Gebirgskamm vor Augen, der die Provinz Friaul von Belluno scheidet. Wiewohl anfänglich 10 bis 12 Meilen *) entfernt, lag er doch mit

*) Unter Meile ist in diesem Buche stets die geographi-

ſolcher Klarheit rechts vor uns, daß man die bewachſenen von den unbewachſenen Stellen unterſcheiden konnte; die große Entfernung wurde nur dadurch angedeutet, daß der Höhenzug mit ſchwacher Fleiſchfarbe auf dem blauen Himmel getuſcht, und die Umriſſe des Gebirges wie hingehaucht erſchienen; oder richtiger, ſie ſahen ſo aus, als ob ein näher liegendes Gebirge in zarte Nebel gehüllt und dieſer von der Morgenſonne ſanft geröthet wird. Rechts und links hingen oft Feſtons von Weinreben an den Bäumchen, die auf den Feldern gepflanzt ſind. Auch ſahen wir viel Maulbeerbäume und Maisfelder. Hinter Codroipo fuhren wir auf der längſten Brücke, die ich je geſehen, über den Küſtenfluß Tagliamento. Er hatte nur wenig Waſſer; allein ſein breites Bett war durch das Steingeröll, welches er im Winter gewaltſam mit ſich fortführt, weithin bezeichnet. Wir gelangten alsdann auf eine ſchöne, mit Pappeln beſetzte Chauſſee, und erreichten Mittags, der Gebirgskette immer näher kommend, das Städtchen Pordenone, wo wir ſehr gute Bewirthung fanden. Nachmittags wurde die Gegend noch reizender. Wir gingen über Sacile, wo wir den Küſtenfluß Livenza paſſirten, an der vorſpringenden Spitze des Gebirges vorbei nach Conegliano, in deſſen Umgegend alte italiſche Fel-

---

ſche oder deutſche, im Gegenſatz zu Miglio, zu verſtehen. Vier Miglien, oder italieniſche Meilen, machen eine deutſche Meile.

fenschlösser die romantische Stimmung erhöhen, in welche hier die Seele versetzt wird. Die vortreffliche Chaussee und der Umstand, daß die Postillone, die zwar unverschämte Trinkgelder verlangen, fast nur im Galopp dahin rollen, trugen ebenfalls das Ihrige bei, uns zu erheitern. Allein, wenn ich wahr sein will, darf ich nicht unerwähnt lassen, daß in den Ortschaften, wo wir anhielten, der Anblick ekelhafter, schmutziger Menschen und die unbeschreibliche Zudringlichkeit der Bettler jedesmal schmerzlich störend in die stille Ruhe unseres Gemüthes eingriff. Wir müssen ferner bekennen, daß wir uns sauber angestrichne, zierliche Häuser in den italienischen Städten gedacht, statt derselben aber alte, räuchrige, schmutzige Steinklumpen gefunden haben. Auch dürfen wir endlich nicht übergehen, daß der Gebrauch, die Felder mit Bäumen und Wein zu bepflanzen und die Rebe von einem Baume zum andern in Festons zu ziehen, so reizend ein solches Laubgewinde an und für sich ist, dennoch den Uebelstand herbeiführt, daß man wie in Wäldern, nicht in die Ferne blicken, namentlich aber von der Lage und dem Anblick der Ortschaften keinen Begriff bekommen kann, weil man diese in der Regel erst dann zu sehen bekommt, wenn man sich am Thore befindet.

Zwischen Conegliano und Treviso passirten wir endlich noch den Küstenfluß Piave. Um 6 Uhr Abends erreichten wir Treviso, eine größere Stadt von 15,000 Einwohnern, wo wir in der Post einkehrten.

Wir hatten geglaubt, hier endlich die freundlichen Häuser Triests wiederzufinden; allein dem war nicht so. Ein Spaziergang durch die Stadt erfüllte mich mit Wehmuth. Sie ist eng gebaut und besteht zum Theil aus zusammenstürzenden, vom Alter geschwärzten Steinklumpen; einzelne Häuser sind völlig unbewohnt; hier und da wächst Gras in den Straßen. In dem bewohnten Theil der Stadt wimmelt es von Menschen: doch sieht man nur Pöbel, nicht sauber gekleidete, anständige Leute. In den Häusern selbst scheint Alles erstorben! kein schalkhafter Mädchenblick lächelt aus den Fenstern herab. Ueberhaupt haben wir bis jetzt noch kein weibliches Wesen in Italien gesehen, welches man hübsch hätte nennen können. In allen Straßen Treviso's zeigte sich Schmutz; die Handwerker arbeiteten im Freien; die ganze Stadt hat etwas Höhlenhaftes und Unheimliches. Die Plätze sind erbärmlich; einer derselben ist ein ungepflasterter Berg, auf dem eine Kirche liegt. Ich gerieth aus einer Seitengasse zwischen Gartenmauern, über welche Oleander und Granatblüthe freundlich herübernickten. Es that mir wohl; denn es bedurfte dieses Argumeats ad hominem, daß ich in Italien sei. Bald darauf stand ich vor der Kathedrale; dies herrliche Bauwerk söhnte mich nothdürftig wieder mit Treviso aus.

Die Thurmuhr vor unsern Fenstern zeigt, daß man hier schon, wie es bekanntlich in Italien Sitte ist, die Tagesstunden bis 24 zählt. Seit unserer

Abreiſe von Trieſt finden wir in jedem Stockwerke einen Salon, der meiſtens von vorn nach hinten durch das Haus geht, und allen Bewohnern der angrenzenden Zimmer als gemeinſchaftliches Speiſezimmer dient. Unſer heutiges Abendeſſen war ſehr ſchlecht, das nothwendigſte Bedürfniß, Brot, ſcheint man im lombardiſch-venetianiſchen Königreich nicht zu kennen. Denn was man ſtatt deſſen erhält, iſt eine abſcheulich ſchmeckende ſaure Semmel, oder ein ſteinhartes, weißes, ungeſalzenes und völlig geſchmackloſes Gebäck!

Viertes Kapitel.

Verfallene Villen auf der Landstraße von Treviso nach Mestre. Fashionables aus Treviso. Mestre. Italienisches Gesindel. Das Schwein, als Schooßthier. Frech Zudringlichkeit des Pöbels. Man rupft die Reisenden von allen Seiten. Fahrt von Mestre nach Venedig in den Lagunen. Anblick Venedigs aus der Entfernung. Bedenkliches Kopfschütteln. Einfahrt in die Stadt. Gestank, Grabesstille, verfallene Ruinen. Der große Kanal. Die schwarzen Trauernachen, genannt Gondeln. Der Ponte rialto, der stinkende Fischmarkt, das Hotel Royal des Herrn Danieli am Quai der Schiavonier. Aussicht vom Quai. Venetianische Mittagsmahlzeit. Der Markusplatz bei Tage. Die Markuskirche. Der venetianische Kontrebandenriecher. Der Cicerone Vulgaris. Der Campanile (Glockenthurm) der Kirche. Aussicht von demselben. Der Markusplatz zur Abendzeit. Die Venetianerinnen. Flöhe und Ungeziefer.

Venedig, den 31. Mai.

Heute früh reiseten wir von Treviso ab nach Venedig. Der Weg war eben, die Chaussee unausgesetzt vorzüglich. Auf beiden Seiten der Landstraße nach Mestre sahen wir mehr oder minder verfallene

Villen und Gärten der reichen Venetianer und Trevisaner. Hier und da zeigten sich in den Gärten bereits Cypressen; einzelne Pfeiler der Gartenmauern waren mit drittehalb Fuß hohen, steinernen und bunt übermalten italienischen Fratzen, welche großnasige Zwerge oder buckelige Weiber mit lächerlich verzogenen Gesichtszügen darstellen, geziert. In der Nähe Treviso's begegneten uns ein Paar Fashionables auf den in dortiger Gegend gebräuchlichen, einspännigen Kurrikeln. Unmittelbar auf der Achse zwischen den beiden Rädern erhebt sich der hölzerne, roth angestrichene sattelähnliche Sitz des Fahrenden. Auf der guten Chaussee mag das gehen; auf dem Steinpflaster muß dies Fuhrwerk abscheulich sein. Es war gerade Markt, als wir in Mestre einfuhren. Wiewohl diese Stadt nur klein ist, erinnerte sie doch durch die Lebhaftigkeit des Verkehrs an die volkreichsten, größern Städte Deutschlands. Allein man fühlt sich unheimlich, wenn man sich von diesem fluthenden, schreienden, heftig gestikulirenden Gesindel mit Habichtsnasen und glühenden Augen, von diesen schmutzigen, stets nach Zwiebeln stinkenden Menschen umgeben sieht. Die lange breite Straße, oder richtiger, der Markt, den wir durchfuhren, wimmelte von einer kleinen Race von Schweinen, die auf eine abscheuliche Weise in das durchdringende Geschrei der Menge hineingrunzten und hineinquiekten. Hier und da erblickten wir ekelhafte Weiber, welche das eingekaufte Schwein unter dem Arm nach Hause tru-

gen, und ungemeines Wohlgefallen an dem nervenerschütternden Geschrei dieser neuen Art von Schooßthierchen zu haben schienen. Es war 9 Uhr Morgens, als wir in den Gasthof la Campana einfuhren. Er ist so schlecht, als die übrigen bis jetzt in Italien gesehenen. Wir mußten hier unsern Wagen stehen lassen und ein Postschiff besteigen, um über die Lagunen nach Venedig gelangen zu können. Eine Menge abscheulichen Gesindels lauerte in der Hausflur auf das Auspacken unserer Sachen. Kaum hatte ich damit angefangen, als sich zwanzig Hände mir entgegenstreckten. Ich mochte zurückweisen oder nicht, mit thierischer Wildheit entriß man mir die Sachen; ein Jeder strebte zu verdienen und die angekommenen Fremden zu zwingen, ihm ihre Beutel zu öffnen. Wir waren empört über diese freche Zudringlichkeit; der entschiedenste Befehl, den Wagen augenblicklich zu verlassen, blieb unbeachtet. Alsbald hatten sich zwei Lastträger mit Karren eingefunden, um unser Gepäck fortzuschaffen. Der Kanal, in dem die Einschiffung geschieht, ist etwa 10 Minuten von der Locanda entfernt. Wiewohl eine Karre genügt hätte, legte man doch, ohne uns zu fragen, unsre Sachen auf zwei Karren, damit wir doppelt zu bezahlen hätten. Außerdem nahmen zwei oder drei andere Kerle noch einige Gegenstände in die Hand und eilten damit unserm Schiffe zu. Man glaube doch nicht, daß man so etwas verhindern könne. Das müßig gaffende Volk, welches den angekommenen

Fremden mit wilder Frechheit betrachtet und ihn laut verhöhnt, wenn er ſich irgend eine Blöße giebt, würde ſogleich Partei gegen ihn nehmen, wenn er ſich der Willkür Einzelner nicht fügen wollte. Auf dem Wege vom Gaſthofe zum Schiffe wurden wir noch von einer Menge unverſchämter, ſchreiender und ekelhafter Bettler angefallen. In dem Schiffe erwarteten uns vier Poſtſchiffer, ungeachtet es von zwei oder drei Perſonen hätte regiert werden können. Ein fünfter Kerl in der Poſtuniform (gelb und ſchwarz) hatte die Frechheit, ſich als Stalliere (Stallknecht) der Poſt, ungeachtet wir zu Waſſer und alſo nicht mit Pferden abfuhren, ſein buona man' (Trinkgeld) zu fordern; ein Sechster wünſchte uns ein bon viaggio (glückliche Reiſe) und forderte dafür ebenfalls ſofort ein Trinkgeld! Es läßt ſich nicht beſchreiben, wie ſehr wir geplündert und gemißhandelt wurden. Endlich und nachdem wir wenigſtens an funfzehn Perſonen Trinkgelder austheilen müſſen, wurde das Schiff abgeſtoßen. Eine halbe Stunde lang blieben wir in einem ſchmalen, ſchmutzigen Kanal, der ſich in die Lagunen mündete. Vor der Mündung deſſelben zeigten ſich Feſtungswerke Venedigs *). Es war ein ſchöner Tag, die Sonne ſchien; ein kalter, lebhafter Wind hob die Wellen der Lagunen, die von dieſer Seite ſo breit und tief ſind, daß man das hohe Meer vor ſich zu ſehen wähnt. Bald erblickten wir vor uns zur Rech-

*) Das Fort de Malghera.

ten die erſehnte angebliche Wunderſtadt. Wie ein grauer Streifen, aus dem mehrere Thürme, grauen Stiften gleich, emporſtiegen, lag Venedig am Horizont. Ich ſtand vorn im Schiffe; Haar und Mantel flatterten im kalten Winde, und dennoch war ich in Italien und der Juni ſollte beginnen! Ich wollte die glänzenden Kuppeln, von denen ich ſo viel gehört, zuerſt ſehen und begrüßen. Näher und näher ſchwebte das Schiff (eine Barke mit einer Kajütte), deutlich konnte man bereits die Stadt unterſcheiden; aber glänzende Kuppeln wollten nicht erſcheinen; — ich ſah zwar einige Kuppeln und Thürme, allein ſie blieben grau, ungeachtet ſie die Sonne beleuchtete. Venedig nahm ſich aus wie eine gröſsere Stadt am Horizont einer Ebene, etwa wie Leipzig oder Breslau. Ich ſchüttelte ſchon bedenklich den Kopf. — Wir hatten inzwiſchen die Barriere erreicht, ein Haus in den Lagunen, wo wir anhielten und die Päſſe abgeben muſsten. Mit groſser Schnelligkeit legten wir dann den Weg nach der Stadt zurück. Unterweges kamen wir an einer kleinen Kapelle vorüber, die mitten im Waſſer ſteht, und zu der eine hölzerne Treppe aus den Wellen emporführt. Als Venedig nahe vor uns lag, fanden wir uns in unſern Erwartungen noch mehr betrogen. Die Häuſer der Stadt ſind an dieſer Seite beſonders ſchmuzig und elend. Aber wie ward uns, als wir in den erſten Kanal Venedigs einbogen, und wir nun ein wüſtes Grab, von einer Kloake durchſpült, zu ſehen wähnten? — Der Geruch des

ſtinkenden Kanals benahm uns faſt den Athem. Bald erreichten wir den berühmten großen Kanal, der quer durch die Stadt läuft. Allerdings beſpült er die Grundmauern einer Menge von Palläſten; allein der Eindruck, den die letztern machen, iſt ein ſchmerzlicher. Es ſind rußige, wüſte, ausgeſtorbene, verfallene Ruinen! Nirgend zeigte ſich ein Bewohner; überall herrſchte Grabesſtille; nirgend ſahen wir anſtändig gekleidete Menſchen, ſondern nur ſchmutzige Gondelführer. Die Gondeln ſelbſt trugen nur dazu bei, unſre Schwermuth zu erhöhen. Man denke ſich unter einer venetianiſchen Gondel einen langen, ſchmalen, ſchwarz angeſtrichenen, vorn und hinten ſpitz zulaufenden Nachen, auf dem ſich an der hintern Seite eine ganz niedrige, mit ſchwarzem Tuch überzogene Kajütte befindet: unwillkürlich glaubt man einen Sarg zu ſehen, der zu Waſſer beſtattet werden ſoll! — Wir erreichten den Ponte rialto. Allein hätten uns nicht die Schiffer darauf aufmerkſam gemacht, wir würden dieſe ſchmutzige, verfallene Brücke nicht der beſondern Beachtung werth gehalten haben. Nachdem wir endlich noch dem Aasgeſtank des Fiſchmarkts, der am großen Kanal gelegen iſt, Preis gegeben geweſen waren, erreichten wir den Hafen; wir fuhren am Markusplatz vorüber und landeten beim Hotel Royal, am Quai der Selavonier (riva degli Schiavoni). Dies Gaſthaus liegt wirklich in einer ſchönen Gegend. Man ſieht vor ſich den breiten Hafen mit zahlreichen Seeſchiffen und Gondeln; die Lagunen

haben hier eine tiefblaue Farbe, die Luft iſt rein; zur Rechten zeigt ſich dem Auge des Beſchauers der mächtige Kanal der Giudecca und die Einfahrt in den groſſen Kanal. Zur Linken dieſer Einfahrt hebt ſich der merkwürdige Thurm der Dogana di mare (des Packhofs), gleichſam aus den Fluthen empor; unmittelbar darauf folgt die herrliche Kuppel und die ſchöne Façade der Kirche Santa Maria della ſalute. Von der Giudecca herüber winkt die Kuppel des prachtvollen Tempels il Redentore, Palladio's Meiſterwerk. Dem Gaſthofe gerade gegenüber liegt die Inſel St. Giorgio mit der ſchönen, gleichfalls von Palladio erbauten Kirche St. Georgio maggiore; zur Linken begrenzen die 1807 vom ehemaligen Vicekönig von Italien angelegten Giardini publici mit freundlichem Grün die blaue Fluth.

Es war Mittag, als wir im Gaſthofe, deſſen Eigenthümer Danieli heiſt, abſtiegen. Wir ſpeiſeten auf dem Zimmer, aber ſo ſchlecht, daß wir uns ſofort entſchloſſen, unſere Mittagsmahlzeit an einem andern Orte einzunehmen. Uebelriechende Seefiſche und halbfaule Artiſchocken mit Froſchkeulen waren die Glanzpunkte unter den Gerichten. —

Nachmittags beſuchten wir den nahe gelegenen Markusplatz. Zuerſt gelangt man an den Gefängniſſen und der Seufzerbrücke vorüber zu der am Quai gelegenen Façade des Dogenpallaſtes, und biegt dann in die ſogenannte Piazetta oder den kleinern Markusplatz ein, der unmittelbar an den Kanal ſtöſt, mit

dem größern Markusplatze zuſammenhängt, und, dem Dogenpallaſt gegenüber, von der neuen Prokuratie und der Münze (Zecca) begrenzt wird. Auf dem Quai der Piazetta ſtehen die beiden berühmten Säulen von orientaliſchem Granit, die der Doge Domenico Micheli i. J. 1125 bei ſeiner Rückkehr aus dem gelobten Lande aus dem Archipel mitgebracht hat. Eine davon iſt mit der marmornen Statue des heiligen Theodor, die andere mit dem bronzenen geflügelten Löwen, der i. J. 1797 nach Paris transportirt, und i. J. 1816 wieder zurückgebracht wurde, geziert. Zwiſchen dieſen beiden Säulen fiel einſt Marino Falinieri's Haupt! — Hinter dem Dogenpallaſt folgt die berühmte St. Markuskirche mit ihren fünf Kuppeln und zahlreichen Thürmchen, und bildet die eine Seite des größern Markusplatzes, welcher ein Parallelogramm bildet und ſeiner größern Länge nach von den ſchön gebauten, aber rußigen beiden Prokuratieen (der alten und neuen) und, der Kirche gegenüber, von dem von Napoleon erbauten Pallaſt eingeſchloſſen wird. An der linken Seite, von der Kirche aus betrachtet, erhebt ſich nicht weit von der Ecke der neuen Prokuratie der 300 venetianiſche Fuß hohe, ſchlanke, viereckige, ganz iſolirt ſtehende Glockenthurm (Campanile) der Markuskirche. Ihm gegenüber ſteht an der Seite der alten Prokuratie der himmelblau- und goldverzierte Torre del orologio, auf dem zwei eherne Rieſen gegen eine gewaltige Glocke die Zeit anſchlagen. — Zwiſchen dem Torre del orologio und dem

Campanile erheben ſich vor der Markuskirche auf Poſtamenten drei roth angeſtrichene Maſtbäume, an denen bei feierlichen Gelegenheiten Fahnen wehen. Sie bedeuteten ſonſt die drei Reiche: Cypern, Kandia, Morea. Drei Seiten des großen Platzes (die beiden Prokuratieen und der von Napoleon erbaute Pallaſt) ſind durch Colonaden im Erdgeſchoß mit einander verbunden. Unter den Kolonaden der alten Prokuratie reihet ſich ein glänzender Kaufladen an den andern; auf der linken Seite befinden ſich mehr Kaffeehäuſer. Beide Plätze ſind mit breiten Quadern gepflaſtert. In gewiſſer Beziehung erinnert der St. Markusplatz an das Palais royal zu Paris.

Wir nahmen dies alles flüchtig in Augenſchein und traten dann in die Baſilika des heiligen Markus ein. Für heute begnüge ich mich, zu bemerken, daß wir zwar von der Neuheit der Erſcheinung überraſcht waren, daß wir aber ſämmtlich uns eingeſtanden, in dem gothiſchen Dom der Stephanskirche zu Wien ein tieferes Gefühl der Erhebung empfunden zu haben. Hierauf begaben wir uns in eins der Kaffeehäuſer unter den Säulengängen der neuen Prokuratie, und hatten uns noch nicht lange niedergelaſſen, als wir bemerkten, daß wir von einem Aufpaſſer verfolgt wurden. Unſer Lohnlakai und Cicerone Vulgaris ſagte uns, daß dieſer Menſch ein Gewerbe davon mache, die Fremden zu beobachten, und zu erforſchen, ob ſie vielleicht ſteuerbare Waaren einkaufen und nicht deklariren würden. Da Venedig Freihafen iſt, ſo läßt ſich

denken, daß der ehrenwerthe Mann ein ſehr gemächliches Leben führen und eine gute Einnahme haben muß.

Um ſechs Uhr, als die Abendſonne leuchtete, beſtiegen wir den St. Markusthurm. Er hat keine Treppen; breite Windungen führen ungemein bequem hinauf. Im ganzen Gebäude ſtank es abſcheulich; an mehrern Stellen hatten wir Gelegenheit, uns zu überzeugen, daß der Venetianer die Dunkelheit des Thurms zur Befriedigung ſeiner heimlichen Bedürfniſſe benutzt. Von der Höhe herab erfreuten wir uns einer herzerhebenden Ausſicht. Da lag ſie unter uns die Waſſerſtadt mit ihren Kanälen eingeſchloſſen weit und breit von der blauen Fluth der Lagunen. Wohin man ſieht, ſtrecken ſich hohe runde, oben breite und unten ſchmale, trichterförmige Schornſteine, Thürme und einzelne Kuppeln in die Luft; allein vergoldete Kuppeln ſah ich auch jetzt nicht. In der Ferne erhoben ſich die Berge von Padua aus der weitern Fläche, unzählige Inſeln, angebaut wie Venedig ſelbſt und einſt mächtige und unüberwindliche Bollwerke, umgeben, von den Lagunen umſpült, rings die Stadt; und jenſeits hinter den äußerſten Inſeln, die ſich wagerechten Strichen gleich am Horizonte hinzogen, hinter den Geſtaden von Chioggia, Peleſtrina, Malamocco und Cavallino zeigte ſich das azurblaue adriatiſche Meer mit Hunderten von Segeln, die, in der weiten Entfernung nur kleine weiße Punkte, wie glänzende Schwäne durch die Fluth zo-

gen; links herüber mit dem Aether verſchwimmend die Küſte von Illyrien. Venedig ſelbſt machte von der Höhe, auf der wir uns befanden, einen ungetrübten Eindruck. Denn die himmelblaue Maſſe des Meeres und der Lagunen ließ die ſchmutzig grüne Schlammfarbe der Kanäle überſehen, und der mächtige Eindruck des Ganzen überwältigte das unangenehme Gefühl, welches die verfallenen, ſchwarzen und verödeten Gebäude der Stadt im Einzelnen hervorgebracht hatten. —

Abends ſahen wir auch Menſchen! — Die ſchöne Welt hatte ſich auf dem Markusplatze verſammelt. Alles drängte ſich unter die durch den Glanz der Läden erleuchteten Kolonaden der alten Prokuratie, wo das vornehmſte Kaffeehaus gelegen iſt. Arm in Arm wandelten hier Hunderte von Pärchen vorüber; Viele hatten ſich vor den Kaffeehäuſern auf Strohſtühlen niedergelaſſen, die weit auf den Platz hinaus ſtanden. Wir bemerkten, daß die Damen ſämmtlich ſchwarze Schleier und Fächer trugen, mit denen ſie ſich, wiewohl es nichts weniger als warm war, Kühlung zufächelten. Allein von einem venetianiſchen Nationalkoſtüm war nichts zu ſehen, und eben ſo bemühten wir uns vergebens, ein nur leidlich hübſches Geſicht aufzufinden. — Um neun Uhr kehrten wir nach unſerm Gaſthofe zurück.

Den ganzen Tag über ſind wir heut von Flöhen auf das Jämmerlichſte gepeinigt worden. Welche Nacht wird uns bevorſtehen? — Das Ungeziefer ni-

ſtet vorzüglich in den Betten. Mit Befremden bemerken wir in den italieniſchen Gaſthöfen meiſt nur zweiſchläfrige Lagerſtätten, die jedes Mal für zwei Perſonen berechnet ſind. Auch hier iſt dies der Fall, und die uns angewieſenen Zimmer ſind zu klein, als daß es möglich wäre, die noch fehlenden Betten aufzuſtellen. Zwei Perſonen aber unter einer Decke, von Flöhen gequält, welche erfreuliche Ausſicht! —

Fünftes Kapitel.

Abermaliger Beſuch der Markuskirche. Beſchreibung derſelben. Das Arſenal; die Schiffswerften, Repſchlägereien, Schmieden, Ausrüſtungsmagazine, Kanonengießereien u. ſ. w. Ein Fetzen vom Bucentaur. Das kaiſerliche Wachtſchiff. Verkauf der Theaterbillets auf dem Markusplatz. Das hôtel d'Angleterre. Italieniſche Speiſehallen. Die Kanäle Venedigs. Die Rialtobrücke. Der Fondaco de' Turchi. Der türkiſche Bettler. Die Inſel Murano. Die öffentlichen Gärten. Der Markusplatz, ein räuchriger Schloßhof. Die Straßen und Plätze Venedigs. Das Theater St. Samuele. Venetianiſche Opernmuſik. Nachtfahrt in den Kanälen. Die Reiſenden laſſen ſich von den Gondolieren aus dem Taſſo und Arioſt vorſingen. Mondſchein, Geſtank und Flohſtiche dabei. Nächtliche Flohjagd.

Venedig, am erſten Juni.

Unſerer geſtrigen großen Ermüdung danken wir eine leidliche Nacht. — Am heutigen Vormittag begaben wir uns abermals nach der Markuskirche. Ihr Aeußeres erregt mehr Verwunderung als Bewunderung. Sie iſt im griechiſch-arabiſchen, oder richtiger in einem bizarren Styl erbaut. Die Kuppeln

der Kirche würden einen beſſern Eindruck machen, wenn das Gebäude höher wäre; jetzt ſcheinen ſie das Haus zu erdrücken. Die Façade iſt beſonders bizarr, und wird es noch mehr durch die über dem Eingang befindlichen vier bronzenen Pferde, welche Marino Zeno im Jahre 1205 vom Hippodrom zu Konſtantinopel hierher gebracht hat. Im Innern zeigt ſich dem Eintretenden eine ſeltene, aber verwitterte Pracht. Was nicht Gold, Bronze oder Moſaik iſt, beſteht aus orientaliſchem Marmor. Der Plafond auf der gewölbten Decke iſt überall Moſaik, und ſtellt die Bilder von Heiligen in bunten Steinen auf Goldgrund dar. Namentlich zeigt ſich dem Haupteingange gegenüber das Bild des heiligen Markus. Eben ſo iſt der Fußboden durchgängig muſiviſch ausgelegt. Der Hochaltar wird von vier Marmorſäulen, welche im Jahre 1238 aus d[illegible] Sophienkirche zu Konſtantinopel vom Dogen Candolo hierher gebracht worden ſind, getragen. Hinter dem Hochaltar zeigt man 4 Säulen aus orientaliſchem Alabaſter, welche aus dem Tempel Salomonis ſein ſollen. Man zählt überhaupt an und in der Kirche zuſammen 500 Säulen, welche theils aus verde antico *), theils aus

*) Antico nennt man in Italien jeden Marmor, der im Alterthum verarbeitet wurde und jetzt nicht mehr zu finden iſt, oder der in uralten Marmorbrüchen, welche verloren gegangen waren, und ſpäter wieder gefunden ſind, gewonnen wird. Verde antico iſt ein uralter, grüner Marmor.

Porphyr, Jaspis, Lapis lazuli und andern kostbaren Steinen bestehen. Allein so wie der Fußboden zertreten und an vielen Stellen eingesunken ist, so kann man die Musivarbeit an der Decke und das Gold kaum noch vor dem Schmutz der Jahrhunderte erkennen. Der Realwerth der Kirche soll sich auf 80,000,000 Dukaten belaufen. So erzählte uns wenigstens Vulgaris, der, ein eingebildeter Venetianer, zum Ruhm seiner Vaterstadt gewaltig aufzuschneiden versteht. Zahlreiche Baumeister haben an der Kirche gearbeitet. Angefangen wurde sie im Jahre 976 unter dem Dogen Pietro Orseolo I., beendigt erst im Jahre 1071 unter dem Dogen Domenico Selvo. — Zu bemerken bleibt noch, daß Venedig einen Patriarchen hat. St. Markus ist daher eine Patriarchal- und Metropolitankirche. —

Wir gingen hierauf zu Fuße über den Quai der Sclavonier nach dem weltberühmten Arsenal. Auf dem Wege dahin besuchten wir auf dem St. Blasiusplatze die Kirche der östreichischen Marine, in welcher sich das Grabmahl des letzten freien Helden der Republik, des Großadmirals Angelo Emo, befindet, welches im Jahre 1792 von Joseph Ferrari-Torretti gebildet worden. — Das Arsenal zeugt von der Größe der ehemaligen Seemacht Venedigs. Man muß sich nicht ein einzelnes Gebäude denken, sondern einen selbstständigen Theil der Stadt, der aus vielen Gebäuden, großen, vom Wasser durchströmten und umbauten Plätzen besteht, der rings mit festen Mau-

ern und Thürmen umgeben iſt, und mehr als zwei italieniſche Meilen, alſo faſt 1½ Stunden, im Umfange hat. Dieſer große Bau iſt gegen das Jahr 1304, wie man glaubt, von Andreas Piſano angefangen und erſt nach und nach beendigt worden. Vor dem Haupteingange des Arſenals ſind vier koloſſale Löwen von Marmor aufgeſtellt, die Franz Moroſini im Jahre 1687 aus Athen nach Venedig transportirt hat. Der zur Linken des Beſchauers auf den Hinterfüßen ruhende Löwe ſoll ein Denkmal der Schlacht bei Marathon ſein. Das hohe Alterthum mag dieſe Bildwerke intereſſant machen; Kunſtwerth haben ſie nicht. Im Innern des Arſenals beſahen wir zuvörderſt die fünf Waffenſäle. In einem derſelben befindet ſich Canova's Monument des Großadmirals Emo und die Rüſtung Heinrichs IV., welche letzterer der Republik zum Geſchenke machte, als er ſie bat, ihn in die Zahl der Patrizier Venedigs aufzunehmen. Dann beſichtigten wir im Arſenal die große Schiffswerfte für die öſtreichiſche Marine, die Repſchlägereien, die Schmieden, die Bildſchnitzereien zur Dekorirung der Schiffe, die großen Magazine zur Ausrüſtung der Flotte, die Kanonengießereien und die Schiffsmodellkammer. Das Merkwürdigſte iſt, daß man die Dockenbehälter in ihrer wirklich ungeheuren Größe unter Dach und Fach gebracht hat, und daß die Schiffe zu gleicher Zeit unten im Meerwaſſer ſtehen, während ſie oben und an den Seiten ganz überbaut ſind. Es waren gerade eine Fregatte von 56 Kano-

nen und mehrere kleine Schiffe in Bau. Die Reperbahn (Tana) iſt ein Gebäude von beſonderer Größe, 910 F. lang, 56 F. breit, und 70 Fuß hoch, ein Werk Antonio's da Ponte, im Jahre 1519 erbaut. 92 koloſſale, grob gearbeitete Pfeiler tragen das Dach. Vom Bucentaur wird nur noch ein Stück bewahrt; doch zeigt ein Greis, der einſt auf dieſem Schiffe gedient hat und Bildhauer iſt, das Modell deſſelben, welches er kunſtreich angefertigt hat. Die Farbe des Bucentaurs war roth mit Gold. — Wir verließen das Arſenal nach zweiſtündigem Aufenthalt ſehr befriedigt. Noch jetzt arbeiten darin täglich viele hundert Menſchen, und zahlreiche Wachen ſind in dem ungeheuern Raum aufgeſtellt.

Hierauf beſtiegen wir eine Gondel und fuhren nach dem im Hafen gelegenen kaiſerlichen Wachtſchiff, einer Fregatte von 56 Kanonen und zweien Decken; das dritte Deck iſt ſeit dem Kongreß zu Verona, auf welchem ſich Oeſtreich verbindlich gemacht hat, kein Linienſchiff zu halten, abgenommen worden. Da wir noch nie ein Kriegsſchiff geſehen hatten, ſo baten wir den Kommandanten um die Erlaubniß, an Bord zu kommen und es beſichtigen zu dürfen, was uns mit vieler Bereitwilligkeit geſtattet wurde.

Sodann fuhren wir nach dem Markusplatze und wandelten abermals unter den Gallerien der alten Prokuratie umher. Merkwürdig war uns, hier Leute zu ſehen, welche die Theaterbillets feil boten und damit einen förmlichen Handel trieben. Soll-

ten die Venetianer freilich ſtets erſt in Gondeln nach der Theaterkaſſe hinrudern, würden die Theater wenig Einnahme haben.

Mittags ſpeiſeten wir im hôtel d'Angleterre in der Nähe der Seufzerbrücke, wo wir nach unſern Wünſchen bedient wurden. Auch in Venedig befindet ſich in jedem Stockwerk der Häuſer eine Speiſehalle, welche die ganze Tiefe des Hauſes durchſchneidet, und worin für die Gäſte, deren Thüren rechts und links nach der Halle hinausgehen, ſervirt wird.

Nachmittags ſetzten wir uns abermals in ein ſchwarz überzogenes Trauerſchiff, welches hier Gondel genannt wird, und durchkreuzten die Stadt in verſchiedenen Gegenden. Wir haben uns geſtern eine nur zu richtige Vorſtellung von Venedig gemacht. Es iſt ſchmerzlich enttäuſcht zu werden; allein es iſt auch heilſam, und ich werde wenigſtens im Stande ſein, meine Landsleute vor dieſer Enttäuſchung zu bewahren. Venedig iſt wirklich eine große, wüſte, ſchmutzige Ruine, ein Gewinde ſtinkender Kloaken. Die meiſten Kanäle ſind ſo ſchmal, daß ſich nur zwei Gondeln darin ausweichen können; doch giebt es auch breitere, ja der große Kanal iſt an einigen Stellen über 100 Fuß breit. Die ſchmalen Kanäle ſind am ſchmutzigſten und hauchen einen peſtilenzialiſchen Schlammgeruch aus, zumal ein nur ſehr unmerklicher Abfluß des Waſſers Statt findet. Nur auf dem Markusplatze und dem Quai der Sclavonier weht geſunde Luft; hier allein bemerkt man Reinlichkeit;

dieſer Umſtand, verbunden mit der freien Ausſicht über den Hafen nach der Giudecca und nach dem Eingang in den großen Kanal, macht den Quai zu einem wirklich angenehmen Aufenthaltsort. — Wir beſuchten unter andern heute nochmals die Rialtobrücke. Es mag ſein, daß ſie als Bauwerk Beachtung verdient, da ſie aus einem Bogen beſteht, der die ganze Breite des großen Kanals (an dieſer Stelle faſt 90 Fuß) umſpannt und 19 Fuß hoch iſt, allein der Form nach iſt ſie eher ſonderbar als ſchön zu nennen. Denn auf dieſem Bogen ruht nicht etwa ein wagerechtes Geſims, ſondern man ſteigt am Ende der Brücke auf einer Treppe bis zum Mittelpunkt über dem Bogen hinan, und von da auf der andern Seite wieder hinab. Drei Paſſagen laufen darüber fort; die mittlere iſt auf beiden Seiten arkadenartig mit ſteinernen Buden eingefaßt, in denen Waaren verſchiedener Art, auch übelriechende Nahrungsmittel, feilgeboten werden. Außerdem iſt ſie, wie die meiſten Bauwerke Venedigs, ſo trümmerhaft und ſchmutzig, daß ſie ſchon deshalb einen unangenehmen Eindruck hervorbringt. Ungeachtet wir uns heute eines vollkommen heiteren Tages erfreuten, ſo wären wir doch faſt über den Unflath gefallen, der die Brücke bedeckt. Sie iſt übrigens im Jahr 1591 unter dem Dogen Pascal Cicogna von dem Architekten da Ponte aus Marmor erbaut worden; allein Niemand hält dieſes ſchwarze, trümmerhafte Geſtein für Marmor.

Auf dem Rialtoplatze, einem ſchmutzigen Winkel, beſuchten wir die älteſte Kirche Venedigs, St. Giacomo di rialto, erbaut im Jahre 421. Hierauf fuhren wir in unſerer Gondel nach dem Fondaco de' Turchi, wo die nach Venedig kommenden türkiſchen Kaufleute und Seefahrer zu logiren pflegen. Es iſt ein ſehr altes Gebäude von arabiſcher Bauart. Ein freundlicher Muſelmann führte uns in dem darin befindlichen Beetſaal herum, der zwar klein, aber nach Art einer türkiſchen Moſchee eingerichtet, mit Teppichen belegt und mit Sprüchen aus dem Koran an den Wänden verziert war. Im Hofe ſaß ein überaus ärmlich gekleideter Türke, mit untergeſchlagenen Beinen, der eine Pfeife ſchmauchte. Freundlich bot er uns ſeine Schnupftabaksdoſe. Ich griff ſogleich in die Taſche, um ihm, da ich ſeine Höflichkeit für Bettelei hielt, ein Almoſen zu geben. Zeitig genug zog mich indeſſen Bulgaris zurück und flüſterte mir erſchrocken zu, der vermeintliche Bettler ſei der reichſte türkiſche Kaufmann in Venedig und habe mehrere Schiffe auf dem Meere. Hiernächſt ruderten wir nach der Inſel Murano, einer ſchmutzigen, rußig gebauten Inſelſtadt von nicht unbedeutender Größe, eine halbe Stunde von Venedig entfernt. Wir beſahen daſelbſt die berühmte Schmelz- und Perlfabrik. Abends machten wir noch einen Spaziergang in den öffentlichen Gärten, welche wir, obwohl ſie unfehlbar der reizendſte und geſundeſte Aufenthalt in Venedig ſind, und das Wetter ſchön war,

durchaus menſchenleer fanden. Der Markusplatz, dieſe kleine Spanne Landes, iſt es allein, wo ſich die feine Welt einfindet; hier wird gelacht, geſcherzt, getändelt, geliebäugelt; hier werden die Geſchäfte abgemacht; der Italiener ſcheint ſich nun einmal in der engen Umgebung alter, ſchwarzer Gebäude wohl zu fühlen; denn der Markusplatz gleicht eigentlich nur einem alten, räuchrigen, großen Schloßhofe.

Endlich begaben wir uns zu Fuße durch die Straßen der Stadt nach dem Theater St. Samuele. Wer da glaubt, daß Venedig nur Kanäle und keine Straßen habe, der irrt gar ſehr. Es giebt daſelbſt, außer den Kanälen, eine Menge von Straßen und Gaſſen und 41 öffentliche Plätze. Allein die Straſen ſind faſt ſämmtlich ſo eng, daß höchſtens vier Perſonen darin neben einander gehen können. Dieſe engen Straßen und die Kanäle, welche überall die Kommunikation unterbrechen, beſchränken die Bewohner Venedigs auf den Gebrauch ihrer Füße und der Gondeln; der Annehmlichkeit des Reitens und Fahrens entbehren ſie ganz; Pferde und Wagen ſieht man hier nie. Die Plätze ſind im eigentlichſten Sinne des Wortes Winkel. Ueberall erblickt man hohe, ſchwarze, verfallene Häuſer und Unflath. Auch in den Straßen iſt der Geſtank unausſtehlich, weil ſich hier faſt überall Victualien- und Käſeläden oder Handlungen von Seeerzeugniſſen, die bekanntlich ſehr bald in Fäulniß übergehen, befinden. Eine Lieblingsſpeiſe des Volks ſind Artiſchocken, die man

in dem ekelhafteſten Zuſtande feilbietet. Sie werden nämlich abgekocht, und damit ſie nicht zuſammentrocknen, in Waſſer aufbewahrt. So gerathen ſie bald in Gährung und vermehren den Geſtank.

Bulgaris, dem daran liegen mochte, uns einen Begriff von der impoſanten Größe Venedigs zu geben, führte uns durch endloſe Quergaſſen, durch Winkel und Durchgänge, wie es uns vorkam, ½ Stunde lang umher, ehe wir das Theater erreichten, in deſſen ſchmutzige, hintere Seite wir eingelaſſen wurden. Es war 9 Uhr Abends; denn um dieſe Zeit erſt geht hier das Theater an. Das Haus iſt im Innern groß und geräumig und gut dekorirt. Wir hatten eine Loge gekauft, und wunderten uns ſehr, die Sitze in der Art an beide Seitenwände der Loge aufgeſtellt zu finden, daß wir ſeitwärts gegen die Bühne gekehrt ſitzen mußten. Natürlich konnte nachher Keiner von uns etwas ſehen. Es war eine Oper von Donizetti angekündigt. Das Orcheſter ſtimmte ſo eben nach — dem Waldhorn. Der Bläſer deſſelben kehrte das Schallloch gegen das verſammlte Haus und intonirte, als gälte es die Mauern von Jericho umzublaſen, eine Viertelſtunde lang den Ton a, der von der ganzen Kapelle nachgekrat' und nachgeblaſen wurde. Ich bin nicht im Stande zu beſchreiben, wie arg es der Mann trieb. Und als nun die Ouvertüre begann, welch' ein ohrenzerreißendes Charivari mußten wir hören! Kein Inſtrument ſtimmte zum andern, und vom Takt wußten die guten Leute

gar nichts. Eben ſo ſchlecht waren die Sänger und Sängerinnen; und von der Kunſt der Darſtellung hatte man keine Ahnung. Wir litten unbeſchreiblich, und entſchloſſen uns um ſo mehr, ſchon nach dem erſten Akt, um 11 Uhr, das Theater zu verlaſſen, als wir uns noch einen Genuß ganz beſonderer Art vorbereitet hatten.

In mehreren Reiſebeſchreibungen und Romanen wird nämlich erwähnt, es gehöre zu den intereſſanteſten Genüſſen, des Nachts im Mondſchein auf den Kanälen Venedigs herumzufahren und den lieblichen Geſang der Gondoliere zu hören. Noch leben, heißt es, Torquato Taſſo und Arioſt in ihrem Munde, und wenn ſie aus weiter Ferne ſich antworten und einander im Geſange ſich ablöſen, bringt dies Echo in der ſtillen Nacht einen zauberiſchen Eindruck hervor. Wir hatten uns geſtern hierüber gegen Vulgaris geäußert. Es fiel uns auf, daß er einen Augenblick verlegen ſchien. Auf die Frage, ob Taſſo den Gondolieren wohl wirklich bekannt ſei, brachte er ſtotternd ein „Ja, allerdings“ heraus, und auf die fernere Frage, ob wir denn nicht heute Nacht in einer Gondel fahren und den Geſängen der Gondoliere zuhören könnten, antwortete er nach mancherlei Einwendungen, ſo etwas müſſe beſtellt werden. Wir ließen uns aber nicht irre machen, und erklärten, daß wir die Gondoliere um jeden Preis hören müßten. Vulgaris hatte uns dann endlich verſprochen, zu heute Nacht ein Paar vorzügliche Sänger zu miethen. Welch ein Ge-

danke nun, ſich auf den Wellen Venedigs im Mondſchein ſchaukeln und athemlos dem zauberiſchen Echo der Gondolierlieder lauſchen zu können! — Zwei Gondeln empfingen uns am nächſten Kanal. Wir beſtiegen die eine; in der andern ſaßen zwei Männer, die uns Bulgaris als die beiden vorzüglichſten Sänger unter den Gondolieren Venedigs vorſtellte. Die Nacht war mild, der Himmel klar, und der Vollmond badete ſich in der zitternden Fluth. Die hohen ſchwarzen ruinenhaften Häuſer und modernden Paläſte des großen Kanals lagen ſchweigend zu beiden Seiten. Nirgend war ein Licht, nirgend eine Spur von Leben wahrzunehmen. Man hörte nur das Plätſchern der Ruder. Die Gondel mit den Sängern glitt zehn Schritte vor uns leiſe dahin. Keiner von uns ſprach; Erwartung feſſelte die Zunge.

Plötzlich begann einer der Sänger mit einem durchdringenden, lang gehaltenen Ton, aus dem ſich zehn oder zwölf Takte einer wilden, aber ſchwermüthigen Melodie in einer Tonart entwickelten, die in den europäiſchen Lehrbüchern der Harmonie wohl nicht zu finden ſein dürfte. Bald ſchien es d, bald fis-moll zu ſein; der letzte Ton endigte indeſſen unverkennbar in cesmoll, worauf die zehn Takte wieder von vorn begonnen wurden. Zehn Minuten lang wiederholte der Gondolier die ſchreckliche Monotonie ſeines Geſanges aus heiſerer, verſoffener Kehle mit markdurchbohrendem Geſchrei. Ich will nicht in Abrede ſtellen, daß der Geſang etwas Nationelles hatte;

allein er klang wie der Geſang der Baſchkiren-Regimenter, die wir im Jahre 1813 zu hören Gelegenheit gehabt haben, und ich befand mich im Lande der Kunſt und vorzugsweiſe der Muſik! Als der Gondolier erſchöpft geendigt hatte, wurde er augenblicklich von ſeinem Kameraden abgelöſet. Ein gleich heiſeres Geſchrei intonirte dieſelbe Melodie von wenigen Takten, durch den Reiz hoher Fiſteltöne noch verſchönt, gleichfalls zehn Minuten lang. Dies ſollte ein Echo bedeuten. Und ſo wechſelten die beiden Gondoliere unaufhörlich mit einander ab; ſie müheten und quälten ſich, daß ihnen der Schweiß von den Geſichtern troff. Und während ſie ſangen, vergaßen ſie zuweilen zu rudern, und ihre Gondel näherte ſich dadurch ſo ſehr der unſrigen, daß ſie uns buchſtäblich in die Ohren ſchrieen. Aus einem Seitenkanal ſcholl uns jetzt plötzlich eine fröhliche Muſik von Blaseinſtrumenten entgegen. Gern hätten wir zugehört, allein unſere brüllenden Sänger erlaubten dies nicht.

Bulgaris bewachte mit argwöhniſchen Augen den Ausdruck unſerer Empfindungen. Der Mond ſchien ſo hell, daß wir unſere Geſichtszüge gegenſeitig ſehr genau erkennen konnten. Nicht wahr, das iſt ſchön? flüſterte er uns wohl hundert Mal zu, während uns Ströme von Angſtſchweiß bedeckten; denn die Kanäle ſtanken in der luftloſen Nacht noch ärger als bei Tage und die Flöhe ſtachen uns mit heißer Gier. „Was ſingen denn die Leute?“ fragte ich endlich. „„Nun Torquato Taſſo,““ antwor-

tete Bulgaris, wie verletzt über die Frage. Ich vermochte nicht zu beurtheilen, in wiefern er Wahrheit ſagte; denn man konnte kein Wort des Geſanges verſtehen. Meine Ueberzeugung war aber, daß man uns ein Näschen drehte, und daß den venetianiſchen Gondolieren Torquato Taſſo eben ſo unbekannt iſt, als den Schiffern auf der Donau oder Spree Göthe und Schiller. Endlich konnten wir das Gebrüll nicht länger ertragen. Wenige Takte ohne alle Abänderung $\frac{3}{4}$ Stunden lang hören zu müſſen, iſt für ein muſikaliſch organiſirtes Ohr eine furchtbare Qual. „Zum Teufel," rief ich, „kommt uns doch mit der Gondel nicht ſo nahe; aus weiter Ferne muß man den Geſang hören." Die Gondoliere entfernten ſich, ſchrieen nun aber um ſo ärger. Auf unſerm Todtenbette wird uns dieſer Geſang noch in die Ohren ſchrillen. Bulgaris allein ſchien in Entzückung verſunken. Wir waren inzwiſchen auf dem Kanal der Giudecca angelangt; Venedig lag uns gegenüber, und gewährte mit ſeinen Thürmen und den hier und da ſichtbar werdenden Lichtern, ſo wie der Hafen mit ſeinen Schiffen in der Mondſcheinbeleuchtung ein ächt romantiſches Bild. Allein hier in den Lagunen war es ſo empfindlich kalt, daß wir uns in die Mäntel hüllen mußten, und das ewige Geſchrei der Gondoliere trug ebenfalls dazu bei, uns die Annehmlichkeit des Augenblicks zu vergällen. Längſt würde ich meinerſeits den Befehl gegeben haben, aufzuhören und nach Hauſe zu fahren, wenn mich nicht Scham da-

von abgehalten hätte; denn Keiner mochte ſich geſtehen, daß er angeführt worden ſei; Jeder wartete, daß der Andere den Wunſch, nach Hauſe zu fahren, zuerſt ausſprechen möchte. Wir bogen wieder in den großen Kanal ein. Halb todt von der Mißhandlung, die meinen Ohren wiederfuhr, fragte ich hier Vulgaris, ob denn die Gondoliere nicht freundliche Schifferliedchen ſingen könnten? Er bejahte dies, und rief den Sängern zu, daß ſie ein Lied beginnen möchten. Dem Himmel ſei Dank! jetzt ſangen ſie ganz leidlich ein Paar italieniſche Canzonetten. Die Leute waren aber nach gerade ſo heiſer geworden, daß wir ihnen, ohne ſie zu kränken, gebieten konnten, aufzuhören. Ueberdies war die Nacht weiter vorgerückt und wir wünſchten nun einſtimmig nach Hauſe. Wir legten an der Piazetta an, und bezahlten hier für die verlebte italieniſche Wonnenacht 2 Friedrichsd'or. Ein koſtbares Vergnügen! —

Es iſt jetzt 2 Uhr Nachts. Meine Reiſegefährten ſchlummern ſüß, während ich das Erlebte in mein Tagebuch eingetragen habe. Ach und ſo müde ich bin, werde ich mich doch noch nicht niederlegen können, denn die Flöhe der heſperiſchen Gefilde zerfleiſchen mich faſt. Glückliche Schläfer um mich, die ihr eure Jagd längſt beendigt; mir ſteht ſie nach ſo vieler Mühe des Tages noch bevor. Raſch denn zur Flohjagd!

Sechstes Kapitel.

Santa Maria della ſalute. Das Fenice-Theater. Der Dogenpallaſt. Die Bleidächer. Die unterirdiſchen Schauerkerker. Erinnerung an Stralow und Treptow in Venedig. Die Piazzetta di S. Giovanni e Paolo mit der Kirche gleiches Namens und dem Monumento Colleoni. Die Braut. Der Exercierplatz. Die Kuh. Der Fiſcher im Troge. Der Sonntagabend in Venedig. Klägliche Vergnügungen der Venetianer. Franzöſiſche Trachten. Mangel an hübſchen Frauen. Romantiſche Stimmung im Mondſchein.

Venedig, am 2. Juni.

Heute morgen fuhren wir auf einer Gondel nach der Kirche Santa Maria della ſalute. Dieſe Kirche iſt im Jahre 1631 von Balthaſar Longhena erbaut worden. Im Jahr 1630 brach an der Stelle, wo ſie ſteht, die Peſt aus, welche in kurzer Zeit 44,000 Einwohner hinraffte. Die Republik beſchloß, die Befreiung von der Seuche durch Errichtung einer prächtigen Kirche zu feiern, und ſo entſtand S. Maria della ſalute, deren hohe Kuppel alle Blicke auf ſich zieht. Die ſchöne Façade iſt von zuſammengeſetzter Ordnung. Das Innere der Kirche zeigt ſich faſt überla-

den von Pracht und Zierwerken; man zählt darunter 125 Statuen. Ueberall ſieht man treffliche Gemälde, beſonders am Plafond, über den Altären und in der Sakriſtei. Der Hochaltar iſt mit Statuen geſchmückt.

Wir beſuchten hierauf die nahe gelegene Akademie der ſchönen Künſte, welche eine ausgezeichnete Sammlung von Gemälden, vorzugsweiſe der venetianiſchen Schule, enthält, und begaben uns dann nach dem Theater della Fenice (Phönixtheater). Da in demſelben nur zur Zeit des Karnevals geſpielt wird, ſo mußten wir uns mit der Beſichtigung des Hauſes begnügen. Es liegt an der Piazza di S. Fantino, iſt im Jahre 1791 von Selva erbaut, im Innern ſehr geräumig und ſchön eingerichtet, und ſoll 3000 Zuſchauer faſſen. Das Parterre iſt 54, das Proſcenium 13, die Bühne 71 und das ganze Gebäude 235 pariſer Fuß tief; die Breite des Hauſes dagegen beträgt 117 ſolcher Fuße, wovon 58 auf das Parterre, 39 auf das Proſcenium und 61 auf die Bühne kommen.

Unſere Gondel führte uns weiter nach dem Dogenpallaſte, deſſen innere Gemächer wir mit einem wunderbaren Gefühl in Augenſchein nahmen. — Welche hiſtoriſche Erinnerungen knüpfen ſich an dies Gebäude! — Der Löwenrachen, von dem indeſſen nichts mehr vorhanden iſt, das Audienzzimmer des Dogen, der Saal der 1500 Edlen, der Verſammlungsſaal des Senats, das Zimmer der zehn Inqui-

ſitoren und das der gefürchteten Drei ſind Merkwürdigkeiten, welche ſelbſt der oberflächliche Romanleſer kennt. In vielen Gemächern befinden ſich Gemälde der vorzüglichſten venetianiſchen Meiſter, deren Pinſel einſt die Großthaten der Republik prahleriſch verkündete, und reich mit Gold und Bildern verzierte Plafonds.

Wir hatten gegen Bulgaris den Wunſch ausgeſprochen, die berüchtigten Bleidächer kennen zu lernen. Ich erwähnte dabei Caſanova's, und äußerte, daß die Beſchaffenheit dieſer Gefängniſſe die menſchliche Natur empören müſſe. Dieſen Vorwurf gegen ein venetianiſches Inſtitut ließ ſich Bulgaris nicht gefallen. „Der Canova“ — wie er Caſanova, von dem er vermuthlich noch nie etwas gehört, nun nannte, — „der Canova,“ ſagte er erzürnt, „iſt ein Schurke; es hat gar nichts auf ſich mit dieſen Gefängniſſen; ich will ſie Ihnen öffnen laſſen.“ Von der Höhe des Pallaſtes zeigte er uns zwei ſchmale, lange, mit Blei gedeckte Dächer, und führte uns dann zu demjenigen Theil der Gefängniſſe hin, welcher unter dem auf der rechten Seite befindlichen Dache gelegen iſt. Wirklich fanden wir ſie hoch und geräumig, ja freundlich und kühl. Sie ſtanden ſämmtlich leer; von dem einen behauptete Bulgaris mit größter Keckheit, es ſei das Gefängniß Caſanova's. Die andere Seite der Bleidächer war dem Zugange der Fremden verſchloſſen und mit Gefangenen angefüllt. Wir wiſſen freilich nicht, wie es dort ausſehen mag. Bulgaris

freute ſich herzlich, als wir ihm erklärten, daß die Gefängniſſe, welche wir jetzt geſehen, wirklich ſehr gut eingerichtet ſeien, und wurde zutraulich. „Sehen Sie,“ ſagte er, „der Canova hat gelogen; aber es exiſtiren hier Gefängniſſe aus ganz alter Zeit; ja, die ſind furchtbar, und die ſollen Sie nun auch ſehen; — der Lump, der Canova der!“ — Ich bemerke hierbei, Bulgaris ſprach vollkommen deutſch, da er 8 Jahre in Deutſchland gelebt hat. Und nun begaben wir uns hinab in das Reich der Finſterniß und des Entſetzens.

Ein Greis, hoch in die Siebenzig, der früher Diener bei dem Rathe der Drei geweſen iſt, und ſelbſt manches unſchuldige Opfer über die Seufzerbrücke geführt haben mag, empfing uns an der Pforte des Todes. Drei Reihen Kerker liegen an der Seite desjenigen Kanals, der zwiſchen dem Dogenpallaſt und den neuen Gefängniſſen unter der berüchtigten Seufzerbrücke hindurch läuft, in der Art über einander, daß die untern Reihen tief unter dem Bette des Kanals befindlich ſind. Wir ſtiegen mit Wachslichtern eine ſchmale Treppe hinab, und gelangten in einen feuchten, engen Gang, an dem ſich eine Reihe ſcheußlicher Kerker hinzieht, die nur durch ein kleines, rundes Loch Luft erhalten. Aber noch ſchrecklicher ſind die Kerker, welche eine Etage tiefer unter dem Waſſer liegen. Schon auf dem Gange vor denſelben glänzen die ſchwarzen Quaderſteine von der durchſickernden Näſſe. Gebückt gelangten wir durch ein niedriges, viereckiges Loch in

das Innere eines ſolchen Schauerkerkers. Er iſt in Form eines Sarges erbaut, und insbeſondere die Decke wie ein Sargdeckel geſtaltet. Um das Bild eines Sarges noch mehr zu vergegenwärtigen, hatte man früher das Innere dieſes ſchrecklichen Behältniſſes, welches etwa 6 Fuß lang, 6 Fuß breit und 5 Fuß hoch iſt, ganz mit Holz bekleidet, welches uns theilweiſe in morſchen Trümmern entgegenfiel. Ein rundes, enges Loch in der auf der Seite des Ganges befindlichen Wand ließ einſt Luft und Speiſe ein. Vom Tageslicht konnten die hier lebendig begrabenen Unglücklichen nicht das Mindeſte wahrnehmen. Der greiſe Aufſeher über dieſe ſchauderhaften Ueberbleibſel der Tyrannei zeigte uns hier unten noch die Vorkehrungen zu heimlichen Hinrichtungen; ja wir ſahen noch Blutſpuren an den Wänden, als ſchreckliche Erinnerungen an die Juſtizverwaltung der mächtigen Republik. Die ſchlechte Luft in den Kerkern und unheimliches Angſtgefühl drohten uns zu erſticken. Gern verzichteten wir darauf, noch tiefer hinabzuſteigen. Die Seufzerbrücke ſteht mit dieſen Kerkern in geheimer Verbindung. Sie heißt deshalb ſo, weil die zum Tode verurtheilten Verbrecher darüber ihren letzten Gang antreten mußten. Wir wollten ſie ſehen, auch gelangten wir bis zu der ſchweren eiſernen Doppelthür, welche den über die Brücke führenden bedeckten Gang verſchließt; hier wurde uns aber geſagt, daß derſelbe gegenwärtig vermauert ſei, und wir mußten daher umkehren.

So weit wir die Stadt bis jetzt kennen, hat sie sich uns nirgends so gezeigt, wie wir sie uns vorgestellt haben. Es ist heute Sonntag. Man vergegenwärtige sich das Bild eines Sonntags in einer grössern deutschen oder französischen Stadt. Ueberall Gewühl von Karossen und zierlich gekleideten Fußgängern beiderlei Geschlechts; überall Geselligkeit und Gesittung, selbst unter den niedern Ständen! Möge man es auch lächerlich finden; ich bekenne, daß ich so prosaisch gewesen bin, mich in den Kanälen Venedigs der Berliner Spree und der sonntäglichen Gondelfahrten nach Stralow und Treptow zu erinnern. Welche Freude, welches Leben herrscht dann bei uns! Von allen Seiten eilen reinlich gekleidete Leute des niedern Standes herbei; die bunten Kleider und Bänder der Frauen und Mädchen schmücken das zierlich angestrichene Schifflein, welches mit flatternden Wimpeln bei dem Klange der Leier dahin gleitet. Wir hatten geglaubt, daß die Gondeln Venedigs einen schönern Anblick gewähren würden. Heute wenigstens zweifelten wir nicht, die Kanäle und Lagunen mit zahllosen Gondeln bedeckt zu sehen und überall heiteres Gelächter, Gesang und Saitenspiel erschallen zu hören: — wie sehr hatten wir uns getäuscht! — Die wenigen schwarzen Trauernachen, welchen wir begegneten, glitten so schweigsam wie gestern an uns vorüber; nur hier und da nahmen wir darauf einen einzelnen Bürger oder einen melancholischen Pfaffen, oder irgend einen gemeinen Kerl in

Spitzhut und Lumpen wahr. Nein, Venedig macht einen unangenehmen Eindruck! —

Nachmittags mietheten wir abermals eine Gondel, und durchschifften die Stadt wieder in verschiedenen Richtungen. An der Piazza oder richtiger der Piazetta di S. Giovanni e Paolo, so genannt von der auf demselben befindlichen berühmten Kirche dieses Namens, stiegen wir aus, und betrachteten das Monumento Colleoni, die bronzene Reiterstatue des Bartolomeo Colleoni, berühmten Generals der Republik, verfertigt von Alessandro Leopardo im Jahr 1495. Die steife Haltung des Reiters und der lang gestreckte Leib des Pferdes kann wohl von Niemanden schön gefunden werden; dagegen ist das Piedestal (korinthischer Ordnung) lobenswerth gearbeitet.

Demnächst besuchten wir den botanischen Garten, und erfreuten uns des Anblicks der grünen Natur, da man in Venedig eigentlich nichts weiter sieht als rußige Häuser und Wasser. Auf dem Wege dahin den wir theilweise zu Fuß zurücklegen mußten, begegneten wir einem ziemlich hübschen Mädchen an der Seite ihres Bräutigams in ihrem Brautstaate. Ich notire dies als eine Merkwürdigkeit; denn es ist das erste leidliche Mädchengesicht, welches wir in Italien gesehen haben, und in der öden Straße fiel uns diese freundliche Erscheinung noch mehr auf.

Als wir unsre Gondel wieder erreicht hatten, fuhren wir nach dem neu angelegten großen Exercierplatze, einer wirklich bedeutenden Fläche, wie man sie in

Venedig nicht erwartet. Sie gewährt ebenfalls einen Blick über die Lagunen. Hier ſahen wir endlich an einem andern Ort, als auf dem Markusplatze, Menſchen, aber freilich nur aus den niedern und Mittelſtänden. Es waren etwa hundert Perſonen verſchiedenen Geſchlechts. Einige Männer vergnügten ſich damit, Schwalben zu ſchießen, die in ungeheurer Menge umherflogen, andre ſahen theilnehmend zu. In der Nähe der Häuſer, welche den Platz begrenzen, weidete eine Kuh; das einzige vierfüßige Thier, welches wir in Venedig geſehen haben.

Auf der Rückfahrt durch die Kanäle trafen wir auf eine Gondel, die uns zuvorzukommen ſuchte, was ihr aber nicht gelang. Neben ihr ſchwamm ein Fiſcher halbnackt in einem hölzernen Troge von ſo geringer Größe, daß er die Füße an den Leib ziehen mußte, um nicht das Waſſer damit zu berühren. Auf dem Rücken liegend ſuchte er ſich durch Rudern mit den Händen fortzubewegen. Einige auf dem Quai*) verſammelte Leute ſchrieen laut vor Freude über ſeine drolligen Bewegungen. Kaum ſah die Waſſerratte, daß die fremde Gondel uns nicht zu folgen vermochte, als ſie mit verdoppelter Anſtrengung uns nachruderte. Es dauerte nicht eine Minute, als der närriſche Kauz an uns vorbeiſchoß, dann

*) Einzelne Kanäle Venedigs beſpülen die Grundmauer der Häuſer, andere haben an beiden Seiten einen ſchmalen Quai für Fußgänger.

dicht an uns heran ruderte und ſich ſeinen Lohn aus-bat, den wir ihm lachend zuwarfen.

Abends hatten wir endlich die Freude, Venedig in lebendiger Aufregung zu ſehen. Die ganze Bevölkerung ging, ſonntäglich gekleidet, auf der Riva degli Schiavoni ſpazieren. Dieſer Quai und der Markusplatz, wohin der Quai führt, ſind wirklich die einzigen belebten Gegenden Venedigs. Auf dem Quai befinden ſich mehrere Kaffeehäuſer. Auch werden längs dem Ufer überall Früchte und Erfriſchungen verkauft, insbeſondere ſieht man jetzt zahlreiche Buden mit ſiciliſchen Apfelſinen, von vorzüglicher Größe und Schönheit prangen; (denn auch in Venedig wachſen keine Orangen.) Die Tracht der Vorübergehenden war durchaus franzöſiſch und in keiner Beziehung abweichend von der bei uns gebräuchlichen. Die Seeleute tragen hier indeſſen ſchon die rothen Mützen, welche man auf den italieniſchen Bildern zu ſehen pflegt. Wir miſchten uns alsbald unter die Spaziergänger und wurden von dem Schwarm unwillkürlich nach dem Markusplatze gezogen. Nirgend bemerkten wir ein hübſches Geſicht. Im Auf- und Abgehen, im Niederlaſſen vor den Kaffeehäuſern, im Angaffen und Begafftwerden auf einer und derſelben, und verhältnißmäßig kurzen und ſchmaler Promenade, beſteht das einzige und klägliche Vergnügen der Venetianer! — Ich zog mich bald aus dem Gewühl nach der Mitte des Platzes zurück, wo ich mich ganz allein befand. Der Vollmond ſchien und warf

den rieſigen Schatten des Markusthurms über den Platz, die Kuppeln und die Façade der Markuskirche leuchteten im Silberlicht des Mondes, während die entgegengeſetzte Seite des Platzes in tiefes Dunkel gehüllt war. Aber rechts und links ſchimmerten aus den Säulengängen der alten und neuen Prokuratie Hunderte von Lichtern hervor, die ſekundenlang von den vorüberwandelnden, dunkeln Geſtalten verdeckt wurden. Es war ſchön; aber ließ ich mich nicht durch den Gedanken täuſchen: Du biſt auf dem Markusplatz zu Venedig? —

Siebentes Kapitel.

Regenwetter. Gondoliertare. Rechnung des Gastwirths und unverschämte Uebertheuerung. Marco, der Gondolier. Abschied von Bulgaris. Abreise nach Mestre. Gondelfahrt durch die Lagunen bei stürmischer Witterung. Abermalige Zudringlichkeit des Pöbels in Mestre. Dolo. Schmutziges, rußiges und verfallenes Ansehen der italienischen Städte und Dörfer. Beschaffenheit der italienischen Dörfer. Landhaus des Herrn Daniell. Ankunft in Padua. Paßzoll.

Padua, am 3. Juni.

Als wir heute früh in Venedig das Bette verlassen hatten und an's Fenster traten, waren die Lagunen grau, die Schiffe schwankten im Winde und ein dichter Regen fiel. Ich glaubte, das Wetter in Italien sei nicht so veränderlich; allein ich merke wohl, wir werden Alles anders finden, als wir gedacht. Die Schlammstadt Venedig und schlechtes Wetter, dem Anschein nach auf längere Zeit! Das war nicht zu ertragen und wir beschlossen daher abzureisen. Gern hätte uns Bulgaris noch in Venedig zurückgehalten, namentlich versprach er uns eine zweite Sängerfahrt in der Nacht; allein er hätte wohl keinen schlechtern

Köder auswerfen können. Wir blieben unerbittlich, und trugen ihm auf, die Päſſe und ein Schiff nach Meſtre zu beſorgen. Unſere Gondoliere erklärten ſich bereit, uns herüber zu fahren, und Bulgaris rieth, dies anzunehmen, weil es ſehr redliche Leute wären und ihre Gondel wohlfeiler ſein würde, als ein Poſtſchiff. Zu bemerken iſt, daß die Gondoliere eine polizeiliche Taxe haben und nach der Stunde bezahlt werden. Eine Gondel koſtet bei Tage auf die erſte Stunde 23 Kreuzer, auf jede der folgenden die Hälfte. Wir gingen daher den Vorſchlag ein.

Nachdem wir unſere Sachen gepackt hatten, wurde die Rechnung vom Wirth gefordert. Herr Danieli, wahrſcheinlich erzürnt, daß wir bei ihm nicht zu Mittag gegeſſen hatten, ſandte uns eine Rechnung, die wirklich unverſchämte Anſätze enthielt. So war z. B. für 4 Portionen Kaffee des Morgens jedesmal ein Napoleonsd'or angeſetzt. Ich erklärte, daß wir uns bei der Polizei beſchweren würden, wenn wir nicht gleich eine billigere Rechnung erhielten. Das half; wiewohl wir immer noch übertheuert blieben, ließ ſich die Forderung nun doch bezahlen. Zur Entſchuldigung führte Hr. Danieli an, er habe uns für Engländer gehalten und geglaubt, daß wir all' inglese gefrühſtückt hätten! — Wir fuhren nun mit unſern Sachen in einer Gondel nach dem uns lieb gewordenen hôtel d'Angleterre, um dort noch Mittag zu ſpeiſen. Inzwiſchen hatte es noch heftiger zu regnen angefangen und der Wind blies

lebhaft vom Meere her. Im hôtel d'Angleterre machte man bedenkliche Miene; wir waren aber fröhlich beim Glase Wein und achteten nicht auf das Wetter. Da erschien einer unserer Gondoliere. Ich muß ihm ein Denkmal in meinem Tagebuche setzen; denn die Persönlichkeit dieses Menschen wird mir unvergeßlich sein. Er ist ein hagerer, hochgewachsener, muskelkräftiger Mann mit ausdrucksvollen, ächt italienischen Zügen, kurzem, schwarzem Haar und blauen Augen. Sein gebräuntes, männlich schönes Gesicht verräth unverkennbar Biederkeit und Herzensgüte, und ein leiser Anflug von Schwermuth, der sich darüber verbreitet, deutet an, daß er mit seinem Schicksal nicht zufrieden ist. Er trägt blau und weiß gestreifte leinene Pantalons und ein schneeweißes Hemde, dessen Aermel aufgekrempelt sind und seine nervigen braunen Arme sehen lassen; den Kopf deckt eine kleine blaue Schiffermütze. Dies ist das Bild eines venetianischen Gondoliers, wie ich ihn mir gedacht. Er heißt Marco. Gewiß ist er ein so redlicher Mann, als er zu sein scheint; wir haben nicht Ursache gehabt, mit ihm unzufrieden zu sein, und so möge es ihm wohl ergehen! —

Marco also trat ein. „Das Wetter ist gefährlich," sprach er, wir müssen über die Lagunen nach Mestre, ich und mein Kamerad regieren die Gondel nicht allein; es sind noch zwei Leute erforderlich. Wir gaben ihm ein Glas Wein und überließen ihm, die Fahrt einzurichten, wie er wolle. Er trank auf

unſere Geſundheit und entfernte ſich. Nach einer Weile kam er wieder, und erinnerte uns, daß es Zeit ſei. Es ſchien aber, als könnten wir Venedig nicht verlaſſen; wir ſcherzten und tranken fort, und wurden wiederholentlich vergebens erinnert. Endlich brachen wir auf. Wir bezahlten nun unſern Bulgaris, dem wir, außer der üblichen Taxe der Lohnbedienten, noch die Hälfte darüber als Trinkgeld gaben. Wir glaubten, daß er ſehr erfreut ſein müſſe; allein zu unſerm Befremden ſtrich er kalt ſein Geld ein, und als wir ihn fragten, ob er etwa nicht zufrieden ſei, antwortete er mürriſch: Ich bin mit Allem zufrieden, was Sie mir geben. —

Wir nahmen unſern Weg durch den großen Kanal und den Rialto, und bogen dann in den Kanal ein, der nach Meſtre führt. Bald waren wir in den Lagunen. Der Regen hatte jetzt nachgelaſſen; allein graue Wolken jagten am Himmel und ein heftiger Wind hob die Wellen ſchäumend empor. Es war ſo kalt, daß wir uns dicht in die Mäntel einhüllen mußten. Die Gondoliere ſpannten ein Segel auf, und pfeilſchnell ſchoß die ſchmale Gondel durch die empörte Fluth dahin. Bei jedem Windſtoß legte ſich das Schifflein auf die Seite und drohte umzuſchlagen. Wir befahlen das Segel einzuziehen; die Gondoliere erklärten uns indeſſen, daß ſie allein die Gondel nicht regieren könnten. Unſere Fahrt war wirklich gefährlich. Aber das graue, ſchäumende flutende Meer, das Romantiſche der Lage,

in der wir uns befanden, beſchäftigte zu ſehr unſer Gemüth, als daß wir an Furcht hätten denken können. Es war entzückend ſchön!

Nach drei Viertelſtunden hatten wir Meſtre erreicht. Als wir in den Kanal dieſes Städtchens einfuhren, ſtürzten mehrere Männer das Ufer entlang nach dem Landeplatze, um uns ihre Hilfe beim Auspacken anzubieten. Wir bedienten uns indeſſen unſerer Gondoliere. Marco ſchritt rüſtig voran. In der Glocke (la Campana) nahmen wir unſern Wagen wieder in Empfang. Zehn Hände waren beſchäftigt, ihn aus der Remiſe herauszuziehen, und zwanzig, unſre Sachen hinein zu packen. Wie vor einigen Tagen umringte uns Geſindel aller Art und zwang uns ſeine Dienſte anzunehmen. Marco und ſeine Gefährten wurden nunmehr bezahlt. Er hatte uns ſo lieb gewonnen, daß er beim Abſchiede uns tauſend Segen wünſchte und uns die Schultern küßte. Wie wohl war uns, als wir endlich wieder im Wagen ſaßen! Von allen Seiten öffneten ſich nun die Hände; nach allen Richtungen wurde Geld verſtreut. Wir mußten dies ſchon thun; es ſchien, als ob man den Wagen ſonſt feſthalten würde.

Die Reiſe ging nach Dolo an zahlreichen Dörfern und Landhäuſern vorüber. Ein italieniſches Dorf ſieht indeſſen ganz anders aus, als ein deutſches. Alle Häuſer ſind maſſiv, haben mehrere Stockwerke und unterſcheiden ſich durchaus nicht von den Häuſern in den Städten. Wie überall derſelbe

Schmutz, daſſelbe Schwarz oder Grau der Gebäude. Der Eindruck, den eine italieniſche Stadt oder ein italieniſches Dorf macht, iſt faſt immer ein unangenehmer. Es ſcheint unglaublich, iſt aber dennoch wahr! Wenn ich ſonſt vor den Thoren Berlins ſpazieren ging und die freundlichen Villen im Thiergarten oder längs der Potsdamer Chauſſee ſah, dachte ich mir immer, wie ſchön müſſen die italieniſchen Städte ſein, die aus lauter ſolchen Villen beſtehen! Aber wie ſchmerzlich bin ich in meiner Erwartung betrogen worden! — Nur die Formen der Häuſer ſind in Italien zuweilen ſchön; allein man kommt vor Schmutz, Schwärze und Spinngeweben nicht dazu, ſie zu erkennen. In der Regel ſind die italieniſchen Häuſer hoch und ſchmal. Die Fenſteröffnungen haben keine Mauerbrüſtung und reichen bis auf die Diele des Zimmers. In einer ſolchen Fenſteröffnung befindet ſich nicht etwa ein weiß angeſtrichenes Fenſterkreuz mit vier eingepaßten Scheibenflügeln, wie bei uns, ſondern zwei lange bis auf die Diele des Zimmers reichende Flügel theilen die Fenſteröffnung in zwei gleiche Theile. An der Stelle, wo ſich bei uns die Mauerbrüſtung befindet, iſt von außen ein eiſernes Stabgitter von etwa 3 Fuß Höhe angebracht. Steht man alſo am offenen Fenſter, ſo kann man von unten bis auf die Füße geſehen werden; das Gitter vertritt die Stelle der Brüſtung und eines Balkons. Viele Fenſter haben gar keine Scheiben; bei den meiſten ſind die Flügel ſtets geöffnet, und da ſie

nach dem Zimmer zurückliegen, ſo ſieht man in der Entfernung nichts als die große viereckige Oeffnung der Mauer, welche zum Fenſter beſtimmt iſt, deren innerer Raum natürlich in Schatten tritt und ſich als dunkle Luft darſtellt. Dieſe ſchwarzen Oeffnungen in den ſchmutzigen, ſchwarzgrauen, oft verfallenen Häuſern tragen nur dazu bei, den üblen Eindruck zu vermehren, zumal ſich in den Fenſtern ſelten ein menſchliches Geſicht erblicken läßt und man daher immer glauben muß, ein verödetes Gemäuer zu ſehen. Bei uns erfreuen nicht nur die glänzenden Scheiben in den weißen zierlichen Rahmen der Fenſterkreuze, ſondern auch reinliche Vorhänge und gut gekleidete Bewohner hinter den Scheiben; man fühlt, daß man ſich im Lande der Civiliſation befindet; in Italien gleichen die Fenſter in der Regel ſchwarzen, viereckigen Löchern, und Städte und Dörfer mehr oder minder einer Ruine! — Sehr gebräuchlich ſind Jalouſien; aber nicht von der Farbe des freundlichen Grün, ſondern ſchmutzig weiße und graue, die Unreinlichkeit und der Einfluß der Witterung längſt hat ſchwarz werden laſſen. Sie beſtehen ebenfalls aus zweien Flügeln, welche die ganze Länge des Fenſters einnehmen, und nach außen herausgeklappt und feſtgehakt werden. Nur bei ganz neuen Gebäuden kann man ihre Farbe erkennen.

Als eine Eigenthümlichkeit der italieniſchen Städte bleibt ferner zu erwähnen, daß die Namen der Straßen an den Ecken mit ſehr hübſchen, ſcharf gezeichneten,

großen lateiniſchen Buchſtaben auf ein mit weißem Kalk übertünchtes, zwei oder drei Fuß breites Viereck verzeichnet ſind, und daß namentlich im lombardiſch-venetianiſchen Königreiche auf gleiche Weiſe auch die Namen der Dörfer auf dem an der Straße gelegenen erſten Hauſe angezeigt werden. Da die Häuſer ſtets rußig ausſehen, ſo nimmt ſich darauf das weiß übertünchte Viereck mit ſeinen ſchwarzen Buchſtaben wie ein angeſchlagener Zettel aus.

Hinter Dolo verfolgten wir einen anmuthigen Weg längs dem rechten Ufer des Flüßchens Brenta, welcher durch Barken belebt war. Das Wetter hatte ſich wieder aufgeheitert. Die Landhäuſer und Dörfchen vermehrten ſich; unter den erſtern befanden ſich einige von ſehr hübſcher Bauart; auch ſahen wir hier die Villa unſers Wirths in Venedig, des Hrn. Danieli, welche auf die ſo eben angeführte Weiſe, mit großen Buchſtaben auf weißem Kalkgrund, den Vorüberfahrenden verkündet, daß der Eigenthümer Beſitzer eines brillanten Gaſthofs in Venedig ſei. Der Mann muß ſeine Schäfchen in's Trockne gebracht haben.

Es war vollkommen finſter, als wir hier in Padua anlangten, wo man uns gleich die Päſſe abnahm. Unſer Gaſthof iſt abermals ſehr ſchlecht, wiewohl wir den beſten gewählt. Unſern Fenſtern gegenüber ſteht, ſo weit wir es in der Dunkelheit zu erkennen vermögen, eine mächtige Kirche, deren ſechs Kuppeln wie Rieſenhäupter in die Luft ragen.

Sie iſt, wie ich höre, dem heiligen Antonius, dem Schutzpatron der Stadt, gewidmet. Da wir noch zum Frohnleichnamsfeſt nach Florenz wollen, ſo iſt unſre Zeit ſehr koſtbar, und wir werden die Kirche daher ſchwerlich morgen beſichtigen können. —

So eben bringt man die viſirten Päſſe, und fordert dafür drei Zwanzigkreuzer an Gebühren und ein Trinkgeld.

Achtes Kapitel.

Padua. Finstere und schlechte Bauart der Stadt. Die St. Antoniokirche. Die Reiterstatue des Generals Gattamelata. Rovigo. Der Postmeister daselbst. Die Grenze des lombardisch-venetianischen Königreichs. Die päpstliche Grenze. Paßzoll. Schreiende Bettler. Ferrara. Der unzufriedne Postillon. Elende Mittagsmahlzeit. Einförmigkeit des gepriesenen Weinfelds. Malalbergo. Capo d' Argine. Bologna. Aufenthalt am Thore, veranlaßt durch einen betrunkenen Beamten. Ein italienischer Teller Suppe. Der flegelhafte Facchino. Die Flöhe Bologna's. Gestank zum Frühstück. Italienisches Brot. Artigkeit der Polizei. Nochmals Paßzoll und Trinkgeld.

Bologna, den 4. Juni.

Beim Ausfahren aus Padua heute früh überzeugten wir uns, daß die Stadt theilweise finster und schlecht gebaut ist und daß düstere Kolonaden unter den geschwärzten Häusern ihr ein melancholisches Ansehen geben. Die St. Antoniokirche ist indessen ein schönes, gothisches Gebäude. Wir kamen an der hübschen Reiterstatue des Generals Gattamelata, einem Werke Donatello's, vorbei. Die Landstraße führt nach der Bergkette, die wir schon auf dem Markusthurm zu

Venedig aus der Entfernung erblickt hatten. Ueberall ſahen wir Maulbeerbäume und Wein. Wir paſſirten die Etſch und gelangten, nachdem uns zu wiederholten Malen ekelhafte Bettler Viertelmeilen weit ſchreiend verfolgt hatten, um 11 Uhr Vormittags nach Rovigo, einer alten Stadt, die nichts Intereſſantes darbietet.

Bis hieher waren wir von Berlin aus mit zwei Extrapoſtpferden gefahren. Der Poſtmeiſter in Rovigo erklärte uns indeſſen, daß wir 3 Pferde nehmen müßten, und es blieb uns nichts übrig, als uns in ſeinen Willen zu fügen. Auch hier nahm man uns, ungeachtet wir nur umſpannen ließen, unſere Päſſe ab, und viſirte ſie — für Geld. — Während wir darauf warteten, brachten uns Schaaren von Bettlern faſt zur Verzweiflung. — Wer Gelegenheit gehabt hat, die ſcheußliche Brut dieſer italieniſchen Vagabunden kennen zu lernen, wird dieſen Ausdruck nicht für übertrieben halten. Bei Poliſella begrüßten wir den mächtigen Po, den wir anfangs zur Linken behielten und dann wieder aus den Augen verloren, bis wir die Stelle erreichten, wo eine Fähre über denſelben in's päpſtliche Gebiet führt. Eine ganze Stunde verging, bevor es den Fährleuten vom jenſeitigen Ufer herüberzukommen beliebte. Von dem am Ufer ſtationirten Grenz-Kommando wurden uns die Päſſe abermals abgenommen und viſirt. Wir ſtellten uns, als ob wir nicht wüßten, was die geöffneten Hände bedeuten ſollten. Einer der Grenzauf-

ſeher machte ſich beſonders viel in unſerer Nähe zu ſchaffen. Man ſah ihm an, daß er gar zu gern eine Kleinigkeit erhaſcht, und wenn es irgend möglich geweſen wäre, die aus dem Lande Herausgehenden viſitirt hätte. Mein Blick ſchweifte über den rechts weithin ſtrömenden Fluß hinaus; am Horizont lagen hier die ſchneebedeckten Tyroler Alpen, deren Gipfel in der Mittagsſonne wie mattes Gold glänzten. Um mich über die Gegend zu unterrichten, rief ich den Grenzaufſeher heran. Er ſprang mit größter Behendigkeit herbei, und erklärte mir, was ich wiſſen wollte, hielt aber auch ſogleich wieder die Hand auf. — Endlich kam die Fähre, und wir ſetzten langſam nach Ponte di Lagoscuro über. Es war Nachmittags 2 Uhr geworden, und uns hungerte jämmerlich; allein jetzt erwarteten uns nun erſt die päpſtlichen Grenzbeamten und die Douane des Kirchenſtaats! Unſere Päſſe wurden abermals abgenommen, und das Stück für 2 Paoli (à 4 Sgr. 4½ Pf. preußiſch) viſirt. Dann erſchienen die Douaniers, die indeſſen nicht unempfindlich waren, als ein erkleckliches Sümmchen in ihre Hände glitt. Nichts deſto weniger mußten wir ausſteigen, und man legte uns einen Revers vor, in dem wir auf unſere Ehre verſichern mußten, während unſerer Anweſenheit in den päpſtlichen Staaten nichts gegen deren Sicherheit zu unternehmen. Nachdem uns auch hier Schaaren von ſchreienden Bettlern den Angſtſchweiß ausgepreßt hatten, durften wir endlich unſern Weg fortſetzen. Es mochte gegen 3 Uhr ſein, als

wir Ferrara erreichten, welches ganz in der Ebene liegt und einen angenehmen Anblick gewährt. Wir hatten dem Poſtillon ein vorzügliches Trinkgeld verſprochen, weil wir uns nach Speiſe ſehnten. Wir gaben ihm nun 4 Gulden in Konventionsgeld, allein er erklärte ſich damit keineswegs zufrieden! —

Nach kurzer Raſt und nachdem wir uns mit einer elenden Mahlzeit begnügen müſſen und einen ſauren Kloß ſtatt des Brotes hinuntergewürgt hatten, fuhren wir weiter, da wir Bologna noch heute erreichen mußten. Wir reiſeten mit außerordentlicher Schnelligkeit, da die Poſtillone noch immer die Pferde ſtets im ſtärkſten Trabe, oft im Galopp gehen laſſen. Das Wetter war ſchön, und die Gegend glich einem Garten. Meilenweit ſahen wir nichts als Bäume mit Weinfeſtons. Es iſt dies allerdings ſehr hübſch; allein auf die Dauer nicht zu ertragen. Der Reiſende will ſehen; ſein Blick ſoll in die weite Ferne ſchweifen; er will den Anblick der Städte, der Gebirge haben, die das Charakteriſtiſche einer Gegend bilden; allein das ewige Einerlei eines Gartens oder Waldes ermüdet. Wie oft ſind mir dieſe italieniſchen Weinfeſtons als entzückend ſchön geſchildert worden; jetzt kenne ich ſie, und bin — entzaubert. Wir ſehnten uns einſtimmig nach — einer Gegend. Einförmigkeit kann nie ſchön ſein.

So gelangten wir über Malalbergo und Capo d'Argine nach Bologna, wo am Thore ſofort die Päſſe wieder abgenommen wurden. Es war ſchon 10 Uhr

Abends, und die Stadt mit ihrer Umgebung nicht mehr zu erkennen. Wir hatten an dieſem Tage 10½ Stationen, alſo 21 Meilen, zurück gelegt und ſehnten uns daher nach Ruhe. Allein wir mußten am Thore über eine halbe Stunde halten, ohne daß unſere Abfertigung erfolgte; der Beamte, der unſere Päſſe in Augenſchein nahm, war betrunken. Wir konnten aus dem Wagen gerade in die Stube hineinſehen, in der er ſaß. Die deutſchen Buchſtaben würde der päpſtliche Beamte nüchtern ſchon für Chaldäiſch gehalten haben; der Weinnebel verwandelte ſie ihm in kribbelnde Ameiſen. Er hob das Licht und leuchtete, und die Päſſe waren mehrmals in Gefahr, ein Raub der Flamme zu werden. Endlich ſtieg ich aus, und erklärte mich höchſt verdrießlich bereit, ihm zu helfen. Der gute Mann wurde aber ſackgrob, fragte, wer mich gerufen hätte und behandelte mich wie einen Lump. Nach unſäglicher Mühe gelang es mir, ihn zufrieden zu ſtellen. Er trug unſere Namen ein; raiſonnirte aber auch jetzt noch, ſprach von Verhaftung, und nur die äußerſte Nachgiebigkeit von meiner Seite bewog ihn, mir die Päſſe zurückzugeben, wobei indeſſen doch noch die Anweiſung erfolgte, ſie bei der Polizei viſiren zu laſſen.

Am 5. Juni, Morgens.

Der Teufel hat hier ſein Spiel! Geſtern Abend, todtmüde von der langen Tagesreiſe, baten wir in der Locanda reale nur um einen Teller Suppe, um uns

bald zur Ruhe begeben zu können. Allein einen Teller Suppe kennen die Gastwirthe in Italien nicht. Man setzte uns Bouillon mit Parmesankäse, vier Schüsseln mit Gemüse und Fleischspeisen, 4 Schüsseln Dessert und Wein vor. Wir mußten schweigen; denn bezahlen hätten wir doch müssen. Als wir zu Bette gehen wollten, bat ich den Cameriere dringend, dafür Sorge zu tragen, daß wir nicht geweckt würden. Er versprach es: Mein Unstern wollte, daß gerade über uns eine Familie logirte, die heute früh abreisen wollte, und daher befohlen hatte, sie um 3 Uhr zu wecken. Der Facchino (Hausknecht, eigentlich Lastträger) versah sich in der Etage und schlug heute früh um 3 Uhr mit fürchterlicher Gewalt an unsere Stubenthür. Was halfen meine tausend Donnerwetter! Wir waren geweckt und ich wenigstens konnte nicht wieder einschlafen. Nachdem ich mich ein Paar Stunden schlaflos umhergewälzt, und mich mit den bissigen Flöhen Bologna's abgeärgert hatte, machte ich den Vorschlag aufzustehen und sofort abzureisen, um wo möglich Florenz heute noch zu erreichen. Wir verließen daher die Betten und begaben uns in den gemeinschaftlichen Speisesaal auf dem Flur der Etage. Hier hatte man rücksichtslos so eben ein heimliches Gemach ausgetragen; der entsetzliche Gestank benahm uns fast den Athem, schien aber den italienischen Nasen recht wohl zu gefallen. Wir verlangten eiligst Frühstück, und man kann sich denken, daß ich den Cameriere (Kammerdiener, Zimmerkellner) nicht mit

beſonders guter Laune begrüßte. Eine Stunde verging; das Frühſtück kam nicht. Eben ſo fehlten unſre Päſſe noch. Wir konnten nicht abreiſen, und dennoch waren wir um 3 Uhr geweckt worden! Der Geſtank wurde immer ärger; endlich um halb 8 Uhr kam das Frühſtück. Der Kaffee war gut; allein die Semmel bleibt ſauer. Noch jämmerlicher iſt die zweite Art Semmel, deren ich ſchon erwähnt; ſie beſteht aus einem ungeſäuerten, ſteinharten, ſtets 14 Tage alten, fade ſchmeckenden Backwerk, welches etwas kleiner als die ſaure Semmel mit allerlei Knollen und Spitzen verſehen iſt. Dieſe Knollen und Spitzen vermehren noch die Härte der Rinde; verderbt man ſich an der ſauren runden Semmel den Magen, ſo geräth man bei der knolligen in Gefahr, ſich die Zähne auszubeißen. Das ſind die Gefilde Hesperiens! Nur in Trieſt und Venedig hatten wir leidliche Semmel; in Trieſt gab es namentlich noch das angenehme Backwerck, welches in Oeſtreich Hörnchen (Hörnel) genannt wird. —

Das Frühſtück iſt verzehrt; aber noch können wir die Stadt nicht verlaſſen; denn von der Polizeibehörde läßt man uns ſo eben ſagen, vor neun Uhr werde das Büreau nicht geöffnet, früher würden wir daher unſere Päſſe nicht erhalten. Wir haben bereits einen Vorgeſchmack von der Ordnung, die in den päpſtlichen Staaten herrſchen muß. — —

Es iſt halb 10 Uhr, ſo eben bringt ein uns ganz unbekannter Kerl die Päſſe, fordert für dieſelben zu-

ſammen 6 Paoli (20 gGr.) und für ſich ein Trinkgeld, ungeachtet wir einem Diener des Hauſes die Beſorgung übertragen haben. Ach, da kommt auch dieſer Diener mit offener Hand! Freilich, was Einer thun kann, geſchieht in Italien, wie wir uns überzeugen, ſtets von Mehrern, auf daß ſo viel Perſonen, als möglich, von dem Geldbeutel des Fremden profitiren. Adieu Bologna! Was unſre Rechnung hier beträgt, will ich verſchweigen. —

Neuntes Kapitel.

Bologna. Düstre Bauart der Stadt. Die hängenden Thürme. Johann von Bologna's Neptun. Anblick der Apenninen. Eine italienische Landschaft. Naßkaltes Regenwetter im Juni. Die Begeisterung der Reisenden für Italien nimmt immer mehr ab. Pianoro. Streit mit dem Postmeister. Anrede an das Volk. Hohn desselben. Aussicht in den Apenninen. Die Kneipe zu Filigare. Die toskanische Grenze zu Pietramala. Der genügsame Zollbeamte. Covigliajo. Monte Carelli. Charakter der Apenninen. Monte Fo. Das grüne Thal, eine Merkwürdigkeit in Italien. Cafaggiola. Fontebuona. Glühwürmchen. Der italienische Himmel steht dem deutschen nach. Ankunft in Florenz. Italienisches Postwesen. Politik der italienischen Bettler. Florentinisches Ungeziefer. Das Mittagsmahl in Filigare. Italienische Betten.

Florenz, am 6. Juni.

Als wir gestern früh von Bologna ausfuhren, überzeugten wir uns, daß es eine große bevölkerte Stadt ist, in der sich eine Menge schöner Bauwerke befindet. Bologna hat 70,000 Einwohner und treibt bedeutenden Handel. Auch in dieser Stadt bringen die Bogengänge unter den Häusern und die engen stinkenden Straßen einen düstern und unange-

nehmen Eindruck hervor, und wiewohl ſich daſelbſt einiger Sinn für das heitere Ausſehen der Wohnungen zeigt (denn wir bemerkten ſogar, unerhört! — ein Paar Häuſer, welche neu abgeputzt waren), ſo iſt doch im Ganzen Bologna eben ſo wenig freundlich zu nennen, als andere italieniſche Städte. Mit Verwunderung betrachteten wir die beiden Thürme Aſinelli und Garisenda. Jener iſt vorzüglich hoch und ſchlank, und beide ragen ſchief in die Luft. Auch widmeten wir Johann von Bologna's Meiſterwerke, dem bronzenen Neptun auf dem Springbrunnen des großen Marktplatzes, noch einige Augenblicke.

Vor dem Thore ſahen wir die Apenninen, an deren Fuße Bologna liegt, und deren niedrigſte Verzweigungen die Stadt umgeben. Eine Menge von Gärten und Landhäuſern zwiſchen einzelnen Cypreſſen bedecken die nahen Höhen, und gewähren im Verein mit der bedeutenden Stadt und deren zahlreichen Thürmen ein eigenthümliches, fremdartiges Bild. Dennoch — vermißten wir in der Landſchaft, die gewiß ächt italieniſch war, den Zauber, der über die grünen Fluren unſers deutſchen Vaterlandes verbreitet iſt. Nirgend ſahen wir das ſaftige Grün unſerer Auen; vielmehr hatte die Gegend einen bräunlichen Anſtrich; ſie ſah verbrannt aus. Man glaube nicht, daß dies Wirkung der Sonnenſtrahlen ſei; es iſt, wie wir uns überzeugen, mit der italieniſchen Sonne nicht weit her; bis jetzt haben wir auch nicht die mindeſte Verſchiedenheit im Vergleich

mit Deutſchland bemerkt; ja es iſt geſtern, am 5. Juni, oft ſo kalt geweſen, daß wir die Mäntel umnehmen mußten, und heute haben wir hier in Florenz naßkaltes Regenwetter. Es iſt hier jetzt Frühling, wie in Deutſchland. Das düſtre, todte, verbrannte Anſehen der italieniſchen Gegenden kommt daher, weil die Erde dort faſt nirgend Gras erzeugt und weil die italieniſchen Bäume alle nur klein und laublos und meiſtentheils ſchwarz- oder graugrün ſind. Die Cypreſſe ſieht faſt ſchwarz aus; auf ſaftgrünem Grunde würde ihr Schwarz ſich heben; auf dem Braun der dürren Erde erſcheint ſie recht eigentlich als der Baum der Trauer. Wie ſo ganz anders habe ich mir Italien gedacht! Ach, unſere Begeiſterung für dies Land fängt an abzunehmen! —

Von Rovigo an waren wir nun unausgeſetzt mit drei Poſtpferden gefahren. Es iſt bekannt, daß wenn man einmal ein Poſtpferd mehr bekommen hat, man es ſelten wieder los wird. Wir hatten indeſſen eigentlich wohl darauf gerechnet, in Italien 3 Pferde nehmen zu müſſen, und fanden uns daher in dieſe ſchon bedeutende Mehrausgabe. Auf der erſten Station hinter Bologna in Pianoro aber, wohin wir auf ebener Chauſſee im Thal gelangten, bemerkten wir, als wir hielten, und ſich nach der gewöhnlichen Art ein Haufe ekelhafter Müßiggänger um uns verſammelt hatte, daß der Poſthalter eifrig mit dem Poſtillon ſprach, und hörten, daß er den Befehl gab, 4 Pferde vor unſern Wagen zu legen. Wir reiſen

in einer gewöhnlichen Chaiſe und haben nur einen kleinen Koffer bei uns. Indem wir betreten auf die Worte des Poſtmeiſters achteten, ſchrie eine widerliche Galgenbrut von Bettlern rechts und links in unſern Wagen herein. Je mehr Almoſen wir austheilten, je mehr Bettler zeigten ſich aus der Entfernung in Anmarſch.

Nicht ohne Verlegenheit ſahen wir, daß wir im Angeſicht der Menge einen Strauß mit dem Poſthalter zu beſtehen haben würden. Zum Unglück für mich war ich von uns Reiſenden der Einzige, der genügend italieniſch ſprach. Ich ermannte mich, rief den Poſthalter heran, und erklärte ihm, daß wir nicht vier Pferde nehmen würden. „Sie müſſen!“ antwortete der giftige Italiener. Sofort verlangte ich nun das Poſtreglement zu ſehen. Er brachte daſſelbe ohne alle Einwendungen. Es ſtand darin, daß eine mit einem Koffer bepackte Chaiſe, auf der 4 Perſonen ſäßen, von Pianoro nach Lojano ein drittes Pferd (il terzo cavallo) zu nehmen verpflichtet ſei. Ich machte bemerklich, daß wir das dritte Pferd ſchon hätten; er entgegnete aber, daß il terzo hier il quarto bedeute, weil wir ſchon mit 3 Pferden angekommen wären. Unſer Wortwechſel zog von allen Seiten höhniſch lachende Zuhörer herbei. Man denke ſich uns Verlaſſene in einem Lande, wo auf den Schutz der Behörden ſo gar nicht zu rechnen iſt! — Dennoch ſprang ich aus dem Wagen und verlangte nach der Polizei geführt zu werden. Sogleich öffnete

ein Kerl seine Hand und führte mich, nachdem ich ihm zuvor ein Trinkgeld gegeben hatte, einige Schritte weit in ein Haus hinein, wo man erst behauptete, der Polizei-Beamte sei ausgegangen; dann sich aber ein klägliches Subjekt sehen ließ, das sehr verlegen war, als ich ihm den Fall zur Entscheidung vorlegte. Ich erklärte, daß ich nach Rom ginge und dort der Regierung Anzeige machen würde. Diese Drohung machte aber nicht den mindesten Eindruck. Mit vieler Höflichkeit nöthigte ich den Mann, der wie ein Arbeitsmann bei uns gekleidet war, an unseren Wagen heran. Hier ereignete sich ein tragi-komischer Auftritt. Ich und der Posthalter interpretirten der unglücklichen Obrigkeit, Jeder auf seine Weise, die Stelle des Reglements. Sprach ich, gab der Polizeimann mir, sprach aber der Posthalter, gab er diesem Recht. Allmälig gewann meine Ueberredungskunst die Oberhand. Allein nun funkelten des Postmeisters Augen vor Wuth: der Polizeimann nahete sich mir voller Angst, und suchte mich durch Bitten zur Nachgiebigkeit zu bewegen; endlich aber gab er mir aus Furcht geradehin Unrecht. Da es uns nicht gleichgiltig sein kann, ob wir die weite Reise durch Italien hin und zurück mit drei oder mit vier Pferden machen, indem es sich letztern Falls um eine Mehrausgabe von mehreren Hunderten handelt; so versuchte ich auf das Ehrgefühl der Leute zu wirken. Ich merkte, daß man uns für Engländer hielt, die in Italien das Geld auf die unsinnigste Weise verschwen-

den und dadurch allen ärmern Reisenden schaden. In dieser Voraussetzung haranguirte ich das versammelte Gesindel gut oder schlecht, und erklärte, wir seien Deutsche, nicht Engländer, hätten so viel Schönes von Italien und von der Rechtlichkeit und Gastfreundschaft seiner Bewohner gehört, und müßten nun die Erfahrung machen, daß Italiener gegen ihre fremden Gäste in deren ganz gerechter Sache offenbar Partei nähmen. Dies haben wir, setzte ich hinzu, nicht gedacht, und wir sehen also, daß — man ließ mich nicht aussprechen, und fiel mir höhnend in's Wort: „Sie sehen also, daß Sie sich geirrt haben!“

Inzwischen hatte sich die Polizei verkrümelt, die 4 Pferde waren vorgelegt, und um unsern Verdruß noch zu vermehren, sahen wir, daß sich zwei Postillone aufsetzten. Was blieb uns übrig? Wir mußten umkehren, oder — uns fügen. Dies thaten wir, und dahin sausten nun die Pferde im rasenden Galopp.

Nachdem wir die Hälfte des Weges von Pianoro nach Lojano zurückgelegt hatten, führte derselbe bergan in die Apenninen hinein. Je höher wir kamen, je eigenthümlicher wurde das Bild, welches sich rings um uns aufrollte. Hinter uns sahen wir in die unermeßliche Ebene bis Padua, in weiter Ferne zur Linken das adriatische Meer; vor uns breitete sich die lange Kette der Apenninen aus, deren beide Hauptkämme wir gestern noch zu übersteigen hatten. Noch hoben die unvergleichlich schönen Gegenden Steyer-

marks, die mächtigen Alpen und die in duftiges Grün gekleideten Berge unſers deutſchen Vaterlandes in unſerem Gedächtniſſe. Wie ganz anders ſind dieſe Apenninen! — Zwar iſt ihre Form ſchön und mahleriſch, da ſie ſich in mächtigen Wellenlinien am Horizonte hinziehen; allein nur an ihrem Fuße zeigt ſich Vegetation; ſchon in geringer Höhe bis zum Gipfel kahl und ſchauerlich öde, erſcheinen ſie in der Nähe ſchwarzgrau, in der Entfernung grauröthlich gefärbt; es ſind gewaltige Rieſengräber auf braunen, verbrannten Ebenen in dem Lande der Ruinen! —

In Filigare, dem päpſtlichen Grenzort an Toskana, ſpeiſeten wir in einer elenden Kneipe zu Mittag. An einer Menge von Schüſſeln fehlte es, wie in allen italieniſchen Albergen nicht; allein die Speiſen waren für italieniſche Magen und Gaumen berechnet, friſch geſchlachtete, zähe und übelriechende Hühner ſetzte man uns als Leckerei vor. Wie ſich von ſelbſt verſteht, wurden uns auch hier die Päſſe für den gewöhnlichen Zoll abgefordert.

Pietramala war der erſte toskaniſche Grenzort. Neue Qual durch die Douane und das Viſiren der Päſſe! Abermals ſteckten wir die Hand in den Beutel; allein mit Freude überzeugten wir uns, daß der toskaniſche Grenzbeamte ein Ehrenmann war. Er begnügte ſich mit unſerer wahrheitgemäßen Verſicherung, daß wir keine ſteuerpflichtigen Gegenſtände bei uns hätten, wies ein Geldgeſchenk höflich zurück, und ließ uns ſehr bald weiter fahren. Es ſchmerzt

mich ſagen zu müſſen, daß uns bis jetzt eine ſolche Genügſamkeit in Italien noch nicht vorgekommen iſt. Hinter Pietramala erreichten wir Covigliajo; dann Monte Carelli.

Und immer höher ſtiegen wir. Rings um uns erhob ein Rieſenberg über den andern das Haupt; nirgend ſahen wir Vegetation; es ſchien als führen wir durch vulkaniſche Trümmer; hier und dort gähnten uns ſchauderhafte Abgründe entgegen, ragten Felſenriffe in die Luft. Nirgend ein Menſch, nirgend ein Haus, nirgend ein Thier. Und dazu die Schwermuth erweckende grauröthliche Farbe, wohin das Auge reichte. Der Charakter der Apenninen iſt verſchieden von dem aller nördlichen Gebirge. — Die Straße von Bologna nach Florenz ſoll ſo unſicher ſein, als die von Rom nach Neapel. Es kann aber auch in der That keine Gegend geben, die geeigneter zu Räubereien wäre, als die der Apenninen. Jeder Berg bietet Schlupfwinkel dar, während der Reiſende ſich von aller Hilfe verlaſſen ſieht.

Vor Monte Carelli überſtiegen wir den Monte Fo, einen der höchſten Kämme des Gebirges. Die Luft war rauh und unfreundlich. Wir mußten einander daran erinnern, daß wir in Italien waren. Von Monte Carelli nach Cafaggiola ſenkte ſich der Weg in das weite Thal hinab, welches von den beiden Hauptkämmen der florentiniſchen Apenninen eingeſchloſſen wird. Die Chauſſee iſt auch hier vortrefflich, zwar ſchmal und ohne Bäume, aber feſt wie

die Diele und kunstreich im Zickzack von den steilsten Bergen herabgeführt. An einzelnen Stellen führen schöne Brückenbogen über Abgründe. Bald gelangten wir in die Tiefe. Fruchtbare Thäler liegen hier ausgebreitet. Während sich der Weg am Fuße einer Hügelkette kunstreich aufgemauert hinzog, sahen wir zum ersten Male in Italien mit dem Gefühl des Entzückens eine grüne Wiese zur Linken ausgebreitet, und edle Kastanienbäume verschönten dies anmuthige Bild. Allmälig stiegen wir hinter Casaggiola wieder in die Höhe, das Freundliche der Gegend verlor sich, der Abend brach herein, und es war schon gegen 10 Uhr und vollkommen Nacht, als wir in Fontebuona anlangten.

Auf dem Wege von Fontebuona nach Florenz, der sehr reizend sein soll, was wir aber nicht mehr wahrnehmen konnten, hatten wir ein entzückendes Schauspiel. Es ging vor Florenz unaufhörlich bergab; der Abend war sehr schön, der Himmel klar und mit Millionen blitzender Sterne besäet, die Luft milde und in den Gesträuchen zur Seite des Weges glänzten Tausende von Glühwürmchen von ungewöhnlicher Größe, die sich gaukelnd in die Luft erhoben, unsern Wagen umkreiseten und das reizendste Feuerspiel darstellten, welches man sehen kann. Die Luft erschien uns um so milder, als wir den Tag über in den Apenninen an Kälte gelitten hatten, und noch immer von dem innigen Wunsche durchdrungen, Italien schön zu finden, genossen wir mit vollen Zügen aus

dem Wonnebecher der Natur. Da wir so viel von dem italienischen Himmel gehört und gelesen hatten, so betrachteten wir ihn nun sorgfältig, mit dem besten Willen, ihn anders und besser zu finden, als bei uns. Allein wir mußten uns sämmtlich bekennen, daß wir ihn bei uns in Deutschland unzählige Mal schöner und die Sterne viel größer und heller gesehen haben. Nun, in Rom oder in Neapel werden wir ja wohl den hesperischen Himmel noch kennen lernen!

Erst in der Nacht um halb 1 Uhr kamen wir in Florenz an, wo wir am Thore natürlich examinirt und unserer Pässe beraubt wurden, und dann die Erlaubniß erhielten, im hôtel d'Angleterre bei Schneiderf logiren zu dürfen. Wir hatten im Ganzen 9 Posten, also 18 Meilen, zurückgelegt, und dabei die Apenninen quer durchschnitten.

Es ist nicht zu läugnen, daß man in Italien auf den Hauptrouten in so fern vortreffliche Postanstalten trifft, als man sehr schnell auf den Stationen weiter befördert wird und, wie erwähnt, außerordentlich schnell fährt; allein man ist zu sehr der Willkür der Posthalter und ihrer Leute überlassen. Wir haben nunmehr seit Pianoro stets 4 Pferde und 2 Postillone nehmen müssen. Merkwürdig war es uns besonders heut in den Apenninen, daß diese Menschen die steilsten Anhöhen nur im Galopp hinauffuhren. Es scheint dies Grundsatz zu sein. Dreißig Schritt von der Anhöhe wurden die Pferde jedes Mal aus dem starken Trabe in Schritt versetzt, um dadurch

neue Kraft zu gewinnen, und am Fuße der Anhöhe fingen sie von selbst an zu galoppiren. Was würde ein deutscher Fuhrmann dazu sagen? — Die italienischen Pferde sind zwar klein, wahre Katzen, wie man im gemeinen Leben zu sagen pflegt; aber wild, feurig und tückisch. Ueberdies werden dem Postreisenden nur Hengste vorgelegt. Das Riemenzeug ist mit Schellen, und oft, insbesondere am Kopfe, mit Stücken rauhen Pelzwerks verziert. Die Postillone haben keine Hörner, sondern nur Peitschen, mit denen sie ungemein geschickt nach dem Takte zu knallen verstehen und die in unaufhörlicher Bewegung sind. Wenn sie durch Ortschaften kommen, so knallen sie damit so anhaltend und blitzschnell, daß dem Reisenden, den schon das unaufhörliche Geläute der Schellen quält, Hören und Sehen vergeht. Die Taxe des Trinkgeldes für den Postillon beträgt im Kirchenstaate 3½ Paoli (à 4 Sgl. 4½ Pf.) und im Florentinischen 3 Paoli; allein wiewohl wir jedem Postillon 1 Piaster, im Ganzen also 2 Piaster oder nach unserm Gelde zusammen 2 Rthlr. 20 Sgl. für die Station an Trinkgeld gaben, so waren sie doch nie zufrieden, und forderten immer noch mehr. Das Peinlichste für den Reisenden ist dabei, daß, wie ich schon angeführt, alle Erörterungen stets auf den Stationen vorfallen und dann eine Menge müßigen Gesindels den Wagen umsteht, welches sogleich Partei gegen den Fremden nimmt, und zwar nicht in Thätlichkeiten ausartet, ihn aber auf eine so verletzende

und beſchämende Weiſe behandelt, daß ein Mann von Ehrliebe auf jeder Station gern unverhältmäßige Opfer bringt, um dieſe Menſchen nur in Ruhe zu halten. Am glücklichſten fühlen wir uns, wenn wir auf der Landſtraße fahrend im Wagen ſitzen; mit Schrecken nahen wir der neuen Station, weil wir im Voraus wiſſen, daß wir, ſo lange der Pferdewechſel dauert, den peinlichſten Gefühlen Preis gegeben ſind; entweder giebt es Zank mit dem Poſthalter, oder die Poſtillone ſind mit dem bedeutendſten Trinkgelde nicht zufrieden, oder eine Schaar von Bettlern und Bettlerinnen erhebt ein ohrenzerreißendes Geſchrei. Die Poſtillone zeigen das Trinkgeld, die Bettler das Almoſen, welches ſie vom Fremden erhalten haben, ſogleich umher, und lauter Hohn iſt die Strafe des Letztern, wenn er die Erwartung nicht erfüllt hat.

Reichten doch Worte aus, nur einen ſchwachen Begriff von der Höllenqual zu gewähren, welche die italieniſchen Bettler verurſachen können! Ich erwähne nicht, daß ihr Anblick Ekel, oft Schauder erregt, denn nirgend haben wir ſo ſcheußliche Krüppel geſehen als in Italien; ſondern ich will hier nur von der zudringlichen Frechheit dieſes Auswurfs ſprechen. Sie verfolgen den Wagen Viertelſtunden mit durchbohrendem Geſchrei; der Fremde iſt eine Beute, die ſie wie der Geier die Taube packen, und nicht eher loslaſſen, als bis ihre Abſicht erreicht iſt. Ich übertreibe wahrlich nicht. Das Geſchrei, welches die italieniſchen

Bettler erheben, iſt ſo ſchneidend, daß ich die feſte Ueberzeugung habe, ſie üben ſich darin, wohl wiſſend, daß Jeder ſchnell in die Taſche greifen muß, um eine ſolche Unannehmlichkeit los zu werden. Allein kaum hat man gegeben, als aus einem andern Schlupfwinkel ein andrer Bettler hervorſtürzt, der den Erfolg ſeines Kameraden abgewartet hat und nun noch entſetzlicher ſchreit, um den Abgefertigten zu überbieten. Wie kann man unter ſolchen Umſtänden in harmloſer Gemüthlichkeit dem Eindruck der Natur ſich hingeben? — Hier aber in Florenz, im erſten und in der That vortrefflich eingerichteten Gaſthofe, peinigt mich, indem ich dieſe Worte ſchreibe, das hüpfende Ungeziefer ſo entſetzlich, daß ich Italien zu tauſend Teufeln wünſchen möchte! Wir wechſeln täglich die Wäſche; allein vergebens. —

Dazu kommt, daß man, wenn man ſich nicht in dem vorzüglichſten Gaſthofe der Hauptſtädte befindet, überall Speiſen erhält, die ein civiliſirter Menſch kaum herunterwürgen kann. Stehe mir bei, Muſe der Kochkunſt, unſer geſtriges Mittagsmahl in Figuren genauer zu beſchreiben! In einer kleinen, elenden, einfenſterigen Stube, die von Flöhen wimmelte, wurde uns ein ſchmutziges Tiſchtuch aufgedeckt. Weibliche Bedienung findet ſich in Italien gar nicht oder doch höchſt ſelten; ſelbſt die Betten werden in der Regel von Männern gemacht. Auch hier bediente uns ein Cameriere. Zuvörderſt trug er eine Suppe

auf, welche aus Hammelbrühe bestand, worin sich mietige Fadennudeln befanden. Dazu gab es multrigen Parmesankäse. Hierauf folgte halb gahres Hammelfleisch, Hühnerleber in Baumöl gesotten, knorplichter Ziegenhals in einer Sauce von Rothwein, Baumöl und englischem Gewürz und der frischgeschlachtete, zähe und noch ganz nach Hühnerfedern riechende Hühnerbraten. Der gewöhnliche saure Kloß vertrat die Stelle des Brotes. Als Dessert wurden Kirschen und Aprikosen gereicht. Diese Früchte mußten uns sättigen. Das Couvert dieser Göttermahlzeit kostete 1 Piaster; einen andern Preis kennt man in Italien nicht. Und um des größten Uebels zu erwähnen, welches uns den Aufenthalt in den hesperischen Gefilden verleidet, wir überzeugen uns, daß wir nicht mehr auf Schlaf des Nachts rechnen dürfen. Die italienischen Betten haben nämlich an der Stelle der Kopfkissen dicke, runde Wulste, die in der Art unter den Nacken zu liegen kommen, daß das Genick abstirbt und man des Morgens gleichsam mit zerschlagenen Gliedern aufsteht. Wenn nicht die Schmerzen, die dieser Wulst verursacht, den Schlummer verscheuchen, so sind es die schmerzlichsten Flöhe- und Wanzenstiche, und ist man einmal so glücklich, ein Bett zu finden, welches frei ist von Ungeziefer, so treibt das italienische Volk, selbst in den kleinsten Orten, des Nachts bis zum frühen Morgen hin ein so unaufhörliches Getöse, daß von Schlaf keine Rede sein

kann. So iſt es uns auch dieſe Nacht in Florenz gegangen. Bei Tage giebt es alſo Aerger in Menge und ſo elende, ſchmutzige Koſt, daß man hungern muß, und des Nachts kann man nicht ſchlafen. Wie iſt es möglich, Gefallen an dem Lande zu finden, welches ſolche Unannehmlichkeiten bereitet! —

Zehntes Kapitel.

Vergebliche Anstrengung der Reisenden, dem Frohnleichnamsfeste in Florenz beizuwohnen. Der Cameriere des Gasthofes giebt ihnen seine Verachtung zu erkennen. Das Frühstück der Ueberhungerten. Italienische Butter. Florentiner und Florentinerinnen. Fortdauerndes Regenwetter. Italienische Art, den Mittagstisch zu serviren. Bauart von Florenz. Schamlosigkeit und Unsicherheit. Die Metropolitankirche St. Maria del Fiore. Prozession in der Kirche. Das Baptisterium. Der Pallast Pitti und der Boboligarten. Poggio imperiale. Das Theater della Pergola. Das Ballet in Florenz. Florentinisches Flohballet.

Florenz, am 6. Juni.

Wir haben, wie schon erwähnt, die Reise von Venedig nach Florenz deshalb so schnell zurückgelegt, weil wir hier der großen Prozession des Frohnleichnamsfestes, welches heute beginnt, beizuwohnen, wünschten. Ueberall fanden wir gestern Vorbereitungen zu diesem höchsten Feste der katholischen Christenheit; insbesondere sahen wir die Wege zur Kirche überall mit buntfarbigen Stangen eingefaßt, welche, mit Leinwand überspannt, einen angenehmen Schat-

tengang bildeten. Selbſt in Venedig wurden, als wir dort waren, auf dem St. Markusplatz ſchon die hölzernen Säulen eingerammt, welche zu der Prozeſſion aus der Patriarchal-Kirche dienen ſollten. Als wir heute Nacht in Florenz angekommen waren, fragten wir ſogleich, wann ehe die Prozeſſion hier beginnen würde. Man antwortete uns: um 9 Uhr Morgens. Wir ſtanden daher ſchon um 7 Uhr auf, hörten aber nun mit Verdruß, die Prozeſſion habe bereits um 5 Uhr Statt gefunden; es ſei abgeändert worden. Alle unſere Anſtrengung war ſonach vergeblich geweſen!

Wir hatten in der Nacht zwei Zimmer, jedes mit zwei Betten erhalten. Als wir heute früh nach dem Frühſtück klingelten, öffnete man den neben unſern Zimmern befindlichen Saal, der ſehr gut gemalt und möblirt, und mit einem Fortepiano verſehen war, und erſuchte uns, in demſelben zu frühſtücken. Die übermäßige Theurung, welche wir bis jetzt in Italien gefunden haben, hatte den Entſchluß, möglichſt zu ſparen, in uns erzeugt, und wir erklärten daher, daß wir des Saales nicht bedürften, ſondern in unſern Zimmern frühſtücken und ſpeiſen würden. Sogleich rümpfte der Cameriere mit äußerſtem Befremden die Naſe. „Sie werden doch nicht im Schlafzimmer ſpeiſen?“ fragte er mit wegwerfendem Hohn und mit einer ſo beleidigenden Verachtung im Blicke, daß wir gern nachgaben, um uns eine freundliche Aufnahme zu ſichern. Wir hatten zum Frühſtück Kaffee, Semmel und Butter verlangt. Schon in

Venedig war uns gesagt worden, daß Butter ein kostbarer Artikel in Italien sei; auf der ganzen Reise hierher haben wir denselben auch nicht wieder gesehen. Hier in Florenz ist uns nun zwar Butter vorgesetzt worden; wir erhielten aber nur vier dünne runde Scheibchen von der Größe und Dicke eines Thalers, die in Wasser auf einem gläsernen Teller schwammen. Die Semmel ist hier leidlich und weniger sauer, als in den andern Orten, die wir bis jetzt berührt. Als wir nun jeder unser Klöckchen herausfischten und voller Freude waren, uns einmal wieder sättigen zu können, sahen wir diese Freude bald zu Wasser werden; denn jeder fand vier oder fünf große Flöhe in der Butter. Der Appetit verging uns sogleich, obwohl wir buchstäblich schon seit anderthalb Tagen hungerten.

Hierauf legten wir uns in's Fenster. Das Hotel liegt sehr angenehm am Quai des Arno dicht an der zierlichen Carrajabrücke. Die Prozession war beendigt und das Volk strömte, von der Kathedrale kommend, in allen Richtungen nach Hause; ein großer Theil zog über die Brücke an unsern Fenstern vorüber. Alle waren festlich gekleidet. Die Männer trugen meist Sammetjacken und Beinkleider von dunklen Farben; die Weiber Sammetjäckchen, Männerhüte von Filz mit schwarzen Federn, und weiße Schürzchen. Es sah allerliebst aus; allein hübsche Gesichter scheint es auch hier nicht zu geben. Und wir sind in Florenz! — Der Regen hatte nachgelas-

ſen und gönnte uns einen Blick über den jenſeits des Arno liegenden Theil der Stadt und die dicht hinter derſelben emporſteigenden Apenninen. Der Quai zu beiden Seiten des Arno iſt mit Palläſten und freundlichen, mindeſtens 3 Stockwerke hohen Häuſern beſetzt, deren niedrige, ächt italieniſche Dächer mit den hohen und eigenthümlich geformten Schornſteinen einen fremdartigen Eindruck machen. Alle dieſe Häuſer ſind nicht ſo verfallen und rußig, wie in Venedig, ſondern bewohnt und beſſer in Ordnung gehalten; zwar ſchimmern ſie nicht in friſchen Farben, wie die groſser Städte Deutſchlands; aber wir ſehen, wenigſtens aus unſern Fenſtern, nicht Schmutz und Spinnewebeu an den Mauern, ſondern überall eine reinliche Steinfarbe. Der Fluß, der die Stadt in zwei Hälften theilt, mit ſeinen vier ſchlanken Brücken, iſt die ſchönſte Zierde in dem Gemälde, welches vor uns liegt. Aber ſchon ziehen ſich die Wolken wieder zuſammen, die Apenninen hüllen ſich in Nebelgewand, und es ſcheint, als werde es tagelang regnen. Wir müſſen uns unaufhörlich daran erinnern, daß wir in Italien ſind. Den gerühmten Himmel, die gerühmte Gleichförmigkeit und Milde des Klima's haben wir noch nicht gefunden.

Der Regen hat uns heut Vormittag nicht erlaubt, auszugehen. Die Mittagsmahlzeit war gut. Die italieniſche Art zu ſerviren beſteht darin, daß nach der Suppe, zu der ſtets geriebener Parmeſankäſe gereicht wird, noch drei Gänge, jeder Gang zu vier

Schüſſeln gerechnet, folgen müſſen. Der erſte Gang enthält Entremets, Gemüſe und Fiſche, dann folgen im zweiten Gange Braten und Mehlſpeiſen und im dritten endlich Früchte und Backwerk. Jedem Couvert wird eine Karaffe mit Landwein zugefügt. So haben wir es bis jetzt überall getroffen. Jedes Mal werden die vier Schüſſeln zugleich auf den Tiſch geſetzt und der Cameriere tranchirt und reicht umher. Dies geſchieht aber Alles mit ſo drängender Eile, daß man die Speiſen herunterwürgen muß. Auch hier fehlen Seefiſche nicht, die von Livorno geſandt werden. Je ekelhafter eine Art derſelben ſtinkt und ſchmeckt, je mehr läßt man ſich angelegen ſein, ſie dem Fremden vorzuſetzen. Von zweckmäßiger Auswahl und Zuſammenſtellung der Speiſen iſt keine Rede. Man giebt dieſelbe Fleiſchart drei bis vier Mal des Mittags, nur anders bereitet, Tauben gekocht, frikaſſirt, gebraten; das Pikante vor dem Faden. Der italieniſche Wein, den wir bis jetzt getrunken haben, iſt roth; zwar feurig, aber ſauer. Uns gegenüber leſen wir mit großen Buchſtaben: Vendita di birra. Allein unſere Neugierde, es kennen zu lernen, iſt bitterlich beſtraft worden. Italieniſches Bier! O ihr Götter! —

Nachmittags hatte der Regen abermals etwas nachgelaſſen. Wiewohl es trübe und unfreundlich blieb, ſuchten wir doch die Zeit zu benutzen. Wir durchwanderten den Haupttheil der Stadt jenſeits des Arno. Allein unſere Erwartungen waren durch den

allerdings ſehr freundlichen Anblick der Häuſer, welche am Fluſſe liegen, zu hoch geſpannt. Wiewohl die Straßen theilweiſe eine angemeſſene Breite haben und wir recht viel zierlich gebaute Häuſer ſahen, zeigte ſich doch auch hier, im Charakter aller italieniſchen Städte, das Rußige und Schmutzige vorherrſchend. Hier und da ſaßen anſtändig gekleidete Männer frei in den Nebenſtraßen und verrichteten ſchamlos ihre Nothdurft. Das Pflaſter fanden wir überall vorzüglich ſchön. Es ſind ungemein große, breite, auf der Oberfläche glatt behauene Vielecke, auf denen man wie auf einer Diele geht.

Wir begaben uns vor allen Dingen nach der Metropolitankirche, welche der St. Maria del Fiore geweiht iſt. Nie wird der Eindruck, den dieſer erhabene Tempel auf uns machte, verwiſcht werden! Dies iſt das koloſſalſte Gebäude, welches ich bis jetzt geſehen habe. Es hat 426 Fuß Länge, 363 Fuß Breite, und eine dem entſprechende Höhe. Die prächtige Kuppel hat die Form eines Oktogons, deſſen Diameter von einem Winkel zum gegenüberſtehenden 140 Fuß lang iſt. Das ganze Gebäude iſt von außen mit weißem und ſchwarzem Marmor moſaikartig bekleidet. Gleich rechts neben der Kirche erblickt der von Bewunderung durchdrungene Beſchauer den ganz frei ſtehenden, 280 Fuß hohen, ſchlanken, viereckigen Glockenthurm derſelben von außen bis an die Plattform ganz mit Moſaik von weißem und ſchwarzem Marmor belegt und mit Statuen verziert. Die

Kirche iſt im 13. Jahrhundert nach einer Zeichnung von Arnolph Lapo, die prächtige Kuppel von Philipp Brunelleſchi, der Glockenthurm von Giotto erbaut. Das Innere des Tempels entſpricht dem Aeußern. In allen Kirchen Italiens findet man hinter den Eingangsthüren große, zum Theil ſeidene und in der Regel rothſeidene Vorhänge, welche den Eingang bedecken, wenn auch die Thüren geöffnet ſind. Da zur Feier des Frohnleichnamsfeſtes ſo eben eine zweite Prozeſſion der Geiſtlichkeit, dies Mal jedoch ohne den Erzbiſchof, in der Kirche Statt fand, ſo waren die Vorhänge zurückgeſchlagen, und aus weiter Entfernung ſtrahlten uns vom prächtigen Hochaltar tauſend brennende Wachskerzen entgegen, welche in Pyramidenform aufgeſtellt waren. Und ſchon begann Muſik und Geſang, der Weihrauch duftete, das Volk ſtand zuſammengedrängt in der Mitte des Schiffs und die zahlreichen, in Feſtgewänder gehüllten Prieſter hielten mit dem ſinnberauſchenden Pomp des katholiſchen Gottesdienſtes, unter Vortragung von Fahnen, Kruzifixen und Schaukleinodien, brennende Kerzen in den Händen, mit dem Baldachin, der das Allerheiligſte deckte, langſam den Umzug in der Kirche. Wir wußten nicht, wohin wir unſere Augen richten ſollten, ob auf die Prozeſſion oder ob auf die Pracht der Kirche. Alle Säulen des erhabenen Tempels waren mit rother Seide bekleidet; die gewölbte Decke ſtrahlte von Gold und köſtlichen Bildern; marmorne Statuen und Basreliefs von Michel Angelo, Vandi-

nelli, Donatello und Sansovino schmücken die weiten Hallen, Mosaik von Marmor in den gefälligsten Zeichnungen den Fußboden und herrliche Glasmalerei ziert die Fenster. Wie in der Stephanskirche zu Wien verbreitet das Licht, welches durch diese Fenster dringt, einen magischen Schein. An dem heutigen trüben Tage war es fast dunkel in der Kirche, um so prächtiger flammten die Kerzen des Altars, um so zauberischer war das Helldunkel, welches alle Gegenstände umfloß.

Dem Haupteingange der Metropolitankirche gegenüber steht das Baptisterium derselben, welches die Gestalt eines Oktogons hat, und gleichfalls ein erhabenes Gebäude genannt werden muß. Drei bronzene Thüren mit vortrefflichen Basreliefs, die älteste von Ugolini, die andere von Ghiberti, schließen den Eingang. Auch hier befinden sich treffliche Bildsäulen; die gewölbte Decke ist Mosaik von Andreas Tasi, und das Aeußere des ganzen Gebäudes ebenfalls mit Marmor belegt.

Nachdem wir uns noch etwas in der Stadt umgesehen und einige hübsche Fontainen in Augenschein genommen hatten, begaben wir uns nach dem Boboligarten, hinter dem Pallast Pitti. Der Pallast selbst, die Wohnung des Großherzogs, ist ein braunschwarzes Gebäude, dessen dicke Mauern der Ewigkeit zu trotzen scheinen und welches, wenn gleich von edler etruskischer Bauart, doch eher einem düstern Gefängniß, als einer Wohnung der Freude gleicht. Auf der Gartenseite zeigt sich im

Hofe ein ſchöner Springbrunnen. Der Garten iſt groß, auf einem Hügel angelegt und unbeſtritten ſehr ſchön. Angenehme Alleen, Boskets, Marmorſtatuen, Fontainen, Baſſins, Belvedere wechſeln mit einander; wir ſahen hier Lorbeerbäume und Lorbeerhecken, immergrüne italieniſche Eichen, Cypreſſen und Orangenbäume; die letztern aber auch hier nur in Kübeln. Eine den Hügel hinabführende düſtere Cypreſſenallee endigt vor einem großen Baſſin, in dem eine reizende kleine Inſel liegt, die rings von einem weißen Marmorgeländer umſchloſſen iſt, auf welchem Orangenbäume in Töpfen mit vielen Früchten beladen und Blumen ſtanden, und in deren Mitte eine Fontaine ſpringt. In dem klaren Waſſer, welches dies Eiland umgiebt, ſpielen glänzende Goldfiſchchen. Von der Höhe einer Terraſſe überſchauten wir einen Theil der Stadt und die Gebirge. Es war zwar noch trübe, aber doch hell genug, um die Gegenſtände in ziemlicher Entfernung erkennen zu können. In der braungrünen Färbung der Gegend nahm ſich die Menge von Landhäuſern ſehr angenehm aus; die Stadt ragte mit ihren Kuppeln neugierig aus dem Thal hervor, und hinter uns erhoben ſich die Apenninen, deren Fuß hier mit Oliven- und edlen Kaſtanien-Bäumen bewachſen iſt. In einiger Entfernung zur Linken zeigte man uns in den Bergen das großherzogliche Luſtſchloß Poggio imperiale.

Abends begaben wir uns in das Theater della Pergola. Wir ſahen bei dieſer Gelegenheit, daß eine

der Hauptſtraßen von Florenz ſo eng iſt, daß ſich zwei Wagen darin nicht ausweichen können, und begreifen durchaus nicht, wie Florenz den Namen der Schönen erhalten konnte. Das Theater della Pergola hat einen ſehr ſchlechten Eingang. Deſto hübſcher fanden wir es im Innern. Allein auch hier ſind die Plätze in den Logen an den Seiten derſelben in der Art angebracht, daß der darauf Sitzende die Logenwände, nicht aber die Bühne ſieht. — Die Vorſtellung begann um 8 Uhr. Man gab die Unbekannte von Bellini und zwiſchen dem erſten und zweiten Akte der Oper Anna Erizo, oder die Eroberung von Negroponte, ein tragiſches Ballet in 5 Akten von Antonio Monticini, jetzigen Korregraphen in Florenz. Das Haus war überfüllt. Dieſelben Moden wie in Deutſchland, dieſelben Phyſiognomien unter den beſſern Ständen, und was uns auffiel, eben ſo viel blonde Männer und Frauen, als man ſie in dem Theater einer deutſchen Stadt gefunden haben würde. Allein vergebens ſuchten wir unter den Damen nach einem hübſchen Geſichte. Es muß ein Unſtern über uns walten, oder die verzückten Berichterſtatter über Italien ſind auch in dieſer Beziehung — Lügner. Wir haben ferner vielfältig gehört und geleſen, daß die Italiener in ihren Opern einen ſo unaufhörlichen Lärm machen, daß man nicht im Stande ſei, die Muſik zu verfolgen. Auch dem muß ich widerſprechen. Sowohl in Trieſt als in Venedig und hier in Florenz hörte man mit Aufmerkſamkeit zu, wiewohl in den

Zwiſchenakten allerdings der Lärm gröſser war, als in den deutſchen Theatern.

Das Orcheſter war gut; die Aufführung der Oper tadellos; Sänger und Sängerinnen verdienen alles Lob. Insbeſondere ſang Signora Anna Del Sere vorzüglich. Allein das Ballet übertraf alle unſre Erwartungen. Italien iſt das Vaterland der Pantomimen; ſchon unter den erſten römiſchen Kaiſern kannte man die Saltatio pantomimorum. Man hat in Deutſchland keine Ahnung von dem Standpunkte der Vorzüglichkeit, zu dem das Ballet erhoben werden kann. Wer glaubt, daſs es ſich im Ballet nur davon handle, die Beine zu recken und auf wollüſtige Stellungen zu raffiniren, oder Windmühlenflügel darzuſtellen, der wird freilich mit den deutſchen und franzöſiſchen Tänzern zufrieden ſein; allein wer ein Drama durch Geberden und durch rhythmiſche und harmoniſche Bewegung des Körpers wahr und ſchön dargeſtellt ſehen will, der gehe nach Florenz, und überzeuge ſich, daſs auch das Ballet dem Gebiete der wahren Kunſt angehört. Mir wird die Eroberung von Negroponte unvergeſslich bleiben. Der Verfaſſer hat darin für Handlung und für den raſchen Wechſel lyriſcher Momente Sorge getragen; die Darſtellung war bewunderungswürdig. Das zahlreiche Balletperſonale ſchien nur ein Körper zu ſein, der ſeine Glieder ſtets gleichzeitig in ſchöner Harmonie bewegte; jeder Augenblick brachte neue überraſchende Stellungen hervor, die das ausdrucksvollſte und lebhafteſte Mienen-

ſpiel begleitete. Das Ganze aber war der anmuthigſte Tanz, wiewohl es der eigentlichen Tanzſtücke nur wenig gab. Dazu angemeſſene Dekorationen, eine ſeltene Pracht der Anzüge und eine berauſchende Muſik! Der Vorhang wurde in den Zwiſchenakten des Ballets nicht niedergelaſſen; ſondern es erfolgte nur ein Wechſel der Dekoration, worauf die Handlung ſogleich ihren Fortgang nahm. Nur zuweilen konnten wir uns dem angenehmen Eindrucke der Darſtellung nicht hingeben, wenn nämlich die hüpfenden Thierchen, die in Italien eine ſo große Rolle ſpielen, ein zu lebhaftes Ballet auf unſerem Körper aufführten. Auch jetzt, wo ich dies ſchreibe, peinigen ſie mich; es bleibt nichts übrig, als, wie es die Italiener machen, ganz nackt in's Bett zu ſpringen und hier zum zweiten Mal am heutigen Tage die Wäſche zu wechſeln. Und ſo ſei es! —

Eilftes Kapitel.

Fortdauerndes Regenwetter. Der Palazzo vecchio. Die Piazza dell' Annunziata. Die Florentiner Gallerie; die mediceiſche Venus, der Apollin, der Faun, der Schleifer, die Gruppe der Niobe u. ſ. w. Wiederholter Beſuch der Metropolitankirche. Die Kirchen St. Maria Novella, St. Croce mit Michel Angelo's, Galilei's, Machiavelli's und Alfieri's Grabmälern, S. Lorenzo, die Fürſtenkapelle. Nochmaliger Beſuch des Theaters della Pergola. Schaaren von Flöhen im Parkett.

Florenz, am 7. Juni.

Heut Vormittag begaben wir uns bei abwechſelndem Regenwetter abermals in die Stadt. Zuvörderſt beſuchten wir den Palazzo vecchio, ein altes kaſtellähnliches Gebäude, auf dem ſich der weltberühmte Wunderthurm erhebt, der ſchlank und viereckig, unten über dem Dache ſchmal und oben rings im breiteren Viereck heraustretend, nach den Zeichnungen Arnolfo's erbaut worden iſt. Intereſſante Bildwerke zieren den Platz vor dem Pallaſte. Man ſieht hier die Reiterſtatue Coſmo I. von Johann von Bologna; eine von Nymphen und Tritonen umgebene Fontaine mit der

Statue Neptuns; bei dem Eingange in den Pallaſt Michel Angelo's David und Bandinelli's Herkules und Kakus. Zur Rechten des Beſchauers ein zierliches Gebäude, die Loggia de' Lanzi, erbaut nach der Zeichnung Orcagna's und vor demſelben der bronzene Perſeus von Benvenuto Cellini, der Raub der Sabinerinnen von Johann von Bologna, die unter dem Namen Judith bekannte Gruppe Donatelli's.

Auf der Piazza dell' Annunziata bewunderten wir die bronzene Reiterſtatue Ferdinand I. von Tocca.

Dann beſuchten wir die Gallerie. Sie iſt bekanntlich von der Familie Medicis geſtiftet und enthält eine reiche Auswahl von Statuen und Büſten, von Basreliefs, Sarkophagen, Urnen, Kunſtwerken in Bronze, Gemälden, Gemmen, Medaillen und andern Gegenſtänden. Unter den Statuen werden mir die Venus des Kleomenes, die mediceiſche genannt, 4 Fuß 9 Zoll hoch, gefunden in der Villa Hadriana zu Tivoli, der Apollin des Praxiteles, der tanzende Faun, die Gruppe der Kämpfer, der Schleifer (l'arrotino) das iſt der Scythe, der das Meſſer wetzt, um Marſyas zu ſchinden, die großartige Gruppe der Niobe, der Hermaphrodit und Bandinelli's Copie das Laokoon unvergeßlich bleiben. Die Bilder anlangend, ſo fühlte ich mich vorzugsweiſe durch Raphaels Johannes in der Wüſte, durch ein Magdalenen-Köpfchen von Carlo Dolci, eine Kreuzesabnahme von Andrea del Sarto und durch die beiden Venus des Titian ergriffen. Die vorzüglichſten Kunſtwerke der Plaſtik

und Malerei ſind im Mittelpunkt der Gallerie, einem kleinen, aber hohen und mit einer Kuppel überwölbten Saale in Form eines Oktogons, von ungefähr 21 Fuß Durchmeſſer, welcher den Namen Tribüne führt, aufbewahrt. In einem andern kleinen Saal der Gallerie befanden ſich mehrere ausgezeichnete ägyptiſche Alterthümer, insbeſondere Inſchriften, auch Hieroglyphen auf Papyrus. Der Mumien ſahen wir nur wenige.

Nachmittags nahmen wir, da es unaufhörlich regnete, einen Wagen, und begaben uns nochmals in die Metropolitankirche. Auf dem Wege dahin begegneten wir einem Leichenzuge. Der Anblick der ſchwarz verhüllten Männer, welche theils den Sarg trugen, theils ihm folgten, war ſchauerlich. — In der Kirche wirkte das Halbdunkel, welches der trübe Himmel und die bunten Glasſcheiben hervorbrachten, mit magiſcher Gewalt auf unſere Sinne. Ich begriff, wie einzelne kräftige Männer und Anhänger des Proteſtantismus zur katholiſchen Kirche überzugehen vermochten. In dieſer Stimmung beſuchten wir noch einige andere Kirchen. Zuvörderſt bewunderten wir Sa. Maria Novella, die eine der ſchönſten Italiens ſein ſoll. Buonarotti nannte dies herrliche, prächtig geſchmückte Bauwerk la sposa (die Braut). Jede Kapelle der Kirche ziert ein Meiſterbild. Die mächtige Kirche Sa. Croce, den Franziskanern gehörig, iſt, wie alle Kirchen dieſes Ordens, durchaus einfach und frei von ſtrahlendem Schmuck; allein merkwürdig

durch die an den Wänden umher befindlichen Grabmäler Michel Angelo's, Galilei's, Machiavelli's und Alfieri's! — Buonarotti's Sarkophag ist ein Werk seines Schülers Lorenzo, aus karrarischem Marmor. Ueber dem Sarkophag zeigt sich des unsterblichen Mannes Antlitz, von der Hand des Schülers gemeißelt; rechts, links und in der Mitte erblickt man vor einem Marmorsarge drei lebensgroße unvergleichlich gearbeitete weibliche Gestalten in tiefer Trauer: die Malerei, Sculptur und Architektur. In allen drei Künsten war Michel Angelo bekanntlich gleich groß. Nie werden Buonarotti's Züge in meinem Innern erlöschen; sie sind nicht schön, aber geistvoll und männlich; die Nase ist etwas eingedrückt; das Auge tiefliegend und finster; dünnes Haar umspielt die denkende Stirn.

Noch sahen wir die St. Lorenzkirche, deren Hochaltar aus Marmor und den kostbarsten Steinen zusammengesetzt ist, und die beiden herrlichen Sakristeien derselben von Brunelleschi und Michel Angelo. Hier bewunderten wir die zum Theil noch nicht vollendeten Statuen des Tages, der Nacht, der Morgenröthe und der Dämmerung, Kunstwerke Michel Angelo's von höchster Vortrefflichkeit, und die prächtige Fürstenkapelle hinter dem Chor, strahlend von Jaspis, Achat, Chalcedon, Lapis lazuli und andern kostbaren Steinen. Unter derselben modern die Ueberreste der Medicäer. Der obere Theil des zu dieser Ka-

große gehörigen Kreuzganges enthält die mediceiſche Bibliothek, von Buonarotti's Architektur.

Abends beſuchten wir wieder das Theater della Pergola, wo die Oper Ivanhoe von Paccini, und für den Zwiſchenakt das geſtrige Ballet angekündigt war. — Armer Walter Scott, wie hat man dich gemißhandelt! Es iſt mir lieb, daß ich den Namen des Dichters nicht zu erfragen im Stande bin; Zettel und Textbuch enthalten darüber nichts. Der Zuſtand der Muſik in Italien ſcheint überaus kläglich zu ſein; bevor ich mir indeſſen ein beſtimmtes Urtheil erlaube, will ich noch Rom und Neapel abwarten. Rhythmus und Skandal, oder rhythmiſch abgemeſſenes Geraſſel der großen Trommel, vereint mit dem durchdringenden Schall der Becken und dem ſchneidenden Ton der Pikkolflöte: das iſt die neuere italieniſche Muſik! — Wir ſaßen dies Mal, um beſſer ſehen zu können, im Parkett; allein die Vorſtellung ging uns dadurch faſt ganz verloren, denn wir mußten uns unabläſſig mit der Legion von Flöhen beſchäftigen, die hier unten uns anfiel. Das Haus war voll; es gab der geſchmückten Damen in Menge, aber keine, die man ſchön hätte nennen können.

Zwölftes Kapitel.

Das Wetter ändert ſich. Die Brücke della Trinità. Der Pallaſt Pitti. Raphaels Madonna della Sedia, Perugino's heilige Familie und Canova's Venus. Naturhiſtoriſches Muſeum. Darſtellungen in Wachs aus dem Reiche der Verweſung. Das erſte hübſche Mädchen in Italien. Die Handwerker arbeiten auf den Straßen. Unflätherei. Beſchreibung der Gegend von Florenz, die in Italien für die ſchönſte nach der von Neapel gehalten wird. Beweis, daß ſie nicht ſchön ſein kann. Beſchaffenheit der italieniſchen Bäume. Die Cascine, der Prater von Florenz. Schmarotzerpflanzen. Kälte im Juni. Flöhe.

Florenz, am 8. Juni.

Der heutige Tag war wieder hell und freundlich. Wir nahmen zuerſt die ſchöne, von Michel Angelo erbaute Brücke della Trinità in Augenſchein. Nachdem wir hierauf ein Paar genußreiche Stunden in der Gallerie zugebracht, beſuchten wir den Pallaſt Pitti, wo wir Raphaels Madonna della Sedia (ſitzende Madonna), Perugino's heilige Familie und Canova's Venus bewunderten. Sodann begaben wir uns in das naturhiſtoriſche Muſeum, deſſen vortreffliche anatomiſche Wachspräparate, unter Fontana's Leitung

angefertigt, in vielen großen Sälen alle Theile des menſchlichen Körpers in natürlicher Größe und Farbe mit ſeltener Treue darſtellen. Die Mineralienſammlung, welche hier gezeigt wird, iſt vorzüglich. Außerdem ſahen wir hier in einem Kabinet, worin einige ägyptiſche Alterthümer bewahrt werden, noch ein Paar Kunſtwerke eigenthümlicher Art, die kein Reiſender zu ſehen verſäumen möge. Es waren Bilder der Verweſung, Darſtellungen aus dem Reiche des Todes in kleinen Wachsfiguren, mit Staffage und Hintergrund von Wachs, naturgetreu gefärbt, unter Glas, in einem etwa 1½ Fuß breiten und 1 Fuß hohen Käſtchen. Die furchtbare Wahrheit, mit welcher der Künſtler, deſſen Name mir leider entfallen iſt, ſeine Aufgabe gelöſet, erſchütterte uns tief. Das eine Bild ſtellt die große Peſt in Marſeille, das andere die ſchauderhaften Geheimniſſe im Innern eines Sarkophags vor.

Auf dem Rückwege zu unſerm Gaſthofe ſahen wir Mittags das erſte wirklich reizende Mädchen in Italien, eine Blumenhändlerin, das Körbchen in der Hand, mit rothen Wangen und Lippen, ſchalkhaft aus blitzenden Augen unter dem ſchwarzen Männer-Filzhute hervorlächelnd. Sie warf uns, freundlich grüßend, Blumen in den Wagen, und es ſchien Galanterie, nicht Bettelei zu ſein; denn der Wagen fuhr ſo ſchnell vorbei, daß ſie auf Zahlung nicht rechnen durfte. Da ich mich immer mehr überzeuge, daß es ein Ereigniß in Italien iſt, ein weib-

liches Weſen zu ſehen, welches man hübſch nennen kann, ſo habe ich nicht unterlaſſen, der Kleinen hier ein Denkmal zu ſetzen.

So weit wir durch die Stadt kamen, bemerkten wir, was wir bis jetzt in allen italieniſchen Ortſchaften geſehen hatten, daß die Handwerker auf den Straßen arbeiten. Welche abſcheuliche Gewohnheit, und wie trägt ſie dazu bei, Geſtank und Unflath zu erzeugen und zu vermehren! — Wie kann ſo etwas von der Polizei gelitten werden? — Je ſchmutziger das Gewerbe iſt, um ſo ſicherer darf man in Italien darauf rechnen, daß es im Freien getrieben wird. Wer irgend Sinn hat für Reinlichkeit und Ordnung, wird mir beipflichten müſſen, daß es keinen erfreulichen Eindruck hervorbringen kann, wenn in engen Straßen der blutbeſudelte Schlächter, der ſchmutzige Schuhflicker, der Schneider, Tiſchler, Schloſſer und Klempner ſeine Werkſtätte aufgeſchlagen hat, und wenn man das Pflaſter durch Lederſtücke, alte Sohlen, Tuchflicken, Hobelſpäne oder Fleiſchabgang verunreinigt ſieht*). Vorzugsweiſe erblickt man Schuſter, die das Privilegium zu haben ſcheinen, Pfriemen und Pechdraht auf der Straße zu handhaben. Man denke ſich außerdem dieſe arbeitenden Handwerker als ein ekelhaftes Geſindel mit ſchwarzem ſtruppigem Haar, voller Ungeziefer, mit unreinlicher Kleidung und widriger Ausdünſtung,

---

*) Hier in Florenz haben indeſſen die Fleiſcher ihre beſonderen Scharrn.

und man wird nicht beſondere Luſt verſpüren, eine italieniſche Stadt kennen zu lernen. Das Thermometer meiner Hoffnungen ſinkt immer mehr.

Nachmittags beſuchten wir das Atelier eines Bildhauers; Abends die Umgegend der Stadt. Unſer Cicerone hatte uns geſagt, daß die Gegend von Florenz nach der von Neapel die ſchönſte Italiens ſei, und wir brannten daher vor Begierde, ſie kennen zu lernen. Wir fuhren nach dem Belvedere, einer dicht vor der Stadt auf einem Hügel gelegenen Villa. Auf dem Wege dahin begegnete uns abermals ein Leichenzug; in ſchauerlicher Unheimlichkeit ſchlichen die ſchwarzen Vermummten an dem haltenden Wagen vorüber. — Die Sonne hatte den ganzen Tag geſchienen und dennoch war es hier, am ſüdlichen Abhange der Apenninen, empfindlich kalt! Wir traten in den freundlichen Garten der Villa ein, wandelten durch Lorbeerhecken und ſtanden bald an einer niedrigen Mauer auf der Höhe des an dieſer Seite ganz freien Hügels, welcher uns nunmehr die gerühmte Ausſicht öffnete. Nun ja, ſie iſt eigenthümlich, fremdartig, und, im italieniſchen Charakter, d. h. wenn man die Anforderung reiner, nicht nationell bedingter Schönheitsregeln aufgiebt, auch wohl ſchön; allein was würdet Ihr ſagen, Ihr Bewohner von Florenz, wenn Ihr Euch, um nur ein Beiſpiel aus unſerm Vaterlande anzuführen, auf dem Lorenzoberge bei Prag befändet und dieſe herrliche Kaiſerſtadt mit ihrem Walde von Thürmen, ihren rothen Dächern, ihren glänzenden Palläſten und ihren grünen Auen, die mächtig hinflu-

thende Moldau, mit ihren herrlichen Brücken und ihren belebten Inseln, und die fernen blauen Mittelgebirge, von der Abendsonne beleuchtet, zu schauen vermöchtet? — Ich empfinde hier nicht als Deutscher, sondern als ein fühlender Mensch. Ganz mit Unrecht verlangt man vom Reisenden, er solle die Nationalität des fremden Volks, den Geist des fremden Landes erst erforschen und in diesem Geiste das fremde Land beurtheilen. Das heißt ja befangen urtheilen. Es giebt abstrakte Schönheitsregeln, die sich auf Alles, was schön sein soll, anwenden lassen müssen, oder es ist nicht schön oder nur bedingt schön. Und so ist die Gegend von Florenz bedingt, die von Prag aber unbedingt schön. Doch ich will versuchen, zu schildern, was ich sah.

Dicht vor uns lag im Thale, in schöner Gruppirung zwischen Gärten, die nicht unbedeutende Stadt mit ihren Palläſten. Aber nur wenig Kuppeln und Thürme zierten das Bild. Die schwarzbraunen, gewaltigen Mauern der Palläſte, welche zur Zeit der Befehdung erbaut, Ueberbleibsel alter Kastelle sind, schließen noch jetzt das Dach mit einer ausgezackten Brustwehr ein. Jenseits der Stadt und zwar unmittelbar hinter derselben erhoben sich terrassenförmig die Apenninen, deren hintere, aber ebenfalls ganz nahe gelegene und nackte Berge in schwarzgrauer Färbung mit scharfgezeichneten Wellenlinien den Horizont begrenzten. Eine Kette derselben flachte sich zur rechten Seite nach der Hügelreihe ab, auf der wir standen, und schloß hier das Thal, welches zur Linken in eine von den Apenninen begrenzte

weite Ebene überging, in welche die Sonne hinabſank. Unzählige Villen und Gärten zierten die untere Terraſſe des Gebirges, ſo weit wir es zu überſehen vermochten und die Gegend rings umher; noch in weiter Entfernung ſchimmerten Landhäuſer, von der Abendſonne beleuchtet, wie helle Punkte am Fuße der Bergkette, welche die Ebene begrenzte. Wohin wir unter uns blickten, ſo wie rings am untern Abhange der Gebirge, ſahen wir Oelbäume, hier und da zerſtreut, Maulbeer-, Feigen- und edle Kaſtanienbäume, auch immergrüne Eichen und einzelne Cypreſſen. Ueber der Ebene zur Linken lag dichter Höhenrauch, den die Strahlen der untergehenden Sonne graugelb färbten; in dies Gelb miſchte ſich das Grün einzelner Bäume und der bräunliche Farbenton der italieniſchen Fluren. Stadt und Thal erhellte die Sonne, während das uns gegenüberliegende Gebirge im Schatten lag, da ihm die nach der Ebene vorſpringende Bergkette das Licht des ſchon am Horizont ruhenden Sonnenballs entzog. Vor uns auf der Mittelhöhe der Terraſſen moderten die Trümmer der alten Stadt Fieſole.

Das lieſt ſich nun, indem ich meine Beſchreibung überſehe, recht angenehm, und die Phantaſie eines Dritten, beſonders eines ſolchen, der Heſperiens Gefilde als das Eldorado ſeiner Hoffnungen betrachtet, wird ſich in Entzückungen baden. Allein ein Paar Worte noch mögen mir vergönnt ſein. Der Totaleindruck, den die Stadt machte, war allerdings angenehm; ließ man indeſſen das Auge längere Zeit auf Einzelheiten ruhen, ſo erreg-

ten vielen rußige Häuser und schwarze Fensterlöcher, so wie der Mangel an rothen Dächern bald ein unbehagliches Gefühl, welches unwillkürlich zu einer Zergliederung der ganzen Gegend führte. Vergebens suchten wir in der grauen Oede der Apenninen den violetten Duft, welcher die grünen Häupter unserer nördlichen Gebirge umhüllt, und wenn sich auch rings bis gegen die Mitte der Berge, so wie im Thale Vegetation zeigte, so blieb doch die Färbung todt, da Italien des lebhaften Grüns unserer Fluren entbehrt. Wie hübsch hatte ich mir den Oelbaum gedacht! Aber gerade der Oelbaum ist es vorzugsweise, der einer italienischen Gegend ein so todtes Ansehen giebt. Er sieht aus, wie unsere Weide, hat in der Regel einen morschen Stamm wie sie, und ein ähnliches Blatt; nur ist die Farbe der Blätter noch grauer, als bei den Weiden, auch erreicht der Oelbaum nicht die Höhe derselben. Man denke sich nun eine Gegend, die, so weit das Auge reicht, mit Weiden bepflanzt ist, und nur hier und da durch das Laub einiger anderer Bäume Schattirung erhält; kann sie wohl Jemand, der an das saftige Hellgrün der nördlichen Fluren gewöhnt ist, schön finden? Ich habe ferner schon gesagt, daß Cypresse und italienische Eiche schwarzgrün aussehen. Auch die Blätter des Feigenbaums haben eine schwarzgrüne Farbe, und wenn man erwägt, daß dieser Baum mit seinen großen handförmigen Blättern und knorrigen Aesten und Stämmen einem Krüppel zu vergleichen ist, so kann er nicht schön sein. Der Maulbeerbaum hat nur, wenn das Laub noch jung

iſt, eine lebhaft grüne Farbe. Ein wirklich ſchöner Baum iſt dagegen der edle Kaſtanienbaum. Seine zierlichen, am Rande fein gezackten Blätter prangen im ſchönſten, ſaftigſten Grün; er erreicht eine Höhe von etwa 18 bis 24 Fuß und entfaltet ſeine Zweige in den anmuthigſten Formen. Allein wo er nicht in großer Menge ſteht, geht ſein liebliches Grün in der Färbung des Ganzen mehr oder weniger unter. Aus dem Angeführten erhellet, daß die Gärten, die wir ſahen, im Allgemeinen ſich grünlich ſchwarzgrau darſtellten. Der Blick in die Ebene zeigte die ſchon erwähnte bräunlich grüne Färbung. Statt der reinen kryſtallhellen Luft Italiens, die ſo ſehr gerühmt wird, ſahen wir die Ebene in grau-gelben Nebel gehüllt, und Waſſer, das unumgängliche Erforderniß einer ſchönen Gegend, fehlte ganz; denn vom Arno war, wenigſtens von unſerm Standpunkte aus, gar nichts zu ſehen. Die Trümmern der kleinen Stadt Fieſole endlich ſind unbedeutend, und mit deutſchen Burgtrümmern nicht zu vergleichen. Wer unbefangen iſt, wird mir nunmehr einräumen müſſen, daß mein obiges Urtheil über die Gegend von Florenz begründet iſt. Dennoch labte ich mich an ihrem Anblick, mit empfänglichem Gemüth dem Zauber des Fremdartigen mich hingebend. Es iſt gewiß und wahrhaftig nur der Reiz des Fremdartigen, der die italieniſchen Gegenden verſchönert. Prüfet Euch, Ihr Enthuſiaſten, Ihr werdet im Stillen Euch bekennen, daß ich Recht habe! — Ich wiederhole, daß es jetzt hier in Italien noch keineswegs Sommer

ist; man kann also nicht sagen, daß die todte Färbung der Gegenden von schon vorgerückter Jahreszeit herrühre. Wir befinden uns im Gegentheil mitten im italienischen Frühling, denn fast alle Bäume stehen in Blüthe; die Blätter haben, wie man uns versichert, alle ihre frischeste Färbung. —

Noch ehe die Sonne hinabgesunken war, verließen wir die Villa und fuhren nun nach dem Cascine*), dem Prater von Florenz. Am Eingange dieses öffentlichen Parks steht zur Rechten ein freundliches, großes Gesellschaftshaus; vor demselben ist ein freier Platz, auf dem wir mehrere Damen und Herren, in ihren Karossen haltend, in geselliger Unterhaltung mit einander erblickten. Eine Barriere trennte den freien Platz von einer kleinen Kunstwiese, die von den Bäumen des Parks eingeschlossen war und auf welcher Kühe weideten. Rings um den Garten führt ein anmuthiger Fahrweg, der sich auf dem Hinwege bis zur Grenze des Parks eine Viertelstunde weit am rechten Ufer des Arno entlang erstreckt und auf dem Rückwege den Blick auf die mit Landhäusern besäeten unteren Apenninen gestattet. Die Bäume des Parks, Rüstern und italienische Eichen, standen so dicht und waren theilweise mit Schlingpflanzen und Unkraut so üppig durchwachsen, daß sie an mehreren Stellen undurchdringlich erschienen. Sehr häufig bemerkten

*) Cascina heißt die Kuhweide, die Melkerei, die Käsekammer. Am besten übersetzt man daher Cascine wohl durch Meierhof oder Schweizerei.

wir hier den Stamm der Bäume bis zu den unterſten Zweigen rings in Epheu eingehüllt. Ueberhaupt haben wir dergleichen Schmarotzerpflanzen in Italien viel geſehen. Man läßt ſie fortwuchern; ja, der Landbau Italiens iſt auf dies Syſtem gegründet. Denn wo ſich nicht wild eine Schlingpflanze erzeugt hat, rankt man den Weinſtock an den in regelmäßiger Entfernung auf den Feldern ſtehenden Bäumen empor, und ſäet Mais auf die Zwiſchenräume. So entzieht der Mais und die Rebe dem Baume einen guten Theil ſeiner Kraft, und eine natürliche Folge iſt, daß ſich der Baum nie zu einer Höhe wie in nördlichen Gegenden erheben kann, und daß er in der Regel ſchwach belaubt iſt. Ich habe ſchon angeführt, daß Italien im Ganzen wenig Bäume hat; dieſe Bäume ſind alle nur klein oder doch nur von ſehr mäßiger Höhe, und abgeſehen davon, daß die Färbung der Blätter bei den meiſten Arten todt erſcheint, trägt auch das dürftige Laub dazu bei, eine italieniſche Gegend öde zu machen. Außer der immergrünen, richtiger immer ſchwarzen, Eiche, mit länglich runden, geriſpeten und vorn zugeſpitzten ſchwarzgrünen Blättern, giebt es hier zwar auch die bei uns einheimiſchen Eichenarten mit helleren und ausgezackten Blättern; allein welch ein klägliches Surrogat ſind dieſe Bäume für die hohen, mächtigen Eichen Deutſchlands! — Ihr Blatt iſt kleiner, als das unſerer Eichen, nicht von ſo lebhafter Farbe, und die ganze Höhe eines ſolchen Baums beträgt hier etwa 24 Fuß. Die gerühmte außerordentliche Vegetation Italiens beſteht alſo wohl

nur in Hervorbringung von Unkraut und Schmarotzerpflanzen? — Doch ich will nicht zu früh urtheilen.

Ganz durchschauert von Frost kamen wir um 9 Uhr, Abends nach Hause. Es ist der 8. Juni, und wir sind in Italien! Jetzt zwar nun erwärmt, peinigt uns das Ungeziefer, welches in den kostbaren Teppichen, die unsere Zimmer zieren, nur noch bequemer nisten kann. Was wird geschehen, wenn wir noch südlicher kommen? Unter dem Teppich befindet sich Estrich; denn alle Zimmer in Italien haben keine Dielen, sondern bestehen aus fest eingefugten Ziegelsteinen, oder aus einem braunen, oder graubraunen oder grauschwarz gesprenkelten und blank polirten Estrich. Theils mag dies zur Kühlung dienen sollen, theils beabsichtigt man aber wohl, sich auf diese Weise gegen das Ungeziefer, welches leicht in den Ritzen der Dielen nistet, einiger Maaßen zu schützen.

Dreizehntes Kapitel.

Gute Manier, den Fremden Waaren aufzudringen. Letzter Besuch der Gallerie zu Florenz. Die Wirthsrechnung. Bedienungszwang. Abreise von Florenz. Die italienische Pinie. St. Caciano. Tavernelle. Poggibonsi. Schnelles Fahren der Postillone. Castiglioncello. Glühwürmchen. Siena. I passporti! Der Gasthof zu den drei Königen. Italienische Volksgesänge; Höllengebrüll. Schlaflose Nacht. Plage von Wanzengröße.

Siena, den 9. Juni.

An jedem Morgen, den wir in Florenz zubrachten, fanden wir, sobald wir aus unsern Schlafzimmern in den Saal eintraten, Erzeugnisse des Florentiner Kunstfleißes und der Betriebsamkeit auf einem Tische zur Ansicht und zum Kaufe ausgebreitet. Bald waren es Alabaster-, bald Mosaik-, bald Strohwaaren. Die Verkäufer sind gute Freunde des Cameriere, und verstehen, gemeinschaftlich mit demselben, ihre Waaren dem Fremden aufzudringen.

Heute Vormittag besuchten wir in Florenz die Gallerie zum letzten Male. Mit inniger Freude verweilten wir wieder sowohl in der Tribüne, als vor

unſerer Magdalene und vor Bandinelli's Kopie des Laokoon. Dann begaben wir uns nach dem Gaſthofe zurück, um frühzeitig ſpeiſen und dann abreiſen zu können. Sehr heitern Sinnes und nun ſchon an Uebertheuerungen gewöhnt, zahlten wir ohne Aerger dem Wirthe 620 Paoli (etwa 62 Piaſter) und außerdem 20 Piaſter an Trinkgeld für die Bedienung. Für das Heruntertragen des Koffers und einiger Kleinigkeiten mußte dem Facchino ein Piaſter gezahlt werden *)! In Deutſchland zahlt man dafür 4 Gr.! — Dann brachte man die Päſſe, die längſt in Wien vom päpſtlichen Nuntius und vom neapolitaniſchen Geſandten viſirt, in Florenz abermals von der Geſandtſchaftsbehörde des Kirchenſtaates und Neapels hatten beſichtigt werden müſſen. Da man uns jetzt Geld dafür abforderte, ſo konnten wir uns die Veranlaſſung dieſer Maaßregel ſehr wohl erklären.

Vor der Thür erwarteten uns, ſtatt der geforderten zwei Poſtpferde, vier Pferde und zwei Poſtillone. Es war 2 Uhr, als wir Florenz verließen. Wir hatten bis Siena $5\frac{1}{2}$ Poſt, alſo etwa 11 Meilen, zurückzulegen.

Der Weg führte bald über bewachſene Anhöhen, bald durch Thäler, die mit Wein, Mais und Oelbäumen bebaut waren, bald zwiſchen dürren Hügeln hin, auf denen wir die erſten Pinien ſahen. Die

*) Selbſt wer Bedienung mitbringt, muß ſich dieſem Zwange unterwerfen.

Pinie (italieniſche Kiefer) iſt durchaus von der deutſchen Kiefer verſchieden. Sie hat einen langen Stamm und oben viel aufwärts gekrümmte nackte Aeſte, die in einem breit abgeſtumpften Büſchel von ſchwarzgrünen Nadeln zuſammenlaufen. Auch ſie trägt dazu bei, den Charakter einer italieniſchen Gegend zu verdüſtern, der Landſchaft das Anſehen einer unfruchtbaren Einöde zu geben.

Wir berührten St. Caſciano, einen Flecken auf der Höhe eines Hügels, Tavernelle, Poggibonzi. Von Tavernelle nach Poggibonzi fuhren wir 2 Meilen in einer kleinen Stunde. Wir ſauſten im Galopp dahin; bei einer Krümmung des Weges, der über eine ſchmale Brücke bog, wären wir faſt über die niedrige Bruſtwehr geſtürzt. Da die italieniſchen Poſtillone ſtets vom Sattel fahren, ſo kümmert es ſie wenig, ob die Reiſenden gerädert werden; ſie ſelbſt haben ja nichts zu befürchten. Der Befehl, langſamer zu fahren, fruchtet nicht; ſie glauben, der Reiſende fürchte ſich und fahren in ſich kichernd noch ſchneller. Wollte man ſich auf der nächſten Poſthalterei beſchweren, würde man nur verlacht werden. —

Ungefähr 6 Miglien vor Siena hinter Cagtigliencello ging es bergab, der Horizont trat nach und nach zurück; aber es war acht Uhr und die Nacht brach ſo plötzlich herein, daß, als wir in Siena anlangten, es völlig dunkel war, und wir die Lage der Stadt nicht mehr erkennen konnten. Auch heut

erfreuten wir uns des zauberiſchen Schauſpiels der in den Hecken am Wege leuchtenden und in allen Richtungen die Luft durchkreuzenden Glühwürmchen.

Am Thore weckte uns das ſich ſtets wiederholende „i passaporti (die Päſſe)!“ aus unſern Träumereien. Wir kamen aus Florenz, der Hauptſtadt; allein der Paßzoll mußte ja entrichtet werden! — Wir ſind in dem kläglichen Gaſthofe zu den drei Königen eingekehrt, in dem man uns zwei elende Schlafzimmer eingeräumt hat. Auf der Straße iſt ein unerträglicher Lärm. Von allen Seiten herbei ſtrömen Spaziergänger an unſern Fenſtern vorüber und ſingen im Chorus mit durchdringender Stimme und ſo unmelodiſch, daß ich nicht glauben kann, daß wir uns im Lande der Muſik befinden. Jedenfalls klingt der Geſang des gemeinen Volks in Deutſchland harmoniſcher. Unſre deutſchen Handwerker ſingen zwar meiſtens nur im kräftigen Uniſono, aber doch in der Art, daß man die Melodie erkennt; dieſe italieniſchen Volksgeſänge ſind aber völlig ohne Melodie; durchdringende Fiſteltöne erſchüttern mit der abſcheulichſten Disharmonie die Luft. Viel kreiſchende Weiberſtimmen miſchen ſich in das Gebrüll der Männer. Großer Gott, ſind wir denn in Italien? — — —

Es iſt ein Uhr Nachts. Noch währet der brüllende Höllengeſang, das Lärmen dieſer unruhigen Menſchen fort. Vergebens habe ich zu ſchlafen geſucht. Aus dem Fenſter ſehe ich noch immer Schaaren vorüberziehender Spaziergänger. In den Bet-

ten peinigen Flöhe von Wanzengröße, außerdem droht bei jeder Bewegung das elende Lager zusammen zu brechen. — —

Es ist zwei Uhr. Sparsamer lassen sich jetzt die Sänger hören. Allein völlig ruhig wird's in Italien wohl nie des Nachts. Ich will noch einmal versuchen, ob ich schlafen kann. Ach, wer in der Heimath wäre! —

Vierzehntes Kapitel.

Italieniſche Dankbarkeit. Bon viaggio. Selbſt Waſſer koſtet in Italien Geld. Italieniſche Landſchaften ſind nicht ſchön. Buonconvento. Unterſuchungen über die Klarheit der italieniſchen Luft. Torrinieri. Die Spelunke Ricorſi. Das Amorraſpiel. Das Mittagsmahl zu Ricorſi. Die alte Feſte Radicofani. Der toskaniſche Grenzbeamte. Gebiet vulkaniſcher Zerſtörung. Oede Gegend. Die Bettelmönche. I passaporti! Pontecentino. Die gierigen Douaniers. Sechs Pferde und drei Poſtillone. Aquapendente. I passaporti! Der ſchwarze Adler. Die Abendmahlzeit. Die Poſtillone und die Cameriere zu Aquapendente. Die holde Unbekannte.

Aquapendente, den 10. Juni.

Wir haben heute bis 8 Uhr Abends 8½ Poſt-, alſo etwa 17 Meilen, zurückgelegt, und doch erſt um 8 Uhr früh Siena verlaſſen. Die Chauſſeen ſind noch immer vortrefflich, feſt und glatt wie Eſtrich, wenn gleich etwas ſchmal und ohne Bäume, die Poſtmeiſter noch immer auf ihren Vortheil bedacht und bereit, mehr Pferde vorzulegen, als erlaubt. Jetzt fahren wir mit ſechs Pferden und drei Poſtillonen: vive l'italie! Die Poſtillone fahren nach wie vor außeror-

deutlich ſchnell, galoppiren die Anhöhen hinauf, und ſind und bleiben unzufrieden mit Trinkgeldern, die ein deutſcher Poſtillon für fürſtliche Geſchenke erachten würde. Nur wenn wir uns entſchließen, noch ein zweites kleines Trinkgeld zuzulegen, äußern ſie ihre Zufriedenheit durch ein bon viagg' (buon viaggio, glückliche Reiſe)! Nie aber danken ſie, ſo wie wir überhaupt, den ehrlichen Marco in Venedig ausgenommen, in Italien noch von keinem Menſchen ein Wort des Dankes gehört haben. Es iſt dies gewiß höchſt charakteriſtiſch, und eben ſo ſehr, daß ein Poſtillon, wenn man ſeine Habſucht befriedigt hat, nicht „ich danke“ ſagt, ſondern daß er ſtatt deſſen dem Geber eine glückliche Reiſe wünſcht. Ein Paar Mal ließen wir uns heute Trinkwaſſer in die Flaſchen füllen. Auch dafür mußte bezahlt werden. Die kleinſte Dienſtleiſtung, welche in Deutſchland Jedermann aus Gefälligkeit erzeigt, wird in Italien Gegenſtand des Gewinnes. In Pederina, wo wir in peinigender Sonnenhitze heute Mittag einem der Poſtillone, die uns gefahren hatten, die Waſſerflaſche herausreichten, um ſie im nahen Brunnen zu füllen, verlangte der freche Menſch, dem wir ſchon ſein Trinkgeld gegeben hatten, ſofort Bezahlung für dieſe kleine Mühe, und verließ den Wagen nicht eher, als bis er ſeinen Willen durchgeſetzt hatte. Ueberall gafften uns heut wieder die höhnenden Müßiggänger in's Geſicht; auf jeder Station peinigten uns Schaaren von Vagabunden durch Bettelei.

Je tiefer wir in das Innere Italiens vordringen, je mehr überzeuge ich mich, daß mein Urtheil über Land und Volk vollkommen begründet ist. Auch das Land, als Landschaft betrachtet, ist keineswegs schön. Einzelne Oasen in der Wüste machen die Wüste nicht zu einer reizenden Flur. Der Weg von Siena nach Aquapendente ist, besonders von Buonconvento an, sehr gebirgig. Siena selbst liegt mit seinen Thürmen auf der Höhe eines Berges und in wirklich freundlicher Gegend. Bald aber wird die Gegend kahl und öde. Dann sieht man höchstens noch das erstorbene Grün der Olive, entlaubte Maulbeerbäume und etwas Wein. Wie altes verfallenes Mauerwerk klebt hier und da eine Stadt, ein Flecken, ein Dorf am Felsen oder auf der Höhe eines Berges. Fast alle Ortschaften sind auf Bergspitzen gelegen. Dies ist eigenthümlich, denn in deutschen und nordischen Gebirgsgegenden sind im Gegentheil die Thäler bebaut. Sehr natürlich, im Norden sucht man die gegen Sturm und Wind geschützten wärmeren Thäler; im Süden entflieht man der Hitze in den Thälern, und siedelt sich auf luftigen Höhen an. Welch ein klägliches Bild gewährt eine solche auf der Höhe liegende italienische Ortschaft! — Schwarze verfallene Mauern mit schwarzen viereckigen Löchern, in öder Gegend! — Und unbegreiflicher Weise sieht man aus der Entfernung nie eine Spur von Leben; während im Innern solcher Höhlen im Gegentheil eine im Verhältniß zum

Raum ganz ungewöhnliche Bevölkerung wahrgenommen wird, und ſelbſt im kleinſten Orte ein Lärmen und ein Treiben Statt findet, wovon ſich deutſche Kleinſtädter keinen Begriff machen können. Die bräunliche Färbung der Gegenden hat zugenommen. Ich aber rechnete darauf, nun bald Orangen und Palmen zu ſehen! — Wir ſind heute meilenweit über dürre Bergrücken fortgefahren, wo wir keine Spur von Vegetation wahrnahmen, ungeachtet wir uns keineswegs im Hochgebirge befanden.

Heut Mittag hatten wir übrigens Gelegenheit, Betrachtungen über die Klarheit der italieniſchen Luft anzuſtellen. Täglich haben wir ſeit unſerer Anweſenheit in dieſem Lande uns bemüht, die Luft klarer, als bei uns zu finden. Bis jetzt war es uns nicht möglich geweſen. Heute aber fiel es mir auf, daß die auf öden, ſchwarzgrauen Anhöhen vielleicht eine Meile von uns gelegenen Ortſchaften ſich in der Mittagsſonne wie mit einem Kryſtallglaſe bedeckt, ausnahmen, und daß man, ich möchte ſagen, jede Steinfuge zu erkennen im Stande war. Der Aether umfloß alle Gegenſtände wie Kryſtall, es war als zitterte an den Bergen und Häuſern ein ätheriſches Fluidum. Als weſentlicher Unterſchied im Vergleich mit unſern Gegenden ſtellte ſich insbeſondere dar, daß gerade zur Mittagszeit, wo bei uns jede Landſchaft verliert und wo die Sonne im Spätfrühling und im Sommer ihre Strahlen gewöhnlich in Höhenrauch taucht, alle Gegenſtände ſo ungemein

klar und deutlich hervortreten, wie bei uns an schönen klaren Sommerabenden. Ich machte meine Reisegefährten hierauf aufmerksam; allein alle drei bestritten die Richtigkeit meiner Bemerkung, und fanden ihrerseits, daß auch heute die Luft nicht klarer sei, als bei uns.

Bei Torrinieri, 3 Posten von Siena, passirten wir diejenige Gegend, in welcher zur Rechten Montalcino und zur Linken Montepulciano auf der Höhe des Gebirges gelegen ist. Beide Ortschaften sind durch ihren Wein berühmt. In Ricorsi, einem einzelnen Hause zwischen nackten Bergen, entschlossen wir uns, unsere Mahlzeit einzunehmen, da die Mittagszeit längst vorüber war, die Postillone uns die Trefflichkeit der hier Statt findenden Bewirthung angepriesen hatten und drückende Sonnenhitze uns peinigte. Es war indessen immer noch nicht so heiß, als an jenem Vormittag vor Wien.

Der Eingang des Hauses glich einem Stalle. Die Hausthür führte unmittelbar in die kothige Küche, in welcher mehrere Leute an einer schmutzigen Tafel saßen und Speise verzehrten. Durch einen engen Durchgang zur Linken gelangten wir an eine schmale steinerne Treppe, welche zum zweiten Stockwerk führte. Hier wies man uns ein Paar leidliche mit Backsteinen gepflasterte und zum Empfang von Gästen nothdürftig eingerichtete Stübchen an, in denen es wenigstens kühl war. Eine Stunde verging, be-

vor das Mittagsmahl aufgetragen wurde. Ich ſah inzwiſchen aus dem kleinen Fenſter, welches nach der Straße führte, und bemerkte mit Erſtaunen, welche Anzahl von Menſchen ſelbſt in dieſem einzelnen Hauſe wohnte. Fünf Männer und ein Paar Weiber mit ihren Kindern hatten ſich vor dem Hauſe im Schatten verſammelt; die Männer trieben eine wunderliche Beſchäftigung. Zwei von ihnen ſahen einander ſtarr in die Augen, ihre linke Hand ruhte zuſammengekniffen am Leibe, während ſie die rechte mehrmals hinter einander zu gleicher Zeit vor ſich auswarfen und ſich einen, oder mehr oder weniger Finger derſelben entgegenſtreckten, wobei Jeder von ihnen mit lauter Stimme eine Zahl ausrief. Die drei andern Männer ſahen aufmerkſam zu. Es war ein Spiel, das merkte ich wohl. Wenn Einer der Spielenden verloren hatte, ſo trat ein Anderer von den Zuſchauern an ſeine Stelle. Zuweilen geriethen die beiden Spielenden in ſolchen Eifer, daß ihre Augen flammten und ich jeden Augenblick befürchtete, daß die ausgeworfene Hand des Einen den Andern ergreifen und mißhandeln würde. Wir erkundigten uns und hörten, daß dies das Amorra- (alla morra) oder Lieblingsſpiel des gemeinen Volks in Italien ſei. Die Theilnehmer einigen ſich über den Gegenſtand des Spiels, der eine Flaſche Wein, oder ein Stück Geld oder dergl. zu ſein pflegt, und über die Zahl der Points. Dann ſehen ſie einander ſcharf in die Augen, nicht aber auf die Hände, und rufen nun willkürlich eine

Zahl (die ſich jedoch nicht über zehn erſtrecken darf, weil an zweien Händen nur zehn Finger befindlich ſind), wobei ſie gleichzeitig eine willkürliche Anzahl von Fingern der ausgeworfenen Hand ausſtrecken. Trifft nun die Zahl der Finger beider einander entgegengeſtreckten Hände mit der in demſelben Augenblick von einem der Spieler ausgerufenen Zahl zuſammen, ſo hat derjenige, der die Zahl der Finger auf dieſe Weiſe zufällig errieth, einen Point gewonnen. Das Spiel iſt wirklich unterhaltend; beſonders ergötzlich aber war es uns, dieſe lebhaften Südländer damit beſchäftigt zu ſehen.

Ein junges, leibliches Mädchen, alſo, hier abweichend von der Regel, kein Cameriere, trug uns endlich das Eſſen auf. Es war eine entſetzliche Zumuthung, davon zu genießen. Dünne elende Brühe, die man durch multrige Fadennudeln und ſchlechten Käſe pikant zu machen geſucht hatte, zähe, friſchgeſchlachtete Hühner, deren Magen und Lebern als ein beſonderes Gericht in Oel geſotten waren, und der ſchon erwähnte abſcheuliche Knorpel mit Sauce von Rothwein, Oel und engliſchem Gewürz, ſo wie ſaure Semmel, dies war die Götterſpeiſe, mit der man uns für die Kleinigkeit von 1 Piaſter für den Mann, zu Ricorſi erquickte. Um nicht zu hungern, ließen wir uns noch friſche Eier kochen, die in Gemeinſchaft mit dem trefflichen Wein, den man uns hier und zwar ächt italieniſch in einer mit Binſen umflochtenen Bauchflaſche, mit langem, oben abge-

brochenem und mit einem Weinblatte verſtopftem Halſe vorſetzte, uns einiger Maaßen entſchädigte. Auch hatte ich von Siena ein wenig beſſere, d. h. etwas weniger ſaure, Semmel mitgenommen, und da ich genügſam bin, ſo war ich zufrieden. Das, was wir in Deutſchland Brot nennen, haben wir in Italien noch nicht geſehen. Der Wein aber war Montepulciano, von dem der Dichter Redi ſingt:

Monte pulcian, che d'ogni vino è il re,
(Montepulcian, der König aller Weine iſt!)

Nachmittags gelangten wir zuerſt nach Radicofani, einer alten Feſte auf dem Gipfel eines weit hinſchauenden Berges. Schon in Ricorſi ſahen wir das alte Gemäuer vor uns am Horizonte liegen. Wir fuhren fortwährend bergan und kamen auf der rechten Seite dicht unter der Feſtung vorbei. Der Abhang des Gipfels unter den Mauern war hier in wilder Unordnung mit ſchwärzlichen Stein- und Felſenklumpen bedeckt, die unverkennbar vulkaniſchen Urſprungs ſind. Einige Häuſer weiter unten am Fuße des Berges bilden den Flecken Radicofani, wo ſich die toskaniſche Grenzwache und Douane befinden. Wir wurden hier ſehr lange aufgehalten. Ich mußte abſteigen und der Grenzbeamte unterhielt ſich mit mir ungemein freundlich. Er theilte mir mit, daß erſt vor Kurzem ein Preuße, den er einen ſehr lieben Mann nannte, hier durchgegangen ſei, und hatte ſo lange zu erzählen, bis ich die Gebühren für die Viſirung unſerer Päſſe, da ein halber Piaſter ſeine uns auf-

haltende Geschwätzigkeit nicht enden wollte, verdrießlich um einen ganzen Piaster vermehrte. Kaum sah der treffliche Beamte den Piaster, als seine Beredsamkeit versiegte, und er mit einem bon' viaggio mich entließ.

Von Radicofani bis Pontecentino geht der Weg über ein weites Gebiet vulkanischer Zerstörung. So weit man sieht, erstrecken sich nach allen Richtungen hin die furchtbar zerrissenen, langen, röthlich grauen, flachen Rücken der Berge, auf deren Höhe man dahin fährt. Hier ist keine Spur von Vegetation; von allen Seiten gähnen furchtbare Schründe entgegen; zuweilen fuhren wir blitzschnell an tiefen Abgründen vorüber. Bald schien es uns, als seien wir von aller Welt völlig abgeschieden, so öde ist diese Gegend, die gleichwohl als Schöpfung einer furchtbaren Naturkraft und durch die weite Ausbreitung dieser Zerreißungen ein romantisches Gemüth tief ergreifen muß. Und als uns nun plötzlich auf der Landstraße ein Paar Bettelmönche entgegen kamen, die einzigen Wesen, welche außer uns, die Einsamkeit der Natur störten, war es wieder der Reiz des Fremdartigen, der Gewalt über uns übte, und gern gaben wir diesem Eindrucke uns hin. Ohne daß sie uns ansprachen, erhielten die Mönche ein Almosen; unfehlbar nahmen sie uns für rechtgläubige Christen. Verwunderungsvoll und segnend blickten sie noch lange dem Wagen nach, der doch nur arge Ketzer barg. Der Weg führte unablässig Berg ab. Sehr bald sa-

hen wir Pontecentino, ein Dorf wie in einen Abgrund eingeengt, vor uns liegen. Hier hieß es abermals „i passaporti;“ außerdem stürzten die päpstlichen Douaniers zitternd vor Geldgier herbei, wir zogen die Geldbeutel, verstreuten nach allen Seiten Paolis und Piaster, und glaubten bereits alle Unannehmlichkeiten überstanden zu haben, als wir mit Schrecken bemerkten, daß uns sechs Postpferde vorgelegt wurden und drei Postillone sich in die Sättel schwangen. Nach unbeschreiblichem Aerger mit der Stalliere und dem Posthalter mußten wir uns abermals der Willkür unterwerfen.

Allmälig erhob sich der Weg wieder und vor Aquapendente, welches wie eine große Ruine malerisch auf einem hohen Berge zwischen Felsen- und Baum-Gruppen gelegen ist, begriffen wir, weshalb uns sechs Pferde aufgedrungen worden waren, weil wir hier eine steile Höhe zu erklimmen hatten. In den steyerschen Alpen waren wir aber noch viel steilere und größere Berge mit zwei Pferden hinaufgefahren. Es begann zu dunkeln. Der Abend war schön und milde; abermals leuchteten die Glühwürmchen. Allein der Himmel sah aus wie — bei uns. „I passaporti!“ war das Erste, was man uns an den Thoren von Aquapendente, einem elenden Städtchen, entgegenrief. Ich protestirte mit der Bemerkung, wir hätten ja eben erst an der Grenze unsere Pässe vorzeigen müssen. Allein man achtete hierauf nicht, und wir mußten die Pässe abgeben, welche

offenbar nur deshalb eingetragen wurden, um uns dafür Geld abnehmen zu können.

Wir stiegen darauf im aquila nera (schwarzen Adler) ab, wo alsbald der Wirth die Pässe zum dritten Mal forderte, um sie bei der Polizei visiren zu lassen und uns dieselben später gegen Entrichtung von zwei Paoli für jeden einzelnen Paß und eines Trinkgeldes für den Besorger zurück gab. Auf diese Weise hatten uns die Pässe in einem Zeitraum von 3 Stunden ungefähr 5 Thaler in preußischem Gelde gekostet! —

Kaum angekommen, wurden wir mit den zudringlichsten Fragen gequält, was wir zur Abendmahlzeit beföhlen; ungeachtet wir bereits erklärt hatten, daß wir nur vier Teller Suppe und zwei Portionen Braten zu haben wünschten. Man hätte uns am liebsten bis Mitternacht warten lassen und uns dann die in Italien üblichen Gänge, oder 13 Schüsseln vorgesetzt. Wir wiederholten sehr bestimmt, daß wir nur 2 Portionen Braten und 4 Portionen Suppe erwarteten; worauf uns der Cameriere, ein langer, widerlicher Gesell, sogleich höhnische und verächtliche Blicke zuwarf. Dies geringschätzende Benehmen vermehrte sich noch, als jetzt einer unserer Postillone in's Zimmer trat und wir demselben erklärten, daß er nur dann mit seinen Kameraden auf ein vorzügliches Trinkgeld rechnen könne, wenn er Sorge trüge, daß wir morgen früh nur 3 Pferde erhielten, wie dies reglementsmäßig sei, und daß wir bis dahin nur das

Fixum der Taxe zahlen würden. Wir haben nämlich bemerkt, daß das Vorlegen einer größern oder kleinern Anzahl von Pferden hauptsächlich von dem Willen der Postillone abhängt. Der Postillon nahm die Taxe in Empfang und versprach, sich entfernend, unsere Wünsche zu erfüllen. Inzwischen deckte der Cameriere den Tisch und setzte zwei Bauchflaschen mit Wein auf. Diese Art und Weise, den Fremden zu Ausgaben gleichsam zu zwingen, empörte uns, und wir erklärten ihm, indem wir ihm eine Flasche zurückgaben, wir hätten gar keinen Wein verlangt, jedenfalls genüge eine Flasche. Er setzte dieselbe sogleich wieder auf den Tisch und antwortete noch höhnischer: „Das bleibt sich gleich, Sie mögen trinken oder nicht!“ Gewiß dachte er: das sind einmal erbärmliche, deutsche Lumpe! —

Nach einer Weile kam der Postillon zurück. Er versicherte, daß er Alles unsern Wünschen gemäß eingerichtet habe, und verlangte nun für sich und seine beiden Kameraden das größere Trinkgeld. Wir erklärten ihm, daß er dies nicht eher erhalten könne, als morgen früh, falls wir dann wirklich nur drei Pferde vor unserm Wagen sehen würden. Nun begann ein Hin- und Herreden, ein lästiges Drängen und Quälen; endlich äußerte er, daß er noch heut mit seinen Kameraden nach Pontecentino zurück müsse, und um nur endlich Ruhe zu haben, zahlten wir ihm noch 2 Piaster. Kaum hatte der Postillon sie eingestrichen, als er für seine Bemühungen beim Postmeister,

noch ein beſonderes Trinkgeld forderte! Ein Jähzorniger würde einem ſo frechen Menſchen das Erſte, Beſte gegen den Kopf geworfen haben. Wir unterdrückten den Ausbruch des Zornes, und warfen ihm, um nur endlich Ruhe zu gewinnen, im Gegentheil noch ein Geldſtück hin. Ich genoß dann nur ein Paar Löffel Suppe, da mir Aerger die Kehle zuſchnürte.

Während ich jetzt an meinem Tagebuche arbeite, hören wir unſerer Wohnung gegenüber auf einem total verſtimmten, ſchlechten Fortepiano phantaſiren. Ich erwähne deſſen, weil es das erſte Mal iſt, daß ich in Italien ein Fortepiano ſpielen höre. Man ſagt mir, eine Dame ſpiele. O holde, italieniſche Unbekannte, wie ergreifen Ihre Disharmonien mein Herz! Wie ſehne ich mich, Ihre Bekanntſchaft zu machen!

Fünfzehntes Kapitel.

Die Nacht in Aquapendente. Das engliſche Frühſtück. Die Wirthsrechnung. Der ſpitzbübiſche Cameriere. Die Sansculotten zu Aquapendente. St. Lorenzo nuovo und rovinato. Der Bolſenaſee. Ein italieniſcher Wald. Monteſiascone. Viterbo. Der Kräutermarkt daſelbſt. Die päpſtliche Wachtparade. Sechs Pferde und drei Poſtillone. Kampf mit dem Stalliere. Politik der italieniſchen Poſtillone. Die Gegend duftet. Impoſte. Freie Ausſicht auf der Höhe. Der Lago di Bico. Ronciglione. Eintritt in die wüſte Campagna di Roma. Monteroſi. Die alte kaſſiſche Straße. Baccano. Anblick von Rom. La Storta. Die Reiſenden fahren im Galopp nach Rom. Porta del popolo. Der alte Enthuſiasmus kehrt wieder. Beſcheidenheit römiſcher Mauthbeamten. Das Hôtel de Paris, bei Martignoni.

Rom, den 11. Juni.

Wir ſind in Rom! Die Königin der Städte ſchließt uns in ihre Arme! Unbeſchreiblich iſt meine Freude. Endlich werden ſich unſre Erwartungen erfüllen! Endlich werden wir Entſchädigung finden für alle Widerwärtigkeiten, die uns Italien bereitet. Was haben wir heute wieder gelitten! —

Aquapendente, Dein Name bringt fieberiſches Zucken in mir, in uns Allen hervor. Eine Nacht, wie die vergangene, habe ich noch nicht erlebt. Unſer Lager in Siena war köſtlich gegen das in Aquapendente. Die hölzernen Bettſtellen knackten in ihren Fugen und wankten hin und her, und zu den Schaaren von Flöhen, welche in der Matratze und den Decken niſteten, geſellten ſich noch hungrige Wanzen von ungewöhnlicher Größe. Ueberdies war es ſchwül in den Stuben und das Lager ſo wie die Wuiſt unter dem Kopfe ſo hart, daß uns alle Glieder ſchmerzten. Als ſei es Hohn über unſre Leiden fuhr die Dame uns gegenüber fort, luſtig zu muſiciren und unſre Ohren noch durch die Diſſonanzen der verſtimmten Saiten zu mißhandeln. Wir konnten kein Auge ſchließen, und verließen um 6 Uhr Morgens, nach vergeblichen Anſtrengungen, in Schweiß gebadet, zerbiſſen, zerſtochen, zerkratzt und gelähmt das abſcheuliche Lager. Wir verlangten eiligſt das Frühſtück und die Poſtpferde; in der freien Luft und Morgenkühlung gedachten wir uns wieder zu erquicken. Erſt nach einer Stunde brachte man den Kaffee; einige Klumpen gebackenen Sauerteigs vertraten die Stelle des Brotes und der Semmel. Glücklicher Weiſe ſetzte man uns, was auch in Florenz und Siena geſchehen war, noch weiche Eier nach dem Kaffee vor, eine Sitte, die durch die reiſenden Engländer in Italien eingeführt iſt.

Endlich konnten wir abreiſen. Wir forderten die Rechnung und trauten kaum unſern Augen, als wir 9

Scudi (alſo faſt 13 Thaler*)) angeſetzt fanden. Dafür hatten wir 4 Betten, 4 Portionen Suppe, 2 Portionen zähen friſchgeſchlachteten Huhns, einen Teller voll ſaurer Kirſchen, 4 Portionen Kaffee mit Semmel und 8 Eier gehabt. Der Wein war nur berührt worden, koſtet auch hier nur ſo viel, wie etwa eine Flaſche Bier in Deutſchland. Wir bezahlten, denn wo hätten wir Klage anbringen können! Seit jenem Vorfall mit der Polizei in Pianoro hatten wir die Luſt verloren, den Schutz italieniſcher Behörden in Anſpruch zu nehmen.

Einer von uns, der die Kaſſe führte, gab nun dem Cameriere 4 Napoleonsd'or zum Wechſeln; gleichzeitig trug er ihm auf, ein Dutzend Apfelſinen holen zu laſſen, um ſie zur Stillung des Durſtes mitnehmen zu können. Während der Cameriere ſich zu dieſem Behufe entfernt hatte, ſtiegen wir in den Wagen, vor dem wir, wie zu erwarten war, nicht 3 Pferde, aber auch zur Ehre des Poſtmeiſters in Aquapendente ſei es geſagt, nicht 6, ſondern 4 Pferde und 2 Poſtillone erblickten. Der Cameriere kam zurück, brachte die Apfelſinen und zahlte unſerm Kaſſenführer das für die Napoleonsd'or eingewechſelte Silbergeld, in die Hände. Unſer Reiſegefährte forderte den Cameriere auf, ſich das Geld für die Apfelſinen (die beiläufig geſagt, nicht etwa in Aquapendente gewachſen

*) 1 Scudo = 100 Bajocchi in preußiſchem Cour. 1 Thlr. 12 Sgr. 9½ Pf.

waren, denn auch dort giebt es noch keine Orangengärten) gleich abzuziehen. Dies geſchah, und da wir, aufgebracht über die uns widerfahrene Behandlung, dem Cameriere kein Trinkgeld zahlen wollten, ſo machten wir Miene fortzufahren. Plötzlich rief nun der Cameriere: „Die Apfelſinen ſind noch nicht bezahlt!“ Wir wandten befremdet ein, daß er ſie ja abgezogen habe. Er beſtreitt dies, und um keine Weitläufigkeiten zu haben, bezahlten wir ihm die Apfelſinen noch einmal, befahlen aber nun ärgerlich den Poſtillonen, zuzufahren. Der Cameriere ſah kaum, daß der Wagen anrückte, und daß er kein Trinkgeld erhalten ſollte, als er bebend vor Wuth ausrief: e niente per il cameriere? (und Nichts für den Kammerdiener?) — Wir warfen ihm jetzt 2 Paoli zu. Die Geringfügigkeit dieſer Summe vermehrte die Wuth des Italieners; der Wagen fuhr ab; eine Sekunde lang ſtand der Kerl ſprachlos; — er ſah, daß wir ihm in der nächſten Minute aus den Augen ſein würden; — der Augenblick drängte; — ſeine Bosheit ſann und fand blitzſchnell ein Mittel ſich zu rächen und uns zu prellen. — „Halt, halt,“ rief er uns nach, und der verſammelte Pöbel-Haufen, der Zeuge des ganzen Vorfalls geweſen war, begann ſich mit ihm in Lauf zu ſetzen, „halt, Sie haben einen Napoleon zu viel bekommen!“ „„Einen Napoleon zu viel,““ brüllte die Menge, „„haltet den Wagen!““ Wir hielten, oder richtiger die Poſtillone hielten; denn dieſe Nation lebt, wie ich mich immer

mehr überzeugt, in ſtillſchweigender Verbrüderung gegen Alles, was Fremder heißt. Der Cameriere forderte jetzt mit flammenden Augen einen Napoleons d'or zurück. Er war ſo wüthend, daß ihm faſt die Stimme verſagte. Rings um uns Vagabonden und Sanskülotten mit wilden drohenden Mienen! Jeder Aufenthalt mußte uns verhaßt ſein; wir wollten heut noch nach Rom. Einwendungen waren vergebens. Der Kerl verſicherte, ſich verſehen zu haben; und — ein Napoleon glitt in die Taſche des triumphirenden Betrügers! — Dahin ſauſte nun der Wagen durch die Straßen, und lautes Hohngelächter ſchallte hinter uns her.

Das aber war Aquapendente, eine Stadt, welche in den heſperiſchen Gefilden liegt.

Eine Stunde lang drehte ſich unſer Geſpräch lebhaft um die uns widerfahrne Betrügerei. Der Weg führte durch eine angebaute Ebene, die ſich der Höhe Aquapendente's anſchließt. In der Nähe der erſten Station St. Lorenzo nuovo ſahen wir hier und da in den Seitenwänden der Hügel von Tuff kleine Höhlen, die den Hirten als Zufluchtsort dienen mögen. Nachdem wir wieder bergan geſtiegen waren, gelangten wir auf die Spitze des Hügels, auf dem St. Lorenzo liegt, ein neugebautes Städtchen in Form eines Vierecks, welches einen großen Platz einſchließt, von dem wir vor uns in der Ebene den hellblauen Spiegel des Bolſenaſees erblickten. Während wir den Bergrücken hinabfuhren, zeigte ſich uns, zum er

ſten Mal in Italien, ein faſt vaterländiſches Bild. Der Bolſenaſee hat 7 Meilen im Umfange, und iſt rings von Baſaltbügeln umgeben, welche mit friſch grünem Laubholz bekränzt ſind. In dem See, der ein verſunkener Krater ſein ſoll, liegen zwei Inſelchen, deren eins ſich wie ein kleiner Berg aus den Wellen emporhebt. Der Charakter der Gegend am See hat durchaus nichts Italieniſches; nur die räucherigen Ortſchaften, welche hier und da ſichtbar ſind, erinnern, und zwar auf unangenehme Art, an Italien. Am Fuße der Bergkette liegen im Laubgebüſch die Ruinen des alten Fleckens St. Lorenzo, jetzt St. Lorenzo rovinato genannt, weil die freundliche Gegend hier ſo ungeſund iſt, daß der Flecken zerſtört werden mußte! —

Hinter St. Lorenzo rovinato erreichten wir das Ufer des Sees, der von keinem Lüftchen bewegt, kryſtallhell vor uns lag. Wir fuhren am Fuße der Hügelkette fort, während wir den See zur Rechten behielten. Bald erreichten wir das Dorf Bolſena, von dem der See ſeinen Namen hat, ein elender Steinhaufen, Ueberbleibſel des alten Bulſinium, einſt eine der vorzüglichſten Städte Hetruriens. Allmälig erhebt ſich der Weg und führt durch ein Eichwäldchen nach Montefiaſcone, welches, wie eine große, mit Kuppeln verſehene Kirche, auf der Höhe eines Berges liegt, und früher auch wahrſcheinlich nur ein großes Kloſter geweſen iſt. Ich erwähne des Wäldchens darum, weil unſer italieniſches Reiſetaſchenbuch als

eine Merkwürdigkeit dieſer Gegenden berichtet, es liege hier ein dichter Wald, deſſen Bäume durch ihr Alter Ehrfurcht einflößten. Was doch die Leute hier für Begriffe von einem Walde haben! — Wälder, in unſerm Sinne, giebt es, ſo weit wir in Italien gekommen ſind, gar nicht. Stehen etliche hundert kleiner laubloſer Bäumchen in weiten Zwiſchenräumen von einander auf einem Hügel, ſo nennen es die Italiener Wald. Die Bäume, die wir hier ſahen, ſtanden ebenfalls ſehr weit aus einander und waren ungeachtet ihres Alters nur mäßig hoch und mit wenigem Laub bedeckt.

In Monteſiascone trat der Poſthalter an unſern Wagen und kredenzte uns trefflichen Muskatwein der dortigen Gegend. Gleichzeitig bat er uns dringend, zu Viterbo in dem Wirthshauſe einzukehren, welches ihm gehöre. Wir hatten kein Vertrauen, und antworteten, daß wir ſchon einem andern Gaſthofe empfohlen wären. Mit unangenehmſter Zudringlichkeit wiederholte der Mann ſein Geſuch, und rannte, als die Pferde gewechſelt worden waren, mehrere hundert Schritte neben dem Wagen her, indem er nicht aufhörte, die Vortrefflichkeit ſeines Gaſthofes anzupreiſen. Endlich verſprachen wir, ſeine Bitte zu erfüllen.

Der Weg von Monteſiascone nach Viterbo führt durch eine traurige Gegend, überall ſieht man Spuren vulkaniſcher Gewalt. Zur Zeit brennender Mittagshitze kamen wir in Viterbo an. Nachdem uns das

wohl bekannte „i passaporti“ entgegengebrüllt war und unser Geldbeutel gelungen hatte, kehrten wir im Albergo reale des Posthalters zu Montefiascone ein, wo wir wirklich eine gute Bewirthung fanden und auch nicht übertheuert wurden. Insbesondere erhielten wir treffliche Kirschen. Viterbo ist ein eng gebauter, räucheriger Steinhaufen, in dem gegen 12,000 Menschen leben. Die Stadt liegt am Fuße des Berges Ciminus. Wie gewöhnlich sahen wir schmutzige Handwerke in den Straßen treiben, in denen ausgespannte Leinwand gegen die Sonnenstrahlen Schutz gewährte. Unser Gasthof lag an einem kleinen viereckigen Winkel, der mit dem Namen Kräutermarkt beehrt wird. Da das Pflaster der ganzen Stadt und also auch des Marktes aus großen, breiten, behauenen Lavasteinen besteht, so würde ein Besen diesen kleinen Platz in Zeit einer Viertelstunde haben vollkommen reinigen können; allein Koth und Unflath, so wie faulende Ueberreste der Küchengemüse, die hier verkauft werden, scheinen seit Jahren diese breiten Steine zu bedecken. Die umliegenden Wohnungen der Menschen gleichen eher Räuberhöhlen, als den Wohnungen civilisirter Menschen. Wir blickten mit der Empfindung des Ekels auf die Straße herab, in der sich nur Gesindel zeigte. Plötzlich ertönte aus der Entfernung kriegerische Musik, die sich näherte, und bald darauf zogen päpstliche Truppen, wahrscheinlich die Wachtparade, an unsern Fenstern vorüber. Es waren etwa 30 Mann, zwölf oder sechszehn Hautboi-

ſten an der Spitze, die eine ſchlechte Janitſcharmuſik machten. Man ſchien es mit der militairiſchen Ordnung nicht ſehr genau zu nehmen: die Leute gingen gemächlich ſpazieren. Einige der Hautboiſten trugen gar keine Uniform, ſondern ihre bürgerlichen Kleider und einen runden Hut, was ſich höchſt poſſierlich ausnahm, und worüber wir herzlich lachen mußten.

Das Lachen ſollte uns aber bald wieder vergehen. Drei Poſtpferde waren beſtellt. Wir ſtanden auf dem mit Schmutz und Spinnegeweben gezierten, ruinhaften Balkon des Hauſes, und ſahen, daß ein Poſtillon mit zwei Pferden die Straße heraufkam und dieſelben vor unſern Wagen legte. Sollte es möglich ſein? fragten wir einander leiſe. Kaum hatten wir indeſſen dem thörichten Gedanken Raum gegeben, mit zwei Poſtpferden in den päpſtlichen Staaten fahren zu können, als wir abermals Getrappel in der Straße vernahmen und nicht zwei, ſondern noch vier Pferde und ein zweiter und dritter Poſtillon ſichtbar wurden, welche ſogleich anſchirrten. Wir proteſtirten mit lauter Stimme vom Balkon herab gegen dieſen neuen Akt der Willkühr, befahlen zwei Pferde abzunehmen und uns das Poſtreglement vorzulegen. Erſt nach mancherlei Einwendungen verſprach der Stalliere es zu holen und entfernte ſich. Der Cameriere des Gaſthofes deckte gerade den Tiſch ab, und wir konnten uns nicht enthalten, gegen ihn die bitterſten Bemerkungen über die Behandlung, die den Fremden in Italien und insbeſondere in den päpſtlichen Staa-

ten widerfahre, auszustoßen. Er gab uns vollkommen Recht, und erzählte uns, daß von allen Fremden ohne Ausnahme gleiche Klage über die schlechte Verwaltung des Kirchenstaats geführt werde.

Es verging eine Viertelstunde nach der andern; das Reglement kam nicht, die Pferde blieben vorgeschirrt. Eine Menge widrigen Pöbels harrte gaffend auf den Erfolg unserer Weigerung. Um nicht noch mehr Zeit zu verlieren, setzten wir uns endlich in den Wagen. Als die Pferde anzogen, erschien plötzlich der Postmeister mit dem Reglement. Man hatte sehr richtig kalkulirt, daß wir nun, im Abfahren begriffen, schwerlich noch Einwendungen machen würden. Ich sah flüchtig die mir vorgezeigte Stelle nach, welche von einem schwer bepackten Reisewagen sprach, fand aber alsbald eine andere, die auf uns anzuwenden war. Ich äußerte dies; natürlich ging es nun an's Streiten, und um nicht unsern Aerger nutzlos zu vermehren, schrien wir den Postillonen ein avanti (vorwärts) zu, was sie sich nicht zwei Mal sagen ließen.

Der Weg führte bis zur nächsten Station (Imposta) unaufhörlich bergan. Als die Haupthöhe erreicht war, wurden die beiden vordersten Pferde abgeschirrt und nach Viterbo zurückgesandt. Ich habe seither anzuführen vergessen, daß auf diese Weise in ganz Italien verfahren wird, daß in der Regel da, wo die Berge auf der Station aufhören, wenn 4 Pferde gegeben worden sind, zwei, und wenn man

mit 3 Pferden fährt, ein Pferd abgespannt und zurückgeschickt werden, daß der Reisende aber nichts desto weniger für die ganze Station die Zahl der Pferde, mit der er ausgefahren ist, bezahlen muß. Eben so verlangt der Postillon, der die Pferde zurückführt, sein volles Trinkgeld.

Auf dem Wege von Viterbo nach Imposta, einem einzeln stehenden Posthause auf der Höhe des Gebirges, sahen wir weit und breit zu beiden Seiten der trefflichen Chaussee Ginster-Gesträuch mit seinen gelben Blüthen, die den lieblichsten Duft aushauchten, und als wir höher stiegen, erfreute uns der Anblick edler Kastanienbäume und kleiner Eichen. Zu Imposta erhielten wir wieder 4 Postpferde. Hinter diesem Posthause gestattete uns bald darauf eine freie Höhe einen unermeßlichen Blick in die Ferne. Rings um uns erhoben sich, besonders zur Linken, die Apenninen mit ihren Verzweigungen, beleuchtet von der Nachmittagssonne, welche das röthliche Grau der Berge an einzelnen Stellen mit goldenem Glanz bedeckte. Sie lagen so fern, daß sie nur schwach, aber auch so nahe, daß sie deutlich genug wie zart getuscht gegen den blauen Himmel abstachen. Dicht vor uns blickten einzelne Landhäuser zwischen Pinien hervor. Als die näher liegenden Gebirge den Gesichtskreis wieder beschränkt hatten, fuhren wir an dem reizenden Lago di Vico (sonst Lago di Cimino) vorbei, der etwa $\frac{3}{4}$ Meilen im Umfange hat. Endlich gelangt man zu einem alten Triumphbogen und dann

sofort nach Ronciglione, einem Städtchen von Tuffstein erbaut, mit einer Citadelle. In der Straße, in der wir hielten, war lebhaftes Treiben; vor den Kaffeehäusern sahen wir die halbe Bevölkerung unter leinenen Schattengängen versammelt. Man trat an unsern Wagen heran und verkaufte uns Limonade, die uns, da es warm war, sehr erquickte.

Hinter Ronciglione beginnt — das reizende Hesperien mit seiner gerühmten üppigen Vegetation? — nein, die 30 Meilen lange und 15 Meilen breite wüste Ebene, welche Campagna di Roma genannt wird. Zwischen Monteroſi, Baccano und la Storta war die Chauſſee erbärmlich. Wir hörten, daß wir auf der alten Via Caſſia fuhren. Auf der Höhe hinter Baccano erblickten wir mit einer Empfindung, die ſich nicht beſchreiben läßt, das noch 4 Meilen entfernte Rom. Die Abendſonne warf ihre letzten Strahlen über die weite Campagna und erleuchtete die fernen Häuſer, die ſich auf dem grauröthlichen Hintergrunde der Berge, welche jenſeit der Stadt den Horizont begrenzten, wie helle Punkte ausnahmen. Zur Rechten der Stadt, die übrigens ſehr winzig ausſah und einen ſehr kleinen Raum einnahm, erhob ſich ziemlich undeutlich eine einzelne graue Kuppel. „Das iſt St. Peter!“ rief, auf dieſelbe zeigend, einer unſer Poſtillone mit freudiger Stimme. Von Baccano nach Rom führt die Straße bergab. Es war faſt acht Uhr Abends, als wir la Storta, die letzte Station, ebenfalls nur aus ein Paar Häuſern

beſtehend, erreichten, und wir verſprachen den Poſtillonen ein gutes Trinkgeld, wenn ſie uns ſo ſchnell als möglich nach Rom brächten, um beim Einfahren in die Stadt noch etwas ſehen zu können. Und wir legten die beiden Meilen, die wir noch von derſelben entfernt waren, den faſt viertelſtündigen Aufenthalt an der das Stadtgebiet begrenzenden Barriere mit eingerechnet, in drei Viertelſtunden zurück! — Wir fuhren unabläſſig geſtreckten Galopp, ſo daß uns oft das Athmen erſchwert wurde. Die Gegend war öde und unkultivirt. An der Barriere wurden die Päſſe abgefordert und gegen Ertheilung einer Empfangsbeſcheinigung mit der Bemerkung behalten, daß wir uns auf der Polizei zu geſtellen hätten. Dieſe Beſcheinigung koſtete, wie nicht zu zweifeln iſt — Geld; doch mehr noch die Douane. Nun aber flogen wir der Stadt zu, an Nero's Grabmal vorüber, und erreichten bald Ponte molle, eine ſchöne Brücke, welche über die Tiber führt. Von da leitete eine lange, lange Straße, die von Gartenhäuſern in einem Thale zwiſchen den Bergen Pincianus und Marius gebildet wird, nach der Porta del popolo. Es war noch nothdürftig hell, und mit Bewunderung und Entzücken betrachteten wir, als der Wagen am Thore innerhalb der Stadt hielt, den herrlichen Platz, der hier am Thore gelegen iſt, die berühmte Piazza del popolo. Drei lange Straßen führen durch 2 mit Kuppeln bedeckte Kirchen von einander geſchieden, nach der Stadt; die herrlichſten Gebäude erheben ſich an bei-

den Seiten des Platzes, der in der Mitte mit einem Obelisken und rechts und links mit schönen Springbrunnen geziert ist. Tief ergriffen von diesem großartigen Bilde riefen wir aus: Ja, Rom ist herrlich, entspricht jeder Erwartung!

Aus diesem Traum des Entzückens weckte uns bald die Stimme des Mauthbeamten. Wir versicherten der Wahrheit gemäß, daß wir so eben an der Barriere den Mauthzoll entrichtet hätten, und nichts Mauthbares bei uns führten. Dies half aber nichts; er machte Anstalten, uns zu visitiren, und um dem damit verbundenen lästigen Aufenthalt zu entgehen, drückte ihm Einer von uns 1 Scudo in die Hand. Mit der größten Frechheit zeigte er den Scudo einem zweiten Beamten, der inzwischen hervorgetreten war, und fragte ihn mit lauter Stimme, ob er damit zufrieden sei. Dieser verneinte; wir gaben daher den zweiten Scudo, und nun erhielten wir die Erlaubniß weiter zu fahren. Um aber den Schein zu beobachten, erklärte der moderne Römer, er werde uns einen Beamten in den Gasthof nachschicken und hier unsere Sachen untersuchen lassen.

Wir sind indessen nun zwei Stunden hier, und noch ist Niemand erschienen. Wir logiren dicht an der Piazza del popolo im Hotel de Paris bei Martignoni, und haben heute 20 Meilen zurückgelegt.

Sechzehntes Kapitel.

Der Enthuſiasmus der Reiſenden iſt ſchnell wieder abgekühlt. Beſchreibung der Stadt Rom. Der Corſo. Die Straßen Roms. Flöhe. Philipp, der Cicerone, genannt Moſſiou. Fontaine von Trevi. Colonna Antonina und Colonna Trajana. Engelsbrücke und Engelsburg. Der Vatikan und die Peterskirche. Die Orangenwälder Roms. Das Kapitol. Gefängniſſe. Der tarpejiſche Felſen. Das Mamertino-Gefängniß. Das Kuhfeld, einſt forum Romanum. Der Triumphbogen des Titus. Das Koliſeum. Roms Hügel. Der Triumphbogen des Konſtantin. Spazierfahrt auf dem Corſo. Dünkel der Italiener, veranlaßt durch die Thorheit der Reiſenden.

Rom, am 12. Juni.

Mit Verlegenheit nehme ich die Feder zur Hand, um über unſer heutiges Tagewerk zu berichten. „Rom iſt herrlich und entſpricht jeder Erwartung!“ riefen wir geſtern in der Begeiſterung, zu der die Großthaten der Vergangenheit, welche das alte Rom verherrlichten, nothwendig hinreißen müſſen, und das Dunkel des Abends hüllte uns in den farbigen Schleier der Täuſchung. Ach, auch in Rom haben

wir uns betrogen! Wir haben das Wunderwerk der Peterskirche gesehen; es vermag uns nicht zu entschädigen. Heute Nachmittag besahen wir die Stadt. Die Piazza del popolo, die schon gestern Abend unsere Aufmerksamkeit erregte, ist wirklich schön. Die Gebäude der nächsten Umgebung; die Fontaine; der ohne Piedestal 44 Fuß hohe Obelisk aus dem Sonnentempel zu Heliopolis, von August nach Rom gebracht; die beiden Kirchen Santa Maria di monte santo zur Linken, und Santa Maria de' miracoli zur Rechten, beide von fast gleicher Architektur; die drei langen Straßen, welche vom Platze aus in die Stadt führen, und deren mittelste, zwischen den beiden Kirchen gelegene, der berühmte Corso ist; endlich die sich unmittelbar vom Platze aus erhebende grüne Terrasse des Monte Pincio mit seinen Villen: Alles dies gewährt vereint ein erhabenes, großartiges Bild. So aber dachten wir uns ganz Rom, und leider entspricht nur noch die Peterskirche unsern Erwartungen. Wir haben zwar noch einige andere schöne Kirchen, auch mehrere ausgezeichnete Fontainen und Obelisken, gesehen; diese Einzelheiten verschwinden aber im Ganzen; denn wie alle übrige Städte Italiens besteht auch Rom aus engen, schmutzigen Straßen, die Häuser haben, mit weniger Ausnahme, räucherige, grauschwarze, unten mit Koth und Spinngeweben behangene und von Kalk entblößte Mauern; auch hier vertreten oft blos schwarze viereckige Löcher die Stelle der Fenster; die so sehr ge-

rühmten Paläſte ſind meiſtentheils alte, finſter drohende Steinklumpen. Ruinen der Gegenwart neben den Ruinen der Vergangenheit! — Ein enthuſiaſtiſcher Verehrer Italiens hatte mir einmal geſagt, die Leipziger Straße in Berlin erinnere faſt an den Corſo in Rom. Welch ein Bild ſchwebte mir daher vom Corſo vor! Und was ſah ich? Eine lange ſchmale, ſchmutzige Gaſſe mit vielen hohen, räucherigen Häuſern *)! Freilich iſt dieſe Straße, die in Berlin zu den ſchlechtern gehören würde, für Rom eine Zierde; denn mit Ausnahme der Babuino-, der Ripettaſtraße und weniger anderer, ſind die Straßen Roms erbärmlich; viele bringen durch Koth und das Höhlenhafte der Wohnungen Ekel hervor. Dieſer Ekel ſteigert ſich dadurch, daß auch hier die ſchmutzigſten Handwerke im Freien getrieben werden. Beſonders widerlich ſind die Fleiſchläden, vor denen man die geſchlachteten Thiere mit abgezogner Haut aufgeblaſen, oft noch in der Geſtalt des Lebens, aufſtellt, oder bläuliches, blutiges, und anſcheinend ſchon in Fäulniß übergangenes Fleiſch am Haken aushängt. Die Fleiſcher ſelbſt gleichen mit ihren ſtruppigen ſchwarzen Haaren, in ihrer ſchmutzigen Kleidung mit aufgekrämpelten Aermeln und nackten Waden eher wilden Kanibalen, als Mitgliedern einer civi-

*) Der römiſche Corſo iſt, ein Paar Stellen ausgenommen, 50 römiſche Palmi breit. Ein römiſcher Palmo enthält 99 pariſer Linien; ſonach ſind 50 Palmi gleich 41¼ pariſer Fuß, d. i. höchſtens 21 Schritten!

liſirten Völkerſchaft. Die Schmiedeknechte haben ihr Feuer auf den Straßen angeſchürt und ſchmieden, ſchwarzen Zigeunern gleich, daß die Funken umherſtieben, während ein erſtickender Schwefelgeruch die Luft verunreinigt. Wohin man blickt, hängen aus den Fenſtern, ſelbſt der vornehmen Häuſer dieſer angeblich prächtigen Stadt, Hoſen, Strümpfe und Hemden zum Trocknen aus, ſo daß man ſich überall in einem Kaſernenviertel zu befinden glaubt. An vielen Straßenecken ſteht in der ſchon erwähnten Art mit ſchwarzen Buchſtaben auf einem weiß getünchten Viereck: immondezzajo (Schmutzwinkel). In einigen dieſer polizeilich ſanktionirten Unflathwinkel lagen Haufen von Miſt und Kehricht. Oft ſahen wir Käſeladen, vor denen die italieniſchen Käſe in der ihnen eigenthümlichen Flaſchenform hängen und eben nicht zur Reinigung der Luft beitragen. Sonſt iſt von kaufmänniſchem Leben und Treiben wenig zu bemerken. Mönche und Weltgeiſtliche ſchleichen in den Straßen umher. Die Weltgeiſtlichen tragen in ganz Italien ſchwarze Ueberröcke, kurze Beinkleider und Strümpfe von gleicher Farbe, Schuhe mit Schnallen und dreieckige Hüte. Zuweilen rollt eine Karoſſe vorbei; iſt ſie vergoldet und ſtehen mehrere Bediente in reicher Livree hintenauf, ſo weiß man, ſie gehört einem Kardinal. Auch ſieht man hier und da zweirädrige Ochſenkarren, oder Landleute auf Eſeln langſam vorüberziehen. Das

aber iſt Roma, la superba! — Ihr Helden der Vorzeit, vermöchtet ihr einen Blick zu werfen auf die Stadt Eurer Nachkommen! —

Wir haben in unſerm Gaſthofe abermals zwei abgeſonderte Stuben und ein gemeinſchaftliches Zimmer erhalten. Letzteres gewährt einen freundlichen Blick über die Piazza del popolo nach der Höhe des Monte Mario. Die Einrichtung des Gaſthofes iſt gut; in den aus Binſen geflochtenen Teppichen unſerer Zimmer hat ſich aber das Ungeziefer ſo vermehrt, daß wir keinen ruhigen Augenblick mehr haben. Die höchſte Reinlichkeit, der mehrmalige Wechſel der Wäſche an einem Tage, ſchützt in Italien nicht gegen dieſe Landplage. —

Wir waren heute früh kaum aufgeſtanden, als es leiſe an die Thür klopfte. Ein Herr in mittlern Jahren mit einem vollen, blühenden, etwas pockennarbigen Geſicht, dickem, ſchwarzem Backenbart und lebhaften verſchmitzten Augen, in einen feinen dunklen Frack, graue Beinkleider und Kamaſchen gekleidet, trat, einen grauſeidnen Hut in der Hand, zu uns ein. Die Feinheit und Sauberkeit ſeiner Wäſche und eine Brillantnadel, die ſein Halstuch ſchmückte, ließen uns glauben, daß wir den Banquier vor uns ſähen, an den wir hier empfohlen ſind. Zu unſerer nicht geringen Verwunderung hörten wir aber, daß er ein Cicerone ſei, als welcher er uns ſeine Dienſte anbot. Das Amt eines römiſchen Cicerone muß alſo goldne Früchte einbringen. Wir erklärten, daß

wir bereit wären, uns von ihm führen zu laſſen. Er heißt Philipp *), iſt ſehr gewandt und unterrichtet, und ſpricht geläufig franzöſiſch, wiewohl mit italieniſchem Dialekt. Da er uns nie Monſieur, ſondern ſtets in dieſem Dialekt Moſſiou anredet, ſo haben wir ihm den Namen Moſſiou gegeben. Mit etwas marktſchreieriſchem Tone zählte er beim Antritt ſeines Amtes die Merkwürdigkeiten Roms an den Fingern her, und verſicherte, daß wir ſehr lange hier bleiben müßten, wenn wir nur die Hauptſachen ſehen wollten. Wir bemerkten dagegen, daß unſer Ziel Neapel ſei, daß wir zur Vermeidung der größern Sonnenhitze unſere Ankunft daſelbſt beſchleunigen müßten, daß wir aber auf dem Rückwege noch einige Tage in Rom verweilen würden, und daß er ſich hiernach zu richten habe. Eine ſo beſtimmte Erklärung iſt in Italien nöthig, um die Zudringlichkeit der Ciceroni im Zügel zu halten, die mit ſchlauer Ueberlegung den Fremden Wochen, ja Monden lang an einem Ort zu feſſeln wiſſen. Deshalb muß die Anordnung deſſen, was geſehen werden ſoll, vom Fremden ſelbſt ausgehen, und dieſer ſich dazu ſorgfältig vorbereitet haben.

Zuvörderſt begaben wir uns nach der Fontaine von Trevi. Sie bildet die Façade des Palaſtes Bon compagni, welche in der Mitte durch vier korinthiſche Säulen, und rechts und links neben dieſen Säulen durch drei korinthiſche Pilaſter geziert, und zwei Stockwerke hoch iſt. Zwi-

*) Der Italiener nennt ſich bekanntlich nur nach ſeinem Vornamen.

ſchen den Säulen befindet ſich eine geräumige Niſche von der ganzen Höhe des Pallaſtes, in welcher ſich die koloſſale marmorne Statue des Ocean auf einem von Seepferden und Tritonen gezogenen Muſchelwagen erhebt. Dieſe Gruppe iſt vorn und an beiden Seiten mit Felſenhaufen umgeben, aus denen überall das Waſſer in großer Menge hervorſtrömt und ſich in ein großes Marmorbaſſin ergießt. Die Inſchrift über der Niſche nennt Clemens den Zwölften als Schöpfer dieſes Bauwerks.

Nachdem wir mehrere Straßen durchwandert, und die Colonna Antonina auf der Piazza Colonna, ſo wie die Colonna Trajana auf dem Foro Trajano (pomphafte Benennung für eine Menge hier eingehegter Säulenfragmente) in Augenſchein genommen hatten, gelangten wir zur Engelsbrücke und Engelsburg. Die Brücke, einſt Pons Aelius, führt bekanntlich über die Tiber: ein unbedeutender Fluß, auf dem man nur wenig Barken ſieht, die zwar breiter und höher, aber nicht ſo lang ſind, als die Elb- oder Oderkähne. Sie beſteht aus fünf Bogen und iſt auf der Bruſtwehr an beiden Seiten mit ziemlich räucherigen Engelſtatuen verziert. Ich habe viel ſchönere Brücken geſehen. Die Engelsbrücke ſtößt unmittelbar auf die Engelsburg, einſt das Mauſoleum Kaiſer Hadrians, jetzt ein Kaſtell, in Form einer koloſſalen, plumpen Rotunde ohne Fenſter, bei deren Anblick man höchſtens anerkennt, daß die alten Mauſoleen ungeheure Gebäude waren. Moſſiou

kramte hier ſeine Gelehrſamkeit aus, und trug uns die halbe römiſche Geſchichte vor. Wir ſtrebten aber, die Peterskirche zu ſehen, deren Kuppeln uns ſchon auf der Brücke links jenſeits der Tiber entgegen winkten. Endlich gelang es uns, Moſſiou von dem alten Steinklumpen loszureißen, und bald ſtanden wir, aus einer engen Straße hervortretend, auf der Piazza di S. Pietro al Vaticano.

Hier durchdrang uns jenes erhabene Gefühl, welches wir geſtern Abend beim Anblick der Piazza del Popolo empfunden hatten. Das iſt ein Tempel des Herrn! Vor uns öffnete ſich als erſter Vorhof des Tempels ein großer, 588 Fuß tiefer Platz in Form eines quer liegenden Ovals, rechts und links im Halbzirkel von einem ſchönen Portikus in der Art eingeſchloſſen, daß die ganze Breite der mächtigen Kirche dem Auge frei bleibt. Jeder der beiden Portiken beſteht aus vier neben einander laufenden 60 Fuß hohen Säulenreihen von Tuffſtein. Im Ganzen enthalten ſie 284 doriſche Säulen und 64 Pilaſter. Das Hauptgeſimms trägt rings herum eine Baluſtrade, auf welcher 192, zehn bis zwölf Fuß hohe Statuen von Heiligen vertheilt ſind. In der Mitte dieſes ſchönen Platzes, der Bernini's Werk iſt, erhebt ſich der Obelisk des Vatikan aus ägyptiſchem Granit, 72, und mit dem Kreuze 126 Fuß hoch. Moſſiou belehrte uns, daß Caligula dieſen Obelisken habe nach Rom bringen laſſen. Auf der rechten und linken Seite des Obelieken befinden ſich in der Mitte

jedes Halbzirkels zwei vortreffliche ganz gleiche Fontainen, die das Waſſer zwar nicht ſehr hoch, aber in ſehr großer Menge, garbenförmig nach allen Seiten über zwei in einander geſteckte Schaalen ausgießen.

Unmittelbar an dieſen Vorhof ſchließt ſich der zweite Vorhof des Tempels in Form eines irregulären Vierecks an, deſſen längere Seiten zur Rechten und Linken ebenfalls bedeckte Gallerien einſchließen, deren jede 360 Fuß Länge und 23 F. Breite hat. Von außen ſind dieſe Gallerien mit Pilaſtern geziert und oben auf der Baluſtrade über dem Hauptgeſimmſe Statuen in der Art aufgeſtellt, daß jede derſelben von einem Pilaſter unterſtützt wird. Die Hälfte dieſes zweiten Vorhofs nimmt die flache, zierliche Marmortreppe ein, welche in die Kirche führt.

Die Kirche ſelbſt ſteht auf der Stelle, wo ſich einſt der Cirkus und die Gärten Nero's befanden, und wo der Tyrann das große Blutbad unter den Chriſten anrichtete. Die Körper dieſer Unglücklichen wurden in der Nähe des Cirkus begraben, und ſpäter ſollen auch die Gebeine des heiligen Petrus hier beigeſetzt worden ſein. Der Papſt Anaklet ließ daher ein Bethaus auf dieſer Stelle errichten; Konſtantin der Große aber erbaute daſelbſt im Jahre 306 zu Ehren des Apoſtels eine Baſilika. Eilf Jahrhunderte ſtand dies Bauwerk, als es in Trümmer zu fallen drohte. In der Mitte des 15. Jahrhunderts ließ Papſt Nikolas V. eine neue Emporkirche anfangen und ſechzig Jahre ſpäter Papſt Julius II. die Kirche nach der

Zeichnung Bramante's weiterbauen. Zu jener Zeit errichtete man ſchon die 4 ungeheuern 166 Fuß hohen Pfeiler, welche die Kuppel tragen ſollten. Leo X. ließ demnächſt unter Zuziehung Sangallo's, Rafaels und Peruzzi's mit dem Baue fortfahren, und die Kirche erhielt nun die Form eines Kreuzes. Paul III. endlich gab das erhabene Bauwerk in die Hände Michel Angelo's, der die wunderwürdige Kuppel darauf ſetzte, welche 130 Fuß im Durchmeſſer hält, und von der Spitze der Säulen, auf welcher ſie ſteht, gerechnet, noch 258 Fuß hoch iſt; ſo daß ſich die Geſammthöhe des Gebäudes vom Eſtrich der Kirche an auf 424 Fuß beläuft. Maderni endlich beendigte unter Paul V. die Vorderſeite der Kirche, und ſetzte, dem Plane Bramante's folgend, noch zwei kleine Kuppelthürme auf. Der ganze Bau ſoll 45 Millionen Scudi gekoſtet haben. Noch muß bemerkt werden, daß auch die Kirche aus Taffſtein erbaut iſt.

Steht man in richtiger Entfernung vor der Kirche, ſo daß die Kuppel und die beiden Seitenthürme über der Façade im ſchönen Verhältniß hervortreten, glaubt man einen Zauberpallaſt vor ſich zu ſehen. Einen unangemeſſenen Eindruck macht indeſſen der Pallaſt des Vatikan, der ſich rechts über den Portikus erhebt und die Symmetrie des Ganzen zerſtört. Die Façade der Kirche iſt nach einer Zeichnung Maderni's in Form eines Parallelogramms erbaut, 370 Fuß breit und 149 Fuß hoch, und enthält drei Fenſterreihen über einander. Eine Baluſtrade umgiebt

das flache Dach. Auf derſelben ſind an der Seite der Façade 13 koloſſale, 17 Fuß hohe Statuen, Jeſus Chriſtus und die Apoſtel darſtellend, vertheilt. Rechts und links befindet ſich in der Baluſtrade eine Uhr. Fünf Thore führen zwiſchen 6 korinthiſchen Säulen in das Innere der Kirche. Vier dieſer Säulen tragen in der Mitte der Façade ein Frontiſpice, welches jedoch nur über das zweite Stockwerk hinaus nicht ganz an die Baluſtrade des flachen Daches reicht. Der Fries des Hauptgeſimmſes enthält die Inſchrift, daß Paul V., Borghese, dieſe Façade zu Ehren des Fürſten der Apoſtel erbauen laſſen. Im Ganzen erblickt man an der Façade acht korinthiſche Säulen und vier korinthiſche Pilaſter, ſieben Balkons und ſechs Niſchen. Jede der Säulen hat 8 Fuß 3 Zoll im Durchmeſſer und 88 Fuß Höhe. Das Verhältniß der einzelnen Theile zum Ganzen iſt aber mit ſolchem Schönheitsſinn angeordnet, daß im Totaleindruck des Ganzen die ungeheuern Dimenſionen der einzelnen Theile untergehen. Bei flüchtiger Betrachtung erſcheinen daher Façade, Kuppel und Seitenthürme nicht halb ſo groß, als ſie wirklich ſind.

Beim Eintritt durch das Hauptportal in die Vorhalle des Tempels erblickt man das im Jahre 1298 verfertigte Moſaikbild Giotto's, la navicella di St. Pietro (die Barke St. Peters im Meeresſturm), und rechts und links an beiden Enden der Vorhalle, welche in Form eines Portikus die ganze Breite der Façade einnimmt, die marmornen Reiterſtatuen Konſtantins

von Bernini und Karl des Großen, von Cornachini. Schon diese Vorhalle strahlt von Gold, Farben und Marmor. Den fünf Haupteingängen gegenüber sind fünf andere Thüren angebracht, welche unmittelbar in die Kirche führen. Eine davon ist vermauert und in der Mitte mit einem bronzenen Kreuze versehen; sie wird Porta santa genannt, weil sie nur alle 25 Jahre, d. h. am Anfange eines Heiligenjahres, geöffnet wird. Die Hauptthür ist von Bronze.

Was soll ich sagen von dem Innern der Kirche? Beschreibung reicht da nicht aus. Jedenfalls ist das Innere noch schöner, als das Aeußere. Der Mensch verliert sich in diesen ungeheuern Hallen. Das Mittelschiff der Kirche hat 85 Fuß Breite, 142 Fuß Höhe und bis zur Emporkirche 575 Fuß Länge. Gleich beim Eintritt fällt das Auge unwillkührlich auf den ungeheuern Baldachin des Hochaltars, der von vier bronzenen, gewundenen Säulen von 86 Fuß Höhe gehalten wird. Von dem Hochaltar her schimmern dem Eintretenden die 112 ewigen Lampen entgegen, welche rings auf 56 Leuchtern von vergoldeter Bronze eine Balustrade umgeben, von der die zum Grabmal St. Peters führende Marmortreppe eingeschlossen ist. Unten an der Treppe kniet in betender Stellung die lebensgroße Statue Pius des Sechsten, in Marmor trefflich von Canova ausgeführt. Das Innere des Grabmals ist mit kostbarem Marmor, mit Engeln und Festons von vergoldeter Bronze reich geschmückt. Ueber dem Hochaltar öffnet

ſich die ungeheure Kuppel, welche die Deckenwölbung der Kirche unterbricht, ſich über dieſer Wölbung auf 32 korinthiſchen Pilaſtern erhebt und durch 16 zwiſchen denſelben in der Wand befindlichen Fenſtern erleuchtet wird. Die eigentliche Wölbung der Kuppel iſt in 16 Abtheilungen mit vergoldetem Stuckmarmor und mit Moſaikbildern, Jeſus, die Jungfrau, die Apoſtel, Heilige und Engel darſtellend, geziert. Ganz oben in der Decke der Laterne, alſo in einer Entfernung von mehr als 400 Fuß, erblickt man das Haupt des ewigen Vaters in Moſaik. Den Hochaltar umgeben die vier ungeheuern, durch Bogen verbundenen eckigen Pfeiler, auf denen die Kuppel ruht. Im goldglänzenden Fries des prächtigen Geſimmſes, der auf dieſen Bogen ruht, und gleichſam die Grundlage der Kuppel bildet, ſteht in Moſaik mit gewaltigen Buchſtaben: Tu es Petrus, et super hanc petram aedificabo ecclesiam meam, et tibi dabo claves regni coelorum. Dieſe Buchſtaben ſcheinen von unten betrachtet einen Fuß hoch zu ſein, ſollen aber eine Höhe von 5 Fuß haben! —

Wohin außerdem das Auge in dieſem herrlichen Tempel blickt, trifft es auf köſtliche Marmorwerke, auf Fresko- und Moſaikbilder, auf Gold und Bronze, und wiewohl die höchſte Pracht vorhanden iſt, muß man doch bekennen, daß nirgends Ueberladung, vielmehr überall die edelſte Simplicität vorwaltet. Der Fußboden iſt kunſtreich aus Marmor zuſammengefugt. Das Mittelſchiff zeigt rechts und links an jeder Seite

vier gewaltige, oben durch Bogen verbundene Pfeiler, zwiſchen denen die herrlichſten Kapellen befindlich ſind. Auf jedem dieſer großen Pfeiler ſind an der Seite des Mittelſchiffs ihrer ganzen Länge nach zwei ſchmale korinthiſche Pilaſter von weißem kannelirtem Marmor angebracht. Sie halten mit Hilfe der Bogen ein Geſimms von 18 Fuß Höhe, welches durch die ganze Kirche fortläuft, und auf dem das von goldenen Roſetten in quadrirter Einfaſſung ſtrahlende Gewölbe der Decke ruht. Zwiſchen den korinthiſchen Pilaſtern befinden ſich in der Wand Niſchen mit Marmorſtatuen. Die Gegenpilaſter an den Seiten der Pfeiler, auf denen die Bogen ruhen, ſind mit zwei über einander befindlichen Medaillons, welche die Bildniſſe verſchiedener Päpſte in Basrelief von Bernini enthalten, geſchmückt. Man braucht mehrere Stunden, um nur nothdürftig die Einzelheiten des Gebäudes in Augenſchein zu nehmen. Denn wie viel iſt in den Seitengängen, in den Kapellen der Kirche zu ſehen! — Insbeſondere verdienen die unvergleichlichen, koloſſalen Moſaikbilder über den 12 berühmten Hauptaltären der Kirche, die an den Wänden umher befindlichen prächtigen Grabmäler der Päpſte und eine Menge von vortrefflichen Statuen, Beachtung. Ueber den Grabmälern ſieht man die Statuen der Verſtorbenen in Lebensgröße, von den vorzüglichſten Meiſtern gefertigt. Das Hauptſchiff der Kirche endigt 164 Fuß hinter dem Hochaltar mit einem andern, prächtigen Altar von koſtbarem Marmor, über

dem ſich ein von 4 koloſſalen Figuren getragenes Monument von vergoldeter Bronze befindet, welches die hölzerne Kanzel St. Peters verſchließt, und von Bernini's Meiſterhand gefertigt iſt. Hier erblickt man an beiden Seiten des Altars zwei Grabmäler von außerordentlicher Schönheit, zur Rechten das Grabmal Pauls III., von Jacob de la Porta; zur Linken das Urbans VIII., von Bernini. Die Statuen beider Päpſte ſind von Bronze; das Grabmal Pauls iſt durch die koloſſalen Marmorſtatuen der Juſtitia und Prudentia und das des Papſtes Urban durch die Statuen der Juſtitia und der Charitas verziert. Die Juſtitia am Grabmal Pauls war früher nackt, und um das Decorum in der Kirche zu beobachten, mußte Bernini die Marmorwellen des üppigen Körpers mit einem bronzenen Gewande bedecken. Endlich bleibt auch noch das Grabmal des im Jahre 1796 verſtorbenen Papſtes Clemens XIII. in einem der Seitengänge der Kirche zu erwähnen. Es iſt ein Werk Canova's, und man bewundert daran vorzugsweiſe die beiden ruhenden Löwen, Symbole der geiſtigen Kraft dieſes Papſtes, welche die ſchönſten modernen Löwen ſein ſollen, die man kennt. Lange Zeit brachten wir in dieſem erhabenen Tempel der Gottheit zu. Wir bewunderten Moſſiou's Gedächtniß, der uns über die größte Kleinigkeit eine hiſtoriſch-kritiſche Rede hielt, und ſich als ächter Cicerone bewährte. Im Uebrigen war die Kirche völlig menſchenleer und in derſelben herrſchte eine im Ver-

gleich mit der äußern schwülen Luft so eisige Kälte, daß wir nicht begreifen, wie die Bewohner Roms einen solchen Wechsel der Temperatur ohne Gefahr ertragen können.

Wir kamen um 2 Uhr nach Hause zurück, wo uns, wie gewöhnlich, 13 Schüsseln, auch leidliche Semmel, aber einige Karaffen voll sauren Landkräzers, vorgesetzt wurden. Zum Dessert erhielten wir, was ich zur Vergleichung mit den Gartenerzeugnissen der jetzigen Jahreszeit in Deutschland anführe und auch ferner zu diesem Behufe anführen werde, Erdbeeren, Kirschen und frische Apfelsinen. Die letztern waren aber vor Säure nicht zu genießen. Wir fragten, ob denn in Rom Orangenbäume wüchsen, und erfuhren, daß es einige wenige solcher Bäume in Gärten gebe, daß aber alle hier gewonnenen Apfelsinen sauer wären. Wir forderten nun süße Apfelsinen, hörten aber zu unserm Befremden, daß man dergleichen in Rom nicht bekommen könne. —

Nachmittags besuchten wir das Kapitol. Es liegt in einer unbedeutenden und verbauten Gegend auf einem kleinen Hügel, zu dem eine elende verfallene Treppe emporführt. Könnte man sich in Italien daran gewöhnen, die Bauwerke stets in gutem Zustande zu erhalten und sie abzuputzen, so würden manche einen bessern Eindruck machen. Es ist bekannt, daß vom alten Kapitol nur noch das Fundament übrig ist; das jetzige besteht aus einem Mittelgebäude, oder dem Senatorpallaste, welcher mit einem viereckt-

gen Thürmchen verſehen iſt, und aus zwei iſolirt ſtehenden, nach Michel Angelo's Zeichnung erbauten Seitenflügeln. Sämmtliche Gebäude enthalten zwei Stockwerke und ſind in der Façade mit 8 korinthiſchen Pilaſtern, oben auf der Baluſtrade des flachen Daches mit Statuen geziert. Sie imponiren weder durch Gröſſe noch durch Glanz, und würden vielleicht nicht beachtet werden, wenn ſie nicht als ein Monument auf den Trümmern einer untergegangenen Welt zu ernſter Betrachtung aufforderten. Roms Kapitol! Wie ganz anders habe ich es mir gedacht! Was ich fand, war eine hübſch gebaute, doch wohl zu bemerken, ruſſige und verwitterte, Villa eines Privatmannes. Oben an der Treppe iſt der Platz, den die drei Gebäude des Kapitols bilden, mit einer Bruſtwehr verſehen, auf welcher in ſymmetriſcher Ordnung und zwar rechts und links an der Treppe Caſtor und Pollux mit ihren Pferden in koloſſaler Gröſſe, dann Trophäen, und endlich die Statuen Konſtantin Auguſtus und des Konſtantin Cäſar, ſämmtlich Antiken von Marmor, aufgeſtellt ſind. Allein dieſe Kunſtwerke ſehen zu ſchwarz und verräuchert aus, als daß ſich ein Gemüth voll Schönheitsſinn daran erquicken könnte. Ich überlaſſe den Archäologen, die alles Alte ſchön finden, dabei in Ekſtaſe zu gerathen. Auf dem Platze ſelbſt ſteht die einzige ganze Reiterſtatue von Bronze, welche aus der alten Welt noch übrig iſt, die Marc Aurels, ein wirklich herrliches Werk.

Vom Kapitol aus führte uns Moſſiou vor den

Gefängniſſen vorbei, aus deren vergitterten Fenſtern die Verbrecher Beutelchen an Schnuren herunterge-hängt hatten, um daran die Gabe des Mitleids der Vorübergehenden heraufziehen zu können. Gleich darauf gelangten wir in einen ekelhaften Straßen-winkel, der vor Schmutz ſtarrte, und wo im Unflath und Kehricht eine Menge ſchwarzhaariger, faſt nack-ter Kinder ſpielten und ekelhafte Weiber müßig vor den Thüren ihrer höhlenhaften Wohnungen ſaßen. Von allen Seiten bettelte man uns an. Wir fühl-ten ſogleich die Pein vermehrten Ungeziefers und fragten verdrießlich, was wir hier ſollten. „Wol-len Sie nicht," antwortete Moſſiou faſt empfind-lich, „den tarpejiſchen Felſen ſehen?" Wir mußten uns nun ſchon zu Ehren der alten Geſchichte hierzu bereit erklären. Moſſiou führte uns durch die engen Thüren eines elenden Hauſes in ein hinter demſelben befindliches Gemüſegärtchen, welches am äußerſten Ende an eine niedrige Mauer ſtieß, über welche hinab man einen Theil der Stadt in der ſehr mäßigen Tiefe von vielleicht 50 Fuß unter ſich liegen ſah. Da die Häuſer bis dicht an den Fuß des felſigen Hügels, auf dem wir uns befanden, reichten, ſo konnten wir uns ſelbſt mit der kühnſten Einbildungskraft nicht in die Illuſion verſetzen, die erforderlich war, um Moſſiou's anſcheinende Begeiſterung zu theilen. Wir vermoch-ten dies um ſo weniger, als der Theil der Stadt, den wir hier vor uns ſahen, das widerliche Bild italieni-ſcher Städte nur noch mehr in uns befeſtigte; über-

all ſahen wir ſchwarze Fenſterlöcher, ſchmutzige Steinhaufen und Ruinen in wilder Unordnung. Als wir uns ſehr bald wieder entfernten, verlangte die Frau, die uns ihre Wohnung geöffnet hatte, ein Trinkgeld. Da wir heut zu wiederholten Malen ſchon in die Nothwendigkeit verſetzt worden waren, kleines Geld auszugeben, und wir damit nicht verſehen waren, ſo übertrugen wir unſerm Cicerone, alle kleinen Auslagen an Almoſen, Trink- und Eintrittsgeldern, und überließen ihm, uns dieſelben täglich zu berechnen.

Nicht erbaut von der Antiquität, die wir ſo eben geſehen hatten, fürchteten wir uns faſt, das Forum romanum in Augenſchein zu nehmen, welches hinter dem Kapitol gelegen iſt, da wir wußten, daß es gegenwärtig Kuhfeld (campo vaccino) heißt, und ſich kaum zweifeln ließ, daß das Sprichwort nomen et omen ſich geltend machen werde. Auf dem Wege dahin führte uns Moſſiou zu den Ueberbleibſeln des uralten Gefängniſſes Mamertino, ſogenannt von Ancus Martius, der es am Fuße des Kapitols erbauen ließ. Man ſteigt eine enge Treppe hinab und gelangt ganz unten in ein feuchtes, winkeliges Loch, von ſchwarzen Quaderſteinen, welches Gefängniß des Tullius heißt, weil es Servius Tullius erbaut haben ſoll. Im Felſenboden dieſes Gefängniſſes befindet ſich eine klare Quelle. Der fromme Glaube wähnt, Nero habe die Apoſtel Peter und Paul hier verhaftet gehalten, die Quelle aber zur Taufe des Kerkermeiſters Martinian gedient, welcher ſpäter als Martyrer

ſtarb. Ueber dieſem Gefängniß iſt die St. Joſephskirche erbaut worden.

Am Fuße der Treppe, welche von dieſer Kirche nach dem Forum führt, befinden ſich die vortrefflichen Ueberbleibſel des Triumphbogens des Septimius Severus, welcher im Jahre 205 nach Chriſti Geburt erbaut worden iſt und aus drei Arkaden beſteht. Sodann überſieht man das Forum, ein längliches, irreguläres Viereck, auf dem ſich hier und da noch einige Säulen und Säulentrümmer befinden. Es ſtehen hier namentlich drei kannelirte, korinthiſche Säulen des von Auguſt errichteten Tempels des Jupiter tonans, die Säule des Kaiſers Phokas, ein Portikus von acht joniſchen Säulen, der zu einem Tempel der Fortuna gehört haben ſoll, und wie ſelbſt die begeiſterten Archäologen einräumen, ſchlecht gebaut iſt; rechts vom Tempel des Jupiter tonans die kläglichen Ueberbleibſel eines Tempels der Concordia und ein Paar Säulen von einem Tempel des Jupiter stator. In der Entfernung zur Linken erblickt man einen gewaltigen Steinklumpen, mit drei hohen, wohl erhaltenen Bogen, welcher Tempio della pace genannt wird, und derjenige Friedenstempel ſein ſoll, den, wie Sueton berichtet, Veſpaſian erbaute, wiewohl die Archäologen der neuern Zeit behaupten, daß es die Trümmer einer Baſilika Konſtantins ſeien. Man ſieht mit einem Worte Trümmer, einen ungepflaſterten, wüſten Platz, links eine Allee, rings ſchlechte Gebäude, etliche Kir-

chen, wenig Menſchen und unterſchiedliche Ochſen: — das iſt das forum romanum im Jahre 1833.

Wir ſchwiegen ſämmtlich und dachten deſto mehr. Moſſiou predigte; für jedes alte Mauerwerk hatte er einen Namen; jeder alter Steinklumpen war ihm eine köſtliche Reliquie, ein herrliches Bauwerk.

Wir kamen an dem Triumphbogen des Titus vorbei, den der Senat und das römiſche Volk nach der Eroberung Jeruſalems hatten errichten laſſen. Er beſteht zwar nur aus einer Arkade, iſt aber mit ſchönen und wohl erhaltenen Basreliefs geziert. Nur beiläufig erwähne ich der kläglichen Ueberbleibſel der alten Fontaine meta sudans und des Piedeſtals des Koloſſes des Nero; denn es verlohnt nicht der Mühe, einen Blick darauf zu werfen, wiewohl wir von unſerm Cicerone gepeinigt wurden, ſie mit Ehrfurcht zu betrachten. Allein mit Bewunderung ſpreche ich vom Koliſeum, welches wir ſchon auf dem Forum in der Entfernung vor uns geſehen hatten, und welches nun in ſeiner erhabenen Größe vor uns ſtand.

Das Koliſeum iſt unbezweifelt die größte Ruine des klaſſiſchen Alterthums. Noch läßt ſich die alte Form dieſes wunderwürdigen Bauwerks genau wahrnehmen. Man glaube nicht, daß es, wie irrthümlich angenommen wird, überhaupt das größte Gebäude ſei, ich könnte ſehr viel Gebäude der neueſten Zeit anführen, welche bedeutend größer ſind, wie dies z. B. der Peterskirche und dem Vatikan eingeräumt werden muß. Veſpaſian ließ das Koliſeum nach ſei-

ner Rückkehr aus dem Kriege wider die Juden erbauen. Es hat die Form eines Ovals, 1641 Fuß im Umfange und an einzelnen Stellen 157 Fuß Höhe. Drei Reihen Arkaden, jede aus 80 Bogen bestehend, laufen rings umher über einander fort; jeder einzelne Bogen wird durch eine Halbsäule von dem andern geschieden; ein viertes noch höheres Stockwerk, ist äußerlich mit Pilastern geziert, zwischen denen sich viereckige Fenster befinden. Von Marmor und Kostbarkeiten kann man gegenwärtig nichts mehr wahrnehmen, überall erblickt man nur die gewaltigen Quadern von Tuffstein. Hier und da sind Ausbesserungen angebracht, ganze Bogen neu gebaut, und wenn es so fortgeht, wird man in Jahrhunderten ein neues Koliseum an der Stelle des alten zeigen. Wenn dergleichen Ausbesserungen schon seit einem Jahrtausend Statt fanden, was ist dann wohl schon jetzt vom alten Koliseum noch übrig!!! —

Aus den Bogen der Arkaden, zu denen wir emporstiegen, hatten wir eine freundliche Aussicht nach verschiedenen Seiten. Mossiou zeigte uns hier die Hügel, auf denen Rom erbaut ist. Sie sind aber kaum zu unterscheiden, und seit dem sie der Schutt und die Trümmer des alten Roms bedecken, überall sehr abgeflacht. Im Innern des Koliseums steht in der Mitte der alten Arena ein Christuskreuz, und rings umher sind Stationen zum Beten angebracht.

Das alte Amphitheater iſt daher jetzt eine Art Bethaus geworden.

In der Nähe befindet ſich der ſchöne, aus drei Arkaden beſtehende und durch 8 korinthiſche Säulen verzierte Triumphbogen des Konſtantin. Mit Ausnahme des durch ſeine Größe imponirenden Koliſeums bringt keine in der Stadt befindliche römiſche Ruine einen maleriſchen Effekt hervor, weil Ruinen nur im Freien, nie in der Umgebung von bewohnten Häuſern angenehm auf die Einbildungskraft wirken können. Mag man auch noch ſo ſehr von archäologiſcher Schwärmerei durchdrungen ſein; bei einigem Sinn für Schönheit und Ordnung entſteht in dem Beſchauer, der in der Umgebung moderner Gebäude alte Trümmerhaufen wahrnimmt, unwillkürlich der Gedanke, daß polizeiliche Nachläſſigkeit die Forträumung derſelben unterlaſſen habe. Moſſiou wollte uns noch nach den Bädern des Titus führen, die wir vom Koliſeum herab erblicken konnten; allein die Luſt, Ruinen zu ſehen, war zur Genüge befriedigt.

Abends fuhren auf dem Corſo ſpazieren. Hier zeigte ſich nun etwas Leben. Man fährt von dem venetianiſchen Pallaſt aus bis zur Piazza del popolo, wo man bequem wenden kann. Wir bemerkten einige Spaziergänger und auch ein Paar Familien zu Wagen; allein unter den Damen nur ganz gewöhnliche Geſichter. Wie in Florenz vor den Caſcine, hielten die Wagen hier auf der Piazza del popolo, wo man Luft ſchöpfte und ſich unterhielt. Auszu-

ſteigen hütet man ſich; denn die Flöhe würden dann die beabſichtigte Erholung vereiteln. Moſſiou machte uns mit prahleriſchen Worten auf die Paläſte des Corſo aufmerkſam. Ich kann mit gutem Gewiſſen verſichern, daß wir unter allen dieſen räucherigen Gebäuden kein Haus ſahen, welches uns beſonderer Beachtung werth geſchienen hätte. Es iſt traurig, daß enthuſiaſtiſche Thoren in Italien Alles ſchön und beſſer als in ihrem Vaterlande finden. Sie ſind daran Schuld, daß die Italiener ſich jedes fremde Land als ein Barbarenland vorſtellen und daß dieſelben mit unſäglichem Dünkel bei jedem Gegenſtande, den ſie dem Fremden zeigen, demuthsvolle Anerkennung heiſchen. Es iſt wahr, ihre Vorfahren ſind unſere Lehrer geweſen; allein der Schüler lernt allmälig den eigenen Weg gehen. Moſſiou war verdrießlich, daß wir die ſchwarzen Häuſer, die er uns als Paläſte anpries, oft nur mit flüchtigem Blick betrachteten. Zum Teufel, es war nichts daran zu ſehen und wir haben im Norden ähnliche, oder ganz andere und ſchönere Gebäude!

Siebenzehntes Kapitel.

Kampf mit den römiſchen Flöhen. Römiſche Kunſterzeugniſſe. Butter, eine Leckerei in Italien. Oel, als Surrogat. Die römiſche Luft. Schlußprozeſſion des Frohnleichnamsfeſtes. Die päpſtliche Schweizergarde. Kaſtratengeſang in der Peterskirche. Beſchreibung des Zuges bei der Prozeſſion. Römiſche Jungfrauen. Der Papſt. Geläute und Glockengebimmel. Diſpenſirte Nonnen. Die Anlagen des Monte Pincio. Anblick Roms von dieſem Hügel. Das Mauſoleum des Auguſtus. Kälte im Juni. Meſſieu ſchnellt die Reiſenden ein wenig.

Rom, am 13. Juni.

Unſere Nacht war ſchlaflos! Der ſtete Kampf mit heißhungrigen Flöhen erhielt uns wach. Erſt gegen Morgen ſanken wir in einen unruhigen Schlummer. Allein er war nur von kurzer Dauer; denn bald weckten uns die hellönenden Glocken der Ochſenkarren, welche in großer Anzahl, mit Lebensmitteln beladen, durch die Porta del popolo zur Stadt hereinkamen, und von Landleuten geführt, unter unſern Fenſtern vorüberzogen.

Auch hier fanden wir, als wir aufgeſtanden wa-

ten, in unſerem Salon Kunſterzeugniſſe zur Anſicht ausgelegt. Man zeigte uns treffliche Moſaikſachen und Gemmen; forderte aber ungeheure Preiſe. Nachdem wir gefeilſcht, brachte man das Frühſtück. Auch hier wurde uns nur auf ausdrückliches Verlangen Butter zur Semmel, und zwar wieder nur in dürftigen Klückchen vorgeſetzt. Butter iſt wirklich eine Leckerei in Italien. Man kocht mit Oel. Dies giebt allen Speiſen einen ganz eigenthümlichen, faſt widrigen Geruch und Geſchmack. Der Geruch zieht aus den Küchen in die Häuſer, aus dieſen in die Straßen. Alle italieniſche Städte riechen nach dieſem Küchendunſt; man weiß mit geſchloſſenen Augen, daß man ſich in einer italieniſchen Ortſchaft befindet.

Der heutige Vormittag ſollte der nähern Beſichtigung der andern vorzüglichen Hauptkirchen gewidmet werden; ich mußte indeſſen, da ich mich nicht ganz wohl befand, das Zimmer hüten. Die Luft Roms ſcheint mir nicht zu bekommen. Nachmittag befand ich mich etwas beſſer. Moſſiou hatte uns geſagt, daß heute das Frohnleichnamsfeſt mit einer groſſen Prozeſſion vor der Peterskirche beſchloſſen werden würde, und daß er uns Plätze dazu gekauft habe. Gegen halb fünf Uhr machten wir uns daher auf den Weg. Das Wetter war gut; die verödete Stadt zeigte ſich auf kurze Zeit belebt. Von allen Seiten ſtrömten Fußgänger und Wagen über die Engelsbrücke der Kirche zu. Wir erblickten bei dieſer Gelegenheit die

Blüthe der weiblichen Bewohner Roms; allein nirgend ein hübſches Geſicht. Ueberall ſahen wir franzöſiſche Tracht, wie bei uns, nirgend Nationalkoſtüme, die doch auf keinem der Bilder fehlen, in welchen man uns Leichtgläubigen die heſperiſchen Gefilde vor die Augen zu bringen pflegt; höchſtens trugen die Bäuerinnen, welche vom Lande hereingekommen waren, das weiße, viereckige, zuſammengelegte Tuch auf dem Kopfe, welches hinten ſchleierartig herabhängt, und einige junge Mädchen den blanken Metallpfeil hinten im ſchwarzen Haar.

Das weite Oval des Säulenplatzes vor St. Peter war rechts und links zwiſchen dem Obelisken und den beiden Fontainen mit Stühlen von geflochtenen Binſen bedeckt, die von den Eigenthümern mit lauter Stimme ausgeboten wurden. Päpſtliches Militair hatte von der Kirche an bis zum äußerſten Ende des Platzes eine Chaine gezogen, innerhalb welcher ſich die Prozeſſion bewegen ſollte. Die Kirche ſelbſt und der Vatikan waren von der Schweizergarde des Papſtes beſetzt: eine abenteuerliche Erſcheinung des jetzigen Jahrhunderts, da dieſe Leute altdeutſche Tracht von gelber Farbe, Klapphüte und Hellebarden tragen. Aus den Fenſtern in der Nähe des Platzes hingen bunte Teppiche.

Wir begaben uns in die Kirche, in welcher das Volk hin- und herfluthete, während in dem Querſchiff zur Linken des Hochaltars von einer Tribüne herab ein Männerchor von etwa 20 Stimmen eine groſse

Motette mit untermiſchter Orgelbegleitung vortrug. „Es ſind die Kaſtraten dabei,“ flüſterte Moſſion. So eben trillerte ein zu Ehren der Gottheit entmannter Sänger in einem Solo und verdrehte die Augen in wirklicher oder erheuchelter Verzückung, während die glücklicheren Baſſiſten des Chors ſpöttiſche Blicke auf den Armen warfen; man ſah ihnen an, daß die Weibertöne aus der Kehle eines graubärtigen Mannes ihnen lächerlich vorkamen. Dann fiel der Chor ein; aber er klang in den weiten Hallen dünn und kläglich; die Bäſſe und Tenore waren nicht zu hören; der Kaſtratendiskant prädominirte. Man hatte auch hier keine Ahnung vom Nüanciren, es war ein herkömmliches Geplärr, welches nicht ergreifen konnte. Nur wenige Perſonen achteten auf den Geſang. Die Orgel, eins der Poſitive St. Peters, verhallte in den weiten Räumen faſt ungehört. Alſo aber war die Kirchenmuſik beſchaffen, die wir in Rom hörten! —

Nachdem wir uns nochmals in dem herrlichen Tempel umgeſehen hatten, begaben wir uns nach unſerm Plätzen vor der Kirche. Ein Kanonenſchuß von der Engelsburg und das Geläute der Glocken verkündigten den Anfang der Prozeſſion, welche um 6 Uhr die Kirche verließ, und über die Treppe hinab den Weg zur Rechten einſchlug. Ueberall waren Blumen und duftende Blätter geſtreut. An der Spitze des Zuges ſahen wir einen rothen Baldachin, in Form eines Schirms mit goldenem Knopfe. Während der vordere Theil des Zuges unter der Menſchen-

menge verſchwand, gewährte der höher liegende Eingang der Kirche mit der Treppe in jeder Sekunde ein neues überraſchendes Bild, weil ſich die Prozeſſion endlos in neuen Erſcheinungen fortbewegte. Erſt nach einer halben Stunde erreichte uns der rothe Baldachin. Moſſiou erzählte uns, daß der Zug größtentheils aus römiſchen Bürgern beſtehe, die es als ein frommes Werk betrachteten, als Laienbrüder gekleidet, an einer Prozeſſion Theil zu nehmen, und Kreuze, Fahnen oder brennende Wachskerzen zu tragen. Hinter dem Baldachin erblickten wir eine prächtige Fahne mit dem Madonnenbilde und ein gewaltiges, 12 Fuß hohes Kreuz, unter deſſen Laſt der Träger zu erliegen ſchien. Dann folgten kleinere Kreuze mit dem in Holz geſchnitzten Chriſtusbilde, mehrere Bürger im ſchwarzen Laienbrudergewand mit weißem Kragen, brennende Kerzen in den Händen, abermals Fahnen, auf denen Madonnen und Heiligenbilder gemalt waren, mit goldenen Franzen und Schnüren, deren Endquaſten von Chorknaben getragen wurden, Ordensgeiſtliche, ein Marienbild aus Holz geſchnitzt, rings umgeben von Kryſtall und Glasperlen in Form einer Krone, und auf einer Stange getragen, ein anderes ungeheures, ſchwarzes Kreuz von 18 Fuß Höhe, welches im Innern hohl ſein mußte, weil es ein Mann gegen die Bruſt geſtemmt trug, und zwölf junge Mädchen, ſchneeweiß, faſt nonnenhaft gekleidet, mit einem Schleier, der das Haar und den untern Theil des Geſichts, Mund und Kinn verhüllte. Moſſiou ſchaltete hier

die Bemerkung ein, es ſeien 12 Bräute, Töchter von Bürgern, die nach frommer Sitte vor dem Eintritt in den Eheſtand der Prozeſſion beiwohnten und denen der Mund verhüllt ſei, damit ſie nicht durch Lachen ein Aergerniß gäben! Alle dieſe jungen Mädchen waren wirklich häßlich; ihre gelbbleichen Geſichter machten einen um ſo unangenehmeren Eindruck, weil ſie aus ſchneeweißer Verhüllung hervorſahen. Nach dieſer Jungfrauenelite zeigten ſich abermals Chriſtusbilder, die geſammte niedere Geiſtlichkeit St. Peters in ihrem Feſtgewändern mit brennenden Lichtern, das Allerheiligſte, die Monſtranz, unter einem viereckigen Baldachin, und unmittelbar hinter derſelben der Papſt Gregor XVI., in der Mitte ſeiner Kardinäle, Ordensgenerale und Prälaten. Sowohl das Oberhaupt der katholiſchen Chriſtenheit, als die Kardinäle trugen ein rothſeidenes Gewand, mit weißem Spitzenkragen, ihre Häupter waren entblößt; alle beteten eifrig aus ihrem Brevier. Die Schleppe des Gewandes des Papſtes wurde von zwei Kardinälen gehalten, während hinter jedem der Kardinäle ein Diener ging, der den rothen Kardinalshut trug. Gregor XVI. iſt ein kleiner Mann, von ehrwürdigen Zügen, hat eine gebogene Naſe und lebhafte Augen und eine friſche Geſichtsfarbe. Er ſchien uns noch ſehr rüſtig und kräftig. In dem Augenblick, wo die Monſtranz und der Papſt an uns vorüberkamen, warf ſich unſere ganze Umgebung auf die Knie, auch die Wachen, welche die Chaine bildeten, präſentirten

knieend. Dies wiederholte ſich überall, und wir trugen kein Bedenken, uns der Sitte des Landes zu fügen und gleichfalls unſer Knie zu beugen. Der heilige Vater hielt die Augen unabläſſig auf ſein Buch gerichtet, und ſchien, in frommes Gebet verſunken, auf die Umgebung nicht zu achten. Dem Papſt und den Kardinälen ſchloſſen ſich alsbald die päpſtlichen Truppen an, welche nach Verſchiedenheit der Waffen hinter einander folgten und durch drei große Muſikchöre von einander getrennt waren, die zu dem Donner der Kanonen, zu dem Geläute und Gebimmel *) der Glocken eine weithinſchallende luſtige Janitſcharen-

*) Gebimmel. Dies iſt eigentlich der richtigſte Ausdruck, um das Geläute der Glocken in Italien zu bezeichnen. In der Regel ſind die Glocken nur von mittler Größe, daher ſie einen mehr hellen, als tiefen Klang haben; auch hängen ſie meiſt unbeweglich in der Luft, daher ſie nicht, wie dies in Deutſchland geſchieht, beim Läuten hin- und herbewegt werden können. Der Glöckner fährt vielmehr mit einem Klöppel in der Glocke ſchnell hin und her, oder er bewegt von außen eine mit einem Doppelklöppel verſehene Kurbel ſo dicht an derſelben, daß die Klöppel ſchnell hinter einander anſchlagen. So entſteht ein Gebimmel, welches faſt ſo klingt, als wenn man einen eiſernen Stab in einem Keſſel ſchnell hin- und herbewegt und gegen die Seitenwände deſſelben anſchlägt. Höchſt eigenthümlich, obwohl nicht angenehm, klingt dies Gebimmel weit hin über die Felder, wenn wir uns zur Zeit des Ave Maria noch auf der Landſtraße befinden. —

Muſik machten. Dazu das Geſchrei des lebhaften Volkes, welches ſich bei jeder neuen Erſcheinung ſeine Bemerkungen mittheilte! Es war ein Lärm, daß man einander nicht verſtehen konnte. Mit den Truppen ſchloß die Prozeſſion, die nach Ablauf einer Stunde etwa den Umgang beendigt hatte, und in der Kirche ſich auflöſete.

Auf den Balkonen der Kirche ſahen wir ſchwarz gekleidete Nonnen mit ihren weißen Schleiern unverhüllten Geſichts der Prozeſſion zuſchauen. Sie haben an dieſem Tage Dispens vom Papſte, und dürfen, auf dieſe Weiſe vom Volke geſchieden, der Feſtlichkeit beiwohnen. Wie mögen die Armen auf dieſen Freudentag hoffen! Ein Romandichter könnte in dieſem Umſtande Stoff zu einem zärtlichen Nonnen-Liebesroman finden.

Nach beendigter Prozeſſion fuhren wir auch heut auf dem Corſo, dann aber in den öffentlichen Anlagen des Monte Pincio ſpazieren. Man fährt von der Piazza del popolo hinauf. Ich habe ſchon erwähnt, daß ſich der Berg terraſſenartig erhebt. Napoleon, deſſen Andenken in ganz Italien mit Enthuſiasmus bewahrt wird, hat dieſen Hügel, der einen freundlichen Anblick über die Stadt gewährt, zu einem öffentlichen Vergnügungsort umſchaffen laſſen. Die ſchönſten Alleen, mit Marmorſtatuen geziert, führen auf die Höhe, wo ſich parkähnliche Anlagen befinden, auch

ein Obelisk steht. An der nach der Stadt gelegenen Seite ist eine Brustwehr errichtet, über welche hinaus man einen großen Theil Roms übersieht. Rechts erblickt man sich gegenüber den langen Hügelrücken des Monte mario mit seinen Pinien, in der Mitte den vatikanischen Hügel und die gewaltige Peterskirche, zur Linken auf den näher liegenden Hügeln und überall im Thale neben und über einander Kirchen, kleine Kuppeln, Thürmchen und Häuser. Es war die erste nähere Ansicht von Rom, die wir hatten; nachdem ich das Innere der Stadt schon kennen gelernt, übertraf sie meine Erwartungen, wiewohl ich bekennen muß, daß ich mir die ewige Weltstadt viel großartiger vorgestellt habe. Auch hier gähnten uns an vielen Stellen die schwarzen Fensteröffnungen entgegen; vergebens suchte ich himmelanstrebende Thürme, wie sie die gothische und altdeutsche Baukunst in unserm Vaterlande geschaffen; mit Ausnahme der Peterskuppel hat Rom keine hohen Thürme, und selbst diese imponirt nicht so durch ihre Größe, wie es der Fall sein würde, wenn sie schlank und pyramidenartig sich in die Luft erhöbe. Wir sind verdammt, enttäuscht zu werden!

Abends waren wir im Mausoleum des August, und sahen daselbst — die Asche dieses großen Kaisers? — Mit nichten: die Sprünge einer Kunstreitergesellschaft. An der Stelle des Mausoleums nämlich,

ſo erzählte uns wenigſtens unſer Cicerone, hat man ein großes Amphitheater ganz nach alter Art errichtet, in dem Kunſtreiter und ähnliche Leute ihre Vorſtellungen geben. Es iſt rund und durchaus von Stein erbaut, von ungeheurer Größe, oben ganz offen, alſo ohne Dach, und enthält, wenn mich mein Gedächtniß nicht täuſcht, außer den unbedeckten Plätzen, welche die Arena umgeben, eine zweite Reihe unbedeckter ſteinerner Sitze über dem Parterre und dann noch drei oder vier Logenreihen über einander. Jede Loge iſt von der andern durch eine ſteinerne Wand geſchieden und ſelbſt der Fußboden überall von Stein. Die Logenreihen waren ſämmtlich rings umher mit einem Kranze von Lampen erleuchtet, ſo daß Tageshelle im Innern des Amphitheaters herrſchte, während ſich über den Zuſchauern der nächtliche, ſchwarzblaue Himmel ausbreitete. Wir ſahen eine Vorſtellung der Guerra'ſchen Kunſtreitergeſellſchaft, und wurden durch die mittelmäßigen Leiſtungen derſelben eben ſo ſehr als durch eine abſcheuliche Muſik gelangweilt. Dennoch verſicherte man uns, daß ein vorzügliches Muſikkorps ſpiele. Statt der gerühmten milden Abendluft Italiens fühlten wir in der Mitte des Juni Froſtſchauer. Ich überzeuge mich immer mehr, daß Alles, was ich über Italien gehört und geleſen habe, irrthümlich oder abſichtlich entſtellt iſt.

Als wir nach unſerm Gaſthof zurückgekehrt waren, übergab uns Moſſiou eine Berechnung ſeiner

Auslagen für uns während der zwei Tage unserer Anwesenheit hierselbst. Nach unserer Ueberzeugung mochte er im Ganzen fünf Thaler ausgegeben haben; seine Rechnung lautete auf zwölf Piaster. Wir zahlten, nahmen uns aber vor, ihn besser zu kontrolliren.

Achtzehntes Kapitel.

Die Kirchen St. Maria clemente, St. Maria maggiore. St. Giovanni in Laterano. Die Chriſtustreppe. Baſilika St. Paolo. Die Bäder des Titus. Das Muſeum im Kapitol. Betrachtung über die Alterthümerſammlungen zu Florenz und Rom. Die Tiberinſel. Ponte rotto, Ausſicht und Flöhe. Der Veſtatempel. Der Tempel des Antoninus Pius, jetzt päpſtliches Mauthamt. Teatro di Marcello. Ein Leichenbegängniß. Schauerlicher Anblick der verhüllten Brüderſchaften. Das Pantheon, jetzt die Kirche St. Maria ad Martyres. Die Pfütze in der Kirche. Collegio Romano. Die Piazza Navona mit ihren Fontainen. Die Treppe des Pallaſtes Braschi. Die Kirche Trinità de' monti. Die Piazza di Spagna. Limonadenhändler. Fontainen in nuce. Die Sorbettobottega. Apoſtrophe an die römiſchen Bettler. Den Reiſenden iſt bereits die Luſt vergangen, Italien noch weiter kennen zu lernen. Römiſcher Handel. Die Villa Borgheſe. Römiſches Theater. Unterhaltung mit einem Enthuſiaſten.

Rom, am 14. Juni.

Heute Vormittag beſuchten wir die älteſte Kirche Roms, St. Maria clemente, angeblich von Helena,

der Mutter Konſtantins des Großen ums Jahr 300 n. Chr. erbaut. Sie iſt klein, trägt wirklich Spuren eines hohen Alters, iſt ganz aus Quadern erbaut, und mit Moſaik reichlich verziert. Dann begaben wir uns nach St. Maria maggiore, einer der ſchönſten und größten Kirchen Italiens, die innerlich aus drei abgeſonderten Schiffen beſteht, mit 36 joniſchen Säulen von weißem Marmor, angeblich aus dem Tempel der Juno Lucina geſchmückt iſt und viele werthvolle Gemälde enthält. Ferner ſahen wir die von Konſtantin erbaute Hauptkirche der katholiſchen Chriſtenheit und päpſtliche Kathedrale St. Giovanni in Laterano. Der Name Lateran kommt von Plautius Lateranus, der auf dem Platze, wo die Kirche ſteht, ein Haus hatte. Auf der Mitte dieſes Platzes erhebt ſich Roms größter Obelisk, der des Königs Theutmoſis II., den Kaiſer Konſtantius hierherſchaffen ließ. Er iſt ohne Piedeſtal 99 Fuß hoch, von rothem Granit. Korinthiſche Säulen und Pilaſter verſchönen die Façade der Kirche. Sie hat 5 Eingänge; an dem Mittelportale befindet ſich der Balkon, von dem herab der Papſt dem Volke ſeinen Segen ertheilt. Im Innern der Kirche ſieht man in zwölf, zwiſchen kannelirten Pilaſtern von zuſammengeſetzter Ordnung befindlichen Niſchen, deren jede mit zwei Säulen von verde antico geziert iſt, die koloſſalen Marmorſtatuen der Apoſtel. Am Hauptaltar darf nur der Papſt Meſſe leſen; in dieſem Altare befindet ſich ein anderer von Holz, an

dem der heilige Petrus ſelbſt Meſſe geleſen haben ſoll. Noch verdient in dieſer Kirche Bernini's Meiſterwerk, Maria, trauernd über ihren Sohn, aus kariſchem Marmor, bemerkt zu werden. — Auf dem Laterans-platze beſuchten wir darauf die Kapelle, in welcher die 28 Stufen enthaltende Treppe aus dem Hauſe des Pilatus aufbewahrt wird, welche Chriſtus hinaufgeſtiegen ſein ſoll, als Pilatus über ihn zu Gericht ſaß. Sie iſt von grauem Marmor, und die ſchon ſehr ausgehöhlten Stufen derſelben ſind mit Holz bekleidet, um nicht von den zahlloſen Gläubigen, die auf den Knieen hinaufrutſchen, ab-genutzt zu werden. Die von Konſtantin erbaute Kapelle St. Giovanni in Fonte hat eine von acht ſchönen Porphyrſäulen getragene Kuppel. Endlich ſahen wir noch die Baſilika di St. Paolo außerhalb der Stadt, eine Kirche mit der merkwürdigſten Fa-çade, die mir vorgekommen. Auch ſie ſoll von Kon-ſtantin erbaut ſein.

Wir hatten nunmehr die vorzüglichſten Kirchen Roms in Augenſchein genommen, und waren über-ſättigt von allen heiligen Gegenſtänden. Da noch einige Zeit bis zum Mittagstiſche übrig war, ent-ſchloſſen wir uns, die Bäder des Titus zu beſuchen, die uns Moſſiou als eine große Merkwürdigkeit und als treffliche Ueberbleibſel des Alterthums ſchilderte. Als wir hinkamen, ſahen wir einige ſchwarze, feuchte, ſehr hohe Kellergewölbe unter altem Mauerwerk und Schutthaufen. Moſſiou trat hier das Amt eines

Cicerone an einen Mann ab, der in den Trümmern zu wohnen ſcheint, und dieſelben für baare Bezahlung zeigt und erklärt. Nicht ohne Intereſſe ſah ich an der Decke eines der ſchmalen, wohl 30 Fuß hohen Gewölbe, in welche kein Tageslicht eindringt und ein Wachslicht nur dürftige Hellung verbreitet, Ueberbleibſel alter Malerei. Der Cicerone hatte ſein Licht an eine lange Stange gebunden und leuchtete damit dicht an der gewölbten Decke umher, wo wirklich auf der ſchwärzlichen, feuchten und mit Salpeter bedeckten Mauer noch einige wohlerhaltene Grotteſken in verſchiedenen Farben ſichtbar wurden.

Nachmittags beſahen wir das Innere des Kapitols, in dem eine Menge von Alterthümern aufbewahrt wird. Der rechte Flügel enthält das berühmte von Clemens XII. begründete museum capitolinum. Im Portikus des Muſeums ſind eine koloſſale Minerva, ein Torſo, ein koloſſaler Kopf der Cybele, in dem Zimmer del Canope, (ſo genannt nach einem Gebäude in der Villa Hadriana bei Tivoli) mehrere ägyptiſche Bildwerke zu bemerken; außerdem aber verdienen der Saal der Inſchriften, der Urnenſaal mit dem großen Sarkophag, worauf ſich Basreliefs aus der Iliade befinden, die Gallerie, der Saal der Kaiſer und der der Philoſophen (eine große Menge von wohl erhaltenen Büſten in Marmor oder Bronze), der Faun in rosso antico, der ſterbende Gallier, die kapitoliniſche Venus, die Centauren von Baſalt, die Alabaſterſäule und das ſchöne antike

Moſaikbild des Kardinals Furietti, vier Tauben in Lebensgröße, welche auf einem mit Waſſer angefüllten Gefäß ſitzen, die Betrachtung jedes gebildeten Reiſenden. Schon Plinius erwähnt dieſer Tauben, und ſchreibt das liebliche Bild dem Soſias von Pergamus zu.

Wir haben nunmehr zwei vorzügliche Alterthümerſammlungen Italiens, eine in Florenz, eine andere hier in Rom geſehen. Auch in dieſer Beziehung findet ſich meine Erwartung betrogen. Es mag natürlich ſein und den Anforderungen der Pietät entſprechen, dasjenige aufzubewahren und in Ehren zu halten, was von den Vorfahren herrührt; allein man ſollte dabei doch mit einiger Auswahl zu Werke gehen, namentlich, wenn es ſich von Gegenſtänden der Kunſt handelt. Neben einigen guten Bildwerken ſieht man die elendeſten, fratzenhafteſten Verſuche und nichtsſagende Trümmer aufgeſtellt; enthuſiaſtiſche Archäologen und befangene Künſtler vergöttern indeſſen Alles, was die italieniſchen Antikenſammlungen aufbewahren, und oft wird für das Werk eines großen Meiſters erklärt, was von einem Stümper herrührt. Wenn eher werden die Menſchen endlich klug werden? Können ſie ſich denn nicht vorſtellen, daß es auch im Alterthum ſchlechte und gute Künſtler gegeben hat? — Man denke ſich nur, daß irgend eine civiliſirte Stadt der Gegenwart unterginge, und nach einem Jahrtauſend wohl erhalten wieder ausgegraben würde, wie viel mittelmäßige

Produkte der Kunst und Industrie würden neben den bessern an's Tageslicht gefördert werden! Allein die Archäologen würden dann überall Wunder schreien und mit lautem Entzücken in den groben Basreliefs eines alten Ofens aus gebranntem Thon, gefertigt von der Hand eines unwissenden Töpfergesellen, oder in einer schlechten Gypsfigur, die ein italienischer Herumtreiber für wenige Groschen angefertigt, treffliche Werke der Kunst erkennen. Die Alterthumskrämerei ist eine beklagenswerthe Manie!

Wir fuhren hierauf nach der kleinen Tiberinsel, die durch eine Brücke mit der Stadt verbunden, bebaut, bewohnt und vorzugsweise schmutzig ist. Auch hier steht eine Kirche. Auf dem jenseitigen Theil der Stadt gelangten wir in einen ekelhaften Sack. Der Wagen hielt, Mossiou machte uns bemerklich, daß wir den Ponte rotto sehen würden und schlug an die Thür eines höhlenhaften Hauses. Ein schmutziges Weib trat heraus, und verlangte für die Erlaubniß, ihre Schwelle zu überschreiten, mit heftiger Geberde eine bedeutendere Summe, als Mossiou ihr bewilligen wollte. Indem Beide noch hin und her sprachen, kamen die übrigen Hausbewohner hinzu und erklärten, auch sie müßten ein Trinkgeld bekommen, denn die Hausthüre könne auch von ihnen verschlossen werden. Wir waren unterdessen ausgestiegen und sogleich fühlten wir uns von einer Schaar hungriger Flöhe angefallen. Endlich öffnete man die Thür, und wir schritten nun durch das Haus,

welches auf dem hohen Ufer der Tiber lag, und gelangten hinter demſelben auf die Trümmer einer ſehr ſchmalen ſteinernen Brücke, welche ſich noch zur Hälfte quer in die Tiber hineinerſtreckt. „Dies iſt der Ponte palatino,“ demonſtrirte Moſſiou, „wegen der Nähe des palatiniſchen Hügels alſo genannt. Heut zu Tage heißt die Brücke Ponte rotto. In den erſten Tagen Roms gab es in unſerer Stadt nur zwei Brücken, die ſubliciſche und die palatiniſche. Dieſe hier, auf deren koſtbaren Trümmern Sie ſtehen, war die erſte, welche von Stein erbaut wurde; ſie iſt ſeit der großen Ueberſchwemmung im Jahr 1598 zerſtört worden.“ Der Ponte rotto war mir ziemlich gleichgültig; allein mit Vergnügen ruhte mein Blick, während ich von den Flöhbiſſen, die mich quälten, männlich abſtrahirte, auf der Gegend, die uns umgab. Zur Linken lag auf einem Felſen in dem graugelben Fluſſe die Tiberinſel mit ihren alten, aber ſchön gruppirten Häuſern, rechts der Mons Aventinus, vor uns, jenſeits der Tiber der runde Veſtatempel mit ſeinen 19 korinthiſchen Säulen, der Quai des Servius Tullius, und unten im hohen Flußufer ſahen wir die Oeffnung der großen Kloake (cloaca maxima der Tarquinier). Doch indem ich dies überleſe, finde ich, daß ich ſchon wieder durch meine Worte der Phantaſie zu weiten Spielraum gegeben habe. Schön iſt in dem Bilde, welches ich ſo eben beſchrieben, nur die Tiberinſel, die wie ein altes italieniſches Kaſtell im Waſſer liegt. Der runde Veſta-

tempel mit den 19 Säulen iſt nichts anderes als eine Kapelle der St. Maria del Sole, in elender Gegend gelegen, von Hütten und Ochſenkarren umgeben. Auf die alten Säulentrümmer hat man ein rundes Spitzdach geſetzt, und es läßt ſich kein geſchmackloſeres Bauwerk denken als dieſer Veſta-Marientempel. Im Uebrigen erblickt man nur räucherige, mit ſchwarzen Fenſterlöchern klaffende Häuſermaſſen! —

Wir fuhren nach der Stadt zurück und durchkreuzten dieſelbe in allen Richtungen. Bei dieſer Gelegenheit zeigte uns Moſſiou den Tempel des Antoninus Pius, oder richtiger 11 jämmerlich zerbröckelte, räucherige, korinthiſche Säulen, in welche das Mauerwerk der Façade der päpſtlichen dogana (Mauth- oder Zollamt) hineingeklebt iſt, um jene vor dem Umſtürzen zu bewahren. Ein ſolcher Anblick iſt widerlich. Moſſiou hielt uns überall viertelſtündige Reden. Der Mann macht uns tod mit ſeinen Ruinen. Das Teatro di Marcello beſteht aus zwei Reihen doriſcher und joniſcher Säulenreſte über einander, welche ebenfalls durch das rußige Mauerwerk des hineingebauten Hauſes gehalten werden. Moſſiou ſagte uns, es ſei der Pallaſt der Familie Orſini; der Himmel weiß, was die Leute hier Pallaſt nennen! —

In einer engen Straße kamen wir bei einem Trauerhauſe vorbei, aus dem ſo eben ein Leichenbegängniß Statt finden ſollte. Vor der Thür hatten ſich die Träger und zahlreiche Begleitung eingefun-

den; ſie waren ſämmtlich verhüllt wie in Florenz, jedoch nicht ſchwarz; ſondern ſie trugen theils himmelblaue, theils graue Kutten, und über den Kopf einen weißen Bußſack mit Augenlöchern. Bekanntlich giebt es überall in Italien Brüderſchaften, die ein frommes Gelübde zu Beſtattung der Todten verbindet. Sie unterſcheiden ſich von einander durch die Farbe der Kleidung und ſichern ſich durch die Verhüllung vor dem Erkennen. Allein vermummte Leichenbeſtatter, die durch ſchauerliche Augenlöcher blicken, erregen nicht das Gefühl theilnehmender Trauer, gewähren nicht ein Bild würdevollen Schmerzes, ſondern ſie erzeugen Schreck und Angſt; — der Fremde denkt unwillkürlich an die Beerdigung der Peſtkranken und an die polizeilichen Maaßregeln gegen Anſteckung. Die Särge erwachſener Perſonen, die wir bis jetzt beſtatten ſahen, waren ſtets geſchloſſen.

Wir hielten vor dem Pantheon, jetzt die Kirche St. Maria ad Martyres. Wie gern möchte ich mit vollen Backen in die Poſaune der Enthuſiaſten blaſen, aber ich kann es nicht. Dies Bauwerk hat mich, hat uns Alle völlig kalt gelaſſen. Gewiß geht es Tauſenden ſo, es wagt nur Keiner es auszuſprechen. Das Pantheon iſt bekanntlich von Agrippa, dem Günſtling Auguſts, 26 vor Chriſto, allen Göttern erbaut worden, und beſteht aus einem zirkelrunden, fenſterloſen, mit einem Kuppeldache verſehenen Gebäude, an deſſen Vorderſeite ſich ein Portikus mit

einem Fronton befindet. An und für ſich betrachtet kann eine Rotunde mit einem Proſtyl nicht ſchön ſein; die Symmetrie erfordert entweder auf der entgegengeſetzten Seite oder an allen 4 Seiten Säulen; allein abgeſehen hiervon, ſo kann ein Bauwerk, welches ſo rußig und verfallen ausſieht, und auf einen ſo kleinen, engen, ſchmutzigen Platz eingezwängt iſt, wie das Pantheon, unmöglich ein edles Gemüth ergreifen. Es imponirt auch nicht einmal durch ſeine Größe. Im Einzelnen betrachtet iſt der Portikus, der aus 16 ſehr beſchädigten, geſchwärzten, und mit Spinnegeweben behangenen Säulen aus orientaliſchem Granit beſteht, wovon 8 die Breite der Façade einnehmen, im ſchönſten Styl erbaut, die Kuppel der Rotunde, welche vom Fußboden gerechnet 132 Fuß hoch und ganz maſſiv erbaut iſt, ein Meiſterſtück; allein das Einzelne verliert ſich im Ganzen. Das Innere mag einſt ſchön geweſen ſein; jetzt unterſtützen geſchwärzte korinthiſche Säulen und Pilaſter rings das Stockwerk, auf dem das Gewölbe ruht. Die Kuppel hat oben eine unverſchloſſene runde Oeffnung, durch welche das Licht und gleichzeitig der Regen in die Kirche fällt. Der Marmorfußboden war ſchmutzig, ſchwarz, ſchief und zertreten, und in der Mitte der Kirche unter der Oeffnung hatte das Regenwaſſer eine Pfütze gebildet! Genug — das Pantheon des Agrippa gewährt von Innen und Außen einen kläglichen Anblick. Und obenein muß man hier wieder fragen: Wie viel iſt an

dem alten Mauerwerke neu? — Um den Platz, auf dem das Pantheon steht, noch mehr zu verkleinern, hat man auch hier einen Obelisken angebracht.

Wir fuhren an dem Collegio Romano vorüber, das wie ein finsteres Jesuiter-Kollegium aussah, und hielten bald darauf auf der Piazza Navona. Mossiou erklärte uns, daß wir uns auf dem schönsten und größten Platze Roms befänden. Mit Ausschluß der drei Fontainen, welche ihn zieren, der Agneskirche an der einen Seite des Platzes und des Pallastes Braschi, sahen wir indessen nichts Schönes auf demselben, wohl aber viel Koth und Unflath und mehrere sehr gewöhnliche Häuser. Insbesondere verdient die mittlere Fontaine Betrachtung. In der Mitte eines verräucherten Marmorbassins von 73 Fuß Durchmesser erhebt sich ein durchbrochener, 40 Fuß hoher Felsen, auf dem ein rußiger Obelisk von 51 Fuß Höhe steht. An den vier Seiten des Felsens befinden sich vier kolossale, altersschwarze Statuen, nach Bernini's Angabe, vier Hauptflüsse der Erde: den Ganges, Nil, la Plata und die Donau, darstellend, welche reichlich Wasser in das Bassin strömen lassen. In dem Pallast Braschi bewunderten wir eine sehr schöne und auch reinliche Marmortreppe, welche sich zwischen Säulen und Pilastern aus rothem orientalischem Granit empor hebt.

Von hier aus begaben wir uns nach der Piazza di Spagna. Eine hohe, breite Treppe führt in terrassenförmigen Absätzen unmittelbar von diesem, am

Fuße des Monte Pinzio gelegenen, Platze den Hügel hinauf zur Kirche Trinita de' monti. Die mit zwei Thürmchen gezierte Façade dieſer Kirche und der vor derſelben aufgeſtellte 44 Fuß hohe ägyptiſche Obelisk, gewähren, im Verein mit der Treppe, von der Plazza di Spagna aus betrachtet, ein mahleriſches Bild. Auf der Plazza ſteht ein Springbrunnen. Wir mußten über einen Limonaden- und Citronenhändler lachen, der hier ſeine Bude aufgeſchlagen, durch eine dünne Röhre Waſſer aus dem Brunnen zu ſich herüber geleitet und auf ſeinem Tiſche eine Fontaine in nuce angelegt hat. Auch in andern neben Springbrunnen befindlichen Buden haben wir dies wahrgenommen. Ohne Fontainen können nun einmal die Leute in Rom nicht leben.

An der Ecke der Via condotti, der Treppe gegenüber, befindet ſich eine Sorbettobottega. Es iſt gebräuchlich, mit den Karoſſen hier ſtill zu halten und, im Wagen ſitzend, Erfriſchungen einzunehmen. Auch wir thaten dies. Während wir hielten, ſtürzten die Bettler ſchaarenweis auf uns zu, und erbaten, oder richtiger erſchrieen für den Segen der gebenedeiten Mutter Gottes eine Kleinigkeit (qualche cosa). Habe ich Euer doch ganz vergeſſen ſeit einigen Tagen, Ihr lieben, italieniſchen Bettler! Zu Eurer Ehre will ich indeſſen hier nachholen, daß Ihr ſeit unſerer Anweſenheit in Rom redlich das Eure gethan habt, uns den Aufenthalt zu vergällen. Wo wir ausſtiegen, wo etwas zu ſehen war, überall, ins

beſondere an der Schwelle der Kirchen, empfingt Ihr uns mit Eurem wohl einſtudirten, markdurchbohrenden Geſchrei, oft noch durch die kräftigen Lungen Eurer Kinder unterſtützt. Gleich am St. Petersthor begrüßtet Ihr uns, und Euer ſchrillendes, jämmerliches qualche cosa hat mich ſchon fieberhaft aus dem Traume aufgeſchreckt! Es iſt wahr, Ihr ſeid arm, Ihr verdient Mitleiden; aber gern wollten wir Euch überall das Doppelte geben, wenn Ihr nur beſcheiden und verſchämt bettelt wolltet, wie es bei uns geſchieht. Und wie kommt es doch, daß Ihr nie einen Italiener anbettelt? Warum habt Ihr Euch verbrüdert, blos aus der Taſche der Fremden zu leben? —

Wirklich erkennen die italieniſchen Bettler inſtinktartig den Fremden. Wir hielten heut neben vier oder fünf andern Wagen. Wir allein wurden gequält; die lieben Landsleute wurden verſchont. Steter Anblick des Elends verbittert das Daſein. Ihr Enthuſiaſten, die Ihr nicht genug Worte finden könnt, die heſperiſchen Gefilde auf Koſten Eures Vaterlandes zu erheben, Eure Herzen müſſen ſehr verknöchert ſein, das Elend muß Euch wenig rühren, wenn Ihr wünſchen könnt in einem Lande zu leben, welches überall Elend unter Ruinen und Unflath zur Schau trägt. Wir ſind enttäuſcht. Schon jetzt. Es iſt uns, aufrichtig geſtanden, die Luſt vergangen, nach Neapel zu gehen. — Indeſſen was würden unſre Freunde und Angehörigen bei unſerer Rückkehr ſagen? Sie, die jetzt noch, wie vor wenigen Wochen

auch wir, Italien als das Eldorado aller Wünſche betrachten, würden uns nicht begreifen können; man würde unſere Bildung, unſere Empfindung in Zweifel ziehen und mit der Erklärung ſchließen, wir ſeien wohl noch nicht reif geweſen, eine Reiſe nach Italien zu machen. Alſo Muth! Vorwärts! Neapel ſoll ja doch ſo entzückend ſchön ſein; vielleicht finden wir dort Entſchädigung.

Wir fuhren den Corſo ein Paar Mal auf und ab. Dieſe belebteſte Straße Roms enthält nur ein Paar Gemmen-, Moſaik- und Antiquitätenſammlungen und etliche dürftige Galanterieläden, außerdem ſieht man höchſtens Käſeboutiken. Das iſt der Handel und die Induſtrie in Rom! — Moſſiou hatte zum Schluß des Tagewerks noch eine Spazierfahrt im Garten der Villa Borgheſe vor der Porta del popolo in Vorſchlag gebracht. Dieſe Villa iſt von dem Kardinal Scipio Borgheſe, unter dem Pontifikat Pauls V., ſeines Onkels, erbaut worden. Wir fanden die Anlagen des Gartens recht hübſch. Die Einfahrt in der Nähe der Porta del popolo iſt nach den Propyläen (Vorhallen) des Minervatempels, von Canina erbaut. Bosketts und ſchöne Alleen wechſeln mit einander; eine Menge von Statuen, Büſten, Sarkophagen und andern Marmorkunſtwerken, Fontainen und Vogelhäuschen zieren den Garten. Am Ende einer breiten, ſchattigen Allee von italieniſchen Eichen befindet ſich ein kleiner Teich, an deſſen jenſeitigem Ufer ſich ein kleiner Tempel, dem

Aesculap geweiht, erhebt. Alle Anlagen waren übrigens schlecht in Ordnung gehalten, dürres Laubwerk lag auf der Erde, die Gänge waren unreinlich und verwildert und der Teich verschlammt! —

Wir hatten beabsichtigt, Abends noch in's Theater zu gehen. Da wir aber erfuhren, daß die Vorstellungen hier erst um 10 Uhr anfangen, so blieben wir lieber zu Hause, so neugierig uns auch die jammervolle Musik im Mausoleum des August gemacht hat, die römische Opernkapelle kennen zu lernen. Daß eine Theatervorstellung um 8 oder 9 Uhr anfängt, mag hingehen; allein wie man um 10 Uhr damit beginnen und die Nacht zum Tage machen kann, ist mir nicht wohl begreiflich. Kurzsichtiger, hör' ich hier ausrufen, in dem göttlichen Klima Italiens macht man ja absichtlich die Nacht zum Tage! Der Italiener verkriecht sich bei Tage; erst wenn die Sonne hinabgesunken ist, kommt er hervor; der Abend ist sein Morgen; Seligkeit empfindet er unter dem hellglänzenden Nachthimmel seiner Heimath. Welch' Entzücken, eine italienische Nacht im Duft der Orangenblüthen zu durchschwelgen! — Gemach, gemach, antworte ich, sehr ruhig eine Prise nehmend. Gäbe es italienische Nächte, wertheſter Enthusiast aus dem Norden, wie ich sie mir gedacht und Sie sich dieselben noch zu denken belieben, dann möchte es freilich wohl sehr angenehm sein, eine solche Nacht im Freien zuzubringen; allein hier war ja die Rede vom nächtlichen Besuch des Theaters, wo es nur

einen gemahlten Himmel und Lampenduft giebt. Und leider kann ich, nach den Erfahrungen, die ich bis heut in Italien gemacht, weder an die italienischen Nächte, noch an den Orangenduft glauben, deſſen Sie erwähnen. Wir befinden uns in der Mitte Juni, in der Mitte Italiens, und noch haben wir keine ſchönere Nacht erlebt, als zu derſelben Zeit in Deutſchland, noch haben wir nur Orangen in Kübeln geſehen, noch iſt Italien in keiner Beziehung ſchöner, ſondern in jeder vielmehr ſchlechter als Deutſchland. Bald weiß ich indeſſen ſelbſt nicht mehr, was ich von mir, oder von Italien, oder von den Berichterſtattern denken ſoll. —

Neunzehntes Kapitel.

Peterskuppel. Briefe in die Heimath. Der Vatikan. Unfläthereien. Die Sixtiniſche Kapelle; Michel Angelo's Schöpfung und jüngſtes Gericht. Die Pauliniſche Kapelle. Muſeum Chiaramonti. 11,000 Zimmer im Vatikan, eine Lüge. Das Belvedere, der Torſo, Laokoon und Apoll. Abendliche Spazierfahrt, Theater und Fiche.

Rom, am 15. Juni.

Während meine Reiſegefährten Vormittags die Kuppel der Peterskirche beſtiegen, um die umliegende Gegend zu betrachten, beſchäftigte ich mich mit Briefen für die Heimath. —

Nachmittags beſuchten wir den Vatikan. Als wir eben Bernini's Portikus und die ſich anſchließende bedeckte Gallerie, welche zum Vatikan hinaufleitet, bewunderten, bemerkten wir plötzlich mit Unwillen, daß an der Stelle, wo der Portikus und die Gallerie zuſammenſtoßen, ganze Haufen von Unflath zwiſchen den Säulen lagen. Hier wo der Papſt in den Wagen ſteigt, wenn er den Vatikan verläßt, entblöden ſich die modernen Bewohner Roms (der

Himmel verhüte, daß ich ſie Römer nenne) nicht, ihre Nothdurft zu verrichten, und die päpſtlichen Diener oder die Kirchendiener St. Peters finden es nicht einmal der Mühe werth, den Koth fort zu ſchaffen.

Wir ſtiegen eine außerordentlich bequeme, breite Treppe zur erſten Etage hinauf und gelangten durch einen mit Freskogemälden gezierten Vorſaal in die Sixtiniſche Kapelle. Sie iſt unter Sixtus IV. von Pintelli erbaut, und enthält die beiden weltberühmten Freskobilder Michel Angelo's: die Schöpfung und das jüngſte Gericht. An jener ſoll dieſer unſterbliche Künſtler zwanzig Monate, an dieſem unter Paul III. drei Jahre gearbeitet haben. Beide Bilder ſind aber durch Feuchtigkeit und durch den Dampf des Weihrauchs und der Kerzen ſo ſchwarz geworden, daß man nur mühſam die einzelnen Theile herauszufinden im Stande iſt und ſich ſelbſt mit bewaffnetem Auge nicht ergriffen fühlen wird. Warum ließ man dieſe Kunſtwerke untergehen? Das jüngſte Gericht nimmt eine ganze Seitenwand ein. Alle Figuren haben Lebensgröße. In der Mitte des Bildes ſieht man Jeſus mit ſeiner Mutter, umgeben von den Apoſteln und andern Heiligen, über ihm ſchwebende Engel mit Symbolen der Paſſion. Eine andere Gruppe von Engeln läßt die Tuba des Weltgerichts ertönen, unten erſtehen die Todten; bei Einzelnen legt ſich das Fleiſch um die Gerippe, Andere ſuchen die laſtende Erde von ſich abzuwälzen, Einige haben

bereits die Geſtalt des Lebens wiedergewonnen, und ſtreben, von Engeln unterſtützt, den Himmel zu gewinnen, während noch Andere im furchtbaren Kampf mit ſcheußlichen Dämonen, von dieſen in die Hölle hinabgezogen werden. Höchſt unglücklich ſcheint mir indeſſen in dieſe rein chriſtliche Kompoſition Charon zu paſſen, der auf der rechten Seite des Bildes ſeinen Nachen mit Verdammten belaſtet. — Einſt muß das Bild ſehr ſchön geweſen ſein; gegenwärtig iſt es auf den erſten Anblick nur eine mit bräunlichen und ſchwarzen Flecken und Farbenklecksen überzogene feuchte Wand! —

Nachdem wir auch die Pauliniſche Kapelle beſehen hatten, begaben wir uns nach dem Muſeum Chiaramonti, oder der Sammlung von Statuen und andern Antiquitäten, welche die Päpſte Clemens XIII., Pius VI. und beſonders Pius VII. (Chiaramonti) in verſchiedenen Gallerien und Sälen des Vatikans haben aufſtellen laſſen. Der Vatikan iſt ein ungeheures Gebäude, oder richtiger, beſteht aus mehrern durchaus unſymmetriſch zuſammenhängenden Gebäuden, woran Bramante, Rafael, Ligorio, Fontana, Maderni und Bernini gearbeitet haben. Er hat drei Etagen, enthält zwanzig Höfe, 8 große und gegen 200 kleine Treppen, und iſt 1080 Fuß lang, 720 Fuß breit. Wenn behauptet wird, was uns auch Moſſiou erzählte, daß er 11,000 Zimmer in ſich ſchließe, ſo iſt es unbegreiflich, wie vernünftige Menſchen dergleichen Uebertreibungen Glau-

den beimeſſen können, da ein einfaches Rechenexempel nach dieſer in Zahlen angegebenen Größe den Beweis gewährt, daß ſo viel Zimmer nicht darin befindlich ſein können, es ſei denn, daß es Kämmerchen wären. Allein von Italien wird nun einmal Alles geglaubt, es ſei noch ſo übertrieben, und Jeder trägt gern dazu bei, die Ueberſchäzung dieſes Landes zu erhöhen.

Der Archäolog kann übrigens Monate lang in dieſer reichen Sammlung von Statuen, Büſten, Basreliefs, Inſchriften, Vaſen, Altären und Grabmälern verweilen; er wird unabläſſig neue Ausbeute finden. Wir hatten uns entſchloſſen, unſere Aufmerkſamkeit vorzugsweiſe dem Muſeo Pio-Clementino zu widmen, deſſen runder Vorſaal auf den bekannten Balkon führt, der ſeiner Ausſicht wegen den Namen Belvedere hat, wonach mehrere ausgezeichnete Marmorwerke des Alterthums, die man in den angrenzenden Sälen aufbewahrt, benannt werden. Im viereckigen Vorſaal bewunderten wir den ſchönen Torſo von Belvedere, Ueberbleibſel einer Statue des Herkules, von Apollonius, im Portikus des Hofes, den Merkur (Antinous), die unvergleichliche Gruppe des Laokoon, zur Zeit Julius II. in der Gegend der ſieben Säle gefunden, und im lezten Zimmer den trefflichen Apoll von Belvedere, der gegen das Ende des 15. Jahrhunderts zu Antium ausgegraben wurde. Die Gruppe des Laokoon iſt gewiß das vorzüglichſte Kunſtwerk des Alterthums. Man kann

ſie, wie Rafaels Madonna zu Dresden, Stunden lang betrachten und wird ſtets neue Schönheiten entdecken. Ich machte die Bemerkung, daß die Abbildungen und Kopien dieſer Gruppe den Kopf des Vaters ſämmtlich mehr oder minder unrichtig darſtellen. Laokoon erſcheint nämlich faſt überall als ein Greis; er iſt aber ein kräftiger Mann, etwa in den Vierzigen, und ſelbſt Bandinelli's meiſterhafte Kopie in Florenz hat in dieſer Beziehung das Original nicht ganz treu wiedergegeben. —

Abends fuhren wir vor der Porta del popolo in der nach Ponte molle führenden Straße ſpazieren. Eingezwängt in eine Reihe von Wagen kamen wir nur langſam vorwärts. Ich begreife nicht, wie die Bewohner Roms einen Gefallen daran finden können, ihre Spazierfahrten immer nur zwiſchen Häuſern zu machen. — Später, in der Nacht, beſuchten meine Reiſegefährten das Theater, wo ſie ſich in dieſem Augenblick gut oder ſchlecht amüſiren; jedenfalls aber noch mehr durch Ungeziefer leiden werden, als ich, der Zurückgebliebene.

Zwanzigſtes Kapitel.

Der Konſul Valentini. „Schlafen Sie nicht in Terracina!“ Die Aria cattiva. Apoſtrophe an die holde, mütterliche Frau Germania. Moſſiou ſchnellt die Reiſenden abermals was Weniges. Die Wirthsrechnung in Rom. Abreiſe nach Neapel. Die appiſche Straße. Ruinen der Aquädukte des Claudius. Horazens Reiſe nach Brundus. Terre di mezzo via. Das Grabmal des Aſtanius. Albano. Das Grabmal der Kuriatier, eine freche Myſtifikation. Ein Paar Worte über die Aechtheit der angeblich antiken Ruinen in Italien überhaupt. Weg über Gonzano nach Velletri. Laubdunkel, eine Merkwürdigkeit in Italien. La Riccia. Velletri. „I passaporti!“ Ein Heiligenfeſt. Die Tageslänge nimmt ab. Ueber die Durchſichtigkeit der Atmoſphäre in Italien. I passaporti! noch ein Mal. Reiſekoſt. Urſache des ſchlechten Brotes in Italien. Noch ein Wort über italieniſche Gegenden. Fruchtbarkeit Italiens in Erzeugung von Unkraut und Schmarotzerpflanzen.

Velletri, am 16. Juni.

Gleich am erſten Tage unſerer Ankunft in Rom hatten wir den römiſchen Banquier und preußiſchen Konſul, Signor Valentini, beſucht. Wir fanden in

ihm einen freundlichen, herzlichen, liebenswürdigen Mann, der uns mit gröſter Bereitwilligkeit ſeine Dienſte anbot. Heute Vormittag empfahlen wir uns bei ihm; wir wollen Neapel ſo ſchnell als möglich erreichen, da es ja dort ſo heiß ſein ſoll, und der Sommer nahe iſt. Auf dem Rückwege werden wir noch einige Tage in Rom verweilen und das jetzt Verſäumte nachholen. Herr Valentini billigte unſern Reiſeplan, und rieth uns, den Weg nach Neapel über Terracina und die pontiniſchen Sümpfe zu nehmen. Zu wiederholten Malen ſagte er aber: „Schlafen Sie nicht in Terracina!“ Auf die Frage, weshalb wir dies nicht thun ſollten, erwiederte er, daß wir, an das Klima des Landes nicht gewöhnt, jedenfalls vom Schlage gerührt werden würden, da bereits die Zeit der Aria cattiva *) beginne. Daß dieſe Luft auf Rom einen beſonders verderblichen Einfluß äuſſere, wollte er nicht einräumen. Er gab zwar zu, daß in den Monaten Juli, Auguſt und September in Rom ein Fieber und gröſsere Sterblichkeit herrſche, verſicherte aber, daß dies nur unter den niedern Klaſſen der Fall ſei, und daß man in den mittlern und höhern Ständen bei vernünftiger Diät und Vermeidung der Zugluft von der Aria cattiva nichts zu fürchten habe. Ich ſchreibe nieder, was er ſagte; allein ſo lange ich in Rom war, habe ich mich unwohl befunden; ſchon jetzt, ungeachtet der gefürchtete Juli

*) D. i. der gefährlichen Sumpfluft.

erſt herannaht, muß die Luft daſelbſt ungeſund ſein, und es iſt verzeihlich, daß ein Bewohner Roms dem Gerücht, als verſchlimmere ſich die Luft der Stadt von Jahr zu Jahr, zu widerſprechen bemüht iſt. Welch ein trübſeliges Land iſt dies Italien! Bis jetzt haben wir faſt nur reizloſe, öde Felder, Wüſten, Kloaken, Ruinen und ſchmutzige Höhlen geſehen, und jetzt ſollen wir nun einen Landſtrich durcheilen, in welchem der Peſthauch der Vernichtung weht und das Mordmeſſer des Räubers blinkt. Mein theures, zurückgeſetztes deutſches Vaterland, wie biſt du ſo ſchön, ſo reizend, ſo geſund! Du biſt das Abbild einer holden, mütterlichen Frau, Germania! Zürne nicht über Deine entarteten Kinder, die das freundliche, farbige Haus mit der grünen Flur, welches Du ihnen öffneſt, verlaſſen, um ſich in der Schmutzhöhle der Buhlerin Italia zu entnerven! Zürne ihnen nicht, denn ſie ſind verlockt und verführt von denen, die ſie mit falſcher Schilderung betrogen, von denen, die entweder in ihrer Ueberſpannung mit befangenem Auge ſahen, oder die hämiſch und ſchadenfroh die Unwahrheit berichteten, um Andere zu gleichem Geldverluſt und zu gleicher Enttäuſchung zu führen! —

Moſſiou hatte unſere Päſſe viſiren laſſen und brachte uns dieſelben mit einer zweiten Berechnung ſeiner Auslagen, die für die vergangenen beiden Tage abermals kunſtreich mit 12 Piaſtern abſchloß, wiewohl er nur etwa vier Piaſter verlegt haben möchte. Wir nahmen noch eine Mittagsmahlzeit ein, und

mußten dann dem Wirth für unſere fünftehalbtägige Anweſenheit eine Rechnung von 84 Piaſtern bezahlen! — Der Augenblick der Abfahrt eines Reiſenden in Italien wird methodiſch benutzt, ihm noch ſo viel Geld als irgend möglich zu entreißen. Von allen Seiten kommen Leute zum Vorſchein, die man früher nicht geſehen; ganz fremde Perſonen machen ſich noch etwas am Wagen oder mit den Sachen des Reiſenden zu ſchaffen. Man ſei auch noch ſo ſparſam; im Ganzen geht eine bedeutende Summe verloren. Wir hatten den Cameriere, einen guten beſcheidenen und beſonders aufmerkſamen Mann, gebeten, uns die Anzahl der Perſonen zu nennen, denen ein Trinkgeld zuſtehe (denn die italieniſchen Gaſtwirthe geben ihren Leuten wenig oder gar keinen Lohn und die Letztern ſind alſo faſt ganz an die Fremden gewieſen); wir hatten unſere Trinkgelder nach ſeiner wirklich beſcheidenen Angabe eingerichtet; nichts deſto weniger mußten wir 25 Piaſter für Aufwartung bezahlen.

Sowohl vom Herrn Valentini als von unſerm Cameriere war uns übrigens die unerfreuliche Mittheilung geworden, daß der Weg nach Neapel ſehr von Räubern beunruhigt werde. Der Cameriere bemerkte, daß die ganze Route durch die Apenninen und insbeſondere der Weg von Florenz nach Rom ebenfalls ſehr gefährlich ſei, und äußerte ſeine Verwunderung, daß wir ihn ſo glücklich zurückgelegt hätten! — Vor der Thüre hielten zwei Poſtillone mit vier Extrapoſtpferden; vergebens hatten wir gebeten, uns nur

zwei Pferde vorzulegen. Moſſiou erſuchte uns ſehr beweglich, ihn bei unſerer Zurückkunft wieder als Cicerone anzunehmen, was wir verſprachen, da wir den gebildeten, wohlerfahrenen, artigen Mann lieb gewonnen hatten und ſein ächt italieniſches Raffinement, ſich Geld zu verdienen, uns wirklich beluſtigte. Ueberdies zwingt uns der Umſtand, daß wir mehrere in Rom eingekaufte Sachen zur Vermeidung einer Verſteuerung dort zurückgelaſſen haben, nach unſerer Zurückkunft von Neapel wieder bei Martignoni einzukehren.

Der Weg führte durch das St. Johannes-Thor am Lateran vorbei auf die appiſche Straße, die ſo elend iſt, daß man jeden Augenblick fürchten muß, den Wagen zu zerbrechen. Was denkt man ſich doch in Europa unter der Via Appia! — Zur Linken der Straße ſieht man nicht weit vom Thore alte Grabmäler, ſpäter im Felde die mahleriſchen Ruinen der Aquädukte des Claudius, welche quer über den Weg fortlaufen. Nächſt dem Koliſeum hat mich der Anblick dieſer Bogenmauern am meiſten ergriffen. Noch weiter entfernt bemerkt man zur Rechten eine Menge von Trümmern im flachen Felde, und es unterliegt keinem Zweifel, daß ſich die alte Stadt bis hierher erſtreckte, da ſie, die Vorſtädte mit inbegriffen, 3,000,000 Einwohner hatte, während das heutige Rom deren nur 140,000 zählt.

Wir befanden uns alſo gegenwärtig auf dem Wege, den einſt Horaz, 41 Jahr vor Chriſti Geburt,

mit ſeinem Freunde Heliodor zurücklegte, als er die in ſeinen Satyren mit ſo vieler Laune beſchriebene Reiſe nach Brundusium machte. Ich hatte den Horaz bei mir, und verfolgte ſeinen Reiſebericht mit um ſo gröſſerem Intereſſe, als ich vergleichend meine Augen über der Landſchaft umherſchweifen laſſen konnte.

Vom Torre di mezza via, einer bloßen Alberge, 2 Meilen von Rom, ging's allmälig die Höhe nach Albano hinauf. Links vor der Stadt ſteht eine alte Ruine am Wege, das Grabmal des Aſkanius genannt. Albano, in deſſen Nähe das alte Alba longa gelegen haben ſoll, iſt ein ziemlich freundliches Städtchen. Beim Herausfahren aus demſelben ſahen wir die Ueberbleibſel eines alten Mauſoleums, welches das Grabmal der Kuriatier ſein ſoll *). Auf einem viereckigen Mauerwerk erheben ſich vier kegelförmige, niedrige, oben abgeſtumpfte Säulen. Allein dieſe kegelförmigen Aufſätze und ein Theil des Fundaments waren ſo eben nicht etwa blos reparirt, ſondern ganz neu erbaut worden, und noch ſahen wir das Baugerüſte! In wenig Jahren werden dieſe neuen Mauern ſchwarz ſein und alt ausſehen; jeder gläubige Archäolog, jeder das klaſſiſche Alterthum verehrende Reiſende wird dann in frommer Begeiſterung dies Werk anſtaunen und es für eine ehrwürdige Ruine

*) Andere behaupten, es ſei das Grabmal des Pompejus.

halten. Der Italiener weiß, daß die Fremden ganz arg nach den Ruinen ſind. Sie lachen über dieſe Manie, und zeigen für gutes klingendes Geld ſo viel Ruinen, als man haben will. Wer mag ihnen verargen, daß ſie künſtliche Ruinen ſchaffen, bringt's ihnen nur Geld? — Hätte ich doch dies Grabmal der Kuriatier nie geſehen! Jetzt iſt auch mein Glaube an die Ruinen erſchüttert, und was mir kürzlich dunkel ahnte, daß man die Aechtheit derſelben in ihrer gegenwärtigen Geſtalt keineswegs verbürgen könne, iſt jetzt in mir zur unumſtößlichen Gewißheit geworden.

Der Weg von Albano nach Genzano und von da nach Velletri iſt reizend. Das Albanergebirge hat hier durchaus den Charakter einer friſchgrünen nördlichen Gegend. Man fährt hinter Albano bald auf, bald zwiſchen reizenden Hügeln, durch Schluchten, die von uraltem Laubholze dicht beſchattet ſind; unwillkürlich gedachten wir hier in der lang entbehrten Kühlung des Walddunkels unſers Vaterlandes, welches ſo reich iſt an dieſen Schönheiten. Auf der Höhe eines Hügels liegt, einem ſchwarzen Raubneſt vergleichbar, der Flecken la Riccia. Er ſtört den freundlichen Eindruck, den die Gegend hervorbringt. Eine ſchattige Allee führt dann nach Genzano, einem elenden, aber reizend auf einem Hügel gelegenen Dorfe, von dem man das blaue Meer erblickt. Die Gegend bleibt bis Velletri hügelig, wo wir Abends um 8 Uhr eintrafen, mit dem gewöhnlichen Anruf: „i passa-

porti!“ empfangen wurden, und nach verdrießlichem Aufenthalt am Thore im Posthause einkehrten. Die ganze Bevölkerung war wieder auf den Beinen. Ein uns gegenüber liegendes Gebäude war auf klägliche Weise erleuchtet; Leuchtkugeln und Schwärmer stiegen zur Linken über die Häuser empor. Man feierte das Fest eines Heiligen. Ueberhaupt kennt man in Italien nur Feste, die auf die Religion Bezug haben.

Je südlicher wir kommen, je mehr nehmen die Tage ab, in einer Jahreszeit, wo wir bei uns dem längsten Tag entgegensehen. In Berlin würde man heute um ein Viertel auf zehn Uhr noch ohne Licht lesen können, hier war es schon dunkel, als wir um 8 Uhr in's Thor einfuhren. Die Dämmerung wird immer kürzer; bald nach Sonnenuntergang breitet die Nacht ihre Schleier über die Gegenstände. Wenn die Dämmerung dadurch entsteht, daß sich die Lichtstrahlen der untergegangenen Sonne noch im Dunstkreise der Erde brechen, so muß allerdings angenommen werden, daß der südliche Theil Italiens nur einen schwachen Dunstkreis hat, weil die Dämmerung hier wirklich nicht so lange währt, als in nördlichen Gegenden. Nichts desto weniger habe ich, mit Ausschluß jenes Mittags auf dem Wege von Florenz nach Rom, noch keineswegs Gelegenheit gehabt, eine größere Reinheit der Luft in Italien zu bemerken, vielmehr ganz dieselben Veränderungen in der Atmosphäre wahrgenommen, welche den nördlichen Gegenden eigenthümlich sind.

Bald nach unſerer Ankunft im Poſthauſe wurden uns die Päſſe zum zweiten Male abgefordert. Nicht genug, daß am Thore für die Einſicht derſelben bezahlt werden iſt, drängt ſich nun auch noch die Peſtizei, für Geld ihr visum darauf zu ſetzen, und der Bote, der deshalb geſchickt werden muß, verlangt natürlich ebenfalls wieder ſein Trinkgeld.

Unſere Nachtmahlzeit verurſachte unſerm durch die römiſche Küche verwöhnten Gaumen große Qualz denn es gab hier die gewöhnliche Reiſekoſt Italiens: friſch geſchlachtete, völlig zähe Hühner und ganz ungenießbare Semmel. Wir würden ſämmtlich hungern müſſen, wenn wir nicht glücklicher Weiſe vom heutigen Mittagsmahl in Rom noch hinreichend geſättigt wären. Endlich begreife ich, welche Bewandniß es mit der italieniſchen Semmel hat. Bis jetzt haben wir auf der langen Fahrt, die wir durch Italien zurückgelegt, nirgend Getreidefelder wie bei uns, nirgend Roggen, Gerſte, Weizen und Hafer, ſondern nur Mais- und Reisfelder geſehen. Dieſer Mais nun giebt, ſchlecht zubereitet und mit Sauerteig vermiſcht, das elende Gebäck, welches der Italiener Brot nennt. Das grobe, ſchwarze Landbrot in Deutſchland iſt, im Vergleiche mit dieſem Maisbrote der heſperiſchen Gefilde, wahrlich eine köſtliche Leckerei! — Ich komme hier übrigens noch ein Mal zurück auf das, was ich über italieniſche Gegenden geſagt habe. Nicht blos die Nackheit der Gebirge, der Mangel an Waldung und überhaupt an Bäumen,

das Höhlenhafte der Wohnungen, welches den Gedanken an Cultur und Gesittung nicht aufkeimen läßt, und die graue oder bräunliche Färbung aller Gegenstände, geben einer italienischen Landschaft ein so trübseliges Ansehen; sondern insbesondere tragen auch die Mais- und Reisfelder dazu bei, den Anblick dieses Landes unerfreulich zu machen. Man wird mir ohne Versicherung glauben, daß Schilffelder eben so wenig, als Weidenpflanzungen Entzücken erregen können. Der Mais und die Olive sind aber die Hauptprodukte Italiens, und man findet sie überall angepflanzt. Wer daher eine echt italienische Gegend vor sich sehen will, braucht sich nur Schilffelder und Hügel mit Weidenbäumen zu denken. Je mehr uns dieser Anblick seither gelangweilt hat, um so inniger haben wir uns heute über die kleine Oase in der Wüste gefreut. Die Gegend um den Bolsenasee und der Weg von Albano nach Genzano sind wahrlich Merkwürdigkeiten Italiens.

Daß Italien nichts deste weniger ein fruchtbares Land ist, kann und will ich nicht bezweifeln; allein mit gutem Gewissen darf ich behaupten, daß wir auch jetzt noch nicht üppige Vegetation bemerkt haben. Wo eine solche Statt findet, erwartet man hochaufschwellende Getreidefelder, grüne Wiesen voll duftender Kräuter, Feldgärten mit Gemüse und saftigen Küchengewächsen aller Art, oder meilenweite Wälder mit himmelanstrebenden, dicht belaubten Bäumen zu sehen; allein von dem Allen ist uns noch keine Spur vorge-

kommen. Mit größter Gewissenhaftigkeit und Freude habe ich jede Schönheit Italiens, die sich uns darstellte, verzeichnet; wir möchten ja gern noch immer ein Land schön finden, welches, wie Andere behaupten, mit so zauberhaften Reizen prangen soll. Was ich schon in Florenz aussprach, muß ich auch heute wiederholen: Das Land ist furchtbar in Erzeugung von Unkraut und Schmarotzerpflanzen. Insbesondere zeigt sich häufig an den Seiten der Landstraßen ein undurchdringliches Gewirr von Gesträuchen und Schlingpflanzen verschiedener Art; auch sieht man hier und da wirkliches Schilfrohr, welches in dichten Gruppen aus der Erde hervorwuchert. —

Einundzwanzigſtes Kapitel.

Abreiſe von Velletri. Ciſterna. Torre tre ponti. Die Linea Pia. Beſchreibung der pontiniſchen Sümpfe. Bocca di Fiume, Meſa und Ponte maggiore. Ein Jammerbild aus den Sümpfen. Kleidung italieniſcher Poſtillone. Die Büffelheerde. Geruch in den Sümpfen. Schläfrigkeit der Reiſenden in denſelben. Terracina. Etliche Palmen. Der Gaſthof zu Terracina. Zahlloſe Flöhe. Abſcheuliche Mahlzeit. Terracinakräher im Vergleich mit Oeſtreicher, Meißner, Gründberger und Potsdamer. Myrthen- und Agavepflanzen auf dem Wege von Terracina nach Fondi. Torre de' confini, Grenze von Neapel. Paßſteuer. Eine Kaktuspflanze. Citronen- und Orangengärten. Fondi. „I passaporti!“ Afrikaniſches Anſehen des Ortes. Unflathhöhlen. Die Reiſenden werden beim Geldwechſel geprellt. Itri. Schweine und Menſchen vertraulich in einer und derſelben Pfütze. Neapolitaniſches Geſindel. Straßenpolizei. Der Räuber. Cicero's Grabmal. Mola di Gaeta. Die Villa Caposele daſelbſt. Schöne Gegend. Der Koth im Orangegarten. Dreizehn Schüſſeln. Der ſüdliche Sternenhimmel, nicht ſchöner als der verachtete deutſche.

Mola di Gaeta, den 17. Juni.

Der Extrapoſtreiſende, welcher in den Poſten übernachtet, hat den Vortheil, daß ihm der Poſtmeiſter,

in Rückſicht auf den Erwerb als Gaſtwirth, wohl eine Kleinigkeit als Fuhrherr opfert. Heute früh gab man uns in Velletri drei Pferde mit 2 Poſtillonen, und die Rechnung war mäßig. Freilich hatten wir, bis auf eine Taſſe Kaffee und ein Paar weiche Eier heute Morgen, nichts verzehrt. Mit dieſem beſcheidenen Frühſtück galt es, die pontiniſchen Sümpfe zu durcheilen, um in dem dreizehn und eine halbe Meile davon gelegenen Terracina Mittags zu ſpeiſen, denn bis dahin war auf kein Wirthshaus mehr zu rechnen. Wir mußten alſo aushalten, und da wir in Terracina nicht ſchlafen ſollten, uns ſo einrichten, daß wir zu Mittag dort eintreffen und Abends Mola di Gaeta erreichen konnten. Gern hätten wir uns mit kaltem Braten verſehen; allein wir waren ja geſtern nicht im Stande geweſen, ihn zu zerbeißen. Wir begnügten uns daher, ein Paar geſottene Eier, eine Flaſche Wein, ein Paar Maisbrote und eſſigſaure Apfelſinen mitzunehmen, und ſetzten uns Gott vertrauend in den Wagen; denn heute ſollten wir mit dem Gifthauch der Sümpfe, vielleicht auch mit Räubern kämpfen!

Von Velletri, welches auf der Höhe liegt, überſchaut man die weite Ebene, in der die Sümpfe liegen, die ſchon zwei Poſten hinter der Stadt bei dem Albergo torre tre ponti beginnen und ſich dann $4\frac{1}{2}$ Poſt weit bis Terracina erſtrecken. Wir paſſirten zwei Meilen hinter Velletri den Fluß Aſtura, dann den Flecken Ciſterna, und gelangten bald nach Torre

tre ponti. Hier beginnt die berühmte Linea Pia, eine vortreffliche Chauſſee, welche der Papſt Pius VI. auf der alten appiſchen Straße quer durch die Sümpfe bis nach Terracina hat anlegen laſſen. Sie iſt auf beiden Seiten mit zwei Reihen ſchöner ſchattiger Ulmen eingefaßt, die einzige Chauſſee, die wir bis jetzt in Italien mit Bäumen bepflanzt ſahen! Zur Rechten läuft dicht am Wege ein breiter Kanal, der in der Nähe von Terracina immer breiter wird und ſich in's Meer mündet. Wer ſich unter den Sümpfen einen ungeheuern Moraſt denkt, der irrt gar ſehr. Wir fuhren vielmehr durch eine mit ſchwärzlich graugrünem Graſe bedeckte weite Fläche. Des Ausdrucks Wieſe bediene ich mich deshalb nicht, weil man ſonſt unwillkürlich an eine ſaftgrüne Aue denken könnte. Dieſe Fläche wurde rechts von uns in weiter Entfernung von ſchwärzlichen Bäumen begrenzt, und zog ſich zur Linken bis an den Fuß kahler Gebirge hin, die anfangs mehrere Meilen entfernt ſind, allmälig aber in mahleriſcher Wellenform näher treten und in den Felſenvorſprung enden, auf dem dicht am Meere Terracina erbaut iſt. Es war ein heiterer Tag; die Sonne ſchien; allein von der Seite des Meeres her blies eine ſcharfe Luft; auch jetzt wollte es uns, die wir uns ſchon ſo tief ſüdlich befanden, nicht einleuchten, daß wir in Italien ſeien. Wir fuhren unter den ſchönen Ulmen pfeilſchnell dahin, und ich kann verſichern, daß der Blick auf die weite, graugrüne Ebene und auf die mahleriſchen Höhenzüge zur Linken durch den natürlichen

Rahmen, den die Baumſtämme der Allee mit dem Laubdach derſelben bildeten, recht angenehm war. Allein die Gegend iſt öde und verlaſſen. Es giebt hier blos die einzelnen Häuſer der Poſthalter, welche den Pferdewechſel beſorgen; dieſe Stationen heißen Bocca di Fiume, Meſa und Ponte maggiore. Außerdem zeigte ſich uns nur einmal noch, und zwar zur Rechten nicht weit von der Straße, eine menſchliche Wohnung. Auf der Chauſſee befinden ſich, ihrer ganzen Ausdehnung nach, in beſtimmten Zwiſchenräumen von einander, ſteinerne, ganz offene, thürloſe Wachthäuſer, die früher mit päpſtlichen Soldaten beſetzt waren, um die Gegend von dem Räubergeſindel zu ſäubern. Das Uebelſte iſt, daß gerade dieſe Wachthäuſer, welche dem Unfug ſteuern ſollen, gegenwärtig dem Räuber einen ſichern Schlupfwinkel und Hinterhalt gewähren. Er kann, verſteckt in einem ſolchen Häuschen, in aller Gemüthlichkeit den vorüberfahrenden Reiſenden erwarten und plötzlich heimtückiſch auf ihn losſpringen. Allein wir ſahen nichts Verdächtiges; wir begegneten vielmehr einem päpſtlichen Dragoner. Nur in den Poſthäuſern zeigten ſich Menſchen, die aber ſiech und elend ausſahen. Insbeſondere war der Poſtillon, welcher uns von Bocca di Fiume nach Meſa fuhr, ein Jammerbild. Dünne, weite Hoſen ſchlotterten um die magern Lenden des kleinen, zuſammengeſchrumpften olivenfarbenen Kerls; eine ſchlechte Jacke und eine Kappe machten ſeine ganze übrige Bekleidung aus. Ueber-

haupt iſt uns, ſeitdem wir das lombardiſch-veneſianiſche Königreich verlaſſen haben, eine Poſtuniform nicht mehr vorgekommen. Die Kleidung eines deutſchen Frachtfuhrmanns muß, im Vergleich mit dem Anzuge eines italieniſchen Poſtillons, koſtbar und prächtig genannt werden; nur räuberähnliches Geſindel, welches entweder halb nackt iſt, oder eine zerfetzte Jacke, ſchmutzige Hoſen und klotzige Schnallenſchuhe, ſo wie einen vergilbten Spitzhut oder eine Mütze auf ſeinem ſtruppigen Haar trägt, ſchwingt hier vom Poſtpferde herab die Peitſche.

Auf der ganzen Tour durch die Sümpfe legte man uns nur zwei Pferde vor, ließ ſich aber, wohl zu bemerken, drei bezahlen. Wenn wir auch die Vorlegung des bezahlten dritten Pferdes verlangten, bat man uns, es bei zweien bewenden zu laſſen, und verſprach dann, um ſo ſchneller zu fahren. Dies Verſprechen wurde zwar gehalten; die Poſtillone ihrerſeits verlangten aber auch jedes Mal ein ungewöhnliches Trinkgeld.

Zwiſchen Meſa und Ponte maggiore bemerkten wir plötzlich in der Entfernung auf der Waſſerfläche des Kanals am Wege eine Menge von ſchwarzen Klumpen, die dicht neben einander ſich langſam vorwärts bewegten. Alsbald unterſchieden wir gehörnte Thierköpfe und im Vorüberfahren erkannten wir eine Heerde von Büffeln, die bis an das Maul im Waſſer watend, von Hirten, die am Ufer befind-

lich waren, weiter getrieben wurde. In dieser Gegend der Sümpfe überzeugten wir uns übrigens durch den Geruch, daß wir uns in einer verderblichen Luft befanden. Es roch, wie dies in sehr feuchten, oder vom Waſſer überſchwemmten Gegenden der Fall zu ſein pflegt; dabei fühlten wir eine außerordentliche Schläfrigkeit, ſo daß Einer den Andern ſtets erinnern mußte, wach zu bleiben.

Mittags um 1 Uhr erreichten wir Terracina, das alte Anxur. Wir waren um 8 Uhr ausgefahren, hatten alſo den Weg von Velletri in 5 Stunden zurückgelegt. Terracina liegt dicht am Meere auf einem Felſen, welcher mit der auf der öſtlichen Seite der Sümpfe ſich hinziehenden Gebirgskette zuſammenhangt und dieſe in's Meer leitet. Ein Theil der Stadt iſt am Fuße des Felſens neu angebaut; er ſieht erträglich aus; die alte Stadt aber gleicht einem ſchwarzen Raubneſte. Hier, bei Terracina, erblickten wir vier oder fünf Palmen, und gedachten mit Unwillen der Frechheit unſerer Reiſebeſchreiber, welche ihren leichtgläubigen Landsleuten auf die Naſe heften, daß es dort einen Palmenwald gebe. Eben ſo iſt viel über die entzückende Lage von Terracina gefabelt worden. Der Blick auf das azurblaue Meer, aus dem einige Inſeln, namentlich Iſchia, Procida und Vandolena auftauchen, iſt allerdings angenehm; aber dieſe Inſeln liegen mit undeutlichen Umriſſen in zu weiter Entfernung. Wir ſtiegen in der großen, neuerbauten Locanda, welche dicht am Meeresufer gele-

gen iſt, ab. Augenblicklich verlangte man unſere Päſſe. Der Einwand, wir würden hier der Mittagsmahlzeit wegen nur eine Stunde verweilen, blieb unbeachtet. Ein Kerl nahm die Päſſe in Empfang und entfernte ſich damit. Wir gingen eine Treppe hinauf und gelangten in einen ſchmutzigen Saal und aus dieſem in ein kleines Gemach, welches nach dem Meere führte. Das ganze Ameublement des Stübchens beſtand aus einem Tiſche, Stuhl und zweiſchläfrigen Bette. Kaum eingetreten fühlten wir den Biß wüthigen Ungeziefers; Einer von uns ſetzte, nachdem er buchſtäblich nur drei Schritte gemacht hatte, ſeinen Fuß auf den Stuhl und nahm ſich ſiebenzehn Flöhe ab, während unzählige andere davon ſprangen. Wir flüchteten daher auf den Tiſch, und betrachteten von da aus das ſpiegelglatte Meer. Während die Mahlzeit bereitet wurde, gingen wir hinab und gelangten durch einen Berg von Kehricht und Unflath an's Ufer, wo nur ein Paar elende Fiſcherbarken lagen und einige gelbbleiche Kinder ſich badeten.

Unſere Mahlzeit war abſcheulich. Man ſetzte uns gebackene Gurkenſchalen, ſtinkende Seefiſche verſchiedener Art, friſchgeſchlachtete Hühner, unreife Aprikoſen und halbfaule Feigen, im Ganzen, wie gewöhnlich, 12 Schüſſeln vor, die ſämmtlich faſt unberührt wieder abgenommen wurden. Dazu gab es ſchlechten Landkräzer. Verachte mir noch Jemand unſern Oeſterreicher, Meißner, Grünberger oder Potsdamer Re-

benſaft! Mit weniger Ausnahme ſind die italieniſchen Landweine ſchlechter. Während der Mahlzeit mußten wir die Füße an den Leib ziehen, um unſererſeits nicht Speiſe des Ungeziefers zu werden. Die Päſſe wurden für den gewöhnlichen Doppelzoll (an die Polizei und den Ueberbringer) zurück gegeben, und bald ſaßen wir wieder im Wagen, vor dem wir jetzt vier Pferde und zwei Poſtillone erblickten. Kaum hatten wir Terracina verlaſſen, als man uns an der päpſtlichen Grenzwache ſchon wieder das ſtereotype I passaporti! zurief und wir abermals gerupft wurden. Man wird in Italien wirklich nicht einen Augenblick ſeines Lebens froh.

Der Weg von Terracina nach Fondi führt dicht am Fuße des ſich hier gleichſam aus dem Meere erhebenden Gebirgs entlang, während zur Rechten geraume Zeit das blaue Meer ſichtbar bleibt, bis es ſich hinter eine anmuthige ſchmale Strecke Landes verbirgt. Der ſcharfe Luftzug hatte nachgelaſſen; es war mild geworden. Am Fuße des felſigen Gebirgs blühten Myrthengeſträuche, zur Rechten hin und wieder Granatbäume mit ihrer köſtlichen, dunkelrothen Blüthe; zum erſten Male ſahen wir hier auch an verſchiedenen Stellen die Agave *), aus deren ſchwertartigen, ſaftigen Blättern ſich ein 14 bis 18 Fuß hoher Stamm

*) Agave americana, welche im gemeinen Leben ſtets mit der Aloe verwechſelt zu werden pflegt, der ſie ſehr ähnlich iſt.

mit den Blüthenbüſchen erhob. Die Myrthe und der Granatbaum ſind wirklich ſchöne Gewächſe; allein wir haben ſie viel zu ſparſam gefunden, um darüber in Extaſe gerathen zu können. Was wir davon geſehen, iſt kaum der Erwähnung werth. Die Aloe wirkt mehr durch den Reiz der Fremdartigkeit, als der Schönheit; auch ſie ſcheint hier überdies nur ſehr ſpärlich zu wachſen. Wir ſahen im Ganzen vielleicht 50 ſolcher Stauden.

Anderthalb Meilen hinter Terracina erreicht man den alten Thurm, der den Kirchenſtaat vom Königreich Neapel trennt. Er heißt Torre de' confini oder Torre del epitafio, wegen eines alten in der Nähe befindlichen Grabmals. Die Natur hat hier ſelbſt eine Grenze geſchaffen; denn das bis zum Geſtade vorſpringende Gebirge auf der einen und das Meer auf der andern Seite bilden einen engen Paß, der überdies durch den Thurm und das Wachthaus der neapolitaniſchen Grenzwacht (torre di portella) geſchloſſen iſt.

Abermals mußten die Päſſe vorgezeigt und verſteuert werden; außerdem fielen die neapolitaniſchen Douaniers über uns her, und plünderten durch moraliſchen Zwang unſere Beutel. So verdrießlich wir waren, ſo entzückte uns doch der Anblick einer mächtigen Kaktuspflanze, die im Hofe der Douane am Gemäuer emporrankte und in voller Blüthe ſtand, ſo ſehr, daß wir der Unannehmlichkeit gern vergaßen. In der That gewinnt die Vegetation unmittelbar hinter Terracina einen durchaus ſüdlichen Charakter.

Allein frei bekenne ich, daß ein deutſcher Eichenwald auf grünem Raſen mir lieber iſt, als dieſe einzelnen hübſchen Gewächſe in dürrer Umgebung; und aus dem Geſichtspunkte der Schönheit betrachtet wird jeder Unbefangene mir beitreten müſſen.

Bei Fondi angekommen ſahen wir zum erſten Mal Pflanzungen von Citronen und Orangen in den Gärten, welche die Stadt umgeben. Allein unſer Reiſetaſchenbuch berichtet uns, daß dieſe Gegend wegen der ſtehenden Gewäſſer ſehr ungeſund iſt. Wir haben nunmehr in Italien, und zwar in verſchiedener Richtung, gegen 150 Meilen zurückgelegt, und jetzt erſt ſehen wir die erſten Orangen- und Citronenbäume, welche im Freien ſtehen! Ich habe zwar angeführt, daß man uns in Rom erzählt hat, es ſtänden auch dort ſchon einige ſolcher Bäume in den Gärten; allein es müſſen nur ſehr wenige ſein, denn uns wenigſtens iſt davon keiner zu Geſicht gekommen. Und wo bleiben die Orangenwälder? — Doch Geduld; ſüdlicher, bei Neapel werden wir hoffentlich auch die Orangenwälder finden, deren die Reiſebeſchreiber und Romandichter mit ſolchem Entzücken erwähnen. — Die Zeit der Orangenblüthe iſt leider vorüber; denn alle Bäume prangen bereits mit goldgelben oder röthlichen Früchten; nur hier und da haucht noch ein verborgenes Blüthchen, ein Nachkömmling, beſcheiden ſeinen Duft aus. Das Wonnegefühl, in dem wir ſchwelgten, nun endlich das Italien unſerer Phantaſie zu finden, wurde, als wir

bei Fondi angekommen waren, nur zu ſchnell durch das kaum verhallte Geſchrei: „I passaporti!“ geſtört. Ich erklärte dem Beamten, der an den Wagen trat und eher einem Banditen glich, daß ich meinen Paß ſo eben erſt an der Grenze gezeigt hätte und nicht verpflichtet ſei, ihn hier, wo ich bloß durchführe, wieder zu zeigen. Er gerieth in Wuth, ich in Zorn. Ich drohte, mich in Neapel zu beſchweren. Dies ſchien zu fruchten; Einer von uns entſchloß ſich überdies, ſeinen Paß vorzuzeigen, und ſo konnte ſich der gute Mann mit Ehren zurückziehen. Mit dem gehofften Gewinn war es aber für dies Mal nichts. —

Die appiſche Straße führt mitten durch die elende, enggebaute, ſchmutzige Stadt. Bis hierher hatten wir immer noch die in einen ſtumpfen Winkel zuſammenlaufenden niedrigen italieniſchen Dächer auf den Häuſern geſehen, in Fondi hören ſie auf; die Häuſer ſind nun alle völlig flach und die Ortſchaften geben den Gegenden ein noch fremdartigeres, ich möchte ſagen ein afrikaniſches, Anſehen. Man glaubt nicht mehr in Europa zu ſein. Die durchaus maſſiven Häuſer mit ihren ſchwarzen Fenſterlöchern ſind noch höhlenhafter und ſchmutziger, als im übrigen Italien, und das Volk iſt noch ekelhafter und zudringlicher. Während wir in der Stadt vor dem Poſthauſe hielten, ſtürzten Männer und Weiber bettelnd aus ihren Höhlen hervor; ihr Geſchrei war durchdringender, als wir es je gehört. Nein, nein, ein edles Gemüth kann Italien nicht

ſchön finden! Daß die Natur ſchöner wäre, als bei uns, kann ich nicht zugeben; ſie wirkt, wie ich auch im tiefern Süden wiederholen muß, nur durch den Reiz des Fremdartigen; wäre ſie aber wirklich unendlich ſchöner, dennoch vermöchte ſie nicht zu entſchädigen für die Qualen, denen Körper und Seele in dieſem Jammerlande unausgeſetzt Preis gegeben ſind. Nur ein ſchmutziger Cyniker kann ſich in Italien gefallen.

Wir ſahen uns zu Fondi in die Nothwendigkeit verſetzt, Geld einzuwechſeln, und wandten uns dieſerhalb an einen Mann, den wir für den Poſtmeiſter hielten. Sehr bereitwillig wechſelte er uns zwei Napoleonsd'or gegen Silbergeld; er war die Verbindlichkeit ſelbſt; ſpäter, als wir das neapolitaniſche Geld kennen lernten, überzeugten wir uns aber, daß er uns um volle zwei Thaler betrogen hatte. Ueberhaupt iſt uns dies häufig beim Geldwechſeln in Italien widerfahren. Da man ſehr oft eine Grenze zu überſchreiten hat und jedes Land ſeine eigenen Münzen führt, ſo geräth der Fremde eben ſo oft in die Lage, Geld wechſeln zu müſſen, und in allen Grenzorten finden ſich Leute, die vom Betruge durch Geldwechſel Profeſſion machen.

Der Weg von Fondi nach dem Dorfe Itri iſt angenehm; Wein, Mais, Feigen, Lorbeerbäume, Myrthengeſträuch und Oelbäume verleihen auch hier der Gegend den eigenthümlichen Anſtrich des Südens. Itri ſelbſt liegt zwiſchen Hügeln und iſt ebenfalls von Citronen- und Orangengärten umgeben. Allein

beim Anblick des Ortes wird jedes angenehme Gefühl wieder durch Ekel und Unwillen verdrängt. Die hohen, uralten, schwarzen Häuser (es darf nie vergessen werden, daß jedes Dorf in Italien aus steinernen Häusern besteht) gleichen oben den Räuberhöhlen, unten den Schweineställen. Sowohl in Fondi als in Itri hatte man sie weiß angestrichen; da aber die schwarze Grundfarbe und das Ruinenhafte sich nicht fortschaffen läßt, und überall durchblickt, so glichen sie übertünchten Gräbern. Die Straßen, durch welche wir fuhren, waren so eng, daß man sich aus den gegenüberstehenden Häusern die Hand reichen konnte. Ueberall erblickten wir fußhohen Koth. Schweine lagen mit halb nackten, von Schmutz starrenden Kindern in derselben Pfütze, in demselben Misthaufen. Scheußliche, gelbbleiche Weiber mit struppigen schwarzen Haaren, den Hexen vergleichbar, saßen auf der Schwelle der schmutzigen Thüren und suchten entweder ihren Kindern oder wechselseitig sich selbst das Ungeziefer von den Köpfen ab. Wir sahen durch die offenen Thüren in dunkle, fensterlose, nur durch den Eingang erleuchtete, stallartige Winkel; in denen die armselige, schmutzige Lumpenhabe unordentlich umherlag. Die gebräunten Männer mit ihrem schwarzen Haar, ihren blitzenden Augen und weißen Zähnen betrachteten uns mit habsüchtigen, verlangenden Blicken. Man sah ihnen an, daß sie manchen Räuberzug überstanden haben mußten. Unser Italienisch hilft

uns jetzt nicht mehr; denn von dem neapolitaniſchen Jargon iſt kein Wort zu verſtehen *).

Wir finden hier übrigens eine beſſere Straßenpolizei, da wir heute verſchiedene Mal am Wege Militairpikets wahr genommen haben. Zwiſchen Fondi und Itri ſahen wir, im Begriff eine mit Oelbäumen bewachſene Höhe hinauf zu fahren, im Schatten alter Mauertrümmer einen Kerl liegen, der ſich in einen langen braunen Mantel gehüllt und den Spitzhut in's Geſicht gedrückt hatte. Als wir näher kamen, erhob er ſich, und es zeigte ſich, daß er mit einem langen Gewehr bewaffnet war. Er ſpähete vorſichtig in der Gegend umher. Glücklicher Weiſe befanden ſich in dieſem Augenblick mehrere zweiräderige Ochſenkarren vor uns; unmuthig warf ſich der Kerl wieder an die Erde; wären wir allein geweſen, hätten wir hier zuverläſſig einen Räuberanfall erlebt.

Nicht weit von Mola di Gaeta fuhren wir zwiſchen Gartenmauern. Noch immer zog ſich auf der linken Seite dicht am Wege das Gebirge hin. Rechts ſteht hier in einem der Weingärten die Ruine eines breiten, ſtumpfen, runden Thurmes. Unſer Rei-

*) Nicht unintereſſant dürfte die Bemerkung ſein, daß wir bis jetzt in Italien den Buchſtaben e faſt überall und ſelbſt von niedrigen Perſonen wie e habe ausſprechen hören. Die toskaniſche Ausſprache, nach welcher e wie ech lautet, ſcheint alſo immer mehr der römiſchen zu weichen.

ſetaſchenbuch belehrte uns, dieſer Thurm ſei das Grabmal Cicero's, welches die Freigelaſſenen dieſes großen Redners, demſelben hier an der Stelle, wo er ermordet worden ſei, errichtet hätten. Wir ſtiegen aus: einer der Poſtillone klopfte an die Gartenthür, und bald öffnete der Eigenthümer des Gartens, ein Landmann, der uns zur Ruine führte und ſich als wohl unterrichteter Cicerone zeigte.

Auf einer viereckigen Baſis ſteht ein rundes Gebäude von etwa 25 Fuß Höhe, welches zwei gewölbte Stockwerke gehabt zu haben ſcheint. Im Innern erhebt ſich vom Fußboden zum Deckengewölbe empor ein freiſtehendes, maſſives Mauerwerk in Form einer runden Säule, die das Ganze trägt. Hier lagen Steintrümmer und Ackergeräthſchaften. Ein Paar Stückchen Marmor, die wir unter den Trümmern fanden, laſſen vermuthen, daß das Gebäude mit Marmor bekleidet geweſen ſein mag. Glaubſt Du denn aber wirklich, geliebter Leſer, daß dieſe Ruine ein Ueberbleibſel von Cicero's Grabmal iſt? —

Gegen ſieben Uhr Abends, als die Abendſonne zauberiſch alle Gegenſtände beleuchtete, kamen wir nach Mola di Gaeta, wo wir in der jetzt zum Gaſthof umgeſchaffenen Villa des Prinzen von Caposele einkehrten. Die Lage von Mola iſt wirklich ſehr angenehm. Das grauſchwarz gefärbte, nackte und hier ſehr hohe Gebirge ſteigt unmittelbar aus dem blauen Meer empor und ragt längs der Küſte mit ſeinen kühn emporſtrebenden Gipfeln weit in die

Luft hinein. Am Fuße deſſelben und dicht am Meere liegt der Flecken Mola di Gaeta auf den Ruinen des alten Formium, und erinnert durch ſeine dachloſen ſchwarzen, aber theilweis weiß übertünchten Mauern und ſchwarzen Fenſterlöcher unwillkürlich an Afrika. Noch näher am Ufer iſt, auf der letzten Abflachung des Gebirges, unſere Villa in einem Garten gelegen. Von der vorderen Seite gewährt ſie die Ausſicht über den Flecken und das ſchauerliche Gebirge, deſſen dunkle Gipfel ſo nahe zu ſein ſcheinen, daß man glaubt, ſie mit einem Büchſenſchuß erreichen zu können; von der hintern über eine üppige Orangenpflanzung, die ſich terraſſenförmig bis zum Ufer hinzieht, über das Meer und die Küſten deſſelben. Zur Rechten läuft, etwa eine ſtarke deutſche Meile von Mola entfernt, eine kurze Landzunge ins Meer, deren äußerſte Spitze die mahleriſche Gruppe der Feſtung Gaeta ziert. Unmittelbar an der Stadt erhebt ſich auf dieſer Landzunge ein einzelner ſchön abgerundeter Hügel, auf deſſen Gipfel ein alter, oben abgeſtumpfter, runder Thurm, torre d' Orlando (Rolandsthurm) genannt, ſteht, der das Grabmal des Lucius Munatius Plancus ſein ſoll. Zur Linken überſieht man von dem Balkon der Villa faſt die ganze Küſte bis Neapel, den Veſuv, der jetzt indeſſen weder Flammen ſpeit, noch raucht, und die Inſeln Iſchia und Procida. Das blaue Meer liegt ſtill zu unſern Füßen und ſchlummert. Die Sonne iſt untergegangen; ſchon

hüllt die kurze Dämmerung das reizende Gemälde in ihre Schleier. Aber auch hier in der Villa eines Prinzipe, ſelbſt auf dem Balkon, peinigen uns Flöhe; als wir vorhin dem Orangegarten näher traten und das Entzücken genießen wollten, unter Orangenlaub ſpazieren zu gehen, fanden wir auch in dieſem Garten nichts als Unflath und Kehricht, nirgend Ordnung, nirgend Reinlichkeit; ein ekelhafter nach Zwiebeln ſtinkender Kerl drängte ſich, uns herumzuführen, um eine Kleinigkeit zu verdienen; ein Anderer bettelte; die ſchönſten Früchte lagen an der Erde und faulten; ſchnell eilten wir wieder auf unſer Zimmer, um uns auf dem Balkon der Täuſchung hinzugeben. Und wenn wir auf der andern Seite an dem herrlichen Anblick des Gebirgs uns erlaben wollten, führten uns die Häuſer des Fleckens unwillkürlich das Bild von Itri vor Augen, und wir mußten uns ſagen: In der Nähe ſehen ſie doch nur aus wie Räuberhöhlen; dort liegt ebenfalls fußhoch der Koth; dort wimmelt es von Ungeziefer, dort liegen Schweine und Menſchen in einer Pfütze; dort giebt es bei Tage keine menſchliche Koſt zur Stillung des Hungers, dort kann man bei Nacht vor Ungeziefer nicht ſchlafen! — Schnell war die ganze Illuſion zerſtört. Nein, Italien iſt nicht ſchön. Man wende nicht ein, daß man abſtrahiren könne und müſſe. Die Schönheit, bei der man abſtrahiren muß, iſt nicht weit her. Selbſt hier in Mola di Gaeta kann ich mein deutſches

Vaterland nicht vergeſſen; von ganzem Herzen bringe ich ihm hier ein Lebehoch!

Zum Abendbrot ſetzte uns unſer Wirth, wie nicht zu zweifeln iſt, 13 Schüſſeln vor. Wir hatten ausdrücklich blos Suppe und Braten verlangt; allein dann hätte ſich ja keine große Rechnung machen laſſen. Man glaube nicht, daß man in Italien in den Gaſthöfen akkordiren könne; es iſt dies eine allgemein verbreitete, allein unrichtige Meinung. Denn es läßt ſich kein Wirth mehr darauf ein.

Als es 9 Uhr war, ging ich hinaus, um auch hier den Sternenhimmel zu betrachten. Wir ſind ja nur noch wenige Meilen von Neapel entfernt, nun müßte doch der italieniſche Himmel zu ſehen ſein. Ich fand ihn dunkel ſchwarzblau; die Sterne aber nicht ſo glanzvoll als bei uns, obwohl die größte Klarheit der Luft herrſchte. Es iſt wahrlich nur Einbildung der Enthuſiaſten, daß der Himmel Italiens ein ſchönerer ſei, als der deutſche. Wir haben ſeit unſerer Anweſenheit in Italien die ſchönſten Frühlingsnächte erlebt; allein es würde eine Ungerechtigkeit gegen unſer Vaterland ſein, wenn wir behaupten wollten, daß ſie in Deutſchland nicht eben ſo ſchön wären. Es mag ſein, daß hin und wieder, in beſonders klaren Nächten der Himmel Italiens in vorzüglicher Pracht glänzt; allein auch der deutſche Abend- oder Nachthimmel prangt zuweilen in ſo ungewöhnlicher Schönheit, daß Ungeweihte, d. h. ſolche die in Italien

noch nicht enttäuſcht worden ſind, begeiſtert ausrufen: Das iſt ein wahrhaft italieniſcher Himmel! — Mit Entzücken betrachtete ich übrigens die rabenſchwarzen Gebirgsrieſen, deren ungeheure Häupter auch in der Dunkelheit ſichtbar geblieben waren.

Zwei und zwanzigſtes Kapitel.

Die Enttäuſchung der Reiſenden iſt vollendet. Noch ein Paar Worte über die Villa Caſerte. Jammernacht in Mola di Gaeta. Abreiſe von Mola. Der Garigliano, Grenze von Latium und Kampanien. Brückenzoll. Marius im Sumpfe. St. Agata. Sparanifi. Capua. Das Poſthaus daſelbſt. Eine italieniſche Trattoria erſten Ranges. Legionen von Flöhen. Der Fiſherſpieler. Der zerlumpte Wächter. Die Reiſenden werfen Geld zum Fenſter hinaus; ganz Capua geräth in Bewegung. Die bettelnde Wirthin. Der Paſſierſchein. Abreiſe von Capua. Averſa. Die unverſchämteſten Bettler Italiens. Der Veſuv. Anblick von Neapel. Der Lazzarone. La grande Bretagne. Die Locanda des Herrn Anaſtaſio.

Neapel, den 18. Juni.

Wir ſind in Neapel! Mit welchen andern Empfindungen hatte ich geglaubt, dies hier ausrufen zu können. Wir ſind am Ziel unſerer Reiſe, und unſre Enttäuſchung iſt vollendet. Hier, wo wir Palmen-, Orangen- und Myrthenwälder, Kaktus, Aloen und faſt tropiſchen Blumenſchmuck weithin über alle Gefilde verbreitet glaubten, ſehen wir nichts als Rüſtern, Kiefern, Weinreben und, ſorgfältig gehegt als Zierbaum, die

bei uns ganz gewöhnliche Akazie! — Nun wahrlich, Alles das hätten wir bei uns zu Hause sehen können. Auch bei Neapel fehlt der grüne Teppich unserer gesegneten nördlichen Fluren, und der nackte, graurothe oder grauweiße vulkanische Boden blickt überall durch die wenigen grünen Lumpen, mit denen er sich dürftig bekleidet hat; die Landstraßen sind mit schuhhohem Staub der von den Fuhrwerken zerriebenen Lava bedeckt, und die an beiden Seiten sich ausbreitenden Wein- und Rüsterpflanzungen grauweiß bepudert, so daß sie wie erstorben aussehen. Wir finden uns in unsern Hoffnungen um so mehr betrogen, als die Gegend von Mola uns glauben ließ, daß wir nun wirklich die hesperischen Gefilde erreicht hätten, und daß die Natur nun sich gleich bleiben, wo nicht noch mehr verschönern würde.

Ueber die Villa Caposele zu Mola muß ich noch ein Paar Worte sagen. Wer sich einen Marmorpallast mit köstlichen Bildwerken und Gemälden denkt, der irrt. Sie ist ein einfaches Steingebäude, an der vordern Seite mit einer freien Halle versehen; im Innern findet sich nur das nothdürftigste Geräth; die Wände sind weiß; der Fußboden in den Zimmern besteht aus Backsteinen, womit er, wie bei uns die Küchen, gepflastert ist. Die Erleuchtung der Zimmer geschieht durch Glasthüren, welche auf den nach dem Meere gelegenen Balkon führen. In unserm Zimmer befanden sich zwei eiserne Bettstellen, zwei Stühle, eine schlechte Toilette und ein winziger Tisch mit einer Marmorplatte. Die eisernen Bettstellen sind im südlichen Italien bei bemit-

teilen Perſonen und in den beſſern Gaſthöfen allgemein im Gebrauch, weil keine Wanzen darin niſten. Auch hier in Neapel haben wir eiſerne Bettſtellen.

Wir verweilten geſtern Abend noch lange auf dem Balkon, und begaben uns erſt ſpät zur Ruhe; allein unſre Nacht war ſchlaflos, denn die Flöhe fielen ſchaarenweiſe über uns her. Blaß und übernächtig eilten wir heut früh, uns durch den Anblick der reizenden Natur zu erquicken. Der Himmel war klar, die Sonne ſtand hinter uns und überſtrahlte Gaëta, während das in der Morgenbeleuchtung ſchwarzblau erſcheinende Meer von einem leiſen Luftzuge gekräuſelt wurde und ſanfte Kühlung verbreitete. Allein unſre Erſchöpfung ließ uns die Schönheit der Natur nicht mehr empfinden. — Zum Frühſtück erhielten wir jenes ſteinharte, fade ſchmeckende Backwerk mit vorſpringenden Spitzen, welches bei jedem Biſſe die Zähne im Munde wackelnd macht. Auch hier wurde uns auf unſer Verlangen Butter gegeben, die indeſſen noch ekelhafter, als bisher und durch bräunliche Schmutzſtreifen marmorirt war. Die Rechnung betrug 10 Piaſter. Dazu kam noch die gewöhnliche Paßſteuer und das Trinkgeld des Cameriere.

Vier Pferde und zwei Poſtillone führten uns nach dem Garigliano, während wir das Meer rechts zur Seite hatten und abwechſelnd wieder verloren. Der Garigliano iſt ein Küſtenfluß, der früher Liris hieß, und Latium von Campanien ſchied. Eine vortreffliche eiſerne Brücke, ein Bauwerk der neueſten Zeit, führt über den Fluß. Diesſeits liegt ein Haus, in dem ſich

eine Wache und die Poſt befindet. Während wir das Poſtgeld entrichteten, trat ein Unterofficier an uns heran, und verlangte — unſere Päſſe; gleichzeitig murmelte er etwas von Durchſuchung unſers Wagens. Erſt vor fünf Viertelſtunden aber hatten wir für unſere Päſſe bezahlt! Ich war empört, gebot dem Frechen, uns augenblicklich zu verlaſſen, und drohte, daß ich mich in Neapel über ihn beſchweren würde. Und ſiehe da — er zog kleinlaut ab, ohne ein Wort weiter zu ſagen. An der Brücke zahlten wir einen unverhältnißmäßig großen Zoll. Nirgend iſt, beiläufig geſagt, die Brückenpaſſage theurer, als in Italien. Noch immer blieben uns die Gebirge zur Linken. Die Gegend iſt ſumpfig, jedoch hier und da bewachſen. Hier war es, wo ſich einſt Marius bis an den Hals in dem Sumpf verſteckt hatte, um den ihn verfolgenden Soldaten Sylla's zu entrinnen! — Wir erreichten das Dorf St. Agata, welches von Hügeln umgeben in freundlichen Gärten liegt und gelangten Mittags über das Poſthaus Sparaniſi in die öde Gegend von Capua.

Mit höchſtem Intereſſe betrachteten wir dieſe kleine Feſtung, die am Fuße kahler ſchwarzgrauer Hügel gelegen iſt und mit ihren flachen Dächern und drei oder vier Kuppeln ein eigenthümliches orientaliſches Bild gewährt. Capua iſt 542 Jahr vor der chriſtlichen Zeitrechnung erbaut worden. Welche Erinnerungen knüpfen ſich an dieſe merkwürdige Stadt, die Florus nebſt Rom und Karthago als eine der drei Hauptſtädte der alten Welt bezeichnet! — Wir paſſirten den Fluß Vol-

wurde, und fuhren, nachdem uns am Thore die Päſſe abermals abgenommen waren, in die enge, ſchmutzige Stadt ein, die nur durch ein gutes Pflaſter ausgezeichnet iſt. Da wir den Poſtillonen keinen Gaſthof zu nennen wußten, hielten ſie vor der Poſt, mit der Bemerkung, daß wir daſelbſt trefflich zu Mittag ſpeiſen könnten. Wiewohl in einer der Hauptſtraßen der Stadt gelegen, war das Poſthaus doch nur eine ekelhafte Spelunke. Wir gingen eine von Koth ſtarrende, ſchmale, hühnerſteigartige ſteinerne Treppe hinauf und gelangten in ein nach hinten gelegenes Zimmer, welches einem Schweineſtall glich. Der Schmutz war hier ſo groß, daß wir vor Ekel nicht ausdauern konnten, und ſogleich das Haus wieder verließen.

Schon war inzwiſchen der Wagen in den Hof gebracht worden. Wir befahlen den Poſtillonen, ihn ſogleich wieder auf die Straße zu ſchaffen, und uns damit in die Stadt zu folgen. Unſer Benehmen machte Aufſehen und ſchon ſammelte ſich gloſſirendes Geſindel aller Art. Ich bat den erſten beſten Kerl, mir denjenigen Gaſthof der Stadt zu zeigen, in dem am Vorzüglichſten geſpeiſt werde. Er öffnete ſtatt aller Antwort die Hand; ich ließ ein buona mano (Trinkgeld) hineingleiten, und nun führte er uns nur fünfzig Schritte weiter nach einem in derſelben Straße gelegenen Hauſe, welches er mir als die erſte Trattoria in Capua bezeichnete. Unſer Wagen hielt und mußte hier vor der Thür auf der Straße ſtehen bleiben. Durch die Hausthür gelangten wir ſogleich in eine fenſterloſe Küche, welche das ſchmale Erdgeſchoß des

Hauſes einnahm. In dieſer Küche, die von Schmutz ſtarrte, handthierte halbnacktes Geſindel mit ſchmutzbeſalbten Fäuſten unter einer Maſſe von rohen, blau und blutig ausſehenden und von ſchwarzen Fliegenſchaaren bedeckten Fleiſchſtücken umher. Hier und da ſtanden ſchmutzige Tellerſcherben mit unbekanntem ekelhaften Nahrungsmitteln. Das im Hintergrunde flammende Feuer erleuchtete die ſchwarze Höhle. Zur Rechten des Herdes führte eine enge, ſchmutzige, ſteinerne Treppe zum erſten Stockwerk empor. Von oben ſchallte uns fröhliches Gelächter und das gellende Durcheinander mehrerer italieniſcher Männerkehlen entgegen. Wir traten ein und befanden uns in einer heſperiſchen Trattoria erſten Ranges. Das ſchmale tiefe Zimmer, aus dem das Stockwerk beſtand, wurde durch eine nach dem eiſernen Gitterbalkon führende Thür erleuchtet. In der Nähe der Balkonthür war ein Tiſch gedeckt, an dem fünf oder ſechs italieniſche Officiere von der Beſatzung Capua's und ein Paar Civilperſonen in Hemdsärmeln ſaßen und ihr pranzo*) verzehrten. Der Hintergrund des Zimmers war durch einen hölzernen Verſchlag, welcher dem Wirth und ſeiner Familie als Schlafgemach diente, von der Trattoria geſchieden. Die Thür des Verſchlags ſtand offen, und zeigte ein widerliches Bild der Säuerei und Unordnung. Da lagen Betten, Hausgeräth, Scherben, umgeſtoßene Nachtgeſchirre, Kehricht u. dgl. in friedlicher Eintracht unter und über einander.

*) Collazione, Frühſtück, pranzo, Mittagmahl, cena, Abendmahlzeit.

Die Ziegelſteine des Fußbodens waren vor Schmutz nicht zu ſehen. Ein ekelhafter Geſtank drang aus dem Verſchlage in das Speiſezimmer, und die Thür ließ ſich nicht ſchließen! Mit beſonderer Gier fiel eine Legion von Flöhen über die neuen Gäſte her. O Himmel, hier war's noch ärger, als im Poſthauſe! —

Der Cameriere legte uns einen langen Speiſezettel vor und beeilte ſich einen zweiten Tiſch zu decken, der den Raum zwiſchen der Haupttafel und dem Verſchlage einnahm. Wir konnten indeſſen das Geſchreibſel theils nicht entziffern, theils ſtießen wir auf uns völlig unverſtändliche Kunſtausdrücke der italieniſchen Kochkunſt, und wir überließen dem Cameriere daher, uns ein angemeſſenes Mittagsmahl zuſammenzuſetzen. Dieſer hatte inzwiſchen ein zerknittertes, oft gebrauchtes, von Schmutzflecken ſtarrendes Tiſchtuch aufgelegt und ſervirt, und alsbald begann die Höllenqual unſerer Aetzung! — Zuvörderſt gab es ſchlechte dünne Fadennudelſuppe von Schöpſenbrühe mit multrigem Parmeſankäſe, dann halb rohes, zähes Schöpſenfleiſch, ausgehöhlte und mit Mehlkleiſter gefüllte kleine Kürbiſſe (cucuzzule ripiene), ferner eine Art Schmorfleiſch, welches in einer abſcheulichen, ſtinkenden Sauce ſchwamm, halbrohe, zwiſchen den Zähnen knarrende Kalbaunen, völlig harte, blos in Waſſer gekochte, graugelb ausſehende Macaroni, und Omelets, an denen der Schmutz der Pfanne klebte und die wie gebackene Waſchlappen ausſahen; zum Deſſert endlich eine jämmerliche Art Konfekt, wogegen das Konfekt unſerer ehrlichen deutſchen Pfefferküchler eine köſtli-

che Leckerei genannt werden muß, und Kirſchen. Der Wein war auch hier ein völlig ungenießbares, elendes Geſöff; das Maisbrot, welches man uns vorſetzte, ſchmeckte wie Sauerteig. Und ſo kam es, daß wir hungrig wieder aufſtanden; doch hatten ſich die Flöhe dieſer ſchändlichen Herberge an uns ſatt getrunken. Während wir ſpeiſeten, oder richtiger, während wir mit der Uebelkeit kämpften, die der Anblick und der Geruch unſerer Speiſen hervorbrachte, ſpielte ein blinder alter Kerl die Zither und ſang dazu. Dieſer Geſang, das Schrillen der Saiten und das lebhafte Geſchrei der italieniſchen Unterhaltung am andern Tiſche, wo insbeſondere ein Stabsoffizier wie ein Marktſchreier brüllte, erhöhten die Qualen dieſer Mittagsmahlzeit.

Wenn ich erwäge, daß wir unter den glücklichſten Verhältniſſen dieſe Reiſe machen, daß wir im Stande ſind, das Beſte ohne Rückſicht auf den Koſtenbetrag zu wählen, und daß wir dennoch, mit Ausnahme der wenigen Hauptſtädte, überall ſo elende Bewirthung finden; ſo begreife ich nicht, wie der ärmere Reiſende, namentlich ein ſolcher, der mit Vetturinen fährt, in dieſem Lande ausdauern kann. Die Nahrungsmittel, die einem ſolchen Reiſenden vorgeſetzt werden, müſſen ganz abſcheulich ſein. Man glaube nicht, daß ich lecker bin, und mich nur dann wohl befinde, wenn ich dem Gaumen fröhnen kann; ich verlange nur ein Stück Fleiſch und einen Teller Gemüſe, aber beides muß genießbar ſein.

Da unſer Wagen auf der Straße bleiben mußte, ſo hatten wir, bevor wir ins Haus traten, einem Manne,

der eine ziemlich ehrliche Phyſiognomie zur Schau trug, die Aufſicht über denſelben übertragen. Die italieniſche Mittagsgeſellſchaft empfahl ſich, und wir traten nun auf den Balkon. Unſer zerlumpter Wächter ſchien ſich durch unſer Vertrauen hoch geehrt zu fühlen. Einen ungeheuern Knittel über die Schulter gelehnt, ſchritt er vor dem Wagen auf und ab, und theilte rechts und links unter die verſammelten Müßiggänger, insbeſondere unter die Gaſſenbuben, wenn ſie ſich etwa einfallen ließen, die Räder oder die Deichſelſtange zu berühren, kräftige Prügel aus. Es giebt kein beſſeres Mittel in Italien, ſeine Sachen ſicher zu ſtellen, als ſie der Aufſicht eines Italieners ausdrücklich anzuvertrauen. Da wir ohne Bedienung reiſen, die in Italien völlig überflüſſig iſt, weil man gezwungen wird, ſich von den Leuten des Gaſtwirths bedienen zu laſſen; ſo pflegen wir jedesmal beim Einkehren nur zu fragen, ob der Wagen mit den Sachen ſicher ſei; erfolgt dann eine bejahende Antwort, ſo haben wir nichts zu fürchten. Man hat ſich zwar vor Betrug und Räuberei in Italien in Acht zu nehmen, wird aber gewiß nur ſelten beſtohlen werden.

Als wir lachend vom Balkon herabſchauten, fanden ſich bald von allen Seiten Bettler und Bettlerinnen ein, denen wir reichliche Almoſen zuwarfen. Einige Knaben, die allerlei Purzelbäume machten, erhielten auch eine Kleinigkeit. Alsbald hob aber die ganze Maſſe des Geſindels, welches ſich vor dem Hauſe umhertrieb, die Hände empor. Dadurch entſtand in uns unwillkürlich der Gedanke, kleine Münze unter das Volk zu werfen.

Gedacht, gethan. Welch ein Jubel! Ein einziger Grano ſetzte 50 Menſchen in Bewegung. Wie die Raſenden ſtürzten ſie über einander her und balgten ſich noch, wenn der glückliche Finder, nur von uns bemerkt, längſt mit unglaublicher Schnelligkeit das Weite geſucht hatte. Wir wiederholten das Auswerfen einer kleinen Münze. Dann verſtreuten wir deren mehrere auf ein Mal. Das Geſchrei, das jauchzende Gebrüll der Freude und des Eifers hallte weit die Straßen hinab. Wie ein verworrener Knäul lagen Köpfe, Arme, nackte Beine, Schnallenſchuhe, Spitzhüte, Kleidungsſtücke unter uns im Kothe. Die Bewegung aller dieſer Glieder war ſo ſchnell, daß man einen wimmelnden Ameiſenhaufen zu ſehen glaubte. Wie ein Lauffeuer verbreitete ſich in der Stadt die Nachricht, es ſeien preußiſche Prinzen angekommen, die Geld unter das Volk würfen, und aus allen Richtungen ſahen wir Männer und Weiber herbeiſtürzen, um Theil zu nehmen an dem glücklichen Ereigniſſe. Bei einer neuen Ausſtreuung kam ein kleiner Junge unter die Füße der Menge, und mochte wohl ein Paar arge Tritte erhalten haben, denn er heulte jämmerlich. Kaum bemerkte er, daß wir mit Bedauern auf ihn zeigten, als er auch bei uns im Zimmer ſtand und Schmerzensgeld forderte. Wir gaben ihm eine Kleinigkeit, worauf er vollkommen beruhigt, ja jauchzend von dannen rannte. Abermals flog eine Hand voll Münze unter die Menge. Das Gewühl war noch größer geworden und der Anblick dieſer vor Eifer faſt raſenden Sanskulotten über alle Beſchreibung lächerlich. Uns gegenüber ſtand die Bude

eines Gemüſehändlers. Schon ein Paar Mal war dieſe in Gefahr geweſen, von der ſich hin und her zerren-den Menge umgeſtoßen zu werden. Plötzlich wurde dem Manne in einen Korb Kartoffeln getreten. Augenblick-lich ſtand auch er in unſerm Zimmer, zeigte mit beweglicher Miene auf ſeinen Korb, den er am Arme trug, und worin zwei oder drei zertretene Kartoffeln lagen, und ver-ſicherte uns, daß er einen enormen Schaden erlitten hätte. Wir entſchädigten ihn durch einen Karolin (2 gGr. 7 Pf.), trugen nun aber doch Bedenken, unſere Freige-bigkeit noch weiter auszudehnen; denn die Menſchen-menge hatte ſich ſo vermehrt, daß wir Unordnung be-fürchten mußten, auch ſahen wir, daß eine in der Ent-fernung befindliche Wache aufmerkſam geworden war. Wir verließen daher den Balkon. Das Volk blieb aber unten ſtehen und blickte ſehnſüchtig hinauf, wie wenn ein Hund, der auf den Biſſen harrt, die Bewegungen des Speiſenden verfolgt. In der Stube hatte ſich inzwiſchen die Wirthin, eine junge, anſtändig ausſehende Frau mit ihrem Kinde eingefunden. Wir ließen uns mit ihr in ein Geſpräch ein und liebkoſeten dem Kinde. Wir merk-ten, daß ſie etwas auf dem Herzen hatte; waren aber nicht wenig erſtaunt, als ſie endlich mit der Bitte her-ausrückte, ihr auch ein Geldgeſchenk zu machen! — Wir thaten es, und gleich darauf mußten wir ihr für unſer nicht genoſſenes Mittagsbrot noch 4 Piaſter bezahlen. Unſere Päſſe waren inzwiſchen gebracht worden, und ko-ſteten die gewöhnliche Summe; allein es ſtand uns noch eine andere unerwartete Ausgabe bevor. Wer nämlich

durch Capua fährt, muß einen Paſſierſchein löſen, und dafür nicht weniger als 2 Piaſter zahlen. Aus dem gedruckten Zettel, den wir erhielten, ſchien hervorzugehen, daß dieſe Abgabe wohl eigentlich nur von Vetturinen und nicht von Extrapoſtreiſenden entrichtet werden ſoll; jede Proteſtation von unſerer Seite blieb indeſſen unbeachtet. Der erzürnte Poſtmeiſter würde uns gern 6 Pferde vorgelegt haben; allein in ſo geringer Entfernung von Neapel mochte ihm dies doch zu bedenklich ſcheinen, und es blieb daher bei vier Pferden und zwei Poſtillonen.

Nun galt es in unſern Wagen zu kommen, und das war nicht leicht, weil die Menge des Geſindels noch immer auf die Wiederkehr unſerer Freigebigkeit hoffte. Als wir aus der Thür auf die Straße traten, drängte man von allen Seiten mit Geſchrei auf uns ein. Wir wurden halb in den Wagen gehoben, und mit der gewöhnlichen Schnelligkeit ſauſte dieſer davon. Allein Einige folgten uns im ſchnellen Laufe durch die Stadt und eine weite Strecke zum Thor hinaus, indem ſie fortwährend mit lautem Geſchrei eine Gabe forderten, bis ſie endlich aus Erſchöpfung zurückbleiben mußten.

Der Weg von Capua nach Neapel führt auf einer breiten, aber elenden und ausgefahrnen, ſtaubigen Landſtraße durch eine Ebene, von der man aber nichts wahrnehmen kann, weil ſich rechts und links, ſo weit man ſieht, die ſchon vorhin erwähnten, dick beſtaubten Rüſterpflanzungen mit Weinrebengewinden hinziehen, welche die Gegend verdecken, und die deshalb eben ſo langweilig ſind, als die Zeſſons im lombardiſch-venetian. Gebiete.

Das letzte Städtchen vor Neapel iſt Averſa, welches durch ſeine Bauart auf die Hauptſtadt vorbereitet, auch nicht ganz ſo ſchmutzig iſt, als Capua, und einige freundliche Häuſer enthält. Die Bettler, die hier in zahlloſer Menge unſern Wagen anfielen, waren die unverſchämteſten, die uns auf der Reiſe vorgekommen ſind. Man fährt zwiſchen den beſtaubten Baumfeldern (von Enthuſiaſten Wälder genannt) bis dicht an Neapel und ſieht von dieſer Stadt, wenn man den graden Weg verfolgt, nichts. Der Poſtillon nahm daher einen Umweg. Plötzlich erblickten wir, bei Neapel angekommen, ganz nahe links durch die Bäume einer Allee den röthlich grauen ſtumpfen Kegel des Veſuvs, den wir jauchzend begrüßten, der aber leider auch heute nicht nur nicht Feuer auswarf, ſondern nicht einmal rauchte. Wir fuhren durch eine Akazienallee; der Anblick des Berges war uns ſchnell wieder entzogen, allein rechts umwendend ſahen wir nun Neapel mit dem Kaſtell St. Elmo gekrönt, ſich terraſſenförmig aus dem Meere emporheben.

Ich hatte mir eine Menge goldſtrahlender Kuppeln gedacht; Neapel hat aber nur ſehr wenig Thürme und Kuppeln, und von Gold iſt gar nichts zu ſehen. Bald befanden wir uns am Thore, wo wir die Päſſe abgaben und einen Empfangſchein ſtatt derſelben erhielten. Der Anblick der Straße, in der wir uns befanden, war impoſant, weil ſich zur Rechten das ungeheure, gut abgeputzte Gebäude des Albergo de' poveri erhebt, welches die ganze Seite einnimmt. Während wir hielten, ſahen wir einen Lazzarone in einiger Entfernung von uns am

Wagen ſtehen. Er trug nur Beinkleiderlumpen, aber *ein leidliches Hemde, und amüſirte ſich mit ſeinem Ungeziefer.* Wir fanden es höchſt charakteriſtiſch, daß er, weit entfernt die hüpfenden Thierchen zu fangen und zu tödten (dies würde ja Mühe gemacht haben!), blos zuweilen den Buſenlatz des Hemdes öffnete, ſich vorn etwas überbeugte und die ungebetenen Gäſte heraus auf die Straße ſpazieren ließ.

Es war übrigens ziemlich tod am Thore, und von der gerühmten Lebendigkeit Neapels nichts zu bemerken. Wir durcheilten die Strada nova, die Piazza delle pigne, kamen hier an der prächtig angeſtrichenen Academia degli ſtudj vorbei, gelangten demnächſt über die Piazza dello ſpirito ſanto nach der berühmten Strada di Toledo, bogen dann rechts in die Mauerſtraße, die nach der Chiaja führt, und ſtiegen hier, in der ſchönſten Gegend Neapels, in dem Gaſthof la grande Bretagne bei Anaſtaſio ab, an den wir von Rom aus empfohlen waren.

Drei und zwanzigstes Kapitel.

Wohnung in Neapel. Aussicht von der Chiaja. Küche in Neapel. Kennst Du das Land, wo die Kartoffeln blühn? Lacrimä Christi, ein Krätzer. Der neapolitanische Cicerone Luigi Romano, genannt C'estudire. Der Pausilipp. Die Hundsgrotte. Die Badstuben des heiligen Germano. Der Lago d'Agnano. Neapolitanisches Pflaster. Das Hafenquartier. Schmutz, Lazzaroni und Schweine. Das Fondotheater. Die Piazza del Castello. Der Pagliaß. Nächtliche Stille in Neapel. Glänzender Fleiß der neapolitanischen Schneidergesellen.

Neapel, am 19. Juni.

Wir wohnen fürstlich. Herr Anastasio hat uns die halbe Belletage (in Italien zwei Treppen hoch gelegen), bestehend aus einem Saal und fünf Zimmern, angewiesen. Unserer Versicherung, daß wir mit zweien Zimmern vollkommen ausreichen könnten, wurden gestern allerlei Ausflüchte entgegengesetzt. Es hieß, ein kleineres Quartier werde erst leer werden, wir möchten das jetzige vorläufig behalten. Heute, wo wir gemessen erklären, daß wir eine kleinere Wohnung zu haben wünschen, entgegnet man, der Herr sei nicht zu Hause.

Wir werden uns alſo wohl fügen müſſen. Unſere Zimmer ſind mit aſiatiſcher Pracht möblirt, ſchön gemalt, und mit glänzend politem, braunem Eſtrich verſehen. Im Saal befinden ſich 5 ſeidene Divans und mehrere Kronenleuchter. Die Betten umgiebt ein Himmel von blauer Gaze mit Silberſternchen geſtickt, zum Schuz gegen die vom Meere her eindringenden Mücken. — Von unſerm Balkon genießen wir eine reizende Ausſicht. Die Chiaja iſt eine lange, gerade Straße, die auf der einen Seite von hohen, mit flachen Dächern und Jalouſien, Balkons oder Gitterbrüſtungen vor den Fenſtern verſehenen Häuſern und auf der andern Seite von den Akazienalleen des öffentlichen Spazierganges Villa reale eingeſchloſſen wird, der ſich am Ufer des Meeres hinzieht und nach dem grünen, langgedehnten Vorgebirge des Pauſilipp führt. Zu unſern Füßen ſehen wir alſo die Straßenpaſſage, die Akazienreihen der Villa reale, und jenſeits derſelben breitet ſich der liebliche Golf aus, der rechts von dem ins Meer vorſpringenden Pauſilipp, links aber, in einer Entfernung von etwa 4 deutſchen Meilen, von dem Vorgebirge Sorrent, und vor uns am Horizont von der theils zakig, theils in Wellenform, wie ein ſeltſames blaues Ungethüm aus dem Meere ragenden Felſeninſel Capri begrenzt wird. Der Pauſilipp iſt mit unzähligen Villen bedeckt. An ſeinem Fuße ziehen ſich längs dem Meeresufer die lezten Häuſer von Neapel hin. Ganz nahe zur Linken zeigt ſich uns ein kleiner Theil der Stadt mit dem im Meere liegenden Felſenkaſtell dell Uovo (lezteres ſo genannt von ſeiner

rundlichen Geſtalt), und entzieht uns den Anblick des Hafens und des Veſuvs. Das Meer iſt ruhig; von Zeit zu Zeit ſchweben große Schiffe mit vollen Segeln in ſtolzer Majeſtät über den glatten Spiegel dahin. Die Luft iſt ſo wenig klar, daß alle entfernte Gegenſtände, namentlich Capri und das Vorgebirge von Sorrent, unter einem Flor zu liegen ſcheinen. Die Straße iſt nur Abends belebt. Während des Tages ſehen wir nur wenige Menſchen, einzelne Ochſenkarren und ein Paar einſpännige Kurrikel. —

Der heutige Vormittag war der Ruhe und der Vorbereitung zu unſerm Aufenthalt in Neapel gewidmet. Mittags hatten wir alle Urſache, mit der Küche unſers Gaſthofes zufrieden zu ſein. Wir erhielten, wie immer, außer der Suppe zwölf Schüſſeln; darunter befand ſich auch Kartoffelmuß, welches uns, wie man verſprochen hat, während unſerer Anweſenheit hierſelbſt täglich vorgeſetzt werden ſoll. Iſt das Perſiflage? Sollte die Parodie „Kennſt Du das Land, wo die Kartoffeln blühn?“ hier bekannt ſein? Oder hält man in dem Lande, wo die Citronen blühen, die von uns verachtete Kartoffel ſo in Ehren, daß man glaubt, ſie bei einer leckern Mahlzeit nicht fehlen laſſen zu dürfen? Wie dem auch ſei; wir haben dies Verſprechen dankbar angenommen, denn im ganzen übrigen Italien hat man uns keine Kartoffeln vorgeſetzt, und oft ſchon würden wir eine köſtliche italieniſche Mahlzeit für einen Topf märkiſche Kartoffeln mit Freuden hingegeben haben! — Schwärme von Fliegen bedeckten die aufgetragenen

Speiſen, und wenige Augenblicke genügten, um Alles in Unflath zu hüllen. Zum Deſſert gab es friſche Feigen, vortreffliche Aprikoſen, Kirſchen und kleine Birnen. Als Getränk hatten wir, wie Niemand zweifeln wird, Lacrimá Chriſti erbeten. Wir erhielten einen blaurothen Aſchwein, der ein wenig ſäuerlich ſchmeckte, und von deutſchen Weintrinkern als ein verdammlicher Krätzer zurückgeſetzt worden wäre. In unſern heimiſchen Weinhandlungen pflegt man einen ſüßen, mallagaartigen Wein als Lacrimá Chriſti zu verkaufen. Wir wollten daher nicht glauben, daß wir Lacrimá tränken. Der Wirth verſicherte uns aber, daß wir ächte und wahrhaftige Thränen Chriſti genöſſen, und daß die rothe Sorte dieſes Weins, wenn ſie auf Flaſchen lagere, allmälig braun werde und dann etwas ſüßlich ſchmecke. Er holte darauf eine Flaſche ältern Weines, den er ſelbſt gezogen, und wir waren einſtimmig der Meinung, daß wir Madeira tränken. Wie ſehr irrt man ſich alſo, wenn man ſich unter Lacrimá Chriſti einen lieblich ſüßen Wein denkt! Es mögen auch ſchwerlich außerhalb Italien ächte Lacrimá zu finden ſein, da ſich bekanntlich der italieniſche Wein nicht gut verfahren läßt. Alle italieniſchen Weine, auch die ſchlechten, ſind übrigens ſo feurig, daß man ſie nur mit Waſſer vermiſcht trinken kann; beſonders erhitzend aber wirkte der heutige. Kein italieniſcher Wein iſt den franzöſiſchen an Güte und Lieblichkeit des Geſchmacks gleich zu ſtellen. Auch in dieſer Beziehung

ſind mithin die geprieſenen heſperiſchen Gefilde ſtiefmütterlich behandelt, haben die heſperiſchen Enthuſiaſten — gelogen! —

Unſer hieſiger Cicerone heißt Luigi Romano; wir nennen ihn aber, weil er die Gewohnheit hat, bei allen Explikationen c'est à dire zu ſagen, zu unſerer Ergötzung C'est à dire. Er iſt ein hagerer, dürrer Mann in den Dreißigen, von mittler Größe, blaſſem Geſichte, braunen, überaus gutmüthigen Augen und ſchwarzen Haaren. Er trägt ſich ſehr beſcheiden in Frack und Pantalons, und ſcheint es noch nicht ſo weit gebracht zu haben, als ſein Kollege Moſſiou in Rom. Nachdem wir mit ihm das Nöthige über unſre Anweſenheit in Neapel verabredet hatten, entſchloſſen wir uns, heut Nachmittag den Pauſilipp und die Hundsgrotte zu beſuchen.

Wir fuhren die Chiaja hinunter und erreichten ſchnell den Pauſilipp. Dieſer anmuthig gelegene Berg führt ſeinen Namen ſchon ſeit Plinius Zeiten. Das Wort Pauſilipp muß aus dem Griechiſchen hergeleitet werden und bedeutet das „Aufhören aller Trauer.“ Dieſe Bezeichnung entſpricht dem Reiz der Gegend und dem Zweck, dem die hier einſt von Virgil, Cicero, Lukull, Pompejus und Marius erbauten Landhäuſer gewidmet waren. Der Berg beſteht im Innern aus Sandſteinfelſen, durch welche in gerader Linie ungefähr 700 Schritte weit, eine mit Lavablöcken gepflaſterte, ſehr hohe und ſchmale Durchfahrt von etwa 10 Fuß Breite und 80 bis 90

Fuß Höhe gehauen iſt. Dieſe Straßengallerie oder Höhle nun, in der einige in Zwiſchenräumen angebrachte Laternen einen trüben ungewiſſen Schein über die ſchwarzen feuchten Wände verbreiten, heißt Grotta di Pozzuoli oder di Poſilipo. Der Eingang in die Grotte iſt in Form eines hohen ſchmalen Bogens ausgehauen. Kurz vor demſelben bemerkt man links auf der Höhe des Berges einen alten Steinklumpen, der für Virgils Grabmal gehalten wird. In der Mitte der Höhle iſt eine kleine Kapelle in den Felſen gehauen. Man fährt im Schritte wohl 10 Minuten, bevor man die ſchauerliche Felſenkluft zurückgelegt hat; ein heller Punkt in weiter Entfernung zeigt den Ausgang, durch welchen das Tageslicht entgegenſchimmert. Der Fußgänger kann hier einem gedungenen Meuchelmörder nicht entfliehen; ſelbſt in unſerm Wagen wurde uns unheimlich zu Muthe, als wir uns plötzlich zwiſchen Ochſenkarren, einer Schafheerde und einer Menge von Geſindel ſo eingeengt befanden, daß wir halten mußten. Das verworrene Geſchrei der Leute hallte ſchauerlich wieder in der engen Felſenwölbung. Wir verfolgten die nach Pozzuoli führende Straße, kamen an einigen ſchmutzigen Wohnungen vorüber, aus dem uns Bettelvolk entgegenſtürzte, ſahen auch heute nichts weiter als dick beſtäubte Ulmen und Weinreben, ſchlugen dann einen Seitenweg ein, und gelangten zu einem kleinen grauen See, der von dürren Lavahügeln umgeben iſt, und uns von C'est-

ädire als der Lago d'Agnano bezeichnet wurde. Ich verſichere indeſſen, daß es nicht der Mühe verlohnte, ihn anzuſehen. Am Fuße eines Hügels zur Rechten bemerkten wir ein kleine Thür. C'estädire ſagte uns, daß ſie in die Hundsgrotte führe. Alsbald erſchien der Cicerone dieſer Grotte mit einem Hunde, und lud uns ein, zu folgen. Er öffnete die Thür und wir bemerkten in dem ſchwärzlichen, feuchten, ſand- und thonhaltigen Erdreich eine Höhlung von etwa 10 Fuß Tiefe, 4 Fuß Breite und 9 Fuß Höhe. Den Boden derſelben bedeckte, etwa ½ Fuß hoch, eine ſäuerlich riechende Luftſchicht (kohlenſaures Gas). Ein angezündetes Licht erloſch darin augenblicklich. Nun faßte der Cicerone ſeinen Hund, der mit dem vorzunehmenden Experiment wohl vertraut, kläglich umher blickte, angſtvoll mit der Zunge leckte und zitternd den Schwanz zwiſchen die Füße klemmte, und drückte ihn mit dem Kopf auf den Boden. Der Hund winſelte und verſuchte zu entlaufen, aber es verging keine Minute, als er in Zuckungen verfiel, das Auge zu erſterben anfing und die Zunge in ſeiner weit geöffneten Schnauze blau wurde. Schnell brachte ihn der Mann jetzt wieder ans Tageslicht; noch hatte der Hund Leben; aber er war wie bewußtlos und taumelte hin und her, bis er ſich endlich erholte. Er erhielt nun zur Belohnung ein Stückchen Brot und ſprang bald wieder vergnügt umher. Der Cicerone ſagte uns, daß er ſchon lange mit Hunden

dies Experiment mache, daß aber die dazu benutzten Thiere nicht alt würden. Cesàbire hatte gehofft, daß wir über das uns gezeigte Naturwunder außer uns gerathen würden. Dies war aber, wenigstens bei mir, der Fall keinesweges, da mir dieselbe Erscheinung von Pyrmont her bekannt ist. Der Hundsgrotte wegen braucht man nicht erst nach Neapel zu reisen. Aber es ist nun einmal Mode, in einem fremden Lande tausend Dinge als Merkwürdigkeiten anzustaunen, die man im eignen Vaterlande eben so gut finden könnte, wenn man sich dort nur umzusehen beliebte.

Neben der Hundsgrotte liegt ein kleines einstöckiges Haus, welches uns als die berühmten Stufe (Badestuben) di St. Germano bezeichnet wurde. Der Bewohner derselben öffnete uns und wir fanden im Innern nur einige kleine durch Mauern abgesonderte Räume oder Gemächer ohne irgend einen Hausrath, unten keine Bekleidung des Fußbodens, sondern die nackte Erde, aus welcher Schwefelgeruch und eine erstickende Hitze emporstieg, die sich in dem letzten Gemache, wie man uns sagte, bis zu 40 Grad Reaumur steigerte. Im vordern Raume war auszudauern, und der Mann versicherte uns, daß er hier schlafe. In einer Ecke des zweiten Raumes schlug er mit Hilfe eines Stückchens Schwamm Feuer an. Kaum hatte dieser gefangen, als es am Boden zu rauchen anfing und bald darauf Feuer emporschlug, ungeachtet der bren-

nende Schwamm mindeſtens 4 Fuß davon entfernt war. An einer andern Stelle des Bodens war die Hitze ſo groß, daß ein Stück Geld in wenigen Augenblicken ſchmolz. —

Der Lago d'Agnano iſt ein eingeſunkener Krater, und ſowohl die Hundsgrotte, als dieſe Badſtuben beweiſen, daß der Vulkan noch nicht ganz erloſchen ſein kann. Woher die Badſtuben den Namen des heiligen Germano führen, wußte uns Niemand zu ſagen.

Wir fuhren nach der Stadt zurück, und in derſelben noch etwas ſpazieren. Das Pflaſter Neapels beſteht aus großen, grauen Lavaquadern, iſt aber ſo ausgefahren, daß wir in unſerer Chaiſe auf einem Leiterwagen zu ſitzen glaubten. Die Lava iſt zu mürbe und nutzt ſich leicht ab. Die Chiaja wird daher auch gegenwärtig von Neuem gepflaſtert. Der Weg führte uns am königl. Pallaſt, vor dem Theater S. Carlo und dem Caſtello nuovo vorbei, nach dem Hafenquartier, wo wir ein ungeheures Gewühl von Schiffern, Fiſchern und Lazzaroni, und Schiffe und Barken aller Art erblickten. Mit beſondrer Freude ruhten unſere Augen, indem wir uns von dem ſcheußlichen Unflath, durch den wir fuhren, abwandten, auf der Landzunge von Caſtel a mare und auf dem Veſuv, der jenſeits des Hafens emporſteigt, und bis an deſſen Fuß die Häuſer Neapels ſich hinziehen.

Auch Neapel iſt ein Schmutzneſt! Es gnügt zu erwähnen, daß hier an 50,000 Lazzaroni leben, und daß die Schweine, welche, beiläufig geſagt, in Italien alle nackt und von ſchwarzgrauer Farbe ſind, überall frei in den Straßen herumlaufen. Was der Stadt im Vergleich mit den übrigen italieniſchen Städten eine freundlichere Außenſeite giebt, iſt der Umſtand, daß man hie und da abgeputzte Häuſer und grüne Jalouſien ſieht.

Abends beſuchten wir das Téatro del fondo, in dem wir eine ſchlechte komiſche Oper, aber ausgezeichnete Sänger und Sängerinnen hörten, und namentlich La Blache bewunderten. Vor einem Hauſe der Piazza del Caſtello hatte ein Pagliaß ſein Gerüſt aufgeſchlagen; das Volk hatte ſich zahlreich verſammelt und jauchzte ſeinen Späßen Beifall zu. Als wir in der Nacht aus dem Theater nach Hauſe zurückkehrten, ſahen wir ihn beim Scheine einiger wenigen Lampen noch in voller Thätigkeit. Wiewohl es noch nicht Mitternacht war, fanden wir doch die Straßen im Ganzen nur noch wenig belebt, was uns ſehr auffiel, da wir ſtets geleſen haben, daß das Menſchengewühl in Neapel, beſonders des Nachts, außerordentlich ſei. Allein der Himmel ſcheint es nun einmal über uns verhängt zu haben, daß wir Alles anders finden ſollen, als Andre. Die Kaffeehäuſer und Sorbettobotteghen, ſo wie die Werkſtätten und Läden der Schneider,

waren noch geöffnet und rüſtig ſchwangen die Schneidergeſellen noch ihre Nadel. C'eſtàdire belehrte uns, daß die Geſellen hier bis um Mitternacht arbeiten müßten. Das würde unſern deutſchen Handwerkern ſchlecht gefallen.

Vier und zwanzigſtes Kapitel.

Der Cameriere im Einverſtändniß mit Waarenverkäufern. Lügenhafte Darſtellungen der italieniſchen Mahler. Saure Apfelſinen in Neapel. Die Orange iſt gar keine italieniſche Frucht. Der Strand der heiligen Lucia. Der Molo und Leuchtthurm. Der Charlatano. Hafenquartier und Lazzaroni. Die Magdalenenbrücke. Portici. Der Pallaſt zu Portici. Der Patriarch der italieniſchen Bettler. Ueber die Bevölkerung von Neapel und der damit zuſammenhängenden Ortſchaften. Reſina. Das Theater zu Herculanum. Enttäuſchung in Herculanum. Das St. Carlotheater. Montecchi e Capuleti. Signora Ronci de Begnis. Opernmuſik und Ballet in Neapel. Stille und Aufmerkſamkeit im Theater. Mangel an Damenſchönheit. Auch in Neapel giebt es keine Nationaltracht. Nationalphyſiognomie iſt in Italien nur unter dem gemeinen Volke zu finden. Der König und die Königin. Neapolitaniſches Militair. Schlechte Beleuchtung der Stadt.

Neapel, am 20. Juni.

Wie in Florenz und Rom finden wir des Morgens, wenn wir aufgeſtanden ſind, Kunſt- und Galanterieſachen in unſerem Salon zur Anſicht ausgelegt. Hier ſind es verarbeitete Lava, Korallenſchmuck, An-

ſichten von Neapel und ſeiner Umgegend in Gouache gemahlt, alte Münzen und dergleichen. Der Cameriere fragt höflich an, ob der Verkäufer eintreten dürfe, und iſt dies einmal geſchehen, wird man den Letztern nicht wieder los. Man kauft, und Beide theilen den Profit. Wir haben viel gekauft, um ſo ſicherer dürfen wir darauf rechnen, daß wir von nun an noch mehr werden überlaufen werden. Die Zudringlichkeit dieſer Italiener kennt keine Grenzen. Kauft man nicht, wird man ſogleich mit Geringſchätzung behandelt.

Wie ſchön ſind dieſe Anſichten Neapels in den lebhaften Gouachefarben! Sie ſind es vorzüglich, welche falſche Begriffe über Neapel verbreiten. Die Phantaſie der Mahler iſt dabei thätig geweſen, und zwar die Phantaſie von Italienern, welche gern die ganze Welt nach Italien locken möchten, um deſto mehr gewinnen zu können. Mit einem Worte, das glänzende Farbenkolorit der in Italien gemahlten Anſichten italieniſcher Gegenden iſt — frech erlogen. Es ſieht hier nicht ſo aus, wie man es uns ſo gern glauben machen möchte. Es iſt recht ſchön in Neapel; allein ſelbſt hier nicht ſchöner als in vielen Gegenden unſers Vaterlandes. Und ſo wie die italieniſchen Bilder alle Landſchaften Italiens verſchönt darſtellen, ſo haben wir in Deutſchland umgekehrt die Natur immer ſchöner gefunden, als die Abbildung.

Der heutige Vormittag war der Beſchäftigung mit unſern entfernten Lieben geweiht.

Mittags erhielten wir Apfelſinen zum Deſſert, welche vor Säure nicht zu genießen waren. Wenn wir dies im lieben Vaterlande erzählen, wird man uns nicht glauben. Wir fragten, ob es denn auch hier keine beſſern Apfelſinen gebe, erhielten aber zur Antwort, daß dieſe Frucht auch in Neapel nie beſſer ſchmecke, und daß die gute Sorte nur auf Sicilien gedeihe. Wer alſo die Früchte Heſperiens genießen will, thut wohl, ſie im deutſchen Vaterlande zu kaufen! Ich weiß überhaupt auch nicht, wo hier in oder bei Neapel Orangen gewonnen werden. Im Garten hinter unſerm Gaſthofe ſtehen drei oder vier Orangenbäume; ſonſt aber haben wir, ſo weit wir bis jetzt Neapel kennen, auch keine Spur von ſolchen Bäumen wahrgenommen. Ich zweifle nicht, daß ſich in den Gärten der Caſini und Villen dergleichen finden; allein wie kläglich ſieht es dann aus mit den Orangenwäldern Italiens! — Mit gleichem Rechte können wir Nordländer dann von Aepfel-, Birnen- und Pflaumenwäldern reden. Es iſt eine kühne poetiſche Licenz, Gartenpflanzungen in Wälder umzuwandeln! — Ich will dem armen Lande Italien auch gern vergeben, daß es Orangenwälder nicht hervorbringt, fabelte man nur nicht ſo viel von dieſem Schmuck der heſperiſchen Gefilde. Vermuthlich wiſſen alle die Enthuſiaſten, welche Italien überſchätzen, nicht, daß die Orange gar keine italieniſche Frucht iſt und die Orangengewächſe oder Agrumen vielmehr aus dem Orient ſtammen, daß die Alten erſt durch Juba, König von Mauritanien,

von dieſen Gewächſen Kenntniß erhalten haben, und daß insbeſondere die Apfelſine erſt von den Portugieſen aus China nach Europa gebracht worden iſt.

Nach Tiſche beſuchten wir Portici und Herculanum. Wir kamen am Strand der heiligen Lucia vorüber und hielten am Molo ſtill, wo wir am Leuchtthurm des reizenden Anblicks über die Stadt und die Vorſtädte nach Portici hin, über den Veſuv und Caſtel a mare genoſſen. Auf dem Molo war eine Menge Geſindels um einen zerlumpten Kerl verſammelt, der mit ſeltſamen Fratzen und Geſtikulationen ein Gedicht recitirte. Es war ein ſogenannter Ciarlatano. Die lauten Ausrufungen des Volkes bewieſen, daß er ihnen einen anregenden Stoff, vielleicht die Geſchichte Maſaniello's, vortrug. Wir fuhren, indem wir das Meer zur Rechten behielten, durch das Gewühl des Hafenquartiers, wo wir die Lazzaroni faſt nackt in der Sonne liegend oder im Meere badend, zahlloſe Schiffer mit ihren rothen Mützen und eine Menge von Buden mit Seeerzeugniſſen erblickten, während ſich eine lange Häuſerreihe zur Linken am Strande hinzog. Dann gelangten wir zur Magdalenenbrücke, die über den Sebeto führt, und mit den Statuen des heiligen Nepomuk und heiligen Januars geziert iſt, und bald befanden wir uns in der endloſen, auf beiden Seiten von Landhäuſern und Gärten eingeſchloſſenen, am Meere hinführenden Straße, die eine Vorſtadt Neapels und mit dem Dorfe Portici unmittelbar verbunden iſt. Nach drei Viertelſtun-

den erreichten wir Portici, welches wegen seiner hohen, steinernen, mit Gitterbrüstungen an den Fenstern, zum Theil recht hübschen Häusern, noch mehr als irgend ein anderes italienisches Dorf, einem Städtchen gleicht und außerordentlich volkreich ist. Plötzlich schien die Straße durch ein ansehnliches Quergebäude verschlossen. Es ist dies ein Seitenflügel des königlichen Pallastes von Portici, welcher mit den Häusern des Dorfes zusammenhängt. Die Landstraße führt mitten durch den Pallast. Bevor wir in den Hof desselben gelangten, wurden wir mit wüthendem Geschrei von mehrern Bettlern angehalten, unter denen sich ein blinder zerlumpter Greis auszeichnete, der uns mit seinem schneeweißen Bart und Haupthaar, seinen rothen erloschenen Augen und seinem hohen Stabe der Patriarch aller italienischen Bettler zu sein schien.

Im achteckigen Hofe des Pallastes überzeugten wir uns, daß letzterer von schöner Bauart ist. Im Innern des Pallastes erblickten wir Pracht mit Geschmack vereinigt und nicht ohne Verwunderung in einem der Zimmer Murats Bild und das Bild der Mutter Napoleons, beide in Lebensgröße. Wer an die Geschichte der neuern Zeit denkt, wird den jetzigen König von Neapel wegen dieser Freisinnigkeit ehren müssen. Die große Façade des Pallastes geht nach dem Meere heraus. Hier hat man von einer Terrasse die freundlichste Aussicht. Zur Rechten erblickt man den Golf, Neapel mit seinen Hügeln, den

Pauſilipp und Iſchia; zur Linken Sorrent, Maſſa und Capri. Der Garten des Pallaſtes erſtreckt ſich bis an das Meeresufer. Wir hatten keine Luſt, ihn näher in Augenſchein zu nehmen, da wir vor Begierde brannten, Herculanum kennen zu lernen.

In faſt ununterbrochener Folge ſchließen ſich der Vorſtadt Neapels die Dörfer Portici, Reſina, Torre del Greco und Torre dell' Annunziata, ſämmtlich am Fuße des Veſuvs gelegen, an, ſo daß in gewiſſer Hinſicht die Bevölkerung aller dieſer Ortſchaften der von Neapel zugezählt werden kann. Die, welche ein Gefallen daran finden, lügenhafte Gerüchte über Italien zu verbreiten und die insbeſondere Neapel als eine Wunderſtadt ſchildern, entblöden ſich nicht, zu behaupten, daß es 400,000, oder gar eine halbe Million Einwohner habe. Allein ich bin überzeugt, daß es nicht viel über 320,000 Einwohner enthält; es müßte ſonſt belebter erſcheinen, als wir es bis jetzt gefunden haben*). Wien iſt viel lebhafter, als Neapel. —

In wenigen Minuten hatten wir Reſina erreicht. Vor einem unſcheinbaren Hauſe hielt der Wagen. Man öffnete die Thüre; wir ſtiegen ſofort eine Treppe

---

*) Daß ich mich, als ich dies ſchrieb, nicht täuſchte, geht aus dem in der berliner Voſſiſchen Zeitung vom Jahre 1834, Stück 114 erſichtlichen officiellen Schreiben d. d. Neapel, den 1. Mai des gedachten Jahres hervor, wonach die Bevölkerung dieſer Stadt 338,256 Seelen beträgt.

hinab und gelangten, bei dem Scheine einer Fackel, in einen unterirdiſchen Gang von ungleicher Höhe und Breite, in dem ſich hin und wieder feuchte Wände und geſchwärztes Mauerwerk verſchiedener Geſtalt, vermöge des ſpärlichen Lichtſchimmers in undeutlichen Formen, auch Treppenſtufen, zeigten. Ein hier ſich aufhaltender Cicerone ſagte uns, daß wir uns in dem großen Theater von Herculanum befänden! Auch hier ſahen wir uns alſo getäuſcht. Aus einem andern Gange gelangten wir durch eine Oeffnung in einen weiten, rund ausgemauerten Brunnen von ungewöhnlicher Tiefe. Die Oeffnung durchbricht, etwa in der Mitte der ganzen Höhe des Brunnens, die Seitenwand deſſelben, und führt auf eine Art von Balkon. Mit großem Intereſſe betrachteten wir unter uns in der Tiefe die ſteinerne Treppe, welche, als der Prinz von Elboeuf im Jahre 1720 den Brunnen graben ließ, zuerſt entdeckt und ſo die Veranlaſſung zur Wiederauffindung von Herculanum geworden iſt. Das von oben durch die weite runde Umbrüſtung des Brunnens eindringende Tageslicht geſtattete alle Gegenſtände genau zu unterſcheiden. Wir verließen dieſe unterirdiſchen Herrlichkeiten ſehr gern und begaben uns durch eine enge, von Unflath ſtarrende Seitenſtraße des Dorfes nach den offenen Ausgrabungen Herculanums. Da die Aſche, welche bei dem Ausbruch des Veſuvs im Jahr 79 Herculanum und Stabiä bedeckte, durch den Hinzutritt von gleichzeitigen Waſſerausſtrömungen des Vulkans, zu einer feſten, faſt unzerbrechlichen Maſſe

erhärtet iſt; ſo bietet die Ausgrabung dieſer beiden Städte größere Schwierigkeiten, als die von Pompeji, welches unter trockenen Aſchenſchichten liegt. Den Ausgrabungen von Herculanum ſtellt ſich insbeſondere auch noch der Umſtand entgegen, daß die Dörfer Portici und Reſina darauf liegen und man dieſe Ortſchaften völlig zerſtören müßte, wenn man die alte Stadt ganz wieder zu Tage fördern wollte. Man hat daher nur einen ſehr kleinen Theil derſelben frei legen können und einzelne Stellen wieder verſchütten müſſen, nachdem die gefundenen Alterthümer herausgenommen und dem Muſeo in Neapel einverleibt worden ſind. Mit unausſprechlichem Gefühl traten wir in die ausgegrabene, freiliegende Straße. Allein dieſe Rührung ſollte nicht erhebende Begeiſterung werden; die Enttäuſchung griff auch hier mit ſcharfen Krallen in unſere Bruſt. Wer mit den Klaſſikern in der Hand erzogen worden, wer die Alten aus ihren Büchern und ihren Thaten liebgewonnen, der macht ſich ein glänzendes Bild von ihrer Größe. Wer aber außerdem die Trümmer des Koliſeums geſehen, der wähnt, eine aufgegrabene Stadt des Alterthums müſſe überall den Stempel der Größe an ſich tragen, oder doch überall einen vorgerückten Culturzuſtand ſeiner Bewohner bekunden! Was ſahen wir dagegen? Eine mit Lava gepflaſterte an der Seite mit ſchmalen Trottoirs verſehene Straße, ſo eng, daß wir nicht begreifen, wie ſich hier zwei Wagen ausweichen konnten, und etwa zwanzig einſtöckige, dach- und fen-

ſtenloſe Häuſer von Backſteinen, deren Wände und Fußböden vollkommen erhalten ſind, ſo klein und unbedeutend, daß man ſie eher für Wohnungen der Liliputaner, als für die der Alten halten würde! — Noch haftet die Farbe an den Wänden; in der Regel ſind ſie roth oder gelb und mit Grotesken in verſchiedenen Farben bemahlt. Die Fußböden zeigen ſich mit ſchwarzen und weißen Steinchen muſiviſch ausgelegt; enthalten jedoch nur ganz einfache Muſter, oft ſind ſie nur ſchwarz und weiß punktirt. Die wenigen Säulen, welche wir ſahen, waren zum Theil neu aufgemauert. Einzelne Häuſer haben einen von Säulentrümmern umgebenen kleinen, viereckigen Hof. Rings um einen ſolchen Hof läuft, die Baſis der Säulen entlang, eine ſteinerne Rinne, oder ein Impluvium, beſtimmt das Regenwaſſer in einer unter demſelben befindlichen Ciſterne zu ſammeln. Ueber dieſer erhebt ſich eine runde Umſchrotung von Marmor, wie bei uns die Steinbrüſtung eines Ziehbrunnens, jedoch etwa nur 2 Fuß hoch und 1¼ Fuß im Durchmeſſer enthaltend. Oben am Rande derſelben bemerkten wir noch Einſchnitte, die von dem einſt gebrauchten Stricke des Eimers herrühren ſollen. Im Hintergrunde war ein Gebäude ausgegraben, welches zwei Stockwerke gehabt zu haben ſcheint. Im Erdgeſchoß zeigte ſich hier eine viereckige Oeffnung, die mit dicken, aber ſchon ganz oxydirten und formloſen Eiſenſtangen vergittert iſt und, wie der hier angeſtellte Cicerone bemerkte, ein Gefängniß geweſen ſein mag.

Einige wenige Arbeiter waren unter Aufſicht eines Kommiſſarius mit weitern Ausgrabungen läſſig beſchäftigt. Ueber die ausgegrabenen Häuſer blickten die durch den Spaten freigelegten Wände des weinbebauten Aſchenhügels, unter denen dieſer kleine Theil von Herculanum begraben lag. Eine ſechsfache Aſchenlage bedeckt die Stadt 65 Fuß hoch, ein Beweis, daß es nach der Eruption vom Jahre 79 noch fünf mal der Wuth des Vulkans Preis gegeben geweſen iſt. An einzelnen Stellen hatten wir Gelegenheit, die verſchiedenen Schichten der Aſche und ſchmale Streifen von verkohltem Holz oder von oxydirtem Eiſen zu unterſcheiden. Ich nahm eine ſolche Kohle aus ihrer Aſchenumhüllung. Sie bot beim Zerbröckeln noch einigen Widerſtand, und war noch keineswegs völlig verwittert; ja man konnte noch die Adern des Holzes erkennen. Das Eiſen oxydirt ſich in der Erde und verliert ſeine Farbe und Geſtalt; dagegen werden alle Gegenſtände aus Bronze vollkommen erhalten an das Tageslicht gefördert. Man zeigte uns auch eine ganz unbeſchädigte bronzene Lampe, die ſo eben gefunden worden war.

C'eſtadire bemerkte übrigens, daß die Ausgrabungen Herculanums nur unbedeutend ſeien, und verwies uns auf Pompeji. Dort iſt, ſagte er, ſo viel aufgedeckt, daß man 7 Stunden in den Ruinen umhergehen kann. In Pompeji alſo wird ſich hoffentlich unſere Erwartung erfüllen; dort werden wir überall die erhabene Spur der Alten wahrnehmen. —

Den Abend, oder richtiger den erſten Theil der Nacht, verbrachten wir im Theater St. Carlo. Man iſt hier etwas vernünftiger als in Rom, indem die Vorſtellungen um 9 Uhr beginnen. Die Säulenfaçade und das prächtige Frontiſpice des St. Carlotheaters ſind ſchön. Beide bringen jedoch keinen großartigen Eindruck hervor, weil das Haus in dem engen Durchgange gelegen iſt, welcher von der Straße Toledo nach dem Largo di Caſtello führt. Nach dem Brande im Jahr 1815 iſt das Gebäude von Nicolini ausgebaut worden. Im Innern bewundert man zuvörderſt die ſchönen, breiten Treppen und Corridors. Der Schauplatz aber imponirt eben ſo ſehr durch ſeine außerordentliche Größe als durch die Goldpracht der Verzierungen. Das Parterre hat 78 Fuß Tiefe und 50 Fuß Breite. Das Haus enthält 6 Reihen Logen, wovon 24 auf den erſten Rang kommen, während ſich in jedem der übrigen Ränge 26 befinden. Oben über dem Vorhange erblickt man die Figur eines Greiſes in Hautrelief, welche die Zeit darſtellt und mit einem Stabe nach den römiſchen Ziffern einer großen Uhrſcheibe zeigt. Dieſe dreht ſich, und ſo ſcheint es, als ob ſich der vorgeſtreckte Arm nach den Stunden bewege.

Man gab Bellini's Oper: Montecchi e Capuleti; Signora Nenci de Begnis ſang die Partie des Romeo mit unübertrefflichem Ausdruck und höchſter Kunſtfertigkeit. Ich werde die weichen, ſchmelzenden Flötentöne dieſer Nachtigallenkehle nie vergeſſen. Im Uebrigen war die Oper nur ziemlich gut beſetzt, auch die Muſik im Ganzen nur leidlich; den höheren Anforderungen an

die Kunſt wurde nicht entſprochen; von ſeiner Nüancirung und von der Verkörperung des Orcheſters zu einem Inſtrument war nicht die Rede. Die Muſik liegt in Italien in ihren letzten Zügen! — Zwiſchen dem erſten und zweiten Akt der Oper hatte man, wie dies in ganz Italien Sitte iſt, ein Ballet eingeſchoben. Es ſtellte auf mittelmäßige Weiſe das Ende Karls des Kühnen vor, und entſprach auch nicht im Entfernteſten den Erwartungen, die wir uns nach dem Ballet, welches wir in Florenz ſo aufrichtig bewundern mußten, gemacht hatten. Samengo, der vorzüglichſte Tänzer Neapels, war auf ſeiner Villa; die übrigen Tänzer und Tänzerinnen ſtehen weit hinter denen des berliner Theaters. Alſo abermals eine Enttäuſchung! Gerade in Neapel hatte ich gehofft das non plus ultra der Oper und des Ballets zu finden. Und muß ich denn nicht überdies erwähnen, daß wir in St. Carlo mehr als irgendwo von wüthenden Flöhen gequält und dadurch unempfänglich gemacht wurden für einen Kunſtgenuß?

Das ungeheuere Haus war ſehr gefüllt. Wir hatten geglaubt, daß wir es wenigſtens hier im volkreichen Neapel vor Lärm im Theater nicht würden aushalten können, und daß bei der ſüdlichen Lebhaftigkeit der Zuſchauer unabläſſig der Sturm des Beifalls brauſen würde. Mit Nichten. Es herrſchte heut wie geſtern die größte Ruhe im Theater; das Publicum hörte mit geſpannter Aufmerkſamkeit zu, nur einmal regten ſich die Hände nach einer Bravourarie Romeo's zum Applaus.

Schon geſtern hatten wir die verſammelten Damen

gemuſtert, und auch heute iſt dies unſererſeits geſchehen. Die Schönheiten Italiens bleiben uns aber unſichtbar, nach wie vor. Ueberall finden wir ganz gewöhnliche Geſichter. Wenn aber irgend in Italien erträgliche Geſichter unter dem weiblichen Geſchlecht angetroffen werden, ſo iſt es gerade in Neapel, und von dieſer Stadt berichten die Reiſenden im Gegentheil, es habe die häßlichſten Weiber. Auch hier giebt es keine beſondere Nationaltracht. Nationalphyſiognomie findet ſich in Italien wirklich nur unter dem gemeinen Volk. So oft wir bis jetzt in einem italieniſchen Theater geweſen ſind, ſelbſt hier in Neapel, ſahen wir eine Menge von Männern und Frauen mit blonden Haaren und blauen Augen und franzöſiſche und deutſche, namentlich wiener Trachten, ſo daß wir nur durch die Sprache an Italien erinnert wurden.

Auffallend war uns heute endlich noch, daß lediglich Officiere den vordern Theil des Parketts im St-Carlotheater einnahmen. Sie haben hier ihre feſten Plätze. Der König und die Königin wohnten mit dem ganzen Hofe in einigen Seitenlogen des erſten Ranges links am Proſcenio der Vorſtellung bei. Jede Bewegung dieſer hohen Perſonen wurde von den Officieren ſorgſam mit den Augen gehütet; ſobald Jemand in den königlichen Logen aufſtand, erhoben auch ſie ſich ſogleich ehrfurchtsvoll von ihren Sitzen. Während der ganzen Vorſtellung bemerkten wir vorn auf der Bühne rechts am Proſcenio den königl. Logen gegenüber einen

Gardiſten mit angezogenem Gewehr, der ſeinen Blick unausgeſetzt auf den jungen Monarchen gerichtet hatte.

Ich darf nicht unerwähnt laſſen, daß das neapolitaniſche Militair ſehr ſchön und ganz nach preußiſchem Schnitt, theils blau, mit rothem Kragen, theils roth, mit weißen Beinkleidern uniformirt iſt. Insbeſondere gewährt die Garde, welche rothe Montirungen und hohe Bärmützen trägt, und zu welcher die ſchönſten und kräftigſten Männer gewählt werden, einen ächt kriegeriſchen Anblick. Der König war in Uniform und ſcheint die Soldaten ſehr zu begünſtigen. Er bedient ſich ihrer vorzugsweiſe zur Vollſtreckung polizeilicher Maaßregeln. Wohin man in Neapel kommt, findet man Cavallerieposten zu Pferde; ſelbſt der abendliche Corſo der Equipagen auf der Chiaja wird durch dergleichen Poſten in Ordnung gehalten.

Als wir aus dem Theater nach Hauſe fuhren, hatten wir Gelegenheit, die ſchlechte Beleuchtung Neapels zu bemerken. Es iſt Neumond, und es herrſcht in vielen Straßen ägyptiſche Finſterniß

Fünf und zwanzigſtes Kapitel.

Schlafloſigkeit veranlaßt durch Ungeziefer. Trübe Luft der heſperiſchen Gefilde. Der Kapuciner und ſein Kurrikel. Bauart von Neapel. Die Toledoſtraße. Höhlenhafte Kramläden. Handwerker arbeiten im Freien. Wechsler und Notare. Brüllende Kleinhändler. Köche. Macaroni. Zwiebelgeſtank. Saure Apfelſinen. Limonadenbuden. Grunzende Schweine. Halbnackte Lazzaroni, die ſich das Ungeziefer abſuchen. Weltgeiſtliche, Bettelmönche, Hausnonnen und gottgeweihte Kinder. Neapolitaniſche Barbierläden und italieniſche Barbiere überhaupt in dem königl. Pallaſt. Die Kirche des heiligen Franz von Paula. Das Albergo de' poveri. Neapels Kaſtelle. Fontainen. Die Corbettebottega. Scheußliches Bettlergeſindel. Deſſert. Fahrt nach Pompeji. Elende Umgegend Neapels.

Neapel, am 21. Juni.

Was hilft der ſpiegelblanke Eſtrich unſerer Zimmer, was der luftige Gazehimmel über unſeren Betten, was nützt es uns, daß es auf der Chiaja in der Nacht ſo ruhig iſt, als in einer kleinen deutſchen Landſtadt! Der Landplage Italiens, den Flöhen, entgehen wir nirgend, und ſo kommt kein Schlaf in unſre Augen. Zu den Flöhen geſellen hier ſich auch noch

die Mücken, weil wir ſo nahe am Golf wohnen. Haben wir uns matt und müde aus dem Bette erhoben, ſo ſummen uns im Salon von unſerm Frühſtück ſchwarze Fliegenſchaaren entgegen. Auch hier iſt das Frühſtück ſtets ſchon aufgetragen; Zuckerdoſe, Semmel und Butter ſind mit Weinlaub bedeckt, um die erſten Angriffe des Ungeziefers abzuhalten. Nimmt man aber die Hülle weg, ſo zeigt ſich Alles von Fliegenunflath dick beſudelt. Die Semmel iſt übrigens hier zu genießen.

Wir öffnen jeden Morgen die Balkonthüren und erquicken uns an der friſchen Morgenluft, die vom blauen Golf uns entgegen weht, und begrüßen Capri, das ruhende Meerungeheuer. Auch heute iſt es nicht hell, die beiden Felſenarme, die den Golf umſchließen, liegen unter trübem Schleier. Wann endlich werden wir in Italien die geprieſene Klarheit der Luft kennen lernen? — Die Staffage war abermals wenig belebt; mit Ergötzen ſah ich indeſſen einen Kapuziner auf einem Kurrikel ſpazieren fahren. Dieſe zweiräderigen, einſitzigen Wagen ſind roth, ohne Verdeck und werden von einem am Kopfe mit einem Federbuſche gezierten Pferde gezogen. Hinten auf ſteht der Fuhrmann mit der Peitſche. Die Kapuze des frommen, wohlgenäheten Vaters war zurückgefallen und enthüllte ein lebensluſtiges Geſicht mit blank polirter Glatze, ein zerlumpter Lazzarone mit nackten Beinen leitete von hinten Rößlein und

Wagen, und peitſchte wacker darauf los. Es war ein origineller Anblick.

Nach dem Frühſtück nahmen wir abermals die Stadt in Augenſchein. Ich habe ſchon erwähnt, daß die neapolitaniſchen Häuſer oben völlig flach ſind. Die hohen, nackten Mauern derſelben endigen oben rings herum in einen geraden, glatten Rand ohne alle architektoniſche Verzierung, ſo daß man im Orient oder in Nordafrika zu ſein wähnt. Die bis auf den Fußboden der Zimmer reichenden Fenſter und die eiſernen Bruſtwehrgitter vor denſelben, ſo wie die Jalouſien vertreten daher gleichſam die Stelle der Zierrathen. Auch hier ſind alle Häuſer durchaus maſſiv. In ganz Italien giebt es kein hölzernes Haus, kein Gebäude mit Fachwerk. Die Enthuſiaſten finden hierin einen Vorzug; es iſt aber nur ein abermaliger Beweis der Armuth des Landes. Die Italiener bauen alles von Stein, weil — ſie kein Holz haben. Sie brennen daher auch nur Reisbündel. Bauholz muß eingeführt werden.

Mit Ausnahme der Chiaja, der Toledoſtraße, der Strada nova, der Strada di St. Lucia, des Strandes und der Plätze iſt Neapel ſo eng, winkelig, hügelig und dunkel gebaut, wie irgend eine andere italieniſche Stadt; mit dem Schmutze aber iſt's, wie ich mich immer mehr überzeuge, faſt noch ärger als in andern italieniſchen Ortſchaften. In den engen Straßen wird dem Fremden um ſo unheimlicher zu Muthe, als die Häuſer in der Regel mehr als ſechs Stockwerke

haben, ſo daß nur ein Streif des Tageslichts von oben hineinfällt. Ueberall erblickt man ekelhaftes Geſindel neben ſchönen Karoſſen.

Ein Umſtand aber iſt es, durch den ſich Neapel von allen übrigen italieniſchen Städten vortheilhaft unterſcheidet. Vergebens ſucht der Fremde im ganzen übrigen Italien das ſchöne Geſchlecht an den Fenſtern oder auf der Straße. Die Eiferſucht der Männer birgt es hinter dicken ſchwarzen Mauern. Nur bei beſonderen Gelegenheiten, bei Feſten z. B. und in den Kirchen, bekommt man unverheirathete Frauen zu ſehen *). Hier in Neapel aber zeigten ſich gleich bei unſerer Ankunft, als wir durch die Toledoſtraße fuhren, freundliche Bilder der Häuslichkeit und Geſittung. Die Straße lag im Schatten; die langen Fenſterflügel waren geöffnet, hier und dort ſaßen, bis auf die Füße ſichtbar, Mutter und Tochter anſtändig gekleidet, mit weiblicher Arbeit beſchäftigt, oder ſich froh unterhaltende Herren und Damen hinter den Balkongittern der Fenſter. Lebhaft wurden wir dadurch an die ſchöne Heimath erinnert.

In der Toledoſtraße befindet ſich eine Menge eleganter Kaufläden. Ohne die eigenthümliche ouen-

*) Beim abendlichen Korſo erſcheinen zwar die vornehmen Damen in ihren Karoſſen; doch ſieht man dann nur verheirathete Frauen mit ihren Männern oder Matronen. Und ſind nicht dieſe Wagen wieder eine trennende Scheidewand? —

talische Beschaffenheit der Häuser würde diese Straße indessen nicht besonders auffallen. Deutschland und Frankreich haben zahlreiche Städte, die mit viel reichern Kaufläden geziert sind. In den schlechtern und engern Straßen Neapels sieht man dagegen nur höhlenhafte Kramläden, und in den untern Stockwerken nirgend ein Fenster; die dürftige Beleuchtung geschieht durch die offenstehende Thür. Alle Gewerbe werden natürlich auch hier ohne Scheu auf offener Straße betrieben. An einigen Orten sind Wechslertische ausgestellt, wo man um ein Billiges betrogen werden kann. Notare sitzen auf freier Straße mit Feder und Tintenfaß und sind für Geld und gute Worte bereit, Justiz zu administriren. Auch hier erschallt unaufhörlich das markdurchbohrende Geschrei der Kleinhändler, Obstverkäufer, Fischer, Bettler und Amorraspieler. C'estädire erzählte uns, daß dies Spiel nur auf der Straße gespielt werden dürfe und in den Häusern mit schwerer Strafe verpönt sei, weil es bei der Wuth und Leidenschaftlichkeit des Volkes nur zu oft mit einem Morde endige. An den Ecken kauern hier und da scheußliche alte Weiber, die Mais oder Muscheln rösten und diese klägliche Kost dem neapolitanischen Gesindel verkaufen. An andern Orten zeigen sich hinter freistehenden Tischen schmutzige Köche, welche die Entsetzen einflößenden Erzeugnisse ihrer Kunst dem Pöbel anpreisen, neben den Tischen schmort auf eisernen Pfannen an der Erde die stinkende Knoblauchswurst

und das gelbgraue Wurmgewinde ſteinharter und ſandiger Makaroni. In manchen Gegenden ſahen wir mit kothigen Fäuſten aus elendem, grauem Maismehl Makaroni fabriciren; an vielen Häuſern hingen die noch naſſen Makaroni in vier- und fünffachen Garnituren, wie Franzen, jeder Gattung von Staub ausgeſetzt, zum Trocknen aus. Am ſchmutzigen Strande hinter dem Hafendamm wurden Muſcheln, Seefiſche, Seekrebſe und andere Erzeugniſſe des Meeres dargeboten, den Lazzaronis auch halb faul noch willkommene Speiſe. Allein vor allen iſt die Zwiebel das Lieblingsgericht des Neapolitaners. Wir haben hier ſelbſt mit Perſonen aus dem Mittelſtande uns nicht ohne Ekel unterhalten können, weil ſie auf 6 Schritte ſtanken. Die hier im Süden angebaute Zwiebel hat einen noch durchdringendern Geruch, als die unſrige. In allen Straßen werden Orangen feil geboten, die indeſſen, wie ſchon erwähnt, ſauer und ſchlecht ſind. Einen angenehmen Anblick aber gewähren die zinnoberrothen Buden der Limonadenverkäufer, die man überall in Neapel antrifft. Es ſind eigentlich nur kleine an den Seiten mit Holz verkleidete Schenktiſche, hinter denen die Verkäufer ſitzen. Rechts und links erheben ſich auf der Tiſchplatte ein Paar hölzerne, ebenfalls roth angeſtrichene, 3 bis 4 Fuß hohe Säulen, die oben mit einander durch ein Querholz verbunden ſind, an welchen ein ausgeſchnitztes und bemahltes Madonnen- oder Heiligenbild angebracht iſt. Die gelben Citro-

men und die ſilberfarbenen Trichter geben einer ſolchen Bude, im Verein mit dem zinnoberfarbenen Anſtrich derſelben, ein ungemein freundliches und einladendes Anſehen. — Auch heute ſahen wir grunzende Schweine in den Straßen umherlaufen. Hier und da lagen halbnackte Lazzaroni ſchlafend im Schmutz, andere ſuchten einander auf offener Straße das Ungeziefer von den Köpfen ab. Ueberall zeigten ſich auch hier die ganz ſchwarz gekleideten Weltgeiſtlichen mit ihren dreieckigen Hüten, kurzen Beinkleidern und ſeidenen Strümpfen. Zuweilen erblickten wir auch Bettelmönche, in braunen, abgeſchabten Kutten und Mäntein, lauter junge, ſchwarzhaarige Burſche, denen man die Unwiſſenheit, Faulheit und Schmutzerei anſah. Solch ein Kerl iſt blos mit ſeiner Kutte bedeckt. Bei einem von ihnen öffnete ſich dieſe, und wir ſahen, daß er nackt, wie ihn Gott geſchaffen, darin ſteckte. Mit Erſtaunen bemerkten wir auch ein Paar ſchwarz und weiß gekleidete Nonnen in den Straßen ſpazierend. Cestödire nannte ſie Hausnonnen (Nonnen, die in den Häuſern der Stadt wohnen) mit der Bemerkung, es ſeien Frauenzimmer, die in Folge eines Gelübdes in Nonnentracht gingen, ohne es indeſſen mit dem Gelübde der Nonnen im mindeſten ſtreng zu nehmen. Auch ſahen wir ein Kind an der Hand ſeiner Aeltern in geiſtlicher Ordenstracht; — es war dem Himmel beſtimmt. Der Kleine ſtolzirte in ſeinem Kleide freudig einher, wer weiß, welche Laſt vom künftigen Leiden ſeine Aeltern aus Liebe oder Thorheit ihm aufgebürdet! —

Noch ſchien es uns ſehr eigenthümlich, daß ſich in Neapel ſo ungemein viele Barbierläden befinden. Sie ſind ſämmtlich mit einem ein bis zwei Quadrat-Fuß großen Schilde verſehen, welches auf weißem Grunde eine nackte menſchliche, krebsroth angeſtrichene Figur darſtellt, aus der nach verſchiedenen Richtungen Blut hervorſtrömt. Dies heißt alſo ſehr verſtändlich: „Hier wird zur Ader gelaſſen oder was Weniges geſchunden!“ Die Barbiere ſind leider die eigentlichen Aerzte Italiens! Ein Aderlaß iſt in der Regel die ganze Heilmethode, die bei dem gemeinen Volk angewandt wird. Daher die Menge der Barbiere. Sie bilden eine große und geachtete Zunft, und ihre Läden ſind ſtets gefüllt. Man muß ſelbſt im Süden geweſen ſein, um Beaumarchais Barbier von Sevilla in ſeiner ganzen Eigenthümlichkeit begreifen zu können. Da mich mein Bart täglich mit Barbieren in Berührung gebracht hat, ſo habe ich hinreichend Gelegenheit gehabt, dieſe merkwürdige Menſchenklaſſe Italiens kennen zu lernen. Sie barbieren durchaus anders als in Deutſchland. Erſt wird der Bart aus dem Groben bearbeitet und dann ſorgſam nachgeholfen. Die Zierlichkeit der Bewegung dabei iſt höchſt eigenthümlich. Hierauf wäſcht und kühlt der Stiefſohn Aeskulaps das Geſicht des Geſchornen mit kaltem Waſſer, was ein ungemein wohlthuendes Gefühl hervorbringt, und endlich zieht er wohl gar den Kamm hervor, und ordnet auch das Haar. Wären die Meſſer ſtets ſo gut, als die Methode, ſo würde es Vergnügen machen, mit den italieniſchen Barbieren zu ver-

kehren; allein in der Regel ſind wir jämmerlich geſchunden worden. Und wie mögen dieſe Leute erſt ſchröpfen und zur Ader laſſen! Der Himmel behüte uns vor Krankheit in Italien! — Eine lobenswerthe Eigenſchaft der italieniſchen Barbiere iſt übrigens, und darin weichen ſie von ihren übrigen europäiſchen Zunftgenoſſen ganz ab, ihre Schweigſamkeit. Sie antworten nur auf das, wonach ſie gefragt werden. Das Sprichwort: Er iſt plauderhaft, wie ein Barbier, findet alſo auf ſie nicht Anwendung. —

Der königl. Pallaſt, welcher am Schluſſe der Toledoſtraße und am Meere liegt, iſt ein ſchönes großes Gebäude. Vor demſelben befindet ſich ein freier Platz und auf dieſem, der Façade des Schloſſes gegenüber, die erſt kürzlich vollendete, ſchöne, dem heiligen Franz von Paula gewidmete Kirche: eine Rotunde mit einer Kuppel und einem Vorhofe, der vorn zur Rechten und Linken von halbzirkelförmigen Arkaden eingeſchloſſen iſt, an deren Eingang auf beiden Seiten eine bronzene Reiterſtatue ſteht. Hiernächſt verdienen das St. Carlotheater, das Kaſtell nuovo, das Miniſterialgebäude, das Muſeo borbonico und das Albergo de' poveri Erwähnung. Insbeſondere imponirt das letztere Gebäude, in Neapel gewöhnlich Reclusorio genannt, durch ſeine rieſige Größe. Die äußere Façade deſſelben iſt 1072 Fuß lang und hat einen Portikus von 3 Arkaden, zu dem man auf einer großen, zweiarmigen Treppe emporſteigt. Es werden in dieſem Hauſe über 800 Perſonen gegen angemeſſene Arbeit unterhalten. Vier Kaſtelle, das

Kaſtell nuovo am Meer in der Nähe des Hafens; das Kaſtell del' uovo im Meere bei S. Lucia gelegen, das Kaſtell St. Ermo auf der höchſten Spitze des Hügels St. Ermo (St. Erasmo), und ein viertes Kaſtell, welches nicht längſt erſt erbaut worden, halten die zahlreiche Bevölkerung im Zügel. Hier und da findet man in der Stadt Fontainen, die indeſſen kleinlich und unbedeutend ſind.

Da es warm geworden war, beſuchten wir eine Confettobottega, wo wir Eis forderten. Wir erfuhren indeſſen, daß Eis in Neapel nur des Abends zu haben ſei, und daß am Tage Limonade getrunken werde. Auch hier halten, wie in Rom, die Karoſſen vor der Thür, der Cameriere ſtürzt herbei, und bringt das Verlangte an den Wagen. Während man genießt, iſt man von ſo ſcheußlichem Bettlergeſindel umringt, daß jeder Appetit vergeht. Eben ſo bemerkten wir, daß Damen vor den Kaufläden hielten und die Waaren herausbringen ließen. Der Handel wurde auf offener Straße geſchloſſen. Es iſt dies wohl erklärlich. Der Vornehme ſucht jede Berührung der Straße oder eines dem Publikum zugänglichen Hauſes zu vermeiden, weil er mit dem eigenen Ungeziefer hinlänglich zu kämpfen hat.

Mittags erhielten wir zum Deſſert Feigen, Aprikoſen, Aepfel und friſche Pflaumen von vorzüglicher Größe und Schönheit.

Um 3 Uhr fuhren wir nach Pompeji, welches 3 ſtarke Meilen von Neapel entfernt iſt. Wir kamen am Hafen vorbei, durchzogen die Vorſtadt und Por-

tici, wo der alte blinde Vetter mit ſeinen Genoſſen an der gewohnten Stelle lagert und alle uns mit gellendem Geſchrei verfolgten, und gelangten, den Veſuv zur Linken, über Reſina und Torre del Greco nach Torre dell' Annunziata. In Torre del Greco zeigte uns Cicerone die ſchwarzbraunen oft mehrere Fuß hohen Lavafelſen, welche von dem Ausbruch des Veſuvs herrühren, der im Jahr 1794 dies Dorf und deſſen Felder mit einem Lavaſtrom bedeckte, und die ſich noch jetzt vom Gipfel des Vulkans über deſſen Seiten in das Thal hinab bis in das Dorf erſtrecken. Allmälig hatten wir den Veſuv ganz umfahren, ſo daß die der Stadt entgegengeſetzte Seite deſſelben zum Vorſchein kam und ſein Gipfel eine ganz andere Geſtalt zeigte. Wir befanden uns auf der großen Landſtraße nach Salerno, die, wie die ganze Umgegend Neapels, mit 3 bis 4 Zoll hohem grauweißem Staube bedeckt und ſo ſchlecht und aufgefahren iſt, wie das Straßenpflaſter der Stadt und die übrigen neapolitaniſchen Chauſſeen. Je mehr wir uns Pompeji näherten, je ſüdlicher wir alſo kamen, um ſo öder wurde die Gegend. Bald ſahen wir nichts mehr als flache, dürre, langgedehnte Hügel; nicht aber Orange- und Palmenwälder, nicht duftende Blumengefilde, wie man ſie bei Neapel zu finden glaubt. Endlich bedeckten ſich die Hügel ſpärlich mit dem nackten Graugrün der Oliven und mit Weinlaub, und wir hatten Pompeji erreicht. —

Ende des erſten Theils.

Druckfehler.

Wegen Entfernung des Verfaſſers vom Druckorte haben ſich mehrere Druckfehler eingeſchlichen, von denen die nachfolgenden als die weſentlichſten erſcheinen.

Im erſten Theile:

S.	37	Z.	2 v. u.	ſt. Antichocken	zu l. Artiſchocken.
»	64	»	6 »	» gebildet	» gebildnet.
»	102	»	14 v. o.	» verderbt	» verbirbt.
»	142	»	1 »	» vieten	» die vieten.
»	144	»	8 »	» dem Caſtine	» den Caſcine.
»	146	»	9 »	» Zimmer	» Fußböden.
»	152	»	1 v. u.	» l'italie	» l'Italie.
»	176	»	4 »	» unſer	» unſerer.
»	201	»	9 »	» fuhren auf	» fuhren wir auf.
»	206	»	8 v. o.	» graubärtigen	» grauhaarigen.
»	245	»	7 »	» furchtbar	» fruchtbar.
»	281	»	3 v. u.	» märkiſche	» märkiſcher.
»	294	»	2 v. o.	» an den Fenſtern	» an den Fenſtern verſehenen.
»	304	»	12 »	» überhaupt in	» überhaupt.
»	304	»	12 »	» bem kön. Pallaſt	» Der kön. Pallaſt.
»	314	»	8 v. u.	» nehten	» matten.

Im zweiten Theile:

S.	6	Z.	7 v. o.	ſt. Reſina	zu l. Reſina.
»	6	»	2 v. u.	» Konſulat	» Konſulat.
»	10	»	8 v. o.	» neun	» neueren.
»	38	»	9 »	» Ibiſſe	» Ibiſſe.
»	50	»	8 v. u.	» die innere	» der innern.

S.	51	3.	9 v. u.	s.	Felsentrümmer zu l. Felsentrümmer.
»	53	»	3 v. o.	»	Lagrn » Lage.
»	70	»	11 v. u.	»	im » in.
»	78	»	3 »	»	Stange » Stangen.
»	94	»	2 »	»	welcher ꝛc. konnten » welcher konnte.
»	102	»	9 v. o.	»	die » Die.
»	107	»	2 »	»	vom Nationalkostüme » von Nationalkostüm.
»	113	»	14 »	»	wirkt » wirken.
»	121	»	13 »	»	in den » in dem.
»	126	»	2 »	»	Reiterel » Reiterin.
»	139	»	8 v. u.	»	den für » für den.
»	139	»	1 »	»	Tribunen » Tribünen.
»	141	»	10 »	»	wollten » sollten.
»	141	»	9 »	»	Spogna » Spagna.
»	147	»	4 v. o.	»	auf ganzen » auf den ganzen.
»	153	»	6 »	»	der Raupenfraß » der durch Raupenfraß.
»	168	»	1 v. u.	»	Kruzes » Kreuzes.
»	190	»	2 v. o.	»	dem » den.
»	207	»	11 »	»	Straßenbrücke » Straßenbreite.
»	208	»	5 »	»	Amorraspiel » Amorraspiel.
»	225	»	9 v. u.	»	unser » unserer.
»	229	»	8 v. o.	»	manchem » manchen.
»	249	»	13 v. u.	»	Gourmets » Gourmand.
»	307	»	16 v. o.	»	reisenden » Reisenden.
»	314	»	6 v. u.	»	im jämmerlichen Französisch » in jämmerlichem Fr.

Druckfehler, welche nur die Interpunction betreffen, wolle der geneigte Leser übersehen.

Italien

wie es wirklich iſt.

Bericht

über

eine merkwürdige Reiſe in den heſperiſchen Gefilden.

als

Warnungsſtimme

für Alle, welche ſich dahin ſehnen

von

Guſtav Nicolai.

Zweiter Theil.

Leipzig,
Otto Wigand'ſche Verlags-Expedition.
1834.

Italien

wie es wirklich ist.

Zweiter Theil.

Sechs und zwanzigſtes Kapitel.

Pompeji. Hiſtoriſche Notizen über Herkulanum und Pompeji. Sorge der Regierung für die Ausgrabungen. Aſchenlagen. Die Barriere in der Gräberſtraße. Das Wachthaus. Pagus Auguſtus Felix. Anblick der aufgegrabenen Stadt. Beſchaffenheit der Gebäude im Allgemeinen. Enttäuſchung der Reiſenden auch in Pompeji. Kleinliche Bauart. Die Wandgemälde. Muſiviſche Fußböden. Der Phallus. Wolluſt und Ueppigkeit der Pompejaner, nach ihren Bauten zu urtheilen, ein liederliches Pygmäengeſchlecht. Beſchreibung der Einzelheiten Pompeji's. Das Landhaus des Arrius Diomedes. Grabmäler, Kolumbarien und Cenotaphien. Cicero's Landhaus. Monument der Mamia. Die Porta herculanea und die Mauern der Stadt. Via conſularis. Das Haus des Albinus. Das Haus des Chirurgen und die Dogana. Oeffentlicher Brunnen. Das Haus des Salluſt. Der öffentliche Backofen. Die Handmühlen. Die Gemüſehandlung. Die Akademie der Muſik. Haus des Julius Polybius. Die Apotheke. Schenkläden (Thermopolien). Haus des Aedils Panſa. Cave canem. Obſcönes Bild. Die öffentlichen Bäder. Schuttkarren. Weinkneipen und Amphoren. Die Fontainenhäuſer. Caſa del Fauno. Die größten und ſchönſten Moſaikbilder Pompeji's. Der Nil und die Schlacht bei Platea. Tempel der Fortuna. Töpfermarkt. Das Forum zu Pompeji, ein winziges Plätzlein. Der

Tempel des Jupiter. Trümmer des Forums. Das Gebäude der Prieſterin Eumachia. Der Iſistempel. Das Odeum. Das Flötenkonzert in Pompeji. Das Quartier der Soldaten daſelbſt. Das Amphitheater. Rückfahrt nach Neapel. Die meerkatzenähnliche Bettlerbrut. Zeichenſprache der Italiener. Das Feſt in Reſina. Neapel bei Abend. Die Lazzaroni. — Spazierfahrt am folgenden Vormittag in der Stadt. Kirche St. Gennaro de' poveri. Die Katakomben. Fahrt nach Pozzuoli. Die Galeerenſclaven. Die Solfatara. Die italieniſchen Eſel. Trinkgelder. Gegend um Pozzuoli. Der alte Mole. Der Tempel des Jupiter Serapis. Die Stadt Pozzuoli. Schöner Abend und Rückfahrt nach Neapel.

Neapel, am 22. Juni.

Bevor ich unſere geſtrige Wanderung durch Pompeji beſchreibe, will ich einige hiſtoriſche Notizen vorausſchicken.

Sowohl Herkulanum als Pompeji war Anfangs von Etruskern, Pelasgern und Samnitern bewohnt. Im Jahre 665 gründete Sylla daſelbſt eine römiſche Kolonie. Die Lage Pompeji's in der Nähe des Meeres und an dem Küſtenfluß Sarno, ein vortrefflicher Hafen und blühender Handel erhoben die Stadt alsbald zu einer der volkreichſten des alten Kampaniens. Mehrere berühmte Römer erbauten daſelbſt Landhäuſer. Unter dem Konſulat des Regulus, im 63. Jahre der chriſtlichen Zeitrechnung, wurde Pompeji durch ein

Erdbeben ſehr beſchädigt; bei der furchtbaren Eruption im Jahre 79 aber eben ſo wie Herkulanum und die Ortſchaften Stabiä, Oplonti (jetzt Torre dell' Annunziata) Retina, Tegianum und Oram Campaniä mit einem Aſchen- und Steinregen bedeckt. Nach den Mittheilungen Suetons iſt übrigens nicht anzunehmen, daß Pompeji und Herkulanum bei dieſer Gelegenheit ſchon völlig verſchüttet worden wären, da derſelbe anführt, daß Titus alle Mittel angewendet habe, um die Beſchädigungen wieder auszubeſſern; auch erwähnt Dio Caſſius, daß Titus zwei Konſuln nach Kampanien geſandt habe, um Kolonien zur Wiederbevölkerung beider Städte zu gründen. Zu jener Zeit war alſo Herkulanum und Pompeji noch keineswegs von der Oberfläche der Erde verſchwunden; ſondern ein Theil mag begraben geweſen ſein, während der andere bis zu den ſpätern Eruptionen bewohnt blieb.

Der Umſtand, daß man zu Herkulanum und Pompeji verhältnißmäßig nur wenig menſchliche Gerippe gefunden hat, beweiſet, daß ſich die meiſten Einwohner gerettet haben müſſen. Es kann dies um ſo weniger einem Zweifel unterliegen, als dem Ausbruche des Veſuvs ſtets Anzeigen vorausgehen, ſo daß alſo eine Entfernung möglich iſt.

Ich habe nie begriffen, wie dieſe Städte, nach ihrer endlichen, völligen Verſchüttung, Jahrhunderte hindurch unter der Erde liegen konnten, ohne daß man ſie wieder aufzufinden bemüht war. Allein es

ſollen allerdings ſchon frühere Nachforſchungen Statt gefunden haben. Nach einer alten Inſchrift iſt es z. B. wahrſcheinlich, daß ſchon Alexander Sever eine Menge Säulen und Statuen ausgraben ließ. Erſt ſpäter wurden die untergegangenen Ortſchaften nach und nach vergeſſen. Vielleicht hatten die zu wiederholten Malen erfolgten Bedeckungen die Gegend endlich ſo verändert, daß Niemand mehr genau die Stelle der Häuſer anzugeben vermogte, deren Ausgrabung ihn intereſſiren konnte.

In der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts (1748) trafen Landleute, die einen Weinberg anlegten und Gräben auswarfen, auf Monumente und Statuen. Dies erinnerte an die verſchwundenen Städte; der König Karl III., ein Freund der Wiſſenſchaft und Kunſt, kaufte den Weinberg und die umliegenden Ländereien, und ließ die Nachgrabungen fortſetzen. Die Gräberſtraße und das Landhaus des Freigelaſſenen Arrius Diomedes waren die erſten Entdeckungen, welche man machte, und bald überzeugte man ſich, daß man einen Theil Pompeji's zu Tage gefördert hatte. Seitdem ſind die Nachgrabungen bis auf den heutigen Tag fortgeſetzt worden. Die Regierung hat gegenwärtig jährlich 25,000 Franken zu Ausgrabungen und Reparaturen angewieſen, ſchon ſind 24 Straßen, der 5. Theil der Stadt, ausgegraben; allein es würden nach einer ſorgfältigen Berechnung 2,894,000 Franken nöthig ſein, um Pompeji ganz aufdecken zu können. Früher war das

Geſchäft der Ausgrabung oft nicht in guten Händen; gegenwärtig aber ſind kenntnißreiche Männer damit beauftragt. Marcheſe Arditi iſt Ober-Intendant der Ausgrabungen, und der Architekt Bonucci mit der unmittelbaren Leitung derſelben beauftragt.

Man hat Pompeji mit ſieben leichten Aſchenlagen und mit kleinen Steinchen im Ganzen etwa 13 Fuß hoch bedeckt gefunden. Die oberſte Lage iſt nur ſehr dünn. An einzelnen Stellen zeigt die Schichtung nicht mehr die Ordnung, in der ſie, wie im Allgemeinen erſichtlich, der Krater des Vulkans ausgeſpieen haben muß, und es geht daraus hervor, daß ſie bereits in früherer Zeit unter einander gewühlt worden iſt. Theils müſſen alſo die Einwohner nach jeder neuen Eruption in alten Zeiten auszugraben geſucht haben, was möglich war, bis endlich die ſtets wiederkehrenden Ausbrüche ſie einen ſo unſichern Aufenthalt zu verlaſſen bewogen; theils mögen im Laufe ſpäterer Jahrhunderte die Beſitzer der Ländereien, welche die verſchütteten Ortſchaften bedecken, hier und dort auf Ueberbleibſel der Vergangenheit ſtoßend, weitere Nachgrabungen angeſtellt, und ohne das Daſein einer ganzen Stadt zu ahnen, zu Tage gefördert haben, was gerade an einer einzelnen Stelle vorhanden war.

Noch ſahen wir von der Stadt nichts, da wir uns zwiſchen flachen, wallartig ſich hinſtreckenden Hügeln befanden. Von der Landſtraße führt links ab ein Weg bis an die Barriere der Gräberſtraße

Pompeji's. Auch hier erblickt man die Stadt noch nicht, da der Eingang in dieselbe seitwärts am Ausgange der alten Straße angebracht ist, welche sich hier in der Quere hinter den Hügeln hinzieht, so daß man sie nicht der Länge nach überschauen kann. Am Eingange steht ein neapolitanisches Wachthaus mit Soldaten, und so war es durchaus, als befänden wir uns an der Barriere einer neuen Stadt. Wir meldeten uns und erhielten einen Führer. Mit welcher Ueberraschung sahen wir, in die alte Straße eintretend und uns rechts wendend, nun plötzlich diese in ihrer ganzen Ausdehnung bis zum alten Stadtthor von Pompeji vor uns! Die Gräberstraße ist nämlich eine Vorstadt Pompeji's, oder richtiger ein unmittelbar vor der Stadt gelegenes Dörfchen, Namens Augustus Felix, gewesen, wo die Grabmäler und Cenotaphien *) der Bewohner Pompeji's errichtet wurden, gleichzeitig aber auch Landhäuser und Spaziergänge befindlich waren. Der Name Augustus Felix geht aus den hier gefundenen Inschriften hervor.

Wer nicht selbst in Herkulanum und Pompeji gewesen ist, wird sich schwerlich einen rechten Begriff davon machen können, wie sich diese wieder ausgegrabenen Städte eigentlich ausnehmen. Man stellt sie sich höchst wahrscheinlich als unterirdisch vor, wie das Theater von Herkulanum; allein diese Vorstel-

*) Leere Grabmäler, denen zu Ehren errichtet, deren Asche an einem andern Orte ruhte.

lung iſt unrichtig. Man glaubt ſich namentlich in Pompeji keinen Augenblick in einer verſchüttet geweſenen Stadt zu befinden; Häuſer und Gaſſen liegen, wie in jeder andern Stadt, frei und offen da, weil Erde, Aſche, Lava, Schutt und Steine, welche Alles bedeckt und ausgefüllt hatten, ſorgſam fortgeſchafft und außerhalb des Stadtbezirks abgeladen worden ſind. Pompeji gleicht mehr einer von ihren Bewohnern erſt vor Kurzem verlaſſenen, aber von Barbarenhänden geplünderten und zerſtörten Stadt. Namentlich gewährt der Umſtand, daß mit weniger Ausnahme alle Bedachung der Häuſer fehlt und die Sonne mithin von oben in die offen klaffenden Mauern hineinſcheint, ein Bild ſolcher Zerſtörung. Ueberall herrſcht Todesſtille. Rings an den ausgegrabenen Theil der Stadt lehnen ſich die flachen, jetzt bewachſenen Lavahügel an die Mauern der Häuſer, ſo daß die Stadt in einem kleinen Thale zu liegen ſcheint. Nach der Landſeite hin erhöhen ſich in der Entfernung dieſe Hügel zu einer mit Oelbäumen und anderem Gebüſch bewachſenen niedrigen Bergkette, die mit dem Veſuv in Verbindung ſteht. Wo man in der Stadt umherwandelt, erblickt man die darüber hinausragenden Hügel und den Veſuv. Die Mauern der Häuſer ſind meiſtens nur 10 bis 12 Fuß hoch und beſtehen aus gewöhnlichen, länglicht viereckigen, braunrothen Backſteinen; nach der Straße zu ſind ſie theils mit Mörtel oder Stuck in Form von Quaderſteinen überzogen, theils kalklos und ohne Bekleï-

dung. Vor den Häuſern zieht ſich auch hier, wie in Herkulanum, rechts und links in ununterbrochener Folge ein ſchmales, erhöhtes Trottoir längs der Straße hin. Das Pflaſter beſteht aus breiten grauen Lavaplatten, die mit ihren ganz unregelmäßigen Ecken, wie ſie gerade paßten, an einander gefügt ſind; das Trottoir iſt zum Theil mit grober, muſiviſcher Arbeit verziert und der erhöhte Rand deſſelben in ſchnurgrader Richtung mit Quadern eingefaßt. Aus der angeführten Höhe der Mauern geht hervor, daß die Häuſer, mit ſehr weniger Ausnahme, nur ein Stockwerk gehabt haben; nur an einzelnen Stellen deuten enge, winkelartige und hühnerſteigähnliche Steintreppen darauf hin, daß ein zweites Stockwerk vorhanden geweſen ſein müſſe. Die Façade der Häuſer beſteht aus einem oder mehrern ſchmalen Eingängen, bisweilen aus einer Menge hinter einander fortlaufender hoher und ſchmaler Thüröffnungen, die in kleine Gemächer führen, welche man unwillkürlich für Kaufläden, Werkſtätten, Schenkzimmer oder dergleichen halten muß. Von Fenſtern iſt, wenigſtens nach den Straßen hinaus, nichts wahrzunehmen. Dies muß wohl beachtet werden, wenn man ſich ein richtiges Bild von Pompeji machen will. Das Licht fiel alſo, wie es noch jetzt in Italien in untern Stockwerken häufig der Fall iſt, nur durch die Thür, und in oberen Gemächern augenſcheinlich durch eine Oeffnung im Dache oder durch ſehr hoch angebrachte kleine Fenſter hinein. Zuweilen wird die gerade Linie der

Häuſermauern, durch den offen nach der Straße liegenden Vorhof (atrium) eines ſchönern Gebäudes unterbrochen. Oft verſteckt ſich auch der Vorhof hinter eine vorliegende Reihe von ſteinernen Kramläden. Die an der Straße befindlichen Façaden der Häuſer haben in der Regel äußerlich gar keinen architektoniſchen Schmuck, worin ihnen, wie erwähnt, die neuern neapolitaniſchen Gebäude gleichen. Die oben am Rande ganz glätt abgeſtumpften Mauern deuten ferner darauf hin, daß die Häuſer Pompeji's ebenfalls flache Dächer gehabt haben. Von Holz und Metall iſt in den Häuſern nichts mehr zu ſehen; doch bemerkt man oft noch die Balkenlöcher. Ueber dem Eingange der Häuſer findet ſich häufig eine Steintafel mit dem Namen des Eigenthümers, oder das Emblem einer Kunſt oder eines Handwerks in Stein gehauen; auf der Schwelle ſahen wir auch einmal das Wort Salve in Moſaik. Faſt alle Mauern aber ſind oben neben dem Eingange, oder bei Eckhäuſern an der Ecke auf dem Kalk oder Stuck mit rothen Buchſtaben beſchrieben. Theils ſind es die Namen der Hauseigenthümer, theils Bekanntmachungen des Magiſtrats, theils Ankündigungen von Feſtlichkeiten, Spielen, Verkäufen u. dergl. Höchſt intereſſant iſt es, dieſe alten lateiniſchen Buchſtaben zu betrachten. Man hält ſie eher für arabiſche Schnörkel, als für römiſche Schriftzüge, und es iſt ſchwer, ſie zu entziffern. Die von mir beobachtete Eigenthümlichkeit der Italiener, auf weiß übertünchte Mauern zu ſchreiben, findet alſo

ebenfalls im grauen Alterthume ihren Urſprung. Schon erlöſchen übrigens die Mauerſchriften in Pompeji mehr und mehr; an vielen Stellen ſind ſie kaum noch zu erkennen.

Anfangs richtet man zitternd vor Wißbegier und innerer Bewegung das Auge bald hier, bald dorthin; je mehr man aber fortſchreitet, um ſo vertrauter wird man mit dem, was man ſieht; man wird ruhiger und beobachtet; alsbald ſchwindet die Begeiſterung und ach, auch hier fühlt man ſich enttäuſcht! Auch Pompeji iſt, ich nehme das Amphitheater und die Stadtmauern aus, mehr oder minder klein, ja kleinlich! — Schon das bis jetzt Angeführte dürfte nicht geeignet ſein, ausſchweifende Begriffe über dieſe Stadt und die Herrlichkeit der Alten beizubringen. Es findet ſich aber des Tadelnswürdigen noch viel mehr. Die Straßen Pompeji's, wiewohl, mit Ausnahme der langen Via consularis, in der Regel gerade, ſind faſt alle eben ſo eng und ſchmal, wie die aufgegrabene Straße von Herkulanum. In den meiſten kann nur ein Wagen fahren. Auch die breiteſte würde nicht mehr als zwei Wagen neben einander geſtatten. Das elende Pflaſter bezeugt die ſchlechte Straßenpolizei, welche in Pompeji Statt fand. Erblickt man gleich mit einem unbeſchreibbaren Gefühl der Rührung noch die Geleiſe der alten Fuhrwerke, ſo kann man ſich doch nicht der Bemerkung enthalten, daß ſie eigentlich gar nicht zu ſehen ſein müßten. Am Eingang in eine Quergaſſe fanden wir das Geleiſe

faſt einen halben Fuß tief in das Pflaſter eingedrückt, und dies überhaupt ſo ausgefahren, daß nur die größte Armuth oder die größte Liederlichkeit dieſen Zuſtand entſchuldigen kann. Pompeji war aber keineswegs eine arme Stadt. Alle Häuſer ſind, wie in Herkulanum, klein, oft winzig bis zur Lächerlichkeit. Auch in Pompeji haben ſie faſt ſämmtlich in der Mitte einen kleinen, viereckigen Hof, der, wie dies in unſern Kloſtergebäuden der Fall iſt, von einer Reihe Säulen (Periſtyl) umgeben iſt, welche, mit den Wänden der nach dem Hofe hinausgehenden Zimmerchen durch ein flaches Dach verbunden, einen Portikus bilden. Dieſe Säulen ſind zuweilen von Backſtein, mit Mörtel oder Stuck bekleidet; zuweilen aber auch von Marmor. In der Mitte des Hofes befindet ſich ſtets eine viereckige Ciſterne. Das Innere der Häuſer, ſelbſt der größern Gebäude, beſteht aus kleinen, oft nur 2 bis 4 Schritte breiten und 4 bis 8 Schritte langen, fenſterloſen Gemächern, die ſelten oder nie unter ſich in Verbindung ſtehen. Ein Paar angebliche Schlafzimmer hatten nur die Größe einer menſchlichen Lagerſtätte, und mußten völlig dunkel geweſen ſein, wenn gleich jetzt die Sonne dieſe elenden Winkel erhellte. Wer die Einrichtung und Beſchaffenheit dieſer Häuſer mit der Eigenthümlichkeit des Landes vergleicht, kann nicht zweifeln, daß die Alten Schmutz, Unflath und Flöhe eben ſo ſehr geliebt haben müſſen, als ihre Nachkommen. Das iſt nun eben kein erfreulicher Gedanke. — Merkwür-

dig iſt, daß wir, mit Ausnahme eines Ladens oder einer Werkſtätte in der Via conſularis, des Tempels der Iſis und der öffentlichen Backöfen, nirgend Spuren eines Schornſteins gefunden haben. —

Die Mauern im Innern der Höfe, Hallen und Zimmer ſind entweder mit gewöhnlichem Kalk, oder mit feſtem polirtem Stuck überzogen, und mit den bekannten Wandgemälden verziert. Allein dieſe ſo ſehr geprieſenen Mahlereien verrathen nur zu oft eine völlige Geſchmackloſigkeit und ſind oft die elendeſten Kleckſereien. Ich bin weit entfernt, aus dieſen Wandbildern auf den Zuſtand der Mahlerkunſt zu Pompeji zu ſchließen; das wäre wohl, als wollte man aus unſern oft von Maurern gemalten Zimmern den Zuſtand unſerer Mahlerkunſt beurtheilen; — aus welchem Grunde hat man aber die Ueberbleibſel des Alterthums, welche Herkulanum und Pompeji in dieſer Hinſicht bieten, ſo übermäßig herausgeſtrichen? Der größte Theil dieſer Gemälde iſt, um ihn dem Einfluß der Witterung zu entziehen, abgenommen und in das Muſeum zu Neapel geſchafft worden. Vielleicht werden wir dort beſſere Sachen ſehen. Was wir davon noch vorfanden, gleicht ganz den Wandmahlereien in Herkulanum. Faſt überall erblickt man rothe, gelbe oder blaue Wände mit gemalten Vertäfelungen; frei in der Mitte derſelben menſchliche Figuren und Köpfe, Götter und Göttinnen, Thiere, beſonders Vögel und Fiſche, auch muſikaliſche Inſtrumente, und oben im Simms

Groteskengewinde von mannigfacher Form und Zuſammenſetzung. Roth ſcheint die Lieblingsfarbe geweſen zu ſein; es ſieht aber jetzt bräunlich aus. —

Wirklich ſchön ſind ſämmtliche Fußböden ſowohl in den Vorhöfen, als in den Hallen und Zimmern, aus kleinen viereckigen Steinen von etwa ½ Zoll Breite und 1 Zoll Höhe, in den verſchiedenſten Farben quadrirt, eckig und rund, gewunden, punktirt oder nach den zierlichſten Blumen- und Figurenmuſtern muſiviſch zuſammengeſetzt. Selbſt in den ſchlechteſten Wohnungen findet man muſiviſch: Fußböden, wenn gleich hier nur die einfachſten Muſter.

Ueber dem Eingange mehrerer Häuſer war ſonſt ein in Stein ausgehauener Phallus angebracht. C'eſtàdire eröffnete uns, daß im Muſeum ein ganzes Zimmer voller Priapäen aus Herkulanum und Pompeji gezeigt werde. Auch dies erſchütterte meine gute Meinung von den Alten. Man lächle nicht, halte mich nicht für ſcheinheilig. Ich weiß ſehr wohl, daß das Alterthum im Geiſte des Alterthums beurtheilt werden muß, daß priapiſche Gebilde durch Religionskultus geheiligt waren, und daß der Phallus von Weibern als Amulet getragen wurde; allein ein erfreulicher Gedanke iſt es wahrlich nicht, daß die menſchliche Natur ſich dahin verirren konnte, das heiligſte Geheimniß zu profaniren. Mir wenigſtens war der Anblick ein widerlicher; er begründete die erſte Störung des frommen Gefühls, mit dem ich der großen Grabſtätte der Vergangenheit mich genähert hatte. Bald

ſah ich nicht mehr die Römerwelt, ſondern nur die wollüſtigen Vorfahren der jetzigen Italiener vor mir. Wer weiß zu ſagen, was ein Phalluszeichen über der Hausthür bedeutete? Wer mag beſtreiten, daß man ſich das Aergſte dabei denken kann? — Man hat zwar in dem Hauſe, wo man noch jetzt dies Zeichen findet, zahlreiche priapiſche Gebilde in Gold, Silber und Erz gearbeitet ausgegraben, und daraus geſchloſſen, daß es nur das Emblem des Arbeiters geweſen ſei; allein wie erläutert man ſeine Bedeutung an andern Orten? — Man betrachte nur die Landhäuſer und Privatwohnungen der vornehmen Pompejaner, und man wird ſich überzeugen, daß hier Wolluſt und Ueppigkeit herrſchte. Kühlende Säulenhallen, Marmorbäder, Springbrunnen, Gärtchen, verſchwiegene Gynäceen (Frauenzwinger) und Venereen mit wollüſtigen Wandgemälden und plumpen Darſtellungen der ſchlüpfrigſten Gemeinheit, ſo daß das ſittliche Gefühl empört wird, hat hier der Veſuv vertilgt und menſchlicher Wille wieder ans Licht gefördert. Auch dieſe ſybaritiſchen Landhäuſer ſind übrigens im Duodezſtyl erbaut und unbegreiflich klein, ſo daß man glauben möchte, ein Geſchlecht von liederlichen Pygmäen habe ſie bewohnt.

Doch ich will unſere Wanderung durch Pompeji nach den einzelnen Gegenſtänden ausführlicher verfolgen.

Die Gräberſtraße liegt am Abhang des flachen Hügels, der ſich von der Stadt gegen den Veſuv hin

erſtreckt. Sie beginnt zur Rechten des Eingangs, durch welchen der Fremde eingelaſſen wird, mit dem Landhauſe des Arrius Diomedes. Kaum waren wir in die Straße eingetreten, als uns aus den Ruinen dieſes Hauſes ein Landmann entgegentrat, der uns aus italieniſcher Bauchflaſche mit langem Halſe ſchlechten Wein als Erfriſchung anbot. Das Innere des Hauſes, welches zu den ſchönſten der ausgegrabenen gehört, enthält einen länglicht viereckigen Hof; rings umher läuft ein Portikus von 14 viereckigen Säulen, die einſt mit Stuck bekleidet waren. Im Hofe ſcheint ein Gärtchen befindlich geweſen zu ſein; ſechs Säulen bildeten hier wahrſcheinlich einen Laubgang; in der Mitte des Gartenraumes zeigt ſich ein kleines Marmorbaſſin. Nur acht Zimmerchen umgeben den Hof; man kann ſich alſo denken, wie klein er iſt. Sie ſind faſt ſämmtlich mit Figuren und Grotesken auf rothem Grunde bemalt und haben muſiviſche Fußböden. Ein Paar noch erhaltene Decken ſind flach und mit Stuck geziert. Zwei Zimmer zur Rechten des Periſtyls waren für die Sclaven beſtimmt; zwiſchen beiden führte eine kleine ſteinerne Treppe in ein zweites Stockwerk hinauf: wahrſcheinlich der Boden, weil man hier Stroh und Gerſtenkörner ausgegraben haben ſoll. Zur Linken des Periſtyls ſind Bäder befindlich. Eins der Badezimmer enthält ein Baſſin, welches von kleinen Säulen umgeben iſt, und einen Ofen. Hier hat man bei der Ausgrabung eine Art Keſſel, eine noch von Rauch

geſchwärzte Pfanne mit zwei Handhaben und einem eiſernen Roſte gefunden. Aus dieſem Zimmer tritt man durch eine Thür in die Feuereſſe, welche das Waſſer erwärmte, über derſelben liegt das Schwitzbad. Dann folgen im Periſtyl die Schlafzimmer, die meiſt mit Vögeln bemahlt geweſen ſein ſollen; in der Mitte derſelben iſt in Form eines Halbzirkels das Speiſezimmer angebracht, welches Fenſteröffnungen hat. Noch ſieht man die Stelle, wo der Tiſch ſtand, und es ſind hier, wie man uns ſagte, gläſerne und bronzene Gefäße, Kuchenformen, zwei Meſſer mit knöchernen Griffen und Kandelaber gefunden worden. Auf einer kleinen Treppe gelangt man endlich zu den höher gelegenen Zimmern, von denen aber nur die dachloſen Mauern der rechten Seite erhalten ſind.

Was die in Pompeji gefundenen menſchlichen Gerippe anlangt, ſo ſoll ein groſſer Theil derſelben in dem Landhauſe des Diomedes ausgegraben worden ſein. Wir fragten, ob man uns nicht einige von dieſen merkwürdigen Ueberreſten zeigen könne, erhielten indeſſen zur Antwort, daß die Gerippe, ſowohl in Pompeji als in Herkulanum, ſobald ſie an die freie Luft kämen, in Staub zerfielen, und daß nur einzelne dickere Knochenſtücke, z. B. Schädel, dieſem zerſtörenden Einfluſſe widerſtänden. Man erzählte uns auch, daß eins der in dem Landhauſe ausgegrabenen Skelette höchſt wahrſcheinlich das des Diomedes ſelbſt geweſen ſei, indem es einen Schlüſſel in der einen und Schmuck und goldene Münzen in der

andern Hand gehalten habe. Hinter demſelben ſoll das Gerippe eines Sclaven gelegen haben, welches ſilberne und bronzene Gefäße in den Händen hielt. Herr und Diener ſind offenbar in dem Augenblick, wo ſie ſich mit dieſen Koſtbarkeiten durch die Flucht retten wollten, verſchüttet worden. Die bei ihnen gefundenen Sachen, ſo wie überhaupt alle ausgegrabene Gegenſtände, die wir bei unſerer Wanderung durch Pompeji vermißt haben, werden wir im Muſeum ſehen.

Nach dem Landhauſe des Diomedes folgen in der Gräberſtraße rechts und links altrömiſche Grabmäler, Kolumbarien*) und Cenotaphien von Marmor, auf denen ſich Basreliefs befinden. Das Kolumbarium des Nevoleja iſt etwa 8 Fuß hoch und 6 Fuß breit. Durch ein in neuerer Zeit angebrachtes Drahtgitter ſahen wir in der Niſche deſſelben noch jetzt eine Urne und Aſchenkrüge ſtehen. Das Grabmal des Scaurus iſt ſchön; es ſollen darauf, als man es ausgrub, Gladiatorkämpfe und Jagdthiere in Stuck abgebildet geweſen ſein.

Am Abhange des Hügels, der ſich zur Linken der Straße hinzieht, jedoch etwas erhöht neben derſelben, ſteht ein langes, niedriges, in kleine Läden abgetheiltes Gebäude. Da man hier das Skelett

*) Kolumbarien ſind die Fächer oder beſondern Behältniſſe in den alten Begräbniſſen, worin man die Urnen mit der Aſche der verbrannten Körper beiſetzte.

eines Esels und eines Maulthiers gefunden hat, so glaubt man, daß dies Haus eine Stallung war. Gegenüber zur Rechten führte man uns in die Trümmer einer Villa, angeblich des Cicero; — die darin aufgefundenen Inschriften machen es aber wahrscheinlicher, daß sie dem M. Crassus Frugius gehört hat. Noch wohl erhalten ist ein großer Kryptoportikus unter demselben, eine Säulenhalle im Souterrain, die aus sehr hohen Pilastern besteht. Dergleichen unterirdische Hallen, zum Aufenthalt bei großer Hitze bestimmt, finden sich unter mehrern Gebäuden Pompeji's.

Dann folgen zur Linken der Straße Trümmer einer bedeckten Halle mit einem halbzirkelförmigen Sitz für die Spaziergänger; rechts abermals Kramläden oder Schenkstuben, und endlich an beiden Seiten nochmals Grabmäler. Unter denen zur Rechten befindet sich das Monument der Mamia, und hier wieder ein halbzirkelförmiger Sitz, von wo aus man sich einer reizenden Aussicht nach dem Meere und dem Vesuv erfreut. Jetzt endlich standen wir vor dem Stadtthor Pompeji's, Porta herculanea zu alter Zeit genannt.

Es besteht aus einem großen Mittel- und zwei kleinern Seitenthoren, die oben rund gewölbt sind. Es ist ein viereckiges Gebäude aus Ziegelsteinen ohne alle Verzierung erbaut, nicht viel höher als alle übrigen Häusermauern, oben platt und so tief, daß man ein Paar Schritte zu gehen hat, ehe man durch das-

ſelbe in die Stadt gelangt. An der Stadtſeite des Thors ſieht man rechts und links noch jetzt die Mauerfugen, in denen ſich einſt das Fallgatter bewegt hat. Die alten Inſchriften, welche ſich am Thor und an der Stadtmauer hier befanden, ſind nicht mehr vorhanden. Iſt man in die Stadt eingetreten, führt ein ſchmaler Weg zur Linken nach den Stadtmauern. Dieſe ſind ringsum entweder vollſtändig ausgegraben, oder doch ihrer Lage nach ausfindig gemacht, ſo daß man die Größe und Ausdehnung der Stadt und die Form ihres Umriſſes genau kennt. Pompeji hat hiernach die Geſtalt einer Ellipſe und den Umfang einer halben deutſchen Meile. An dem ausgegrabenen Theil der Stadtmauern erblickt man Bruſtwehren und Schießſcharten und von Zeit zu Zeit ſtumpfe, viereckige und von Travertinquadern erbaute Thürme. Die Höhe der Mauern beläuft ſich auf 24 bis 30 Fuß, und ſie ſind ſo breit, daß an einigen Stellen 3 Wagen neben einander darauf fahren können.

Die Porta herculanea führt in die Konſularſtraße. Dicht am Thore liegt hier auf der linken Seite ein ſehr ruinirtes Haus, in dem man noch ein Speiſezimmer mit dem Triclinio, d. i. die ſteinerne Bank, erkennt, auf welcher die Alten bei der Mahlzeit lagen. Gleich darauf folgt ein Thermopolium, d. h. eine Schenkſtube für warme Getränke. Zur Rechten befindet ſich das Haus des Albinus mit einem Phallus über der Thür. Hier hat man die goldnen, ſilbernen und bronzenen Priape ausgegra-

den, deren ich oben erwähnt habe, und welche die Archäologen vermuthen läßt, daß Herr Albinus Kunstarbeiter in diesem Genre gewesen sei. Dann folgen mehrere zerstörte Wohnungen. Gegenüber zur Rechten wurde uns das Haus eines Chirurgen und das öffentliche Wage- oder Zollhaus (Dogana) von Pompeji, gezeigt. In jenem hat man nämlich eine Menge chirurgischer Instrumente gefunden; in diesem mehrere Wagen, ganz wie die unsrigen eingerichtet, und Gewichte von Marmor und Blei.

Alsbald erreichten wir einen kleinen Platz, der dadurch entstanden ist, daß eine zweite Gasse in die Via Consularis hineinläuft, und daß beide nun von der Ecke, die sie bilden, als eine breite Straße fortlaufen. An dieser Ecke steht ein Brunnen, d. h. ein kleines viereckiges Steinbassin, in welches aus einer an der Seite erhöhten Röhre das Wasser hinablief. Links, nicht weit vom Brunnen, erblickt der vom Thor Kommende in der erweiterten Straße den offenen Vorhof eines hübschen Hauses. Eine Inschrift nennt Cajus Sallustius als gewesenen Eigenthümer desselben. In der Mitte des mit Mosaik verzierten Vorhofs befindet sich ebenfalls ein Bassin; zur Rechten und Linken sieht man in die offen klaffenden Zimmer. Die zur Rechten verschlossen das Gynäceum. Die Wand, welche sich hier dem Eintretenden zeigt, war bei der Ausgrabung mit einer lebensgroßen nackten Diana bemahlt, welche die Neugier Aktäons bestraft; neben diesem Zimmer befin-

den ſich zwei mit ſchönem Moſaik geziert Schlafgemächer. Im Hintergrunde des Vorhofs führte ein mit Pilaſtern geſchmückter Eingang in einen kleinen Gartenraum. Aus dem Hauſe des Salluſt tritt man gleich rechts in das damit zuſammenhängende Gebäude, welches einen öffentlichen Backofen enthält. Derſelbe ſteht im offenen Vorhofe dieſes Gebäudes dicht an der Straße und hat die Größe und Geſtalt unſerer heutigen Backöfen; doch erhebt ſich über ſeiner äußern Wölbung ein hoher runder Schornſtein, ſo daß er ſich wie eine große unförmliche ſteinerne Flaſche ausnimmt. Es gehören zu demſelben drei Handmühlen, oder richtiger, ſteinerne Vorkehrungen, das Getreide zu mahlen, welche von den unſrigen ſehr verſchieden ſind. Sie beſtehen aus einem runden Gefäß von Tuffſtein (catillus), auf deſſen Mittelpunkt ein ſteinerner, etliche Fuß hoher Kegel (meta) mit der Spitze ruht. Um dieſen Kegel wird mittelſt zwei daran befindlicher Handhaben, durch welche Stangen geſteckt ſind, ein trichterförmig ausgehöhlter Stein, der auf den kegelförmigen Stein genau paßt, und oben einen Raum zur Aufnahme des Getreides enthält, gedreht; das Getreide bringt auf dieſe Weiſe in die Fuge zwiſchen dem Kegel und dem trichterförmigen Stein, und die Friktion mahlt das Getreide, welches als Mehl in das runde Gefäß fällt.

Gleich daneben erblickt man einen Laden mit einem Feuerherd und ſieben in eine gemauerte Bank

eingefugten Ampheren, die zur Aufbewahrung von Oel, Wein, Oliven und Gemüſe gedient haben mögen.

Auf der andern Seite der Wohnung Salluſts wurde uns ein Haus als Akademie der Muſik aus dem Grunde bezeichnet, weil man auf den Wänden der Zimmer muſikaliſche Inſtrumente dargeſtellt gefunden hat. Am Lararium*) dieſes Hauſes ſieht man zwei Schlangen, und einen Prieſter, der ihnen Libationen darbringt.

Das gegenüber befindliche Haus des Julius Polybius ſoll hübſche Wandbilder gehabt haben. Es iſt übel, daß überall die beſten Malereien abgenommen ſind; deshalb macht Pompeji in der Wirklichkeit einen ganz andern Eindruck, als in den Abbildungen, die durch den Farbenſchmuck der vorgefundenen Gemälde täuſchen. Dieſe Täuſchung iſt um ſo größer, als die Abbildungen mit friſchen Farben prangen, wogegen man den ausgegrabenen Wandbildern, ſo gut ſie auch erhalten ſein mögen, doch das hohe Alter anſieht.

Bald darauf theilt ſich die Via Conſularis in zwei Arme und man gelangt zu einem Laden, der

---

*) Lararium, ein Behältniß am Vorhofe, worin die Römer die kleinen Statuen ihrer Haus- und Familiengötter aufbewahrten. Zuweilen war dies Behältniß auch auf dem Herde, in der Schlafkammer oder in der Galerie angebracht.

die Apotheke genannt wird. Man hat hier eine Menge von Vasen mit Arzneimitteln und Pillen ausgegraben.

Auf dem Wege hierher befinden sich zahlreiche Thermopolien (Schenkläden). Der Verkäufer stand hinter einem steinernen Ladentische, der im rechten Winkel gebaut, und in der Regel mit Marmor von verschiedener Färbung ausgelegt war. Auf einem dieser Ladentische bemerkten wir noch Spuren der runden Einschnitte, welche das häufige Hinsetzen der Trinkgeschirre hervorgebracht hatte.

Wir gingen links an der Apotheke vorbei, und gelangten sofort in eine breitere Querstraße, welche die Thermen- (Bäder-) Straße heißt. Hier besichtigten wir an der Ecke zur Linken zuvörderst das Haus des Aedils Pansa, welches von steinernen Läden umgeben ist, und im Innern zu den schönsten Gebäuden Pompeji's gehört. Es hat ein offnes Atrium, treffliche Mosaikfußböden, einen Portikus, dessen Säulen kannelirt und von gemischter Ordnung, jedoch nur von Stein und mit Stuck bekleidet sind, in der Mitte ein Gärtchen und ein Bassin mit einer Fontaine. Ein Gesellschafts-, ein Speise- und ein Schlafzimmer umgeben den Garten.

Sodann folgt das Haus des Poeten, auch „Cave Canem" (nimm dich vor dem Hund in Acht!) genannt; letzteres weil sich beim Ausgraben auf der Schwelle des Eingangs ein Mosaikbild vorfand, welches einen gegen den Eintretenden vorspringenden

Kettenhund darſtellte. Durch einen engen Durchgang gelangt man in den Vorhof, deſſen Mitte ein Baſſin einnimmt. Dieſer Vorhof ſoll einſt von vorzüglichen Wandgemälden, homeriſche Geſtalten darſtellend, umgeben geweſen ſein. Ueberall erzählte man uns von vorhanden geweſenen Dingen. Was nützt dies, wenn man ſie nicht ſieht! — Warum hat man nicht wenigſtens ein Haus in Pompeji ganz in dem Zuſtande gelaſſen, in welchem man es zu Tage förderte? — In einem Schlafzimmer des Vorderhauſes ſoll ſich ein ſcheußlich obſcönes Bild befunden haben. Man wende nicht ein, daß dem Reinen alles rein ſei, oder daß die Sitte der Zeit dies entſchuldige. Klagt doch ſelbſt Properz, der jener Zeit angehörte, darüber, daß man den jungen, unſchuldigen Mädchen die Scene ihrer Entweihung in bildlichen Darſtellungen vor's Auge führe, und ruft des Himmels Zorn auf den herab, der zuerſt ſo frech war, ſolche Bilder zu ſchaffen! — Dem Beſchauer gegenüber, beim Eintritt in den Hof befand ſich ein gleichfalls in das Muſeum gebrachtes Wandgemälde, welches einen recitirenden Dichter vorſtellte. Nach dieſem Gemälde und nach ähnlichen Darſtellungen des Moſaikfußbodens wird das Gebäude auch Haus des Poeten genannt.

Dem Cave Canem gegenüber ſind die öffentlichen Bäder gelegen. Man denke ſich auch hier nichts Großartiges. Sie beſtehen aus drei neben einander befindlichen Gemächern von mäßiger Größe.

Die Decke derſelben iſt rund gewölbt und daher noch wohl erhalten, auch mit Kaiſſons und Roſetten, roth und blau bemalt, verziert. Aus dem erſten Gemache, dem Frigidarium oder Abkühlungszimmer, gelangt man in das Mittelzimmer (cella media) oder Tepidarium, welches eine laue Temperatur hatte, und auf das warme, dritte Zimmer vorbereitete. In dieſem Tepidarium ſteht an der Hinterwand ein bronzener, mit zierlich gebogenen Füßen verſehener Feuerbehälter; gleich links neben der Eintrittsthür befinden ſich zwei Bänke ohne Lehne von demſelben Metall. Unmittelbar unter dem Simms der gewölbten Decke ſind kleine zierliche Karyatiden von gebranntem Thon angebracht; über dem Simms läuft ringsherum eine Reihe von Arabesken, und über dieſen befinden ſich kleine Basreliefs in viereckigen Rahmen. Das dritte Zimmer (calidarium oder sudatorium), das eigentliche Badegemach, iſt mit einfachen Pilaſtern geziert; im Fries ſind kleine Delphine mit emporgerichteten Schwänzen in Stuck angebracht. Vor der Hinterwand des Zimmers ſteht ein Badegefäß (baptisterium); demſelben gegenüber befindet ſich ein Sprüzbad (laconicum), eine halbzirkelförmige Niſche, in deren Mitte eine Fontaine das Waſſer emporſprüzte*). Auf dem Rande des Baſſins lieſt man in

*) Die Archäologen werden hier großes Geſchrei erheben, und mir zu beweiſen ſuchen, daß laconicum ein Schwiz-, nicht ein Sprüzbad geweſen ſei.

Bronze die Worte: Cn. Melissaeo. Cn. F. Apro. M. Stajo. M. F. Rufo II. Vir. iter. F. D. Labrum ex D. D. ex P. P. f. c. constat. h. s. DCCL., oder: Gneus Meliſſeus Aper, Sohn von Gneus und M. Stajus Rufus, des Marcus Sohn, zum zweiten Male Duumvirn der Juſtiz, haben nach dem Decret der Decurionen (Rathsherren) dieſe Badenamme auf öffentliche Koſten wieder herſtellen laſſen. Sie koſtet 750 Seſterzien (etwa 36 Thaler). Der Fußboden in dieſen drei Badeſtuben iſt nur ſchlicht muſiviſch verziert.

Als wir auf die Straße zurückkehrten, kamen uns ein Paar zweiräderige, mit Ochſen beſpannte Karren entgegen, welche mit Schutt beladen waren. Auch in Pompeji ſcheinen die Ausgrabungen nur ſehr läſſig betrieben zu werden.

Den Bädern gegenüber hatten die alten Pompejaner klüglich unterſchiedliche Weinkneipen angelegt. Man ſieht hier eine große Menge von Amphoren, in denen der Wein aufbewahrt wurde. Es ſind etwa zwei Fuß hohe, bauchige Vaſen, von gebranntem Thon, die unten ſpitzig zulaufen, ſo daß ſie nicht ſtehen können. Man lehnte ſie daher ſchief gegen die Mauer. In dieſer Stellung hat man ſie gefunden und auch gelaſſen. Wir haben deren mehrere an verſchiedenen andern Orten Pompeji's, namentlich auch in der Villa des Cicero, geſehen.

Wir wandten uns nun links in eine kleine Querſtraße, an deren Ende wir zu den beiden be-

rühmten Fontainenhäuſern gelangten. In dem erſten, welches 1826 entdeckt wurde, befinden ſich an beiden Seiten des Eingangs zwei Geſindeſtuben, dann folgt wie gewöhnlich der Vorhof, hinter dieſem ein Garten und ein Portikus. Man erkennt den Gebrauch der Zimmer aus den Malereien, womit ſie geziert ſind. An der Mauer im Hintergrunde zeigt ſich eine Niſche mit einem Frontiſpice und in derſelben eine wirklich allerliebſte, kleine Fontaine, die mit Moſaik und kleinen Muſcheln ausgelegt und mit Marmor bekleidet iſt. Dieſe Fontaine hat ſich ſo vollkommen erhalten, daß man glaubt, das Waſſer müſſe ſofort zu ſpringen anfangen; allein das Röhrwerk iſt natürlich vernichtet. Das Waſſer lief über 3 Stufen in ein länglicht viereckiges Marmorbaſſin. Zwei an der Niſche angebrachte Marmormasken ſollen als Lampenbehälter zur abendlichen Beleuchtung der Waſſerſtrahlen gedient haben und müſſen, da der Lichtſchein durch die Augen und Mundlöcher fiel, einen eigenthümlichen Effekt hervorgebracht haben. Gleich neben dieſem Hauſe iſt das der ſogenannten kleinen Fontaine gelegen. Auch hier erblickt man in der hintern Gartenmauer eine mit Muſchein, Schnecken und Moſaik verzierte kleine Niſche, und vor derſelben ein Baſſin. Das Waſſer ſprudelte aus dem geöffneten Munde einer in der Niſche befindlichen Marmormaske hervor. Die bronzenen Zierathen dieſes Baſſins, ein geflügelter Genius mit einer Gans, aus deren Schnabel Waſſer ſprützte,

und ein bronzener Fischer, der aus dem Bassin angelt, sind dem Museum einverleibt.

Wir kehrten nun wieder nach der Bäderstraße zurück und verfolgten dieselbe bis zu der Casa del Fauno, der letzten Ausgrabung in dieser Richtung. Das Atrium dieses Gebäudes ist von mehrern Zimmern umgeben, und mit einem Mosaikfußboden von kleinen, in bunter Unordnung zusammengefügten Steinchen verziert, worunter man Blutjaspis, orientalische Agathe und bunten Alabaster findet. Das Bassin in der Mitte des Atriums war mit der bronzenen Statue eines Fauns geschmückt, wovon der Name. Hinter dem Atrium folgt ein Plätzchen, welches einst Blumengarten gewesen sein mag, und in dessen Mitte eine Fontaine ihre Strahlen in ein Marmorbecken warf. Rings umher lief ein Portikus von 24 jonischen Säulen. Rechts zur Seite des Atriums und des Gärtchens ziehen sich die Zimmer des Gynäceums hin. Hinter dem Garten scheint ein Bosket befindlich gewesen zu sein. Hier erhebt sich ein Salon, der das schönste und größte Mosaikbild aus farbigen Steinen enthält, welches bis jetzt in Pompeji aufgefunden worden ist. Schon auf der Schwelle zwischen den Säulen am Eingange in diesen Salon nimmt ein schmales längliches Mosaikbild, welches den Nil darstellt, die Aufmerksamkeit in Anspruch. Man erblickt die Fluth und einen Theil des Ufers; auf dem Wasser schwimmen Enten mit überraschender Wahrheit und in den verschieden-

ſten Stellungen; man ſieht ſie ſchnatternd ihr Futter ſuchen, oder mit Waſſerblumen in den Schnäbeln ſpielen; eine der Enten zur Linken ſchnappt nach einem Froſche; hier und dort tauchen aus der blauen Fläche Waſſerblumen empor, auf welchen zuweilen kleine Vögel ſitzen; das Ufer iſt mit Schilf und Blumen geſchmückt; im Mittelpunkt hebt ein Nilpferd ſeinen Kopf aus dem Waſſer, ihm zur Rechten klappt ein kleines Krokodill den gewaltigen Zahnrachen auf; hinter demſelben ſtehen am Ufer zwei Ibiſe; ganz links im Vordergrunde zeigt ſich ein Ichneumon, gegen den eine Schlange den Kopf emporhebt. Alles dies iſt mit den natürlichen Farben dargeſtellt.

Das große Hauptbild, welches den Fußboden des Saales einnimmt, mag etwa 12 Fuß lang und 7 Fuß hoch ſein *). Es ſtellt in faſt lebensgroßen Figuren die Schlacht bei Platäa vor, wo 479 Jahre vor Chriſti Geburt die Perſer unter Mardonius von den Griechen unter Pauſanias geſchlagen wurden. Auf dem angeführten kleinen Raum befinden ſich 44 Figuren; die Anzahl der Kämpfenden beträgt 28, die der Pferde 16. Man erblickt ein Reitergefecht; Mardonius in ſchönem, kriegeriſchem Schmuck iſt ſo eben von einem Steine an der Stirn getroffen, und ſein ſchwarzes Pferd unter ihm zuſammengeſunken;

*) Genau nach hieſigem Maaß iſt es 19½ Palmen lang und 10½ Palmen hoch.

Pauſanias ſprengt im griechiſchen Feldherrnkoſtüm mit eingelegter Lanze auf ihn zu; Mardonius ſucht durch einen kräftigen Griff dieſelbe von ſich abzuhalten; ſein Geſicht drückt Angſt und Schmerz aus; die auf der rechten Seite des Bildes um ihren Anführer verſammelten Perſer, mit ihren eigenthümlichen, das Kinn und die Ohren verhüllenden kegelartigen Mützen, ſehen mit Furcht und Entſetzen den Fall deſſelben; ein anderer Anführer der Perſer auf einem Streitwagen, der von 4 ſchnaubenden Roſſen gezogen wird, beugt ſich vom Wagen herab mit dem Ausdruck des Entſetzens zu Mardonius herüber, als wolle er den Sinkenden halten, während ſein Wagenlenker in dieſem Augenblick der Verwirrung nur an Flucht denkt und die Roſſe mit einer knutenähnlichen Peitſche treibt; ein verwundeter Perſer an der Erde richtet den Blick auf ſeinen Feldherrn und man ſieht den Ausdruck ſeines Geſichts im Spiegel ſeines Schildes. Auf der Erde liegen zerſtreute Waffen umher. Die linke Seite des Bildes, die Griechen, ſind leider zerſtört; ſelbſt vom Pauſanias iſt nur der obere Theil ſeines Körpers bis zur Hüfte und von ſeinem Pferde nur der Kopf und ein Vorderfuß erhalten. Die Kompoſition iſt geiſtreich und lebendig; die Farben ſind friſch; die Zeichnung enthält hier und da Fehler; die hintern Figuren treten, wohl zu bemerken, in richtiger Perſpektive zurück; nur die Aeſthetik würde ſich nicht befriedigt erklären, da dem Mittelpunkt des Bildes zwei wohlge-

nährte Pferdekroupen einnehmen, die, da ihre Beſitzer den Schwanz heben, ein arges Centrum ſehen laſſen; auch glaube man nicht, daß die Arbeit, als Moſaik betrachtet, die vortrefflichen Arbeiten des Mittelalters und der neuern Zeit erreiche *).

Wir wandten uns nun, um die Straße des Forums zu erreichen und weiter in das Innere der Stadt vorzudringen. An der Ecke dieſer Straße ſteht der Tempel der Fortuna. Er war klein. Eine mit einer Baluſtrade verſehene Treppe führt zu einem Veſtibulum, das mit 4 Säulentrümmern geziert iſt; der viereckige, innere Raum des Tempels (cella) zeigt im Hintergrunde einen Altar und eine mit einem Frontiſpice gezierte Niſche, wo wahrſcheinlich das Bild der Göttin ſtand.

---

*) Ich hätte Dir, günſtiger Leſer, hier, bei dem großen Moſaikbilde Pompeji's eine glänzende, antiquariſche Gelehrſamkeit entwickeln und Dir nachweiſen können, daß der auf dem zuſammengeſunkenen ſchwarzen Pferde liegende Feldherr nicht Mardonius ſei, weil letzterer, wie Herodot berichtet, ein weißes Pferd geritten hat; ja ich würde, wenn Du damit noch nicht zufrieden wäreſt, Dir zu beweiſen im Stande ſein, daß überhaupt das Bild nicht eine Scene aus der Schlacht von Platäa, ſondern vielmehr die Schlacht bei Arbela, welche im Jahr 331 v. Chr. zwiſchen Alexander und Darius Codomannus Statt fand, darſtelle; allein Deine Güte wird mir jede Erörterung hierüber gern erlaſſen. Sollte Dir meine harmloſe Schilderung nicht genügen, ſo laß Dich von den gelehrten Herren X. Y. und Z. des Breiteren belehren.

Hierauf erblickt man an beiden Seiten der ſchmalen Straße des Forums, die uns übrigens als die breiteſte in Pompeji gerühmt wurde, eine Menge von Läden. Da man an dieſer Stelle ungewöhnlich viel Töpfergeſchirr ausgegraben hat, ſo nimmt man an, daß hier der Verkauf ſolcher Waaren Statt gefunden haben muß. Bald ſtanden wir auf dem Forum. Dies iſt ein länglich viereckiger Platz, ungefähr 50 Schritte breit und etwas über 150 Schritte in ſeiner größten Ausdehnung lang. Der größte Platz dieſer bedeutenden, alten Stadt war alſo ebenfalls ſehr klein. An drei Seiten muß ihn einſt ein Portikus umgeben haben, noch ſtehen einzelne Säulen deſſelben von Tuffſtein; auch ſind noch die Piedeſtale der Bildſäulen vorhanden, welche den Platz zierten. Er iſt mit breiten Tuffſteinen gepflaſtert. Die eine ſchmale Seite deſſelben, von der aus wir in das Forum eingetreten waren, wird vom Tempel des Jupiter oder dem öffentlichen Schatzgebäude eingenommen. Ueberall hochfliegende Benennungen! Betrachtung ſpannt indeſſen die Erwartung mächtig herab. Dieſer Tempel gleicht faſt dem beſchriebenen der Fortuna; auch dieſe Trümmer haben keinen Anſchein von Größe. Man hat hier zwei an Helm und Waffen kenntliche Skelette von Soldaten ausgegraben, die wahrſcheinlich auf ihrem Wachtpoſten das Leben einbüßten.

Vom Tempel des Jupiter aus überſchaut man die Mauertrümmer aller öffentlichen Gebäude, welche auf dem Forum lagen. Dahin gehören der Tem-

pel des Merkur zur Linken, der Tempel der Venus zur Rechten, und hinter denſelben, durch eine kleine Straße geſchieden, die Baſiliken, d. h. der öffentliche Verſammlungsort der Geſchäftsleute und der Ort, wo die Juſtiz verwaltet wurde; dieſer Straße gegenüber aber das Gebäude der Prieſterin Eumachia. Alle ſind mehr oder minder niedlich und geſchmackvoll; allein keineswegs in großartigem Styl erbaut geweſen. Das Gebäude der Eumachia, deren Marmorbild man hier fand, iſt beſonders hübſch; der Portikus im Innern hat aus 48 Marmorſäulen beſtanden.

Wir verließen das Forum, gingen eine Straße, die am Gebäude der Eumachia vorbeiführt, hinauf, und gelangten durch einen engen Durchgang in einige Weingärten, in denen bis jetzt noch keine Ausgrabungen vorgenommen worden ſind. Als wir dieſe Gärten quer durchwandert hatten, erreichten wir eine andere Straße, wo man uns das Tribunal, den Iſistempel und den Tempel des Aeskulap zeigte. Der Iſistempel hat 42 Schritte Länge und etwa 36 Schritte Breite. Auf jeder Seite ſtehen noch 8, in der Façade aber 6 doriſche Säulen. Das Sanctuarium im Hintergrunde bildet einen kleinen viereckigen und erhöhten Tempel für ſich, mit Säulen, Niſchen und Seitenfrontiſpicen; 7 Stufen führen zu demſelben hinan. Vom Dach iſt natürlich, wie überall, nichts zu ſehen; die Mauern ſtarren offen und oben abgebrochen und verwittert in die Luft. Das ganze

Gebäude iſt von Ziegeln mit Mörtel erbaut. Auf dem Altar hat man bei der Ausgrabung im Jahre 1765 die Statue der Iſis gefunden. Außerdem eine Menge höchſt merkwürdiger Sachen, die auf den Cultus Bezug haben, bronzene Gefäße und Inſtrumente zum Tempeldienſt, ägyptiſche Amulete, und unter den Wandgemälden Iſis mit dem Siſtrum, Anubis mit dem Hundekopf, Prieſter mit Palmzweigen, Arabesken, Nilpferde, Ibiſe, Vögel, Delphine und dergleichen: — Alles gegenwärtig im Muſeum befindlich. Unter Sylla war bekanntlich der Kultus der Iſis von den Römern adoptirt worden.

In der Umgebung des Tempels zeigte man uns mehrere Zimmer, in denen die Prieſter gewohnt haben. Auch erzählte man uns, daß hier mehrere Prieſterſkelette ausgegraben worden ſind. Eins derſelben ſoll noch ein Eiſen in den Händen gehabt haben, womit der Verunglückte wahrſcheinlich die Mauer durchbrechen wollte, um ſich zu retten.

Vom Iſistempel gelangten wir zum Odeum, dem komiſchen (kleinen Theater) von Pompeji, hinter dem ſich ſeitwärts das tragiſche oder größere Theater befindet. Völlig erſchöpft von unſerer nun ſchon mehrſtündigen Wanderung ließen wir uns auf den Trümmern der oberſten Sitze nieder. Die Sitzreihen laufen, obwohl das Gebäude ſelbſt viereckig iſt, terraſſenförmig im Halbzirkel nach dem Proſcenium hinab. Die Säulentrümmer, welche wir hier oben rings umher bemerkten, beweiſen, daß das Odeum

einſt bedeckt geweſen ſein muß, und daß die Säulen ein Dach getragen haben. Wenn die Odeen auch zu Wettſtreiten in der Muſik dienten, ſo wurden wir daran auf das Lebhafteſte erinnert. Denn während uns hier abermals ein Bauer jämmerlichen Krätzer, den er uns als Lacrimá anprieß, und außerdem noch harten Sauerteig als Brot verkaufte, hörten wir hinter uns in der engen Straße, durch welche wir eingetreten waren, ein abſcheuliches Flötenſolo vortragen. Ein bettelnder Krüppel begrüßte uns, als wir das Odeum verlaſſen hatten, mit Tönen, die uns nöthigten, uns die Ohren zuzuhalten. Bald quiekte er in die Höhe hinauf, bald gurgelte er mollig trillernd in der Tiefe. Wir gaben ihm, unter der Bedingung ſofort aufzuhören, ein nicht unbedeutendes Geldſtück.

Es begann bereits dunkel zu werden. Das tragiſche Theater konnten wir nicht mehr in Augenſchein nehmen, weil wir das viel ſchönere Amphitheater noch zu ſehen wünſchten. Wir begaben uns daher durch das dicht an der Stadtmauer gelegene, ſogenannte Quartier der Soldaten, auch Mercato Publico genannt, (es giebt in Pompeji ſehr viel Orte, deren Zweck die Archäologen noch nicht erforſcht haben, auch ſind ihre Forſchungen meiſt ſehr problematiſch) wieder zur Stadt hinaus nach der Landſtraße, wo wir unſere Wagen vorfanden, und fuhren dann ein Viertelſtündchen weit bis zu dem öſtlichſten Theil Pompeji's, in dem blos das Amphitheater aus-

gegraben worden iſt. Eine herrliche Ruine! Von außen nur am obern Rande von Schutt und Erde befreit und nur im Innern vollſtändig ausgegraben, kann das Gebäude nicht eher wahrgenommen werden, als bis man oben auf den Rand der Mauer tritt, wo es ſich dann dem überraſchten Auge plötzlich wie ein in die Erde gegrabenes, und rings mit Terraſſen umgebenes, eiförmiges Rieſenbaſſin darſtellt. Die ganze innere Einrichtung iſt faſt noch vollſtändig erhalten, nur die marmornen Quaderſteine, mit denen die terraſſenförmigen Sitze rings bekleidet waren, ſind an vielen Stellen nicht mehr vorhanden, ſo daß die ſpärlich mit dürrem Graſe bewachſene Erde hier frei zu Tage liegt. Der Abend war herniedergeſunken; der Himmel ſtrahlte im goldigen Glanze; rings umher ſchwieg die Natur; uns gegenüber erhob ſich jenſeits in verrätheriſcher Stille der unheilbrütende Vulkan. Und indem wir vor uns hinab auf die Arena des Amphitheaters blickten, gedachten wir mit wunderbarem Gefühl des ſchrecklichen Kampfes, der einſt, wie Tacitus in den Annalen erzählt, dieſelbe mit Blut befleckte! Livinejus Regulus gab hier ein Fechterſpiel, dem, außer den Einwohnern von Pompeji, auch die Landleute der Umgegend beiwohnten. Es entſpann ſich ein Wortwechſel zwiſchen dieſen und den Einwohnern der Stadt, woraus ein Handgemenge wurde, in dem viel Menſchen das Leben verloren. —

Die Wanderung durch Pompeji war beendigt;

der letzte Eindruck, den die Ruinen hinterließen, würdig und schön.

Wir fuhren nun nach der Stadt zurück. C'est à-dire rieth uns, wenn es finster werden würde, auf unserer Hut zu sein, indem schon viele Fremde auf dem nächtlichen Rückwege von Pompeji in der Art bestohlen worden seien, daß unsichtbare Hände von hinten in den Wagen gegriffen und mit größter Schnelligkeit etwas herausgerissen hätten.

Während unser neapolitanischer Lohnkutscher sehr langsam dahintrottete, verfolgte uns eine Schaar heilloser Bettelbuben, welche mit Zetergeschrei neben uns herlief. Daß wir mit vollen Händen Almosen ausstreuten, half nichts; die Brut verließ uns nicht, und vergällte uns durch beispiellose Zudringlichkeit den Genuß des schönen Abends. Eine halbe Stunde weit liefen sie, wohl 15 an der Zahl, neben uns her; fast nackt oder mit Lumpen bedeckt, schienen sie mit ihren erdfahlen Gesichtern und mit ihrer schmutzig gelbgrauen Körperfarbe eher dem Affen- als dem Menschengeschlecht anzugehören. Einer dieser Knaben glich wirklich einer Meerkatze, er starrte im Laufen blödsinnig auf uns hin, und verdrehte auf widerliche Weise die gegen uns ausgestreckten Arme und Hände. Wir mußten uns von diesem Ekelbilde abwenden. Mehrere schlugen im Trabe ein Rad; alle aber machten eine Menge von Zeichen mit den Händen und mit den Augen, so daß uns wirklich unheimlich wurde, es war, als würden wir von

Wahnſinnigen verfolgt. Wir forderten den Kutſcher auf, ſchneller zu fahren; allein ich habe ſchon erwähnt, daß eine ſtillſchweigende Verbrüderung der Italiener gegen die Fremden Statt findet. Er fuhr wo möglich noch langſamer und die Bettelbrut wurde noch zudringlicher. Wir baten endlich unſern Cicerone flehentlich, dieſe Quälgeiſter zum Schweigen zu bringen und zu entfernen, und erlaubten ihm, zu geben, was er wolle. C'est-à-dire warf jetzt den Knaben nur noch eine Kleinigkeit zu, und befahl ihnen, kurz und ernſt, uns zu verlaſſen. Dies wirkte augenblicklich; denn ſie ſahen, daß jetzt nicht blos ein Fremder, ſondern auch ein Landsmann gegen ſie war! —

Bei dieſer Gelegenheit darf ich nicht unerwähnt laſſen, daß den Italienern die Gewohnheit, durch Zeichen zu ſprechen, eigenthümlich iſt. Dieſe Zeichen ſind aber ſo unnatürlich, daß man ſie nicht verſtehen kann. Die Hand wird vor dem Geſicht langſam hin- und herbewegt, und dabei fächern ſich die Finger mit außerordentlicher Schnelligkeit aus einander oder krümmen ſich zuſammen, oder die Finger beider Hände haken ſich in einander. Denkt man ſich nun, daß derjenige, der die Zeichen macht, ſchweigend die liſtigen, durchdringenden Augen auf den heftet, dem er ſich verſtändlich machen will, und daß die Bewegung der Arme und Hände nicht willkürlich, ſondern krampfartig zu ſein ſcheint; ſo wird man nicht zweifeln, daß man einen Tollhäusler, von

dem man jeden Augenblick an die Gurgel gepackt werden kann, vor ſich zu ſehen wähnt; Einer von uns bemerkte vielleicht noch richtiger, dieſe Zeichen der Italiener glichen einer geheimen Gauner- und Diebesſprache. —

Wir athmeten frei, als uns unſere Quälgeiſter verlaſſen hatten. Es war nun dunkel geworden und die Nacht ſternenklar hereingebrochen. Wie gewöhnlich prüften wir den Himmel und verglichen ihn mit dem unſers Vaterlandes. Er war gewiß und wahrhaftig nicht ſchöner, als wir ihn tauſendmal bei uns geſehen haben.

In Reſina empfing uns fröhliches Menſchengewühl. Man feierte ein religiöſes Feſt und hatte die ganze Straße auf der Seite nach Neapel mit Feſtons geſchmückt, an denen viele Hundert von Lampen in kleinen buntpapiernen Ballons hingen. An mehrern Stellen brannten Freudenfeuer, Muſikchöre ließen eine rauſchende Janitſcharen-Muſik erſchallen, in welche ſich das durchdringende Geſchrei des Volkes miſchte. So iſt es zuverläſſig die ganze Nacht fortgegangen; denn Nachtruhe kennt der Italiener nicht.

Als wir uns Neapel genähert hatten, gewährten die zahlloſen Lichter der Stadt, die ſich im Meere wiederſpiegelten und die Feuer der Wachtſchiffe in der Dunkelheit einen zauberiſchen Effekt. Am Strande war noch Alles in größter Lebendigkeit; insbeſondere leuchteten die Buden der Köche, der Frucht- und der

Muſchelhändler den ſich hier herumtreibenden Lazzaronis appetitlich entgegen.

Es ſcheint mir nöthig, hier auch noch der irrthümlichen Anſicht zu begegnen, welche ſich außerhalb Italiens über die Lazzaroni verbreitet hat. Was fabelt man doch von ihnen! Sie ſollen eine ganz abgeſonderte Menſchenklaſſe bilden, die ſämmtlich ohne Stand, Beſchäftigung, Haus und Heimath (!), Tag und Nacht ihr Leben im Freien zubringen und nur durch die höchſte Noth zur Arbeit bewogen werden. Alles dies iſt aber durchaus unrichtig. Unter Lazzaroni verſteht man in Neapel überhaupt den Pöbel der Stadt und Umgegend, welcher nur von niedrigen Beſchäftigungen lebt. Sie dienen daher als Laſtträ-ger oder Boten, oder ernähren ſich als Höker, indem ſie mit Obſt und Lebensmitteln ſchreiend durch die Stadt laufen. Sehr gern verrichten ſie jedes Geſchäft, welches man ihnen anvertraut; ſie ergeben ſich nur dann dem dolce far niente, wenn ſie wirklich keine Arbeit bekommen können, und wohnen ebenſo wohl in Häuſern, wie andere Leute. Die ſchmutzige Umgegend des Mercato iſt, wie C'eſt-à-dire uns ſagt, faſt ganz von Lazzaronis bewohnt. Allerdings giebt es auch einige, die ſo arm ſind, daß ſie, ſo lange die Witterung gut iſt, ihre Nächte im Freien zubringen; allein das thut auch der Arme im Norden. Einzelne von ihnen gehen dürftig, andere anſtändig gekleidet umher; eine ſie beſonders unterſcheidende Kleidung haben ſie nicht; ſie tragen ſich

nach Maaßgabe ihrer Mittel, wie andere Leute. Am beſten vergleicht man ſie mit den Berliner Eckenſtehern, die bekanntlich im Sommer großentheils im Freien leben und das dolce far niente vielleicht noch mehr lieben, als ihre neapolitaniſchen Kameraden. Während den Letztern eine Melonenſcheibe genügt, ſind die Berliner Eckenſteher oft ſogar mit dem bloßen Sonnenſchein zufrieden. Intereſſant iſt es uns zu hören, daß ſich jährlich nur zwölf Lazzaronipaare verheirathen dürfen. Ob man die armen Leute dadurch zu vermindern glaubt? —

In der Stadt ſelbſt fanden wir es nach der Seite der Chiaja ſchon ruhig. Es war halb eilf Uhr, als wir in unſerm Gaſthofe abſtiegen.

Nachdem ich heut Vormittag den vorſtehenden Abſchnitt über Pompeji geſchrieben hatte, benutzten wir den noch übrigen Theil des Vormittags zu einer abermaligen Spazierfahrt in die Stadt. Die Sonne ſchien und die Hitze war groß; ohne indeſſen den Grad zu erreichen, den wir vor Wien, alſo in Deutſchland, hatten ausſtehen müſſen. Nur der verweichlichte Italiener findet die Hitze Italiens ſo unerträglich. Ich würde die Grade anführen; allein wir haben einen Thermometer in Italien noch nicht zu ſehen bekommen. Bei uns beſitzt mancher arme Bürger ein ſolches Inſtrument; hier ſucht man es

ſelbſt in den Wohnungen der Vornehmen vergebens, und muß es erſt kaufen.

Wir fuhren nach der Kirche St. Gennaro de Poveri am Fuße des Hügels von Capo di Monte, um die berühmten Katakomben Neapels zu ſehen. Durch den Hof des zur Kirche gehörigen Kloſtergebäudes, welches jedoch gegenwärtig den Armen eingeräumt iſt, gelangt man zu einem kleinen, ſchmalen, ganz verſteckten Gärtchen, welches an die Tuffſteinfelſen des Hügels ſtößt. In dieſen Felſen befinden ſich die Katakomben, und man gelangt unmittelbar aus dem Gärtchen in den Eingang derſelben. Sie beſtehen aus drei über einander liegenden Etagen von höhlenartigen Gängen, die in den Tuffſtein gearbeitet ſind. An beiden Seiten der Gänge erblickt man in den Felſenmauern länglichte, der Quere nach eingehauene Niſchen, oft fünf- und ſechsfach über einander, ein bis anderthalb Fuß hoch, 3 bis 4 Fuß tief und 3 bis 6 Fuß lang. Dieſe Niſchen enthielten und enthalten zum Theil noch die Ueberreſte menſchlicher Gebeine. Wo ſelbige herausgenommen worden ſind, klaffen die Löcher; wo die Gebeine noch vorhanden, hat man die Niſchen mit Felsſtücken und Erde verkleidet. Man geht mit Fackeln eine geraume Strecke weit in allen Etagen. Es wird behauptet, daß ſich die Gänge bis Puzzuoli erſtrecken, und daß ſie den alten Chriſten zur Zeit der Verfolgung zum Aufenthalt und zur Grabſtätte gedient haben. Gegenwärtig hat man ſie in einiger Entfernung vom

Eingange verſchüttet. Im höhern Stockwerke befindet ſich eine große gewölbte Höhle, die der Verſammlungsort und die Kirche geweſen zu ſein ſcheint. Hier erblickt man große ausgemauerte Wandniſchen und in denſelben Altäre mit verwitterten Heiligenbildern al fresco gemalt. Dieſe Altäre enthielten, als man die obere Steinplatte wegnahm, ebenfalls menſchliche Gerippe, welche höchſt wahrſcheinlich die Ueberbleibſel der Prieſter und Biſchöfe geweſen ſind. Hier und dort ſahen wir in den länglichten Wandöffnungen der Gänge einzelne Knochen und Todtenſchädel, an einer Stelle, wo die Gänge verſchüttet ſind, moderte ein Haufen von menſchlichen Gebeinen, und von einem niedrigen Erdwall, der ſie von uns ſchied, grinzten uns eine Menge bemooster Schädel, ſchauerlichen Wächtern gleich, entgegen. Ganz vorn rechts am Eingange in dieſe unterirdiſchen Grüfte befindet ſich im Felſen eine kleine Kapelle, die in neuerer Zeit erbaut worden zu ſein ſcheint.

Nachmittags fuhren wir nach der Solfatara. Wir durcheilten den Pauſilipp und ſchlugen jenſeits deſſelben die zwiſchen Ulmen und Weinrebengehängen nach dem Meere hinführende, ſtaubige, mittlere Straße ein. Am Meere angekommen, ſahen wir dicht vor uns zur Linken, ſo nahe, daß es durch eine Brücke mit dem Lande verbunden werden könnte, das Eiland Niſida, welches wie ein dreieckiger Felſen aus dem blauen Spiegel hervorragt; zur Rechten öffnete ſich unſern Blicken der kleine liebliche Golf von Poz-

zuoli; uns gegenüber lag an demſelben, vielleicht nur eine Meile entfernt, Bajä, die äußerſte Landſpitze oder das Capo Miſene, und darüber hinaus der Epomeo auf Iſchia. Die Landſtraße wendet ſich nun zur Rechten und führt längs der maleriſchen Felſenufer des kleinen Meerbuſens bis nach Pozzuoli. Die ſanft ſich kräuſelnden Wellen netzen murmelnd das Ufer; das Meer glich einem ſtillen See. Unabläſſig ruhte unſer Auge auf dem reizenden Amphitheater, welches die den Golf einſchließenden, ſanften Höhen bilden. Zwar ſahen wir auch hier weder Palmen- und Orangenwälder, noch Blumenmatten; allein hier hüllen Ulmen, Weinreben und Gebüſche die Gegend doch in freundliches Grün.

Unterweges kamen wir an einem Steinbruch vorüber, wo eine große Anzahl gefeſſelter Galeerenſclaven mit furchtbaren Banditengeſichtern unter Aufſicht weniger Soldaten arbeitete. Wir konnten uns nicht des Gedankens erwehren, daß es dieſen Verbrechern ein Leichtes geweſen ſein würde, ſich zu befreien und an uns die lang entbehrte Uebung wieder zu verſuchen. Nun erſt wiſſen wir, wie neapolitaniſche Räuber ausſehen. Es iſt nicht möglich, in Italien einen ungetrübten Genuß zu haben; der Anblick dieſer Vagabonden brachte einen Mißton in unſere freudige Stimmung.

Plötzlich ſahen wir, um eine Felſenecke uns wendend, die alten ſchwarzen Steinklumpen von Pozzuoli in einiger Entfernung auf einem hervorſpringenden Hü-

gel ſich terraſſenförmig über und neben einander in's Meer hinabziehen. Wie ein altes Felſenſchloß klebt dieſe Stadt am Berge. Unmittelbar vor derſelben führt der Weg rechts ab in die Höhe. Mehrere Landleute oder Fiſcher liefen neben dem Wagen her und boten uns Muſcheln und ſelbſt fabricirte antike Moſaikſtückchen zum Verkauf an. Pozzuoli war wieder verſchwunden; wir hatten ein Dörfchen, aus einigen wenigen ſteinernen Häuſern beſtehend, erreicht, und mußten ausſteigen. Hier erhielten wir Jeder einen Eſel zum Ritt nach der Solfatara. Eine Viertelſtunde lang zog ſich der Weg nun zwiſchen Hecken und Gärten bergan; die Eigenthümer der Eſel gingen, ſie durch Worte und Schläge antreibend, uns zur Seite. Ich habe nicht geglaubt, daß ein Eſel ſo ſchnell und rüſtig vorwärts ſchreiten könne, als wir dies heute bemerkt haben. Die Eſelreiterei iſt daher auch durch ganz Italien verbreitet, und in einer italieniſchen Landſchaft darf, wenn ſie wahr ſein ſoll, der Eſel nicht fehlen. Schon wenn man in das toskaniſche Gebiet kommt, begegnet man häufig auf den Landſtraßen Männern und Weibern auf Eſeln; höchſt poſſirlich ſieht es aus, wenn der italieniſche Landmann mit Spitzhut, Jacken, kurzen Manchesterhoſen und Schuhen auf einem Eſel im ſchnellen Zuckeltrabe vorbeireitet; höchſt eigenthümlich, wenn Weiber, das gegen die Sonne ſchützende Tuch um den Kopf, auf dem Eſel ſitzend, die in unförmliche Schnallenſchuhe gehüllten Füße ſeitwärts

herabhängen laſſen. Je ſüdlicher man kommt, je mehr nimmt der Gebrauch der Eſel zu. Die armen Thiere werden jämmerlich geprügelt, oder durch einen ganz eigenthümlichen Laut angetrieben, der etwa klingt, als ob man den Buchſtaben a ein Paar Mal hinter einander kurz abgeſtoßen, und ſo, als ob man den Ton nicht recht aus der Kehle bringen könne, ausſpricht. So oft wir dies a', a'! ertönen ließen, ſetzten ſich unſre Eſel zu unſerer größten Beluſtigung ſofort in Trab.

Nach einer Viertelſtunde hielten wir vor der Thür einer Mauer, die den Weg verſchloß. Man öffnete, und wir ritten in die Solfatara, die phlegräiſchen Felder der Alten, ein. Das Haus, zu dem die Mauer gehört, iſt eine Alaunſiederei und Schwefelfabrik, die hier reiche Nahrung findet. Man hat die Solfatara oft beſchrieben; allein bevor ich ſie geſehen, war es mir nicht möglich, mir eine richtige Vorſtellung davon zu machen. Man denke ſich einen Vulkan von mäßiger Höhe, deſſen Krater oben in der Art zuſammengeſtürzt iſt, daß die Trümmer im Fallen über die innere Höhlung des Berges eine feſte Decke gebildet haben. Rings umher ſind einzelne Theile des früheren Randes des Kraters noch ſtehen geblieben, ſo daß ſie jetzt die Fläche, welche den ehemaligen Krater bedeckt, als Felſenhügel verſchiedener Größe und Geſtaltung einſchließen. Dieſe Fläche nun, oder dies Feld im Innern der Hügel, iſt etwa 450 Schritte lang und 400 Schritte breit, und über-

all mit einer gelbweißlichen, dürren Thonerde bedeckt, aus der nur hier und da Riedgras und niedrige Büſchel von Roſmarin hervorſprießen. In der Mitte der Fläche, oder wenn man will, des Thales, hielten wir ſtill. Die Führer nahmen große Steine und warfen ſie mit Heftigkeit gegen den Boden, der davon hohl erdröhnte. Dann ritten wir gegen die äuſſerſte Ausdehnung der Fläche hin, wo dicht an den Felſenhügeln, die hier eine ſchmale Schlucht bilden, an zwei oder drei Orten graue Schwefeldämpfe brauſend aus kleinen Löchern und Steinritzen emporſchoſſen, die rings von glühendem, roth und ſchwefelgelb gefärbtem Steingerölle umgeben waren. Beſonders heftig kochte und braußte es aus dem einen dieſer kleinen Steingerölkeſſel; die Gewalt des aus demſelben hervorſtrömenden Dampfes war ſo groß, daß ein Paar kleine, roth und ſchwefelgelb glühende Steine wohl einen halben Fuß hoch emporgeworfen wurden, und, da ſie ſtets wieder zurück ſanken, gleichſam auf der Oeffnung tanzten. Die umliegenden ſchwarzen Lavafelſen und Felſentrümmer waren mit Ammoniak und mit den reinſten Schwefelkryſtallen überzogen. — Der Eigenthümer meines Eſels hatte mich ſtets vorausgeführt und zu den intereſſanteſten Gegenſtänden zuerſt hingebracht; jedes Mal hielt er mir denn die Mütze hin und bat um ein buona man'. —

Auf dem Rückwege ſchlugen wir bei dem Dörfchen, wo wir unſre Eſel beſtiegen hatten, eine andere Richtung ein, um die Gegend Pozzuoli's kennen zu

lernen. Wir kamen an den Reſten einer alten Straße vorüber: altes Pflaſter, aus breiten vieleckigen Lavaſtücken beſtehend. Der Führer meines Eſels hatte es mir kaum gezeigt, als er auch dafür ein buona man' verlangte! — Der Weg zog ſich nun zwiſchen Weinbergen hin, an mehrern wenig intereſſanten Ruinen vorbei, die hier in den Weingärten ſtehen. Das mit Geſtrüpp bewachſene, ganz verfallene Amphitheater des alten Puteoli zeigt nur noch düſtere, mit Schutt und Unflath angefüllte, kellerartige Gänge, eben ſo die dabei in Ruinen liegende Piscina (Waſſerbehälter), gemeiniglich das Labyrinth genannt. Die Natur iſt hier wirklich ſchön; aber die Ciceroni quälen den Reiſenden mit der Anſicht jämmerlicher Steinklumpen. Die Sonne warf ihre letzten Strahlen durch das Weinlaub der Hügel, durch welche unſer Pfad ſich wand, und die gegen die Sonne faſt durchſichtig erſcheinenden Weinblätter zeichneten auf dem orangefarbenen Abendhimmel die reizendſten hellgrünen Arabesken. Wir waren unausſprechlich froh! Bald ſahen wir zur Linken den hellblauen Golf, das Vorgebirge Miſene, die Inſeln Procida und Iſchia, und weit hinüber zur Rechten grüne Hügel. Und indem wir ſchwelgten im Anſchauen verloren, riefen unſere Führer: ecco la villa di Cicerone! und zeigten uns abermals ein Paar elende Mauertrümmer. Unwillig gab ich meinem Eſel einen Schlag und lenkte ihn nach der Meeresſeite hin. Wir hatten Pozzuoli umritten, und ſahen es nun auf der entgegengeſetz-

ten Seite; — ſchwarz, trümmerhaft, dachlos und mit leeren Fenſterlöchern machte es doch auch von dieſer Seite durch ſeine Lagen, und inſofern es ſich wie eine große Burgruine ausnimmt, in dem Geſammtbilde einen wunderbar ergreifenden Effekt.

Dicht bei der Stadt ragen in den Golf hinein die maleriſchen Trümmer der alten ſteinernen Bogenbrücke, oder richtiger des alten Molo von Puteoli, der ein Wunderwerk der Baukunſt geweſen ſein muß. Allmälig ſtiegen wir zum Ufer hinab, und wie die reizende Gegend unſern Blicken entſchwand, erwachte auch wieder die Theilnahme für die Reſte des Alterthums, und deshalb beſuchten wir nun vor der Stadt noch die berühmten Trümmer des unter Domitian erbauten Tempels des Jupiter Serapis. Dies Gebäude hatte äußerlich eine viereckige Geſtalt, und war 134 Fuß lang und 115 Fuß breit, rings von 42 viereckigen Prieſtergemächern umgeben. In der Mitte des Hofes befand ſich der Tempel, der ſich auf einer cirkelrunden erhöhten Baſis von 65 Fuß Durchmeſſer erhob, die noch erhalten iſt. Man bemerkt noch, daß ſie von 16 Marmorſäulen umgeben geweſen ſein muß, welche wahrſcheinlich die Kuppel des Tempels trugen. Von dieſen Säulen iſt indeſſen keine mehr vorhanden; doch ſtehen außerhalb der runden Baſis noch drei ungeheuere, ihrer Kapitäler beraubte Säulenſchafte von Cipollinmarmor*), welche

*) Zwiebelmarmor, von cipolla, die Zwiebel, weil

traurig auf die Trümmer hinabblicken, von denen ſie umgeben ſind. Zwiſchen dieſe Trümmer iſt überall das Meereswaſſer eingedrungen, ſo daß man Steine gelegt hat, um einen trocknen Pfad zu gewinnen.

Nun erſt bekamen wir das Innere der Stadt Pozzuoli zu ſehen. Wir fanden, wie gewöhnlich, enge, ſchmutzige Straßen, geſchwärzte Häuſer, und das Bienengewimmel zahlloſer ſchreiender Nichtsthuer. Dieſe Italiener ſtehen ſtundenlang zu Hunderten rechts und links auf beiden Seiten der Straßen oder mitten auf denſelben, und unterhalten ſich laut ſchreiend unter ſtets gleichzeitiger Anwendung ihrer widerlichen Zeichenſprache. Wir fuhren ſchnell durch ſie hin; ein Schwarm von Bettlern verfolgte uns bis zur Landſtraße. In erfriſchender Abendkühle legten wir denſelben Weg am Ufer des Golfs zurück, den wir gekommen waren. Die Sonne war untergegangen, ein köſtliches Purpurroth färbte hinter uns den Horizont und den ſilbernen Spiegel des kleinen Golfs, deſſen niedrige Höhenzüge ſich wie ein dunkler Gürtel zwiſchen Himmel und Waſſer ſchlangen. Vor uns zur Linken ragte über den Rücken des Pauſilipp hinaus des Veſuvs ehrwürdiges Haupt in die blaue Luft; zur Rechten erblickten wir nahe vor uns

---

er blätterig iſt, wie dieſe Frucht. Er ſoll eine graugelbliche Farbe haben und koſtbar ſein; dieſe Säulen gleichen aber alten, ſchwarzen, werthloſen Steinblöcken.

Miſida; weiter hinüber Capri und das Vorgebirge von Sorrent, jedoch ungeachtet der anſcheinenden Klarheit der Luft nicht heiter, ſondern wie Nebelgebilde. Bald befanden wir uns auf der ſtaubigen Landſtraße zwiſchen den Ulmen, dann rollten wir durch die ſchmale Höhle des Pauſilipp und erreichten bei völliger Dunkelheit Abends um 9 Uhr unſern Gaſthof.

Sieben und zwanzigſtes Kapitel.

Schlafloſe Nacht und Ungeziefer. Italien iſt unerträglich. Unreine Luft in Neapel. Kathedrale des heiligen Januarius. Die Heiligenſäule. Regen. Auch bei Neapel giebt es keine Orangenwälder. Die einzelne Palme! Das Schloß der Königin Johanna. Die Prozeſſion. Spazierfahrt am Mergellinaſtrande und über den Rücken des Pauſilipp. Strada del Vomero. Stinkende Höhlen. Aloepflanzen. Straßenpflaſter Neapels. Spaziergang in der Villa reale. St. Carlos. Semiramis. Ein neapolitaniſcher Faſhionable fängt Flöhe.

Neapel, am 23. Juni.

Wieder einmal eine ſchlafloſe Nacht. Unſre Wohnung iſt ein Pallaſt, allein in keiner deutſchen Bauernkneipe würde man ſo viel Flöhe finden, als hier in dieſem Pallaſt Neapels. Beneidenswerthe Eſelshäute derjenigen, die vor lauter Entzücken über die Fata Morgana ihrer Einbildungskraft in Italien die ſchmerzhaften Stiche des gefräßigen Ungeziefers nicht fühlen! Und gliche Italien wirklich den Gefil-

den Elyſiums, wandelte man hier überall auf Blumenauen durch den Blüthenduft meilenweiter Orangenwälder dahin, oder träfe das Auge hier überall auf die Farbenpracht exotiſcher Pflanzen; wie könnte ein edler, gemüthvoller, gebildeter und — reinlicher Menſch in dieſem Lande ſich wohl fühlen? Stelle Dir vor, lieber Leſer, daß man Dir in der ſchönſten Gegend der Erde eine prächtige Villa mit einem lieblichen Garten, unter der ausdrücklichen Bedingung, darin zu wohnen, geſchenkt hätte, daß Du aber in dieſem Beſitzthum bei Tage und bei Nacht von Flöhen, Mücken und Wanzen zerſtochen würdeſt, daß Du zur täglichen Stillung Deines Hungers eine den Nahrungsmitteln der Hottentotten vergleichbare Ekelkoſt hinabwürgen müßteſt, daß Du Dich unabläſſig von einem ſchmutzigen, mit Läuſen und Flöhen behafteten, betrügeriſchen Geſindel umgeben ſäheſt, und dich vergeblich nach geiſtigen Genüſſen, nach wiſſenſchaftlicher Erhebung ſehnteſt, würdeſt Du dieſen Zuſtand ertragen? — Gern wird ſich der Gebildete Entbehrungen und körperlichen Anſtrengungen aller Art unterziehen, um ſeine Kenntniſſe zu bereichern; allein muß er ſich halb zum Thier entwürdigen, ſteht der Edlere gewiß zurück. Wir können zwar hier in Neapel nicht über unſre Koſt klagen; wiewohl ſie nicht mehr ſo gut iſt, als am erſten Tage nach unſerer Ankunft; allein wie viel Reiſende ſind denn im Stande, auf längere Zeit in Gaſthöfen vom erſten Range zu logiren? Seitdem ich die Trattoria

von Kapua und die Sudeleien der hieſigen Köche geſehen habe, möchte ich keine neapolitaniſche Garküche beſuchen. — Daß man ſich in ganz Italien vergeblich nach wiſſenſchaftlicher Erhebung ſehnt, iſt leider nur zu wahr. Man nehme ein wiſſenſchaftliches Werk der neuern Italiener zur Hand: Charlatanerie vertritt darin die Stelle der Gründlichkeit. Eine Menge von Büchern des Auslandes, welche die Aufklärung befördern würden, ſind verboten. Der Ultra-Katholicismus tritt hier eben ſo hemmend in den Weg, wie die Indolenz des Südens.

Heute früh war der Himmel umwölkt, allein die Luft wieder ſo unrein, daß wir das vor uns im Golf liegende Capri nur mit neblichten Umriſſen ſahen. Auch iſt es uns immer noch nicht möglich geweſen, die ſo nahe gelegene Küſte von Sorrent deutlich zu erkennen.

Wir begaben uns Vormittags nach der Kathedrale des heiligen Januarius, gegründet im Jahre 1280 unter Karl I. von Anjou. Sie iſt von gothiſcher Bauart und prächtig verziert; an den Seiten des Eingangs befinden ſich zwei ſchöne Porphyrſäulen. Das Innere der Kirche beſteht aus drei Schiffen; an den Seiten der äußeren Schiffe öffnen ſich mehrere Kapellen. Im Ganzen enthält die Kirche 110 Säulen von ägyptiſchem Granit. Der Hochaltar beſteht aus koſtbaren Marmorarten; über demſelben erblickt man eine Marmorſtatue von Bracci, die Himmelfahrt vorſtellend. Unter der Kathedrale be-

findet ſich im Souterrain eine zweite Kirche. — Hier liegt unter dem Hauptaltar Neapels Schutzheiliger begraben. Nicht weit vom Eingange der obern Kirche zeigt ſich zur Rechten die weltberühmte Kapelle des heiligen Januar, welche ihrer vorzüglichen Koſtbarkeiten wegen der Treſor genannt wird, und gegen eine Million neapolitaniſcher Dukaten, (ein Dukaten zu 1 Thlr. 3 Sgr. $10\frac{7}{11}$ Pf. in preußiſchem Gelde gerechnet,) gekoſtet hat. Sie wurde im Jahre 1608 auf Koſten des Volks in Folge eines Gelübdes bei Gelegenheit der Peſt im Jahr 1526 erbaut. Sie iſt rund und durch ein bronzenes Gitter von dem rechten Seitenſchiff der Kirche geſchieden. Die äußere Façade des Eingangs in die Kapelle beſteht aus weißem und ſchwarzem Marmor; zwei Säulen halten den Architrab; an beiden Seiten der Gitterthür befinden ſich Niſchen mit den Statuen der Heiligen Peter und Paul, von Finelli gearbeitet. Im Innern enthält die Kapelle 42 korinthiſche Säulen von Brokatell-Marmor *) und 7 Altäre. Auf dem mittleren Altar, der aus Porphyr, Silber und Bronze zuſammengeſetzt iſt, erblickt man die bronzene Statue des heiligen Januar. In dem Tabernakel von maſſivem Silber werden zwei Phiolen mit dem Blute des Heiligen aufbewahrt, die im Augenblick

*) So genannt nach dem Geäder, welches einem Brokatmuſter vergleichbar iſt. In der Regel fällt die Farbe dieſes Marmors ins Violette.

seines Märtyrtodes gefüllt worden sein sollen. Dies Blut wird bekanntlich drei Mal im Jahre flüssig, zuerst am 8. Tage des Monats Mai, das zweite Mal am 8. Tage des Monats Septbr., und zuletzt am 16. September, dem Feste des Schutzheiligen. Die Priesterschaft bewahrt das Geheimniß der Flüssigmachung, und hat dadurch großen Einfluß auf das gemeine Volk, welches, wenn das Wunder geschieht, außer sich vor Freude ist, wenn aber die Flüssigmachung nicht gelingt oder sich verzögert, laut ächzt und schreit, und sich verzweifelnd die Brust schlägt.

Unser Spaziergang durch die Stadt trug abermals dazu bei, uns die Ueberzeugung zu gewähren, daß Neapel nichts weniger als prächtig, sondern eine enggebaute, schmutzige Stadt ist, die nur einzelne freundlichere breite Straßen enthält. Ohne die eigenthümliche Bauart der Häuser, die ihr ein fremdartiges Ansehen geben, würde die Stadt als solche gar keine Beachtung verdienen. Wir kamen heute durch Winkel, in denen Mist und Kehricht lag; rings um eine auf einem ungepflasterten kleinen Platze stehende Heiligensäule hatte sich der Pöbel vielfach seiner Nothdurft entledigt.

Nachmittags bezog sich der Himmel und es fiel ein heftiger Platzregen. Als es aufgehört hatte zu regnen, blieb die Sonne unter einem leichten Flor. Dies war angenehm und wir beschlossen spazieren zu fahren. Wir forderten C'estädire auf, uns mit der schönsten Gegend Neapels bekannt zu ma-

chen. Dabei äußerte ich unverhohlen, daß wir uns in Italien getäuscht fänden, daß wir Blumengefilde, grüne Wieſen, Palmen und Orangenwälder wenigſtens hier bei Neapel zu ſehen geglaubt hätten, und daß wir dagegen nicht einmal diejenigen Gewächſe ſähen, welche wir ſchon bei Terracina wahrgenommen, daß hier vielmehr im Ganzen nur Rüſtern und Wein wüchſen, und daß, um die Wahrheit ganz zu bekennen, die Umgegend Neapels in Beziehung auf Vegetation ganz gewöhnlich ſei. C'eſtàdire zuckte die Achſeln und meinte, dies hätten ihm ſchon viel Fremde geſagt. Ich fragte ihn darauf, ob es denn hier oder ſüdlicher von Neapel keine Orangenwälder gebe? Nein, antwortete er, es giebt nur einzelne ſolcher Bäume in Gärten. Wachſen denn, fragte ich ferner, Palmen in oder bei Neapel? Erſt ſchien er nun, was mir unbegreiflich war, den Baum gar nicht zu kennen, dann aber gab er die mir denkwürdige Antwort: Nein, dergleichen haben wir hier nicht! —

Wir fuhren nach ſeiner Anordnung auf der von Murat angelegten ſchönen Chauſſee ſpazieren, welche längs dem Fuße des Pauſilipp am Meeresufer dahinführt und hinter dem Mergellinaſtrande ſich ganz allmälig nach dem Rücken des Berges in die Höhe hebt. Mit höchſter Ueberraſchung ſahen wir gleich am Anfange der Straße rechts in dem Vorhofe eines Landhauſes eine ſchöne hohe Palme, die neben den ſchwertförmigen Blättern grüne Fächer weithin aus-

breitete. Da iſt ja eine Palme! rief ich entzückt unſerem Cicerone zu. Nun ja, antwortete er, die iſt die einzige.

Wir kamen am alten Schloß der böſen Königin Johanna vorbei. Es beſteht aus vollſtändig erhaltenen Mauern, die mit offenen Fenſterlöchern klaffen und am Mergellinaſtrande liegen. An drei Seiten ſind ſie vom Meere umſpült. Die Königin Johanna war ein wollüſtiges Ungeheuer. Sie feierte in dieſem Schloſſe ihre Orgien, und ließ, nach dem Genuß ihrer Opfer, dieſelben ermorden und in's Meer werfen. In der Nähe dieſer unheimlichen Mauern begegneten uns Prieſter und fanatiſches Landvolk in einer Prozeſſion, wir hielten für angemeſſen, C'eſt dire's Beiſpiel zu befolgen, der den Hut abnahm und in den Händen hielt, bis der Zug vorüber war.

Indem der Weg allmälig in die Höhe ſtieg, entwickelte ſich, insbeſondere hinter uns, eine ſehr reizende Ausſicht. Wir konnten das ganze Baſſin des Golfs von Neapel, die Stadt mit ihren Kaſtellen, den Veſuv, das Vorgebirge von Sorrent und Capri überſchauen. Rechts dicht am Wege lag hier und da der feinkörnige Sandſtein des Pauſilipp mit den darin angebrachten Höhlungen zu Tage; reizende Landhäuſer und Gärten verſchönten den Vordergrund zur Linken, da die Straße, je höher ſie ſteigt, ſich allmälig vom Ufer entfernt. Dieſer Spaziergang iſt unbezweifelt der ſchönſte von Neapel.

Wir begegneten indeſſen nicht vielen Spaziergängern und Equipagen. Oben auf dem Berge wandten wir uns rechts, weil hier eine Straße (Strada del Vomero) über den Rücken des Pauſilipp nach einer andern Seite der Stadt zurückführt. Anfangs genoſſen wir auf der Höhe der freundlichen Ausſicht über den Theil der Landſchaft, der von der Stadt aus betrachtet jenſeits des Pauſilipp gelegen iſt; wir erblickten Hügel und Thäler mit Ulmen, Reben, Pinien und Oelbäumen bewachſen und darüber hinaus das Meer; bald aber befanden wir uns zwiſchen hohen Gartenmauern, die durch Häuſer und dorfähnliche Anſiedelungen unterbrochen wurden und den Blick in's Freie nicht mehr geſtatteten. Mit Ekel fuhren wir an den ſtinkenden Höhlen der hohen, ſteinernen Häuſer und an dem widerlichen Geſindel vorbei, welches in den Thüren ſaß. Die Illuſion war dahin! — Hier oben fanden wir übrigens Wachen ausgeſtellt, um das Kontrebandiren über den Pauſilipp zu verhindern. Zuweilen bemerkten wir recht hübſche Villen; auch nahmen wir durch die offenen Gartenthüren allerdings hier und da einzelne Orangenbäume und auf den Gartenmauern einige Aloepflanzen wahr; allein in Gärten haben wir im Norden dergleichen Pflanzen auch, und ob ſie im Freien oder in Kübeln ſtehen, iſt dem Auge gleichgültig. Orangenwälder giebt es alſo in Italien nicht! —

Es dauerte lange Zeit, ehe wir die einförmige Straße, welche zwiſchen den Mauern auf dem Rük-

ten des Pauſilipp dahin führet, zurückgelegt hatten, und Cestadire mußte unſern ganzen Unmuth fühlen, uns ſo ſchlecht geleitet zu haben. Endlich erblickten wir das rechts auf einer noch größeren Höhe gelegene Caſtell St. Ermo. Wir fuhren unter demſelben vorbei und befanden uns dann bald wieder auf dem abſcheulichen Straßenpflaſter Neapels, welches an dieſer bergigen Seite der Stadt, wo die Straßen ſteil hinab ſteigen, ſo ausgefahren iſt, daß man jämmerlich zerſtoßen wird. Auf dieſe Weiſe endigte alſo unſere Spazierfahrt ſehr trübſelig.

Nach unſerer Zurückkunft beſuchten wir noch die Villa reale, wo die Beau monde ſich in der Abendkühle erging, während Reichere dicht daneben auf der Chiaja ſpazieren fuhren. Die Villa reale theilt ſich in 5 Alleen; die mittelſten derſelben beſtehen, wie ich ſchon angeführet, aus Akazien; die am Meere gelegenen aus kleinen Steineichen. Dieſer öffentliche Spaziergang iſt durch Statuen und durch ein Paar Fontainen geziert; an den Seiten der Alleen befinden ſich Steinbanken. Der ſonſt hier aufgeſtellt geweſene farneſiſche Herkules und der farneſiſche Stier ſind in's Muſeum gebracht worden. Die Villa reale iſt mit ſteinernen Pfeilern, zwiſchen denen ſich ein eiſernes Geländer hinzieht, eingefaßt und dadurch von der Chiaja geſchieden. Vorn an der ſchmalen Seite des Oblongums, welches dieſer Spaziergang bildet, befindet ſich der Eingang, an dem rechts und links ein Paar niedrige Kaffeehäuſer mit

einem flachen, von einer Gallerie umgebenen Dache gelegen ſind. Vergebens bemühten wir uns, ein ſchönes Geſicht unter den Spaziergängerinnen aufzufinden.

Abends begaben wir uns in das St. Carlo-Theater, wo Roſſini's Semiramis leidlich aufgeführet wurde. Das Haus war gefüllt; das Publikum ſtill und aufmerkſam wie das vorige Mal. Nirgend bemerkten wir in den Logen Geſellſchaftszirkel, wie ſolche, nach der Verſicherung anderer Reiſenden, in den italieniſchen Theatern gebräuchlich ſein ſollen; Alles achtete ſorgſam auf das Stück. Applaus wurde nicht geſpendet; nur dem Liebling des Publikums, der Sängerin Ronci de Begnis (Semiramis), gelang es auch heute, das Publikum zu einer Beifalls-Aeußerung hinzureißen. Nach dem erſten Act der Oper folgte das neuliche Ballet. Wir hatten, da man auch hier in den Logen ſeitwärts ſitzen muß und nichts ſehen kann, Parkettplätze genommen, und werden dies auch künftig thun, ſo lange wir noch italieniſche Theater beſuchen. Die Flöhe trieben es heute noch viel ärger, als vor ein Paar Tagen. Neben uns ſaß ein fein gekleideter neapolitaniſcher Faſhionable. Nachdem er ſich eine Weile geſchuppt und gekratzt hatte, zog er kaltblütig einen Stiefel aus; dann krempelte er die Beinkleider in die Höhe und — fing Flöhe. Darauf achtete Niemand; Derjenige, den es zu ſehr beißt, kratzt ſich hier ungenirt oder er ſtellt eine öffentliche Jagd an. —

Acht und zwanzigſtes Kapitel.

Die Hofkirche zur heiligen Klara; die Jeſuitenkirche S. Trinità maggiore; das Findelhaus; die Vicaria; der Garten der Proteſtanten, neapolitaniſche Hetären; der Mercato; Konradins Kreuz; trübe Atmoſphäre; italieniſche Nudität; Küchengeheimniſſe.

Neapel, am 24. Juni.

Bei Gelegenheit unſerer Wanderung durch die Stadt am heutigen Vormittage nahmen wir noch einige Kirchen in Augenſchein. Sie ſind meiſtentheils unbedeutend; doch darf ich die Hofkirche zur heiligen Klara und die Jeſuitenkirche S. Trinità maggiore nicht unerwähnt laſſen. Die erſtere iſt 1310 im gothiſchen Styl erbaut und im Jahre 1744 mit Marmor, Gemälden und vergoldetem Stuck verziert worden. In der Kapelle zur Linken des Hochaltars ſind mehrere Prinzen der königl. Familie beigeſetzt. Die Kirche S. Trinità maggiore iſt erſt im Jahr 1750 an der Stelle, wo der Pallaſt der Prinzen von Salerno ſtand, erbaut, und die äußere Mauer

dieſes Pallaſtes beibehalten worden. Die Façade gewährt dadurch einen ganz eigenthümlichen Anblick. Im Innern hat die Kirche Kreuzesform, über dem Mittelpunkt dieſes Kreuzes erhob ſich eine Kuppel, von Lanfranco gemahlt, die jedoch durch ein Erdbeben zerſtört worden iſt. C'estàbire erzählte uns, daß in dieſer Kirche ſelbſt Damen den Hut ablegen müßten. Er ſchien noch mehr ſagen zu wollen; allein die Furcht vor den Herren, denen die Kirche gehört, war zu groß.

Wir gelangten, nachdem uns C'estàbire noch das Findelhaus gezeigt hatte, quer durch die Stadt wandernd, nach der Vicaria am Thor von Capua. Die Vikarie iſt ein ungeheures, iſolirt ſtehendes, von hohen, dicken, ſchwarzen Mauern umgebenes Gebäude, und war früher, unter dem Namen Caſtel Capuano, Reſidenz des Königs Wilhelm I. von Neapel. Peter von Toledo verlegte dahin den Civil- und Kriminal-Gerichtshof, das Archiv und die öffentlichen Gefängniſſe. Eine große Menge von Verbrechern blickte durch die vergitterten Fenſter; an den Zinnen der düſtern Mauern bleichten etwa 20 Schädel hingerichteter Mörder und Straßenräuber in den Strahlen der Sonne. Dieſe furchtbare Warnung wird indeſſen von dem neapolitaniſchen Pöbel wenig beachtet.

C'estàbire fragte uns, ob wir den Kirchhof, oder, wie es hier heißt, den Garten der Proteſtanten zu ſehen wünſchten, und da wir uns in deſſen Nähe befanden, bejahten wir es. Wirklich iſt dieſer Kirchhof

der in der Vorſtadt liegt, ein kleines, freundliches Gärtchen, mit hübſchen Marmordenkmälern, welche den in Neapel geſtorbenen Engländern von deren Verwandten und Angehörigen errichtet worden ſind; ein Deutſcher ruht hier noch nicht. Der am Eingang wohnende Todtengräber hält den Friedhof in ſchönſter Ordnung. Dem Garten gegenüber befindet ſich die Gaſſe, in der die Hetären der niedrigſten Klaſſe Neapels ihre ſchauderhaften Wohnungen aufgeſchlagen haben. Faſt nackt mit ſchlumpigem Lumpen bedeckt, in der Regel über die Jahre der Jugend längſt hinaus, oder doch durch Laſter gealtert, ekelhaft fett, viehiſche Gemeinheit in den flammenden neapolitaniſchen Augen, das ſchwarze Haar unordentlich um den Kopf hängend, ſaßen ſie, wie ein flüchtiger Blick in die Gaſſe hinein beim Vorübergehen an derſelben uns wahrnehmen ließ, im Koth vor der Thüre, und mit Entſetzen bemerkten wir, daß dieſer Abſchaum der Menſchheit, beſtimmt dem Lazarone und Straßenräuber zur Luſt zu dienen, mit widerlicher, unzüchtiger Geberdenſprache uns zuwinkte und daß die ganze Gegend beim Anblick der Fremden in Aufruhr gerieth. Wir eilten, ſo ſchnell wir konnten, davon. Auf dem Wege zum Thore begegneten uns geputzte Damen dieſer Art, die von einem Spaziergange in die Stadt nach ihren Höhlen zurückkehrten: — ſcheußliche Erinnerung! Und in dieſe Gegend hat man im chriſtkatholiſchen Neapel die Ruheſtätte der Proteſtanten verlegt! —

Als wir bei der Vikarie wieder angelangt waren, wandten wir uns links nach der Piazza del Mercato. Dies iſt der größte Platz Neapels; aber auch der ſchmutzigſte Theil der Stadt. Ringsumher befinden ſich hohe, aber ſchlechte, räuchrige Häuſer, die, wie wir nun ſelbſt ſahen, von gemeinem Volk bewohnt werden. Montag und Freitag iſt Wochenmarkt auf dem Mercato; allein auch an andern Tagen werden hier Eßwaaren aller Art feil geboten, und der Platz wimmelt von der Hefe des Volks. Die hiſtoriſchen Erinnerungen, welche ſich an dieſen Platz knüpfen, hatten uns dahin geführt. Hier erfolgte Konradins Hinrichtung 1268 und Maſaniello's Empörung (1647.) An der Stelle, wo Konradin gefallen iſt, ſtand früher eine Kapelle und ein Kreuz, die Kapelle verbrannte indeſſen im Jahr 1781. Seitdem ſind hier Magazine erbaut worden, hinter denen man nur noch das ſteinerne Kreuz erblickt.

Als ich nach Hauſe zurückgekommen, und vom Balkon über den Golf blickend, die Inſeln und das Vorgebirge abermals nicht deutlich erkennen konnte, ungeachtet der Himmel blau war und die Sonne ſchien, wußte ich nicht, was ich nach gerade von der ſtets gerühmten Klarheit der Luft Italiens denken ſollte! — Kaum war ich auf den Balkon hinaus getreten, als ſich mir unten auf dem Trottoir am Gitter der Villa reale ein Bettelweib zeigte, welches zwei Kinder an der Hand und eins auf dem Arme hatte. Von jenen Beiden ging ein Mädchen vollkommen

nackt, wie es Gott geſchaffen. Es iſt dies das erſte Mal, daß ich völlige Nacktheit in Italien geſehen habe. Ich warf ein Almoſen hinab und flüchtete vor den Schaaren anderer Bettler, die ich bereits im Anzuge ſah, in's Zimmer zurück.

Hier war inzwiſchen die Mittagstafel ſervirt worden. Unſere Mahlzeit gab wieder mannigfachen Stoff zu Betrachtungen. Bis jetzt haben wir in Italien an Gemüſe eigentlich nur grüne Bohnen, Schoten, Artiſchoken, Kürbiſſe und Gurken zu ſehen bekommen; in ſeltenen Fällen gab es auch wohl Spinat. Alle übrigen Sorten von Gemüſe ſcheint man in dieſem Lande nicht zu kennen. An Fleiſch iſt uns bis jetzt nur Hühner-, Tauben-, Schöpſen-, Kalb-, Ziegen- und Rindfleiſch vorgeſetzt worden; dagegen quält man uns täglich und insbeſondre hier, mit vielen Arten von widerlich ſchmeckenden Seefiſchen. Eben ſo giebt es hier jeden Mittag grüne Bohnen, die nur im Waſſer abgekocht werden. Auch die übrigen Speiſen wiederholen ſich eigentlich alle Tage mit geringer Abänderung. Dennoch wiſſen wir, daß Herr Anaſtaſio zwei Köche unterhält. Wir hatten geſtern um Abwechſelung, namentlich um Wild und um ein anderes Gemüſe, gebeten. Heut erhielten wir nun Kohlrabi und als Braten einige Fettammern, die wir, beiläufig geſagt, auch in Rom gegeſſen haben. Als wir nach dem beſtellten Wildbraten fragten, zeigte der Kameriere befremdet auf die Vöglein. Wir entgegneten, daß wir unter

Wild Rehe, Hirſche, wilde Schweine, Rebhühner, Schnepfen und dergl. verſtänden. „Ach,“ antwortete er lächelnd, „dergleichen Thiere findet man ja in ganz Italien nicht. Die Jagd beſchränkt ſich blos auf kleine Vögel und Kaninchen; in ſeltenen Fällen wird hier bei Neapel auch wohl ein Haſe geſchoſſen.“ Wirklich haben wir bis jetzt in Italien keine Spur von Wildpret bemerkt, und dies iſt natürlich, da es in dieſem Lande keine Wälder giebt. Ein Jagdliebhaber möge alſo Italien nicht beſuchen. Auch haben wir nirgend Enten und Gänſe wahrgenommen; nur einmal wurde uns im nördlichen Italien als Leckerei eine gebratene Ente vorgeſetzt. Man ſieht nur Pferde, Rindvieh, Schafe, nackte Schweine, Tauben und Hühner. Wie arm iſt dies geprieſene Land in jeder Beziehung! —

Neun und zwanzigſtes Kapitel.

Reiſe auf den Veſuv. Salvator. 23 Perſonen Begleitung. Anblick des Aſchenkegels. Das Eremitenhaus. Die Wache. Mühvolle Beſteigung des Aſchenkegels. Der Sonnenuntergang. Blick vom Vulkan herab. Der Gipfel des Berges. Das Lava-Trümmerfeld. Der alte Krater. Der zweite Aſchenkegel mit dem neuen Krater. Buona man', buona man', eccellenze. Rückkehr. Die Höhle des Eremiten. C'eſt ôdire jammert und ſchnellt die Reiſenden was Weniges. Das runde Sümmchen. Milde Nacht. Zahlung in Reſina. Gouachebilder vom Veſuv am folgenden Morgen. Scirokkewind. Beſuch des Muſeums. Die Statuen; der farneſiſche Herkules und die Gruppe des farneſiſchen Stiers, Venus Kallipygos, Ariſtides, Sammlung der etruskiſchen Vaſen. Die zu Herkulanum und Pompeji gefundenen häuslichen Geräthſchaften. Zimmer der Glasſachen. Kabinet der Lebensmittel und Koſtbarkeiten aus Pompeji. Ein Häuflein Aſche, einſt Gattin des Diomedes. Die Wandgemälde. Ein Schädel und der Abdruck einer weiblichen Bruſt in vulkaniſcher Aſche. Die Papyrusrollen. Abwickelung der Manuſcripte. Das ägyptiſche Kabinet und die Mumien. Macaroni in Neapel, eine Speiſe für Bootsknechte. Pflaumen im Juni.

Pantomime und Tanz neapolitaniſcher Knaben. Wer nationelle Gebräuche in Italien ſehen will, muß dafür bezahlen. Ganz Neapel iſt in dicken Qualm gehüllt; ein Beweis mehr für die ſtete Klarheit des heſperiſchen Himmels.

Neapel, am 25. Juni.

Geſtern Nachmittag fuhren wir nach dem Veſuv. In Reſina, von wo aus man den Berg zu beſteigen pflegt, hielten wir vor der Wohnung Salvators, des bekannten und wohlunterrichteten Cicerone dieſes Vulkans. Wir ſtiegen die enge Steintreppe zu ihm hinauf und fanden ihn in ſeiner unordentlichen Klauſe mit dem Einpacken von Mineralien beſchäftigt, die er nach Berlin ſchicken wollte. In einem andern kleinen Zimmer war die ganze Mineralogia veſuviana ausgepackt. Niemand möge verſäumen, dieſe merkwürdigen vulkaniſchen Erzeugniſſe in Augenſchein zu nehmen. Vor der Thür hatten ſich eine Menge Einwohner Reſina's mit Pferden, Eſeln und Tragſeſſeln eingefunden. Alle ſchrieen und ſchnatterten und bewegten ſich mit ihren Thieren durch einander; Jeder hoffte auf das Glück, die Reiſe mit uns machen zu können. Wir überließen Ceſtädire, das Nöthige zu veranſtalten. Er miethete für uns Männer Pferde, für ſich und unſre Reiſegefährtin Eſel, und außerdem zwei Tragen zum Gebrauch der Schwächern beim Beſteigen des Bergkegels. Zu

jedem Tragſeſſel gehörten 8 Mann, bei jedem Thier blieb der Eigenthümer, und ſonach ſetzte ſich, Salvator mit eingerechnet, eine Karavane von 27 Perſonen in Bewegung. Wäre uns dies beim Eintritt in Italien begegnet, wir würden uns bei der Ausſicht, 23 Perſonen bezahlen zu müſſen, um irgend eine Merkwürdigkeit beſehen zu können, in Gift und Galle aufgelöſet, ja vielleicht dem Vergnügen ganz entſagt haben; allein wer bis Neapel gekommen und die ganze Halbinſel faſt bis zum äußerſten Ende durchreiſet iſt, der hat hinlänglich Gelegenheit gehabt, ſich in Langmuth zu üben. Wir waren daher ungemein vergnügt und freuten uns über unſre Begleitung, welche, indem wir durch die lange, den weit ſich hinſtreckenden Fuß des Veſuvs hinaufführende Straße Reſina's dahinritten, von den übrigen Bewohnern mit neidiſchen Blicken betrachtet wurde. Es war etwa fünf Uhr Nachmittags, als wir unſre Reiſe antraten. Anfangs zog ſich der ſteinige Weg hinter Reſina zwiſchen Mauern und Weingärten hinauf; der Himmel war klar und vor uns hob ſich aus dem zarten Grün der Weingärten, welches den Veſuv bis zur Hälfte dürftig bedeckt, der öde, röthlichgraue, breite Aſchenkegel des Vulkans mit ausgezackter Krone ſchweigend in die Luft. Er rauchte nicht. Zur Linken ſchied eine breite Schlucht den Kegel des Veſuv vom höheren Monte Somma. Ueber den Aſchenkegel erſtreckten ſich zur Rechten und in der Mitte vor uns mehrere erkaltete Lavaſtrömungen

hinab, die ſich in der Entfernung auf dem zarten, röthlichen, man möchte ſagen, fleiſchfarbigen Grau der Aſche, wie braunſchwarze Furchen ausnahmen.

Allmälig hören die Gärten auf; der Boden wird kahl und rauh, und mit höchſter Ueberraſchung ſieht man, indem man ſich den ſchwarzbraunen Lavaſtrömungen nähert, die ſich rechts in breiten Feldern nach dem Meere hinziehen, daß dieſelben aus gewaltigen Felsblöcken beſtehen, die in wilder Unordnung über einander fortgeſchoben ſind. Alsbald befindet man ſich auf dem engen Pfade, der ſich mitten durch dieſe Schauer der Verwüſtung dahin ſchlängelt, und mit Entſetzen betrachtet man dieſe poröſen, ſchlackenartigen, ſcharfkantigen, oft zehn bis zwölf Fuß hohen, zwiſchen Geröll verſtreuten Felſen, die in den abenteuerlichſten Formen emporſtarren. Nur etwas entfernter zur Linken zeigt ſich noch Vegetation, die bis zu einem kleinen Plateau emporſteigt, auf dem faſt am Fuße des Aſchenkegels, den man noch lange nicht erreicht hat, das weiße Häuschen des bekannten Eremiten gelegen iſt.

Nachdem der Pfad eine Weile ſich aufwärts gewunden hatte, ſenkte er ſich wieder und wir gelangten aus den Lavafelſen auf ein ſehr unebenes Terrain, welches mit einer grauen Thonerde bedeckt ſchien. Hier zeigte uns Salvator, indem wir durch eine enge Schlucht ritten, in der hohen Erdwand die Aſchenlagen der Eruption von 79. Dann ſtiegen

wir wieder bergan, und endlich erreichten wir um drei Viertel auf 7 Uhr die Wohnung des Eremiten. Sie liegt von ſchattigen Bäumen umgeben dicht an der Schlucht, die den Veſuv vom Monte Somma trennt, und gewährt eine entzückende Ausſicht über Neapel und den Golf mit ſeinen Inſeln. Der Eremit, ein gewöhnlicher Kneipenwirth, der nur, wenn er es für nöthig erachtet, die Kutte anlegt, kredenzte uns, während wir auf einem Stein am Rande des Plateaus ſaßen und unſere Blicke auf der ſchönen Gegend ruhten, Lacrimá Chriſti. Es war ein dünnes, gelbliches, trübes Geſöff, halb ſüßlich, halb herbe ſchmeckend. Auch andere Reiſebeſchreiber beklagen ſich darüber, daß der ſogenannte Eremit des Veſuvs ſeine Gäſte prelle und daß gerade er den ſchändlichſten Krätzer für Lacrimá ausgebe. Er ſchenkte übrigens, ohne zu fragen, auch unſerer zahlreichen Begleitung ein, und man wird ſich denken können, welche Rechnung wir zu bezahlen hatten.

Wir brachen bald wieder auf; denn der ſchwerſte Theil der Reiſe ſtand noch bevor und wir wollten den Sonnenuntergang auf dem Gipfel des Berges genießen. Wir hatten etwa noch eine halbe Stunde zu reiten und mußten nun über ſo ſteile Erhöhungen fortklimmen, daß die Pferde mehrmals in Gefahr waren zu ſtürzen. Endlich war der Aſchenkegel erreicht. Vom Eremiten aus hatte uns ein Soldat begleitet. Am Fuße des Kegels eröffnete uns Salvator, daß die Pferde, Eſel und Sachen der Reiſen-

den hier zurückgelaſſen würden, daß der Soldat zur jedesmaligen Beaufſichtigung dieſer Gegenſtände hier ſtationirt ſei, und daß derſelbe für ſeine Mühe einen Piaſter erhalte. Da man Niemanden zwingen kann, ſeine Sachen nicht mit auf den Veſuv hinaufzunehmen und die Pferde und Eſel von den Eigenthümern bewacht werden können, ſo muß wohl eine andere Urſache dieſe Vorſicht der Regierung veranlaßt haben. Vielleicht ſoll das Geſindel, welches mit dem Fremden hinauf geht und dem dieſer, fern von menſchlicher Geſellſchaft, im Krater eines Vulkans Preis gegeben iſt, daran erinnert werden, daß — unten eine Wache die Rückkehr des Fremden erwarte.

Ich habe in meinem Leben viel hohe Berge beſtiegen, ja viel höhere, als der Veſuv, deſſen Spitze ſich nur 3573 franzöſiſche Fuß über die Meeresfläche erhebt; allein keine Beſchreibung gewährt einen Begriff von der ungeheuern Schwierigkeit, mit der die Beſteigung des Aſchenkegels eines Vulkans verbunden iſt. Nachdem wir ſtundenlang bergan geritten, ſahen wir nun die ungeheuern, faſt ſenkrecht emporſteigenden und glatt mit Aſche überſtreuten Felſenwände, die den furchtbaren Rauchfang des Vulkans bilden, dicht vor uns. Die Lavaſtrömungen der letzten, erſt vor vier Wochen erfolgten, Eruption, die, von unten geſehen, breiten, ſchwarzbraunen Strichen gleichen, und über den Rand des offenen Schlundes nach den Lavafeldern vergangener Jahre und Jahrhunderte hinabgelaufen ſind, zeigten ſich nun hier ebenfalls

als eine Felſentrümmerkette, die zum Theil noch nicht völlig erkaltet war, ſich ſchnurgerade hinaufzog, und an deren äußerſtem Rande zur Linken wir im trocknen Aſchengeröll zum Krater emporklimmten. C'eſtàdire ging mit Behendigkeit voran; unſere Gefährtin hatte ſich ſogleich auf den Tragſeſſel geſetzt; ein Verſuch meinerſeits, in dieſem Geröll vorwärts zu ſchreiten, überzeugte mich, daß meine körperlichen Kräfte dazu nicht ausreichen würden, und bald machte ich daher von dem andern Tragſeſſel Gebrauch; während mein Bruder und unſer gemeinſchaftlicher Freund, jünger als ich, es mit Recht als einen Ehrenpunkt betrachteten, den Gipfel durch eigene Kraft zu erreichen. Ich habe ſchon geſagt, daß jeder Tragſeſſel von acht Männern getragen wurde. Der Anblick dieſer armen Teufel, die, um Jeder einen halben Piaſter zu verdienen (denn ein ſolcher Seſſel koſtet vier Piaſter), ſich einer ſo ungeheuern Anſtrengung unterziehen, war wirklich ſchmerzlich und vergällte die Freude. Der Kegel iſt ſo ſteil, daß wir, die Getragenen, die Knie faſt an den Mund drücken und den Kopf in der unbequemſten Stellung vorn übergebogen halten, auch uns ſtets mit den Händen vorn anklammern mußten, um nur nicht hinten über zu ſtürzen. Unſere halbnackten Träger krochen, indem ſechs von ihnen, rechts und links vertheilt, die Stange des Seſſels auf die Schulter gelegt, und zwei von ihnen ſich an Stricken ziehend, vorgeſpannt hatten, mit Händen und Füßen vorwärts. Zehn-

mal Fuß faſſend und eben ſo oft wieder zurückrollend, quälten und mühten ſie ſich ab, uns empor zu ſchaffen, daß es ein Erbarmen war. Der Schweiß floß in Strömen über ihr Geſicht; Naſenflügel und Mund waren weit geöffnet, alle Muskeln dieſer gelben, ausgemergelten Leichname traten in krampfhafter Spannung hervor. Einer von ihnen ſank einem Sterbenden gleich zurück; einem Andern floß das Blut aus Mund und Naſe. Uns traten die Thränen in die Augen; wir erklärten, daß wir verzichten und umkehren wollten; allein dies hätten ſie ja um keinen Preis zugegeben. Auch waren wir allmälig höher gekommen, und das Ziel ſchien nicht mehr fern. Und wer würde es glauben, bei dieſer ungeheuern Anſtrengung waren ſie nicht einen Augenblick ſtill; unaufhörlich ſchwatzten und ſchnatterten ſie; ja einer meiner Träger ſang! — Mir zur Seite ging Salvator; auch er ſprach unaufhörlich mit mir, ihn ſchien die Wanderung nicht im Mindeſten anzugreifen. So viel thut Gewohnheit; denn ſeit langen Jahren führt er die Reiſenden auf den Veſuv. Der Berg ernährt ihn und er befindet ſich wohl dabei.

Fünf Viertelſtunden dauerte dieſe Qual, während welcher unſere Träger nur vier Mal angehalten und ſich wenige Minuten erholt hatten. Eben ſank die Sonne, als wir den Gipfel erreichten. Sofort ſtürzten unſere Träger auf uns zu und baten um ein Trinkgeld. Erſt nachdem ſie befriedigt waren, konnten wir an den Sonnenuntergang denken. Wir

wandten uns und hatten nun das weite Baſſin des Golfs von Neapel mit allen Inſeln und jenſeits der Vorgebirge, über die wir fortſahen, das unendliche in Nebel verſchwimmende Meer vor uns. Wir erkannten, ſcharf begrenzt gegen den vom abendlichen Himmel beleuchteten Waſſerſpiegel, die ausgezackte Form des Geſtades, welches ſich rechts faſt in gerader Richtung bis Neapel hinzog; dieſe große Stadt glich, mit ihren ſteinernen, dachloſen Häuſern entfernt unter uns liegend, einem Haufen von viereckigen Kartenhäuschen. Und jenſeits des Pauſilipps glänzte der kleine Golf von Baja und zwiſchen der flachen Inſel Procida und dem gebirgigen Iſchia der breite Waſſergürtel, der die Meerbuſen von Neapel und Gaeta verbindet. Rechts über Neapel hinaus ſenkte ſich der weſtliche Horizont auf das Meer und auf die Küſte des Golfs von Gaeta hinab. Violette Wolkenſchichten lagerten hier und trugen den blutrothen Sonnenball, der feurige Streifen über die dunkeln Wolkengebilde ausgoß, welche in den Horizont des Meeres hineinragten und ſich hier allmälig in bläuliche Nebel auflöſeten. Fernere Gegenſtände ließen ſich nicht erkennen. Schnell war die Sonne hinter die finſtere Wand hinabgeſunken. Nur noch hier und da ſandte ſie durch die Fugen der Wolkenſchichten roth glänzende Strahlen. Das eigenthümliche Gefühl, von einem Vulkan herab, das Naturſchauſpiel des Sonnenuntergangs zu betrachten, und fern von der Heimath auf ein fremdes Meer und fremde

Gefilde herabzublicken, verſchönte, was wir ſahen. Denn gewiß kann, die Wahrheit zu geſtehen, die Luft in nördlichen Regionen nicht unreiner und unklarer ſein, als wir ſie hier in den heſperiſchen Gefilden unausgeſetzt antreffen. Nichts als Dünſte, wohin man blickt! —

Die Sonne war verſchwunden, und wir überſchauten nun neugierig den Ort, auf dem wir uns befanden. Wer nie einen feuerſpeienden Berg beſtiegen hat, wird glauben, daß wir uns auf dem äußerſten Rande eines ungeheuern Kraters befanden. Allein dies war keineswegs der Fall. Der Heraufſteigende erblickt vielmehr, auf dem Gipfel des Veſuvs angekommen, vor ſich ein ungeheueres, mit ſchwarzen und bräunlichen Felſentrümmern bedecktes Feld, welches faſt eine Viertelmeile (5624 franz. Fuß) im Umfange hat und rings von ſchmalen und ausgezackten ſchwarzen Felſenklippen, die beſonders rechts und links noch ein Paar hundert Fuß hoch ſein mögen, eingeſchloſſen iſt. An der Seite, wo man hinauf kommt, hat die Lava dies Felſenriff fortgeſpült. Im Hintergrunde des großen Trümmerfeldes erhebt ſich ein zweiter mächtiger, ganz ſchwarzer, kegelförmiger und mehrere hundert Fuß hoher Aſchenberg, den man von unten nicht ſehen kann, weil die Felſenklippen ihn verdecken. Dieſer Berg, ſagte uns Salvator, habe ſich erſt bei den letzten Eruptionen gebildet; auf ſeiner Höhe ſeien die neuen Krater des Berges befindlich; der alte Krater liege rechts von

uns in der Mitte der Trümmer, auf denen wir uns befänden. Wirklich bemerkten wir jetzt, daß leichte Rauchwolken auf dem Gipfel des ſchwarzen Aſchenkegels vor uns lagerten, eben ſo rauchte die Spitze der Felſenklippe zur Linken in der Nähe des Kegels. Es iſt nicht möglich, eine Beſchreibung von der entſetzlichen Verwüſtung zu machen, die ſich dem Auge darſtellt, wenn man das Trümmerfeld des alten Kraters näher betrachtet. Der kühnſte Mann zittert, wenn er auf dieſe grauſigen Denkmäler allgewaltiger Naturkräfte ſeinen Fuß ſetzt. Es gemahnt ihn, als ſei es frevelnde Verſuchung, dieſem ſchrecklichen Grabgewölbe zu nahen, die Geheimniſſe dieſer furchtbaren Werkſtätte zu erforſchen. Alles war ſtill, wie im Schooße der Verweſung; kein Lüftchen rührte ſich auf dieſer Höhe, auch war es nicht kalt, wie auf den nördlichen Gebirgen, ſondern es herrſchte milde Wärme. Ein durchdringender Schwefelgeruch erfüllte die Atmoſphäre. So weit wir ſahen, bemerkten wir auf der Höhe nirgend eine ebene Stelle; überall lagen poröſe und ſcharfkantige Lavaſchlackenfelſen neben und über einander, an vielen Stellen dick mit dem ſchillernden Gelb des Schwefels und mit weißem Salze überzogen. Dieſe hellen Farben auf dem Schwarz und Dunkelbraun der Felſentrümmer und Randklippen erhöhen das Grauſige der Gegend. Dicht neben dem Orte, wo wir die Höhe erreicht, befinden ſich einige Lavaplatten, welche ſtets von dem un-

terrdiſchen Feuer ſanft erwärmt ſind. Hier legten ſich unſere Träger nieder, um ihre von Schweiß durchnäßten Lumpen zu trocknen und ſich zu erholen.

Salvator forderte uns nun auf, zu eilen, damit uns nicht die Finſterniß überraſche, bevor wir alle Geheimniſſe des Vulkans geſehen. Unſere Reiſegefährtin war von der bloßen Anſtrengung beim Heraufragen ſo erſchöpft, daß ſie, auf ihrem Tragſeſſel ſitzend, unter C'estädire's Bewachung zurückblieb. Wir übrigen, Salvator und die Eigenthümer der Pferde und Eſel machten uns auf den Weg. Wir kletterten, mit Stöcken verſehen, über die furchtbaren Felſenblöcke fort, die rings vor uns lagen, um nach dem alten Krater und der äußerſten Felſenwand zur Rechten, die uns ſchwefelgelb entgegenſchillerte, zu gelangen. Oft klimmt man empor, oft hinab. Die Felſenblöcke ſind auf den flachen Seiten ſo rauh porös, daß man damit das Fleiſch von den Knochen reiben, und an allen Ecken ſo ſcharf, daß der geringſte Fehltritt eine gefährliche Verwundung herbeiführen könnte und mindeſtens Kleider und Stiefel zerreißen würde. Ich hatte bisher geglaubt, daß die Lava in glatten Strömen dahinfließe und auch ſo erkalte, und äußerte dies gegen Salvator. Er erklärte, daß dem auch ſo ſei, und zeigte mir an einzelnen Stellen ſolche erkaltete, glatte, grauſchwarze Lavaſtrömungen, welche theils unter den Felſenblöcken, theils zwiſchen denſelben hinliefen. Zu gleicher Zeit belehrte er uns,

daß die Lavablöcke erkaltete Lavaſchlacken ſeien, die oben auf der flüſſigen Lava ſchwämmen und ſich ſeitwärts abſetzten, oder ſich in und über einander ſchöben und dann liegen blieben, während der flüſſige Theil der Lava ſich weiter ergöſſe. An einzelnen Stellen waren die Lavaſchlacken unter uns noch faſt glühend heiß, ſo daß wir in gröſter Schnelligkeit darüber hinſpringen mußten; an andern Stellen drang aus den Ritzen der Felſen unter uns heißer erſtickender Schwefeldampf empor, und mehrmals waren wir nahe daran, Luft und Beſinnung zu verlieren. Plötzlich zeigte uns Salvator in der Mitte des Trümmerfeldes, auf dem wir wandelten, ein tiefes, jedoch nur etliche Fuß breites Loch zwiſchen den Felſentrümmern, mit der Bemerkung, daß es der alte Krater ſei. In der dunkeln Tiefe leuchtete es wie feurige Kohlen; ein Beweis, daß das Feuer noch nicht erloſchen iſt. Nicht weit davon fanden wir an mehrern Stellen die Lava des lezten Ausbruchs noch roth glühend. Salvator ſteckte ſeinen Stab hinein und augenblicklich loderte er in Flammen auf. Nun wurden Fackeln angezündet und wir traten den Weg nach dem neuen Kegel an. Auch jetzt glühte es oft unter unſern Füßen. Mit unausſprechlicher Anſtrengung und bis an die Knie einſinkend, erreichten wir nach mehr als viertelſtündigem Steigen die Spitze des neuen Kegels. Dieſer Kegel beſteht blos aus einem ſchwarzen, mürben und trockenen Schlakken- und Aſchengeröll. Oben umgiebt eine mürbe,

an einzelnen Stellen nur ein Paar Fuß breite Wand, welche von dieſem Geröll gebildet wird, den neuen Krater, aus dem, etwa 50 Fuß tief, drei cirkelrunde, dicht hinter einander folgende und ungefähr 12 Fuß im Durchmeſſer habende Löcher von geheimnißvoller Tiefe entgegen gähnen. Es war leider dunkel geworden. Die Führer wagten nicht mit den Fackeln hineinzuleuchten und hielten dieſelben abwärts nach außen den Aſchenkegel hinab. Hier oben nun brachten wir unſern entfernten Freunden in der Heimath ein Lebehoch.

Schnell rutſchten wir dann den Aſchenkegel hinab und klimmten unter Salvators Anführung im Schein der Fackeln, welche die Gegenſtände rings umher grauſig beleuchteten, über die Felſenblöcke nach dem Orte zurück, von wo wir ausgegangen waren. Es iſt mir unbegreiflich, wie es möglich iſt, ſich hier oben in der Dunkelheit der Nacht zu finden. Wir waren eine Stunde abweſend geweſen. Wir ſetzten uns nun hin und verzehrten etwas von den mitgenommenen Lebensmitteln, wobei uns unſere Begleitung wacker half. Die verhungerten Träger mochten wohl lange nichts Kräftiges genoſſen haben. Ich kann dieſe Leidensgeſtalten nicht vergeſſen. Unſere Gefährtin erzählte uns mit großer Rührung, daß dieſe Leute während unſerer Abweſenheit nicht geſchlafen, ſondern, auf den Lavaplatten liegend, unaufhörlich mit einander geflüſtert hätten, und daß ihr drittes Wort ſtets buona man', buona man' und

Excellenze geweſen ſei. Entweder ließ ſie alſo die Freude über das erhaltene Trinkgeld nicht ſchlafen, oder ſie berechneten todesmüde dennoch, wie und wo ſich wohl noch ein Trinkgeld darüber werde verdienen laſſen.

Es war 9 Uhr, als wir aufbrachen. Mit ungeheuern Sätzen rutſchten wir, bis über die Knie in der Aſche ſteckend und dem fortgleitenden, trockenen Geröll uns hingebend, von unſern Fackelträgern angeführt, in einer Viertelſtunde den großen Kegel hinab, zu deſſen Beſteigung fünf Mal längere Zeit nöthig geweſen war. Wir fanden die Schildwacht bei unſern Thieren. So ermüdet wir waren, durften wir uns doch noch nicht wieder aufſetzen; man rieth uns, die ſehr abſchüſſigen Stellen zwiſchen dem Kegel und der Wohnung des Eremiten zu Fuße zurückzulegen, weil die Thiere auf dem harten Boden in der Dunkelheit der Nacht und bei dem ungewiſſen Schein, den die Fackeln über die Gegend verbreiteten, im Hinabſteigen leicht ſtürzen könnten. Beim Eremiten angekommen, ließen ſich unſere beiden Reiſegefährten elendes Brot und Krätzer vorſetzen, und entfernten ſich in das Haus. Es verging geraume Zeit, ohne daß ſie zurückkehrten. Ich folgte ihnen daher. Eine enge, hühnerſteigartige, ſchmutzige Treppe führte mich in eine ekelhafte Höhle im zweiten Stockwerke, wo die beiden jungen Männer an einem langen Tiſche auf einer Bank ſaßen und zechten. Kaum war ich eingetreten, als Cestavire, der ſich in

einem Nebengemach befand, laut zu winſeln und zu wehklagen anfing. In ſeinen Jammer miſchte ſich die tröſtende Stimme des Eremiten. Mein Bruder ging hinaus, um ſich nach der Urſache zu erkundigen, und kehrte mit der Nachricht zurück, C'eſtädire habe beim Herabſpringen vom Aſchenkegel des Veſuvs fünf Piaſter aus der Weſtentaſche verloren. „Der arme Teufel," ſetzte er hinzu, „that mir ſo herzlich leid, daß ich ihm das Verlorene ſogleich wiedergegeben habe." C'eſtädire's Thränen waren nun ſchnell getrocknet. Wenn ich ihm Unrecht thue, ſo möge er es mir vergeben; allein bei reiflichem Nachdenken ſind wir jetzt Alle überzeugt, daß — er uns eine Farce geſpielt, und die geſchenkt erhaltenen fünf Piaſter mit ſeinem Freunde, dem Eremiten, Klausner, Kneipenwirth, Weinbauer, oder wie man ihn ſonſt nennen will, über unſere Leichtgläubigkeit lachend, getheilt hat. Ein Italiener thut, wie ich ſchon angeführt, nichts umſonſt; die Beſteigung des Veſuvs war eine außergewöhnliche Anſtrengung für uns, zu der ſich C'eſtädire nicht für verpflichtet hielt; ſeine Begleitung uns abzuſchlagen, oder außerordentlichen Lohn für dieſelbe zu verlangen, war nicht ſtatthaft; ſonach entſchloß er ſich, uns zu begleiten, aber auch gleichzeitig, ſich dafür ſelbſt bezahlt zu machen. Er rechnete, die Anſtrengung, den Aſchenkegel zu beſteigen, fünf Piaſter: ein hübſches, angemeſſenes, rundes Sümmchen, da acht Menſchen für das Hinaufſchleppen des beladenen Tragſeſſels zu-

ſammen nur vier Piaſter erhalten. Wie geſagt, wir mögen ihm Unrecht thun; allein wir können uns von dem Gedanken nicht befreien, daß wir betrogen worden ſind, und es verlohnte wohl der Mühe zu erforſchen, ob nicht mit andern Reiſenden auf dem Veſuv derſelbe Verſuch gemacht worden iſt.

Wir ſetzten nun unſere Rückkehr fort. Inzwiſchen war der Mond, der bis dahin hinter den tief lagernden Wolken verborgen geweſen war, hervorgetreten, er ſtand ſchon ziemlich hoch vor uns und beleuchtete, wiewohl heut nur der Eintritt des erſten Viertels erfolgt iſt, mit vieler Klarheit unſern Weg. Der Himmel war völlig wolkenlos und prangte mit unzähligen Sternen, wenn gleich nicht ſchöner, als in unſerm Vaterlande. Die Nacht war mild; kein Lüftchen wehte. Links vor uns ſpiegelte ſich der Mond in der glänzenden, ſchweigenden Waſſerfläche, während ſich die Ufer des Golfs in den Duft der Nachtnebel hüllten, durch welche die zahlloſen Lichter Neapels zu uns herüberſchimmerten. Zur Rechten flammte vor uns in weiter Entfernung der Leuchtthurm von Mola di Gaeta. Es war eine entzückende Nacht. Und als wir wieder in den am Abhange des Veſuvs gelegenen Weingärten dahinritten, ſchwand bald das Meer, durch Mauern, Laubwerk oder Erhöhungen verdeckt, bald zeigte es ſich wieder, und ſtreute in die Lücken der in nächtliches Dunkel gehüllten Weinreben den Silberglanz des Mondlichts, das zitternd in ſeinem Wellenſchooße hüpfte.

Um halb zwölf Uhr erreichten wir die Wohnung Salvators in Reſina. Hier galt es nun erſt, 22 Italiener durch Bezahlung zufrieden zu ſtellen. Es gelang, indem wir C'eſtadire's Anweiſungen befolgten. Der Fremde thut wohl in Italien, ſtets diejenigen Italiener, die durch Vortheil an ihn geketet ſind, in Zahlungsangelegenheiten um Rath zu fragen. Der Pöbel wagt keinen Einwand mehr, wenn er ſieht, daß ſeine Forderung durch einen Landsmann feſtgeſetzt wird. Ungeachtet Alles bezahlt und nochmals Trinkgeld gegeben war, verfolgten uns unſere Begleiter bis an den Wagen. Mit ſchneidender Stimme verlangte der Eine aus dieſem, der Andere aus jenem Grunde noch ein außerordentliches Trinkgeld, und ſo belaufen ſich die Geſammtkoſten der Veſuvreiſe auf mehr als 50 Thaler! —

Um halb ein Uhr Nachts hielten wir in Neapel vor unſerm Hotel.

Heute früh, am 25. Juni, fanden wir bei unſerm Eintritt in den Salon eine Menge Darſtellungen von Ausbrüchen des Veſuvs in Gouache gemalt, zum Kaufe ausgelegt. Klüglich war dies bis nach unſerer Beſteigung des Vulkans aufgeſchoben worden. Bei dieſen Bildern allein gebe ich zu, daß ſie von der Natur übertroffen werden. Das prachtvolle Schauſpiel der Eruption eines feuerſpeienden Berges mahlt

kein Pinſel; keine Farbe erreicht den Glanz des Feuers. Wie beklagenswerth ſind wir, daß wir keinen Ausbruch des Veſuvs zu ſehen bekommen! —

Auf dem Balkon heraustretend fanden wir, ungeachtet die Sonne ſchien, Meer und Geſtade in der Nähe und Ferne in einen dicken, trüben Dunſt gehüllt. Der Himmel hatte eine matte und graublaue Färbung. Die Luft war ſchwül. Wir kleideten uns wie bisher ſtets in Italien in unſere Tuchkleider; denn die Hitze war ſo, wie ſie im nördlichen Deutſchland ſehr oft zu ſein pflegt. Da erſchien unſer Hauswirth, große Schweißtropfen auf der Naſe und luftig in Nanking gekleidet. Wir fragten ihn, was der Dunſt bedeute? Stöhnend und ſich mit dem Tuche fächelnd, als ob er der Hitze unterliege, antwortete er: Heut iſt Scirocco, ach, eine erſchreckliche Hitze! — Ich erklärte ihm, daß wir es gar nicht heiß fänden, und zeigte auf unſere Tuchbekleidung; er konnte dies nicht begreifen und fuhr fort zu ſtöhnen. Ich hatte mir unter dem Scirocco einen fühlbar wehenden, glühend heißen und abſpannenden Wind gedacht. Wir fühlten aber wenig oder gar keine Bewegung der Luft; es war eher eine ſchwüle Windſtille und die Hitze wirklich ganz erträglich. Auch die Meinung, die ſich über den Scirocco verbreitet hat, muß ich ſonach für irrthümlich erklären.

Herr Anaſtaſio hatte uns für den heutigen Vormittag Eintrittskarten zum Muſeum verſchafft, und wir eilten es zu beſuchen. Man gelangt von der

Straße in die mit Säulen und koloſſalen Reiterſtatuen gezierten Vorhallen, denen ſich rechts und links große Säle anſchließen. Schöne breite Treppen führen zu den obern Gemächern. Im Hintergrunde zeigen ſich dem Eintretenden weite Höfe, in denen Trümmer von Säulen, Kapitälern, Friesen, Grabmälern und Statuen vertheilt ſind.

Das Muſeum beſteht aus ſechs Abtheilungen: 1) aus der Sammlung von Statuen, die der königlichen Familie theils durch Erbſchaft vom Hauſe Farneſe, theils durch die Ausgrabungen in Herkulanum und Pompeji zugefallen ſind; 2) aus der Gemälde-Sammlung; 3) aus der Sammlung der etruskiſchen Vaſen und der zu Herkulanum und Pompeji gefundenen Bronzen, Medaillen, Geräthſchaften, Wandgemälde und anderer Gegenſtände; 4) aus den Papyrusrollen Herkulanums; 5) aus der Bibliothek, welche 150,000 Bände enthält, und 6) aus einer Sammlung egyptiſcher Alterthümer.

Unter den Statuen bewunderten wir den koloſſalen farneſiſchen Herkules, nach der Inſchrift ein Werk Glikons, des Athenienſers, und die Gruppe des farneſiſchen Stiers, ein Werk des Apollonius und Andriskus, welches in Lebensgröße darſtellt, wie Dirce, zur Strafe wegen der Mißhandlung der Mutter Amphions und des Zethus, von Beiden an die Hörner eines wilden Stiers gebunden wird, der ſie nach der Mythe zerſchmettert hat. Sowohl der Herkules als die Gruppe des Stiers ſind in den Bä-

dern des Caracalla zu Rom gefunden werden. Die berühmte Venus Kallipygos (aux belles fesses) iſt ein treffliches Seitenſtück zur mediceiſchen Venus zu Florenz; wiewohl der Marmor eine faſt braungelbe Farbe angenommen hat, ſcheint er doch noch ſo lebendig, daß man unwillkürlich mit der Hand über die reizenden Wellenlinien der lebensgroßen Statue hinfährt und kaum die Kälte des Steins fühlt. Außerdem verdienen eine ſchön drapirte Bildſäule des Ariſtides, die Reiterſtatuen der beiden Balbus aus dem Theater zu Herkulanum, und eine Menge von Marmorbüſten römiſcher Helden und Kaiſer, ſämmtlich von natürlicher Größe, bemerkt zu werden. Die Büſte des Julius Cäſar gleicht auffallend Napoleon. Soll man nicht an eine Seelenwanderung glauben? —

Die Gemäldeſammlung enthält wenig Ausgezeichnetes. Dagegen iſt die Sammlung der etruskiſchen Vaſen ſehenswerth. Dieſe ſind aus Thon gebrannt, von verſchiedenartiger, oft ſchöner Form, in der Regel von rother Farbe mit eingebrannten ſchwarzen Zeichnungen, oder ſchwarz mit rothen Zeichnungen. Dieſe Zeichnungen beſtehen meiſtens nur aus ſchlechten Conturen menſchlicher Geſtalten, und ſind nicht viel beſſer, als die jetzigen Malereien auf unſerem Töpfergeſchirr. Allein mit unbeſchreiblichem Gefühl betrachteten wir die aus den verſchütteten Städten zu Tage geförderten häuslichen Geräthſchaften. In einer Menge von Sälen, wo man die

koſtbarſten und ſchönſten Muſivfußböden mehrerer Zimmer aus Herkulanum und Pompeji eingelegt hat, ſind ſie zum Theil auf muſiviſch verzierten, antiken Tiſchen ausgeſtellt, ſo daß man mitten unter den Alten zu wandeln glaubt. Zuförderſt ſieht man Küchengeräthſchaften aller Art, tragbare Kochöfen, Gefäße für das warme Waſſer, Paſtetenformen, Pfannen, namentlich eine merkwürdige Pfanne mit einer Menge zirkelrunder, gewölbter Vertiefungen, offenbar beſtimmt, Eier darin zu bereiten, Siebe, Roſte, Dreifuße, ſämmtlich von Erz und ganz den unſrigen ähnlich. Dann folgt ein Zimmer mit bronzenen Kandelabern, Lampen und Ampeln von der verſchiedenartigſten Geſtaltung. Auf einem Bronzetiſchchen erhebt ſich ein kleiner Pilaſter, woran mehrere Lampen hängen, die mit Stierköpfen geziert ſind; auch ſteht hier ein bronzenes Bäumchen, von deſſen Zweigen fünf Lampen herabhängen, deren jede an drei Kettenſchnüren befeſtigt iſt. Die Kandelaber haben zuweilen Mannshöhe, auf jedem derſelben befindet ſich eine Lampe. Eine andere Art der Erleuchtung als durch Lampen kannten die Pompejaner nicht. Auch ſieht man hier Laternen, in denen das Lampenlicht durch dünne Talkblättchen ſchimmerte. Hierauf folgen eine Menge von bronzenen Altären, heiligen Gefäßen, Vaſen und Penatenbildern. Einer der Altäre iſt zum Zuſammenlegen eingerichtet. Drei Sphynxe bilden einen Dreifuß, auf dem der Altarkorb ſtand. Man erblickt auch eine Sella curu-

tis *) und ein Biſellium **). Endlich tritt man in ein kleines Gemach, in dem Bruſtharniſche und Waffen aufgeſtellt ſind. Allein nur die Gegenſtände von Erz ſind erhalten; die von Eiſen zeigen ſich ebenfalls oxydirt und unförmlich. Hier hängt auch eine runde Bronzeſcheibe mit Klöppel, welche als Glocke (aes sonans) gebraucht wurde.

In Glasſchränken werden eine Menge kleinerer Gegenſtände, die indeſſen das höchſte Intereſſe in Anſpruch nehmen, aufbewahrt. Es ſind Kantharen für die Pferde, Sporen, Schlöſſer, Schlüſſel, chirurgiſche Inſtrumente (worunter ſogar eine Geburtszange, den jetzt gebräuchlichen ſehr ähnlich), Schreibzeuge, Pettſchafte und dergleichen. In einem andern Zimmer ſieht man Reſte von knöchernen und metallenen Kämmen, Metallſpiegelchen, Schminktöpfchen mit rother Schminke, Nähnadeln, Fingerhüte! Ein Schrank verſchließt alte Theaterbillets, bekanntlich kleine viereckige metallene Tafeln, auf denen der Name des Stücks und des Verfaſſers und die Nummer der Sitzreihe angegeben iſt; ein anderer alte muſikaliſche Inſtrumente, die indeſſen ſehr zerſtört ſind und deren Gebrauch ſich kaum noch errathen läßt. Eins derſelben glich faſt einer Klarinette. Ueber die Muſik der Alten ſollen wir nun

---

*) Stuhl für die Conſuln, Praetoren und Aedilis curulis, welche zuſammengelegt werden konnten.

**) Ein zweiſitziger Stuhl.

einmal im Dunkeln bleiben. — Noch erwähne ich eines Mahlerapparats, mehrerer wohlerhaltener Erd- und Mineralfarben, eines kleinen Steins zum Farbenreiben und einer Palette, woran noch Roſenfarbe haftet, die ſchon zum Mahlen bereitet war. —

In einem abgeſonderten großen Zimmer befinden ſich die ausgegrabenen Glasſachen. Meiſtentheils haben dieſelben eine mattgrüne oder bläuliche Farbe und ſind in der Regel nur halbdurchſichtig. Es ſind Flaſchen, Vaſen, Schalen und Becher von verſchiedener Form; die Flaſchen haben, wie noch jetzt in Italien, einen langen Hals und runden Bauch.

Allein das merkwürdigſte aller Zimmer iſt das Kabinet der Lebensmittel und Koſtbarkeiten. Zur Linken der Eingangsthür ſteht ein Schrank mit Glasthüren, der Gegenſtände enthält, bei deren Betrachtung man zu träumen glaubt. Hier erblickt man ein rundes, noch nicht angeſchnittenes, ſchwarzgewordenes Brot von ½ Fuß im Durchmeſſer, noch mit dem Zeichen des Bäckers verſehen; Eier und Eierſchalen; ein Gefäß mit Mehl, welches letzteres einem mürben gelblich weißen Steine gleicht; ſchwarz gewordenen Sauerteig, mit dem Eindruck der Serviette, in die er eingeſchlagen war; eine Schüſſel mit Lammknochen; — in verſchiedenen neuern gläſernen Fläſchchen Hirſe, Korn, Datteln, Mandeln, Pinienäpfel, Nüſſe, getrocknete Feigen, Weinbeeren und Johannisbrot: ſämmtlich von ſchwarzer Farbe;

endlich in antiken gläsernen Amphoren Wein, der zu einer dichten Masse zusammengetrocknet ist, und Oel. Auch liegen hier die Fetzen eines Geldbeutels, welchen, wie der Aufseher uns erzählte, die Gattin *) des Arrius Diomedes mit Geld und Schmucksachen in den Händen gehabt haben soll. Man hält diese Fetzen für Stückchen geschwärzten Feuerschwamms. In einem kleinen Töpfchen zur Linken des Schrankes befindet sich ein Häuflein weiser Asche. Mit tiefster Rührung hörten wir, dies seien die Ueberbleibsel des an der Luft zusammengefallenen Gerippes dieser Frau! —

Auf zwei Tischen liegen die Schmucksachen, die in Herkulanum und Pompeji ausgegraben worden sind: goldene Ringe, Halsketten, Armspangen, zum Theil von recht feiner Arbeit, wenn gleich nicht mit Leistungen der Gegenwart zu vergleichen, Tressen und Goldblättchen. Hier zeigte man uns auch eine Halskette, welche angeblich des Diomedes Frau in den Händen hatte. Ach, diese Halskette besteht noch; ihr Umfang ist größer,

*) Als wir in Pompeji waren, sagte uns der dortige Cicerone, wie sich der Leser erinnern wird, man habe das Skelett des Hausherrn mit Geld und Kostbarkeiten in den Händen gefunden. Männliche und weibliche Gerippe sind sehr leicht von einander zu unterscheiden; der Schmuck deutet auf ein Frauenzimmer. Man sieht hier, wie wenig man den Angaben der Ciceroni Glauben beimessen kann. Ich halte die Angabe im Museum für die richtige.

als das Häufchen Staub, welches die Beſitzerin vorſtellt, die einſt mit dem Golde geziert war! An einem der goldenen Ringe bemerkt man das Zeichen der Freundſchaft: zwei in einander geſchlungene Hände. An Silber ſahen wir einige Schüſſeln, kleine Dreifüße, ein Paar kurze Löffel, ein Paar Gabeln, Spiegelchen, Ringe und kleine Basreliefs. Insbeſondere bewunderten wir ein kleines ſilbernes Sieb, faſt wie unſere Theeſiebe geſtaltet, deſſen Löcher haarfein und in zierlichſter Ordnung ausgearbeitet ſind. —

Die Wandgemälde werden in abgeſonderten Sälen, an der Wand hängend oder eingefugt, aufbewahrt. Mit beſtem Willen habe ich auch heute nichts Außerordentliches davon herausfinden können. Ihrer Beſchaffenheit iſt bereits oben Erwähnung geſchehen. Man vergeſſe nicht, daß die Alten nur vier Hauptfarben kannten. Nur wenig Bilder ſind al fresco, die meiſten vielmehr in Waſſerfarben auf Stuck gemalt. Die Zeichnung iſt zuweilen gut, die Perſpektive meiſt nur angedeutet. Intereſſant ſind und bleiben ſie, inſofern auch ſie dazu beitragen, uns mit dem häuslichen und öffentlichen Leben der Alten genauer bekannt zu machen. Man ſieht auf dem einförmigen glänzenden Braunroth der Wände oder auf einem Grunde von anderer Farbe Götter, menſchliche Figuren, beſonders geſchichtliche Darſtellungen, Thiere, Früchte, Geräthſchaften und muſikaliſche Inſtrumente. Auch Landſchaften und Gärten mit Voglièren und Springbrunnen ſahen wir;

ſie waren aber höchſt elend, wahrhaft chineſiſch gemahlt. Auf einigen kleinen, noch ſchlechteren Bildern iſt der von den Römern adoptirte ägyptiſche Religionskultus dargeſtellt: hierher ſollten Forſcher ihre Blicke vorzugsweiſe richten, wer weiß, welche anderweite Verſtändniſſe dies herbeiführen könnte!

In dem Saal der Wandgemälde zeigte man uns in einem verſchloſſenen Käſtchen auch noch ein Stück verhärteter Aſche mit dem Abdruck einer weiblichen Bruſt, ſo wie einen wohlerhaltenen Menſchenſchädel.

Hierauf beſahen wir die Papyrusrollen und hatten Gelegenheit, die ſinnreiche Art ihrer Abwickelung zu bewundern. Eine ſolche Rolle iſt etwa einen Fuß lang, zwei bis drei Zoll dick, ſelten rund, ſondern breit und eckig zuſammengedrückt, und ſieht ganz ſchwarz und verkohlt aus. Nur undeutlich ſchimmern auf dem Schwarz des Papyrus die noch ſchwärzern Schriftzüge. An den Wänden umher hängen einzelne ſchon aufgerollte Blätter in Rahmen; die noch nicht aufgerollten Manuſcripte füllen einen groſſen Schrank an. Es beſchäftigten ſich mehrere Perſonen mit dem Abwickeln. Das Manuſcript wird auf dünne Goldſchlägerhäutchen, die mit Gummi beſtrichen ſind, mit Hilfe von Seidenfäden vorſichtig abgerollt. Der Papyrus bleibt an den klebrigen Blättern ſitzen, die ſo dünn ſind, daß jeder Buchſtabe durchſchimmert. Freilich zerreißt das morſche

Manuſcript an einzelnen Stellen und es entſtehen manche Lücken.

Die Bibliothek ließen wir unbeſichtigt und ſchloſſen mit dem ägyptiſchen Kabinet. Hier finden ſich in großer Menge ägyptiſche Alterthümer, unter andern, außer mehrern Mumien in Särgen, vier vollkommen abgewickelte und vorzüglich gut erhaltene Mumien in langen gläſernen Kaſten. Für diejenigen, die noch nie eine Mumie geſehen haben, erwähne ich, daß ſie von ſchwarzer Farbe — (tauſendjähriges Alter färbt, wie ich nun vielfach Gelegenheit gehabt habe zu bemerken, ſchwarz —) und mit einem glänzenden Firniß überzogen ſind. Wiewohl zuſammengeſchrumpft, iſt doch noch viel Fleiſch daran; alle Wellenlinien des menſchlichen Körpers treten noch ſichtbar hervor; doch haben die Lenden etwa nur die Dicke eines kräftigen Oberarms, die Arme dagegen ſind ſkelettartig zuſammengetrocknet. Die Augen und Naſen ſind eingeſunken; der Mund iſt geöffnet und zeigt im ſchwarzen Gaumen noch einzelne ſchneeweiße Zähne. Eine weibliche Mumie hatte ſchönes, langes, wohlerhaltenes, hellbraunes Haar. Wer denkt ſich ſo das Haar einer Afrikaneſin? Die gewölbt hervortretende Bruſt zeigte beim Anfühlen noch Elaſticität, und dennoch ſind Jahrtauſende vergangen, ſeit ſie aufgehört hat zu ſchlagen! —

Wir verließen das Muſeum ſehr befriedigt und mit dem feſten Entſchluß, es öfter zu beſuchen. —

Wiewohl wir uns nun faſt acht Tage in Neapel befinden, und ſtets gehört haben, daß Makaroni das Lieblingsgericht der Neapolitaner ſeien, ſo hat man uns daſſelbe doch noch nicht vorgeſetzt, und wir waren dadurch veranlaßt worden, es uns zu heut Mittag ausdrücklich zu beſtellen. Allein, wer Makaroni eſſen will, muß dies nicht in Italien thun. Wir erhielten, wie in Capua, lange, ſchlangenartig gewundene, grauweiß ausſehende, ſteinharte, ſandige, abſcheulich ſchmeckende Röhren von Staub und Maismehl, eine gute Speiſe für Bootsknechte. Beim Deſſert überraſchte man uns aber mit den köſtlichſten Pflaumen.

Nach Tiſche lockte uns eine wunderliche Muſik, die von der Chiaja emporſcholl, auf den Balkon. Es waren acht Knaben von 14 bis 16 Jahren, blos mit Hemden, Jacken und kurzen Hoſen bekleidet aus der Hefe des Volks, die abenteuerlich mit rothen, runden, cyklopähnlichen Mützen ohne Schirm, auf denen ſie Hahnenfedern angebracht, tanzend heranzogen. Kaum hatten ſie uns wahrgenommen, als ſie Halt machten, und vier von ihnen zur Muſik der Andern einen ächt nationellen und charakteriſtiſchen Tanz aufführten. Die Inſtrumente der vier Muſiker beſtanden aus einer Rohrpfeife, aus Kaſtagnetten, aus zweien länglichen Stücken Holz, die klappend zuſammen bewegt wurden, und aus einer Art kleiner Trommel, deren Beſchaffenheit ich zu beſchreiben nicht im Stande bin. Der Spielende hielt ſie

unter dem linken Arme, ſtieß einen Stab, den er in der Rechten hielt, in das nachgebende Fell hinein und zog ihn wieder heraus, beides in ununterbrochener taktmäßiger Bewegung, wodurch der dumpfe Ton eines Tambourins hervorgebracht wurde, welches mit dem feuchten Daumen geſtrichen wird. Es läßt ſich denken, daß dieſe Muſik höchſt eigenthümlich klang, zumal die Rohrpfeife recht gut geblaſen wurde. Man ſpielte die Melodie der Tarantella. Die Tänzer führten zuvörderſt mit raſchen Bewegungen einen kriegeriſchen Tanz aus, wobei ſie hüpfend ihre nackten Beine nach dem Takte ſtets hinter einander vor ſich auswarfen und die Arme bogenförmig emporhoben und ſinken ließen. Dann gingen ſie in eine Pantomime über. Es ſchien, als ſollte Einer von ihnen einen Verwundeten vorſtellen. Seine Geberden waren beſonders ausdrucksvoll; Schmerz und Trauer lag in ſeinen Geſichtszügen. Endlich ſank er wie ſterbend zur Erde nieder und blieb einige Sekunden regungslos liegen. Die Muſik tönte dazu leiſer und langſamer. Während er an der Erde lag, drückten die übrigen Tänzer mit den lebhafteſten Geberden Schmerz über den Tod ihres Kameraden aus. Plötzlich aber ſprang der vermeintliche Todte empor, der raſche kriegeriſche Tanz begann von Neuem und die Muſik erklang wieder luſtig und friſch. Hiermit endigte die Vorſtellung. Die acht Mützen wurden nun demüthig nach unſerm Balkon emporgehalten, und es regnete von demſelben Carlini herab.

Wir fragten Testadive, ob dieſer Tanz die Tarantella geweſen ſei. Er verneinte es aber und bemerkte, daß man nur die Pas derſelben gemacht habe. Wir fragten ferner, ob er uns denn nicht die Tarantella aufführen laſſen könne, und er verſprach, zu morgen Nachmittag dafür Sorge tragen zu wollen. Lebhaft erinnerte uns dies Verſprechen an das des venetianiſchen Cicerone Vulgaris, uns Sänger zu miethen! die italieniſchen Reiſebeſchreiber wollen überall und an allen Ecken und Enden in Italien nationelle Eigenthümlichkeiten und Gebräuche unter dem Volke wahrgenommen haben; wir können nur die Begräbniſſe, das Amorraſpiel und den ſo eben beſchriebenen Tanz der Knaben als ſolche Erſcheinungen anführen; ſonſt ſahen wir, ohne vorgängige Beſtellung und Bezahlung, nichts der Art!

Abends fuhren wir abermals auf der neuen Straße des Pauſilipp ſpazieren. Die ganze Gegend war in einen dicken gelbgrauen Dunſt gehüllt, ſo daß wir Neapel von der Spiaggia mergellina aus kaum erkennen konnten. Es kann bei uns an einem trüben, nebeligen Wintertage nicht ärger ausſehen, als hier unter dem angeblich ewig klaren, heſperiſchen Himmel im Anfang des Sommers! Der Veſuv lag, wie während der übrigen Tage unſerer Anweſenheit, ruhig, ſchweigend und rauchlos unter den Nebelwolken. Die Färbung des Nebels hatte etwas Schauerliches, und wir meinten, es

müſſe ein Erdbeben oder ein Ausbruch des Vulkans erfolgen. C'est ridicule ſagte uns aber, daß an Beides für jetzt nicht zu denken ſei. Befremdet fragte ich ihn, ob denn dieſe grauſige Atmoſphäre der gerühmte reine Aether Italiens ſei? Statt aller Antwort zuckte er blos wieder mit den Achſeln.

Dreißigſtes Kapitel.

Abermaliger Beſuch des Muſeums. Das Kabinet der Priape. Antike Darſtellungen wichiſcher Wolluſt und klaſſiſche Gemeinheit. Die Tarantella. C'eſtàdire tanzt den Shawltanz. Die Karthauſe St. Martino. Regenwetter und Kälte zu Neapel im Anfang des Sommers. Spazierfahrt im Golf. Der Fiſchzug. Heimkehr oder Weiterreiſe, das iſt die Frage. Die Reiſenden wollen Capri, Iſchia und Päſtum nicht beſuchen; die Rückkehr wird einſtimmig beſchloſſen. Neapel in Deutſchland, eine Falle für Enthuſiaſten. Neapel in der Stimmen von Portici und in der Wirklichkeit! Bittere Enttäuſchung.

Neapel, am 26. Juni.

Am heutigen Vormittag beſuchten wir zum zweiten Male das Muſeum, wo man uns Männern nun auch noch das den Damen verſchloſſene Kabinet der Priape zeigte. Ihr ſchönen Träume über das klaſſiſche Alterthum, wohin ſeid ihr entſchwunden? — Hätte ich Italien doch nie geſehen! — Kein Vortheil der Gegenwart dürfte ſo ſcheußliche Gemeinheit

verhüllen, als die klaſſiſchen Pompejaner durch Pinſel und Meißel darzuſtellen bemüht geweſen ſind. Da ſieht man Faun und Ziege aus Marmor gebildet in ſüßer Umarmung, zahlloſe Priape von allen Größen und Formen in Erz, einen rieſigen Phallus mit der Inſchrift: hic habitat felicitas. Ihr rümpft die Naſe, ihr Archäologen, über den Unwiſſenden und Flachen, der nicht die tiefere Bedeutung zu erforſchen vermag? Ich habe mich ſchon oben darüber ausgelaſſen, daß ich nicht anerkennen kann, daß Religionskultus und Sitte des Zeitalters Profanirungen entſchuldige. Ich weiß ſehr wohl, daß dieſer Phallus in dem Hauſe eines Bäckers gefunden worden und daß felicitas von den Alterthumsklaubern, denen es ſchmerzlich iſt, ihre geprieſenen Alten entwürdigt zu ſehen, durch Fruchtbarkeit überſetzt wird, indeſſen mögen ſie es mir nicht ungütig nehmen, wenn ich die Sache nehme, wie ſie liegt, und wenn ich nur die Aeußerung einer gemeinen wollüſtigen Seele, und in allen priapiſchen Darſtellungen das Symbol einer entwürdigten Zeit finde. Wie reizend müſſen ſich die römiſchen Damen mit dem Phallus um den Hals ausgenommen haben! An den Wänden des Kabinets hängen ekel geleckte Darſtellungen viehiſcher Wolluſt. Dagegen hat eine Marmorgruppe, der Faun und der Knabe, großen künſtleriſchen Werth, wiewohl man beklagen muß, daß ein Künſtler ſeine Phantaſie mit ſolcher Darſtellung beflecken konnte. Die Gruppe, wenn ich mei-

nem Gedächtniß trauen darf, war etwas über 3 Fuß hoch, ſtellte einen wollüſtigen Faun vor, der einen ſchuldloſen nackten Knaben in dem Spiel der Rohrflöte unterrichtet. Das Antlitz des Knaben iſt von unbeſchreiblicher Schönheit; er hat keine Ahnung von dem wüſten Begehren ſeines Lehrers und ſchmiegt ſich, ohne ihn anzuſehen, traulich an ihn, blos mit der Rohrflöte beſchäftigt; im Geſicht des Fauns liegt viehiſche Gemeinheit, mit lüſternem Lächeln betrachtet er den Knaben, einer ſeiner zottigen Schenkel verbirgt dem Kinde, daß ſeine Gedanken ſich ſchon körperlich offenbart haben. —

Nach Tiſche erſchien C'estädire mit den zur Aufführung der Tarantella geworbenen Leuten. Es war ein junger Fiſcher mit ſeiner Schweſter und einer Feinwäſcherin. C'estädire erklärte, daß er den vierten Mann abgeben werde. Die beiden Tänzerinnen waren ebenfalls jung und vermuthlich neapolitaniſche Schönheiten; allein blaß und ohne die mindeſte Anmuth. Die Wäſcherin, dem Bürgerſtande angehörig, trug ſich wie eine deutſche Kammerjungfer; die kurze, dicke Fiſcherin glich in ihrem Kleide von bedruckter Leinwand, mit Schürze und kleinem Umſchlagtuch, mit einem weißen, auf den Hinterkopf gedrücktem, kleinem, ſteifleinenem Mützchen und ſchlichten Pantoffeln durchaus einer deutſchen Bauerdirne; ihr Bruder, der blos mit einem Hemd, mit kurzen leinenen Hoſen und der bekannten rothwollenen, ſeitwärts herabhängenden Fiſchermütze beklei-

det war, und braune nackte Waden und Füße zur Schau trug, einem deutſchen Bauerknecht. Nichts vom Nationalkoſtüme! C'eſtädire zog ſeinen Frack aus und ſtellte ſich mit dem jungen Fiſcher ſeiner Tänzerin gegenüber. Die Tänzer nahmen Kaſtagnetten in die Hand, und die Fiſcherin begann einen nur aus wenigen Takten beſtehenden einförmigen Geſang, zu dem ſie das Tambourin ſchlug und mit dem Daumen ſtrich. Man hörte an den ſchreienden unharmoniſchen heiſeren Kehltönen, daß die Sängerin der Hefe des Volks angehörte. Dazu ſtampfte der Fiſcher mit ſeinen nackten Beinen den glänzenden Eſtrich in der Art, daß er ſchnell hinter einander und taktmäßig einen Fuß nach dem andern mit der Ferſe aufſetzte und ihn dann nach vorn auswerfend von dem Eſtrich abglitſchen ließ, während er die Arme im Bogen vor ſich hinſtreckte und die Kaſtagnetten klappern ließ. C'eſtädire dagegen und die Wäſcherin verſtanden ſich zu demſelben Pas anmuthig zu bewegen; insbeſondere wand ſich unſer vortrefflicher Cicerone wie ein geſchmeidiger Aal; ja er faßte endlich ein Schnupftuch an den beiden äußerſten Zipfeln und tanzte damit ſo zierlich, als führe er öffentlich einen Shawltanz im St. Karlotheater auf. Die arme Wäſcherin wurde endlich vor Erſchöpfung ohnmächtig. Wirklich kann es keinen Tanz geben, der das Blut mehr in Wallung bringt, als die Tarantella. Wir verſuchten nachher nur ein Paar Mal die Füße ſo hinter einander auszuwerfen, wie

wir es jetzt gesehen, und fühlten uns sogleich völlig erschöpft.

Wir fuhren darauf nach der ehemaligen Karthause S. Martino, welche am Fuße des Kastells St. Ermo auf einem Berge liegt. Die Kirche ist klein, aber reich an Kostbarkeiten; denn sie strahlt von glänzendem Marmor, Halbedelsteinen und vergoldetem Stuck. Das Klostergebäude wird gegenwärtig von den Invaliden bewohnt. Die Aussicht von diesem Gebäude ist schön. Auf der Seite nach dem Meere erblickt man den Golf und unter sich den nach der Chiaja gelegenen Theil der Stadt; auf der Landseite von einem kleinen Balkon herab tief unter sich den Mittelpunkt von Neapel, so daß man fast alle Straßen und Hauptplätze übersehen kann und die Straßen wie Striche die Häusermassen durchschneiden. Zur Rechten wird hier das Bild durch den Vesuv, durch das Ufer von Resina und durch den Hafen der Stadt mit seinem Mastenwalde begrenzt. Gegenüber erheben sich die Anhöhen, welche Neapel auf der Landseite umgeben und sich von der Hügelreihe des Pausilipp bis zum Vesuv erstrecken. Fast auf gleicher Höhe mit dem Beschauer zeigt sich jenseits der Stadt das königl. Lustschloß Capo di monte. Man überblickt außerdem einen großen Theil der Campagna felice. In weiter Entfernung erheben sich die Apenninen, welche den Vesuv von einer Seite umgeben. Schwachbelaubte Rustern, Wein und Pinien bilden das Grün, womit die Gegend

dürftig geſchmückt iſt. Aus der Stadt herauf tönt das Geſchrei der Menſchen und das Rollen der Wagen.

Als wir auf dem Balkon ſtanden, fing es an zu regnen. Alſo nicht bloß trübe Atmoſphäre, ſondern auch Regen giebt es zur jetzigen Zeit in Neapel. Selbſt hier im tieferen Süden ſcheint mithin die Witterung ebenfalls dem Wechſel unterworfen zu ſein. Ich werde auch ferner, ſo lange wir uns in Italien befinden, genau anführen, wenn wir Regenwetter haben, damit ſich unzweifelhaft feſtſtellen laſſe, inwiefern die angebliche Beſtändigkeit der Witterung in dieſem Lande gegründet ſei. —

Nach der Stadt zurückgekommen beſchloſſen wir, als der Regen aufgehört hatte, eine Fahrt im Golf zu machen. Es war ſo kalt, daß wir uns die Mäntel holen laſſen mußten. — Während wir in der Nähe des Ufers bereits in der Barke hielten und darauf warteten, hatten wir das Vergnügen, einem Fiſchzuge beizuwohnen. Welch eine Beweglichkeit, welch ein unter einander Schreien der faſt nackten Fiſcher mit ihren rothen Mützen! Kaum bemerkten ſie uns, als ſie zu betteln anfingen, und da wir ihnen Geld zeigten, ſprangen ſie aus ihren Barken in See und wadeten oder ſchwammen bis zu uns heran. Wir fuhren dann eine kleine Strecke in den Golf hinein, und überzeugten uns, daß die Ausſicht von der neuen Straße am erhöhten Ufer des Pauſilipp viel umfaſſender und ſchöner iſt, als vom

Waſſer. Der Mond war aufgegangen, und empfindliche Kühlung bewog uns, an der Spiaggia di Chiaja anzulegen, von wo wir nach Hauſe zurückkehrten.

Hier fand eine gemeinſchaftliche Berathung ſtatt. Wir kennen nun Neapel zur Genüge, und es fragt ſich alſo, ob wir noch, wie es urſprünglich unſere Abſicht war, nach Sicilien reiſen, oder den Rückweg ins Vaterland antreten ſollen. Allein, was wir von Italien geſehen, und die Verſicherung unterrichteter Perſonen, daß Sicilien ein noch viel abſcheulicheres Land als Italien ſei, daß es dort keine Landſtraßen, keine Poſten, keine Gaſthöfe, aber des Ungeziefers und Schmutzes noch mehr als hier gebe, daß man dort ebenfalls keine Wälder und Wieſen, ſondern nur nackten, vulkaniſchen Boden und ſpärliche Bäume, wenn gleich ein Paar Palmen mehr, als auf der Halbinſel, auch Aloen und Kaktus finde, daß ſelbſt dort nur an ein Paar Stellen Pflanzungen von Orangenbäumen befindlich ſeien, die man, da ſie ſich etliche Miglien weit erſtreckten, Orangenhaine nennen könne, in denen indeſſen die Schweine auf die Maſt getrieben würden: — Alles dies und der Wunſch, die nahe bevorſtehende Erleuchtung der Petrikirche in Rom zu ſehen, erzeugte in uns den Entſchluß, ungeſäumt die Rückreiſe aus den heſperiſchen Gefilden anzutreten. Selbſt der Vorſchlag, wenigſtens Capri und Iſchia noch zu beſuchen, wurde durch Stimmenmehrheit verworfen. Das Bild

der Azurgrotte von Capri, welches uns heut früh verkauft worden iſt, könnte zwar den Wunſch erregen, die Fahrt dahin zu machen; allein ein deutſcher Landsmann ſagt uns, daß es freche Lüge und die Grotte eine gewöhnliche Stalaktiten-Grotte ſei. Wir haben aber die größte Grotte dieſer Art, die Adelsberger, geſehen. Iſchia endlich würde uns ein Paar elende Fiſcherdörfer und vielleicht ein Paar Kaktus- und Aloepflanzen oder drittehalb Palmen zeigen, wie wir ſie ſchon bei Terracina geſehen haben. Und ſo wollen wir lieber die 100 Piaſter, welche die Fahrt nach Capri und Iſchia beſtimmt noch koſten würde, ſparen. Es genügt uns, die ſchönen Formen beider Inſeln ſeit 8 Tagen vor unſern Augen gehabt zu haben. Auf dieſe Weiſe bleibt uns doch noch ein kleiner Theil der Illuſion. Ich brachte endlich noch eine Ausflucht nach Päſtum zur Sprache, allein man wandte ein, dort ſei nichts zu ſehen, als die Ruinen des Tempels des Neptun, eines Tempels der Ceres, eines Theaters, Amphitheaters und eines Portikus. Wir kennen dieſe Ruinen aus hieſigen Bildern ſehr genau, indem wir uns die Hälfte des Dargeſtellten als gelogen denken, und da wir überdies nur zu viele Ruinen ſchon geſehen haben; ſo muß ich zugeben, daß es Thorheit ſein würde, an den Anblick dieſer Steinklumpen noch einen Kreuzer zu ſetzen.

O Glück! o Wonne, ſo werden wir denn morgen den Rückweg aus dieſem trübſeligen Lande antreten! —

Hätte mir in der Heimath Jemand gesagt, daß ich mit diesem Ausrufe einst Neapel verlassen würde, ich würde eine Beleidigung darin gefunden haben. Allein dies ist die Folge von Uebertreibungen. Veda Napoli e poi mori! (Sieh Neapel und dann stirb!) sagt das Sprichwort in Italien. Muß man nach diesen Worten nicht ein irdisches Paradies erwarten? Ich hatte mir mit glühender Phantasie ein solches Paradies ausgemahlt; wie weit blieb die Wirklichkeit hinter meinen Träumen! — Dennoch kann ich mir jenes Sprichwort erklären. In der weiten Wüste Italiens ist allerdings Neapel eine schöne Oase, und der Italiener muß sich daher in derselben wohl fühlen; in andern Ländern würde man die Gegend von Neapel zwar sehr hübsch finden, aber eine Menge anderer Gegenden ihr an die Seite setzen oder ihr gar vorziehen können. Ich höre tausend Stimmen, die mir zurufen: Wo findet man, du unempfindlicher Klotz, ein solches Ensemble? Wo giebt es, nimmt man Sicilien aus, in Europa noch eine Gegend, die gleichzeitig den Anblick einer großen Hauptstadt, einer fruchtbaren Landschaft, eines südlichen Meeres und eines feuerspeienden Berges gewährt? — Mit Gunst, Ihr Enthusiasten, Ihr beweiset, daß Ihr befangen seid. Der feuerspeiende Berg ist zu dem Begriff einer schönen Landschaft durchaus unwesentlich; stellt Euch vor, der Vesuv wäre ein ganz gewöhnlicher Berg, der Golf, den man bei Neapel erblickt, ein großer Binnensee;

Neapel überhaupt läge, ganz wie es iſt, im Mittelpunkt von Deutſchland; würdet Ihr noch ſo außer Euch gerathen? Alſo Ihr urtheilt befangen, indem Ihr Euch ſagt: Das dort iſt der Veſuv, dies Waſſer gehört zu einem ſüdlichen Meere. Abſtrahirt von dieſen zufälligen Nebenumſtänden, und dahin iſt der Zauber, der Neapel umgiebt. — Es läßt ſich nicht verkennen, daß in neueſter Zeit insbeſondere auch Aubers Stumme von Portici über Neapel eine ſüße Täuſchung verbreitet hat. Auber ſtellt Heſperien, oder das Land der Phantaſie, d. h. das Land, welches nur in der Phantaſie ſchön iſt, unbeſchreiblich reizend durch Töne dar; bei der Aufführung wirkt Koſtüm, Mahlerei und Beleuchtung magiſch auf die Sinne, und die Sehnſucht nach Italien wird unwiderſtehlich. Nun bin ich hier; ach, Alles iſt ſo nüchtern und gewöhnlich; ſtatt der Koſtüme ſehen wir Lumpen; ſtatt der duftigen Farben Koth und Ungeziefer; ſtatt jener idealen Geſänge hören wir nur heiſeres, wüſtes Geſchrei und Gebrüll; ſtatt jener reizenden Mädchen der Bühne ſehen wir ſchlumpige Weibsbilder! Und ſo fühle ich, daß ich Aubers liebliche Muſik nie wieder ohne innigen Schmerz werde anhören können, daß künftig Dichterwerke, in denen Italien prunkt, mir keine ſüße Täuſchung mehr bereiten, ſondern mich nur mit Unwillen erfüllen werden. Ja Italien, Du haſt in dem ſtillen, friedlichen Reiche meiner Phantaſie mit rauher Hand geſtört! —

Ein und dreißigſtes Kapitel.

Letzter Beſuch des Muſeums. Vorbereitungen zur Abreiſe. Zudringlichkeit des Cameriere und des Herrn Anaſtaſio. Neapolitaniſche Wirthsrechnung. Die Facchini. Der betrübte C'eſtàdire. Adieu, Neapel! Paſtortur auf dem Wege nach Mola. Albergo antico di Cicerone, zu Mola. Anblick der Gegend von Mola bei Mondſchreinbeleuchtung. Entzücken, temperirt durch die Saugerüſſel der Flöhe.

Neapel, am 27. Juni.

Heute früh beſuchten wir zum dritten und letzten Male das Muſeum. Den übrigen Theil des Vormittags nahmen die Vorbereitungen zur Abreiſe hin, die nach Tiſche erfolgen ſoll. C'eſtàdire gleicht einem gehetzten Thiere, ſo viel hat der arme Teufel der Päſſe wegen zu laufen. — —

Vor ein Paar Tagen quälte uns der Cameriere, einen ſeiner Freunde frei bis Rom mitzunehmen. Seit geſtern hat auch unſer Herr Wirth ſeine Ueberredungskunſt angewandt, um einem ſeiner guten Be-

kannten bis dahin einen Platz in unſerem Wagen zu verſchaffen. Wir entgegnen aber, daß wir dann unfehlbar 6 und 8 Poſtpferde nehmen müßten, und laſſen uns auf ſeine Verſicherung, daß wir dieß nicht zu befürchten hätten, nicht ein. Der Gebrannte fürchtet das Feuer.

Herr Anaſtaſio ſchickt die Rechnung. Sie beläuft ſich blos auf die kleine Summe von 168 Piaſtern, wofür wir, während eines Zeitraums von 9 Tagen Wohnung, Licht, Frühſtück und Mittagbrot (Abends ſpeiſen wir nicht) erhalten haben. Für die uns beſorgten Theaterbillets iſt der doppelte Betrag angeſetzt. Auch finden wir am Tage unſerer Ankunft zwei Carlini für eine Portion Thee notirt. Als wir in Neapel angekommen waren, hatte nämlich Einer von uns ein augenblickliches Uebelbefinden gefühlt, und der Aufwärterin aus unſerer Reiſeapotheke etwas Kamillenthee gegeben, um heißes Waſſer aufzugießen; dies war geſchehen, und Herr Anaſtaſio hatte nun nicht geſäumt, ſogleich eine Portion Thee in ſein Buch zu ſchreiben.

Vier Pferde Extrapoſt ſind vorgelegt. Zwei Poſtillone erwarten uns. Die Facchini, welche die Sachen hinabgeſchleppt haben, fordern Jeder ſeinen Piaſter. C'eſtädice ſcheint betrübt; als Merkwürdigkeit erwähne ich, daß er ſich für das erhaltene Trinkgeld und für die ihm geſchenkten 5 Piaſter herzlich bedankt hat. — Adieu, Neapel! — —

Mola di Gaeta, den 27. Juni.

Abends um 9 Uhr ſind wir hier eingetroffen. Schon in Kapua mußten unſere Päſſe, wiewohl wir erſt vor ein Paar Stunden die Haupt-Stadt verlaſſen hatten, wieder viſirt werden, oder richtiger, mußten wir den Zoll für dieſelben entrichten. Auſſerdem wurden uns abermals 2 Piaſter für die Erlaubniß, die Stadt paſſiren zu dürfen, abgenommen. Hier in Mola hat man uns die Päſſe zum zweiten Male abgefordert.

Wir ſind heute nicht in der Villa Capoſele, ſondern in dem Albergo antico di Cicerone abgeſtiegen. Dieſer Gaſthof liegt einige Häuſer weiter am äuſerſten Ende der nach Terracina führenden Straße und erfreut ſich derſelben Ausſicht. Ich ziehe die Gegend von Mola der von Neapel bei Weitem vor. Von einer Terraſſe ſchauen wir über die Orangenbäume des Gartens nach dem Meere hinab, welches vom Monde beleuchtet, mit ſilbernem Wellengekräuſel die Küſte netzt. Links verſchwindet dieſelbe im Dunkel der Nacht, zur Rechten ziehen ſich ihre grauen Umriſſe bis an den geſpenſtiſch aus dem Meere ragenden Hügel, an deſſen Fuße die Lichter von Gaeta ſchimmern, und auf deſſen äuſerſter Spitze im Meere die rothe Flamme des Leuchtthurms grell mit dem Glanz der Wellen kontraſtirt. Der Himmel iſt völlig klar; tiefes Schweigen herrſcht in der Natur. Vorn ſehen wir von einem Balkon herab zur Linken die Landſtraße nach Terracina, und uns gegenüber, in unbe-

ſchreiblich ſchöner Beleuchtung, die nahen Gipfel des wellenförmig den Horizont begrenzenden und der Breite nach vor uns ausgedehnten Gebirges, welches unmittelbar ins Meer hinabſteigt. Der Mond ſteht hier nämlich hinter uns und wirft, durch das Haus unſern Augen entzogen, ſein Licht auf die ganze Ausdehnung des hohen Gebirges, welches nur einen ſchmalen Streifen des nächtlichen Himmels erblicken läßt und in ſchauerlicher Majeſtät die grauſchwarzen Rieſenglieder zum Schlummer niedergelegt zu haben ſcheint. Auf dieſer Seite herrſcht die Gewalt der Dunkelheit, auf der Seite nach dem Meere aber, wo der Mond entgegen lächelt, ſtrahlt der Geſtade weithin von zitterndem Glanze, und iſt es ſo hell, daß man leſen kann.

Entzückend ſchön iſt dieſer Abend! Allein ich bin weit entfernt anzunehmen, daß nur Italien ſolche Entzückungen bereiten könne. Gewiß würde man in einer klaren Mondſcheinnacht in deutſchen oder andern Gebirgsländern am Ufer eines ſchönen Sees gleiche Wonne empfinden. Dabei würde aber das materielle Gefühl nicht ſo gequält werden als hier in Mola di Gaeta, wo, indem ich dies ſchreibe, das Ungeziefer mich ſo ſehr peinigt, daß ich die Feder nicht ſchnell genug fortwerfen kann, um — — —. Welch eine traurige Nacht ſteht uns wieder bevor! —

Zwei und dreißigſtes Kapitel.

Jammernacht in Mola di Gaeta. Die durch Hunger und Schlafloſigkeit erſchöpften Reiſenden paſſiren bei drükkender Sonnenhitze die pontiniſchen Sümpfe. Paßtortur. Millionen Cikaden auf dem Wege von Mola nach Terracina. Eidechſen in Italien. Die Schlange. Die päpſtlichen Douaniers zu Terracina ziehen mit langer Naſe ab. Der Gaſthof am Meere. Das fürſtliche Pranzo. Der Koch zu Terracina. Regen in der Entfernung. Die Sümpfe. Verdächtiges Geſindel. Politik der Reiſenden. Wie die Pferde in Italien eingeſpannt werden. Das Poſthaus zu Velletri. Der Garten daſelbſt. Subito, subito! Die Abendmahlzeit. Die Reiſenden gehen hungrig zu Bette.

Mola di Gaeta, am 28. Juni, Morgens.

Kein Schlaf iſt in unſre Augen gekommen. Ich ſchwanke vor Müdigkeit, der Kopf ſchlägt mir. Meine Reiſegefährten haben mehr oder weniger gleich mir gelitten. Der Morgen iſt ſchön, der Himmel unbewölkt, kein Lüftchen rührt ſich, die Sonne beleuchtet das ſaftige Grün der Citronenbäume zu un-

ſern Füßen, die dunkelblaue Fluth, das nahliegende Gaeta, die ferne Küſte Neapels, die Inſeln Iſchia und Procida und den Veſuv: zum letzten Male ſollen wir dies freundliche Bild erblicken. Allein uns fehlt, wie an jenem Morgen, den wir auf der Hinreiſe nach Neapel hier zubrachten, die Kraft, uns der Natur zu erfreuen. Nicht einmal körperliche Stärkung dürfen wir erwarten. Dort ſteht das Frühſtück aufgetragen: Kaffee, ſaure Maisklöße und Eier. Ich werde eine Taſſe Kaffee trinken und ein Paar Eier verzehren. Damit muß ich ausreichen die weite Strecke bis Terracina. — Was will dort der Cameriere? Aha, 6 Carlini für die Päſſe! — Und das Geſindel dort? — Trinkgelder über Trinkgelder! —

Velletri, den 28. Juni, Abends.

In dem Zuſtande völliger Erſchöpfung haben wir nicht nur die pontiniſchen Sümpfe paſſiren, ſondern auch noch brennende Hitze erleiden müſſen. Heut war die Hitze, wie bei Wien. Schon am Morgen peinigte ſie uns; wir hatten indeſſen den Vortheil außerordentlich ſchnell zu fahren. Wir eilten an Cicero's Grabmal vorbei, und erreichten ſehr bald die Schmutzwinkel Itri und Fondi. In Fondi mußte für die Päſſe bezahlt werden; gleich darauf an der neapolitaniſchen Grenze abermals; denn überall gilt man in Italien für einen Schurken, den

man einſtecken, oder für einen guten Mann, deſſen voller Geldbeutel gerupft werden muß. Gegen 12 Uhr Mittags kamen wir nach Terracina. Auf dem ganzen Wege von Mola dahin tönte unabläſſig das Schwirren von Millionen Cikaden in unſre Ohren, die auf den Oelbäumen umherſaßen, und ſich der ſchwebenden Hitze zu erfreuen ſchienen. Wenn alte Schriftſteller dies Schwirren einen anmuthigen Geſang nennen, ſo mögen ſie es verantworten; was wir hörten, klang wie das Schwirren heimathlicher Heuſchrecken. Ein Paar dieſer Cikaden verirrten ſich in unſern Wagen, wo wir uns überzeugten, daß ſie eine von unſern Heuſchrecken ſehr verſchiedene Bildung haben, und eher einer zwei Zoll langen, graugrünen, gewaltigen Fliege mit kolbigem Kopfe, als einer Heuſchrecke gleichen.

Noch einer Eigenthümlichkeit Italiens muß ich erwähnen. Das ganze Land wimmelt nämlich von kleinen, grünen Eidechſen. So oft wir uns auf der Landſtraße befinden, durchkreuzen ſie mit großer Schnelligkeit den Weg, oder ſie ſonnen ſich, oder kriechen an den Brückenmauern in die Höhe. Auf der Hinreiſe nach Neapel trafen wir zwiſchen Fondi und Terracina auch auf eine armsdicke Schlange, die zuſammengewunden in der Sonne am Wege lag, und ſich durch unſer Vorüberfahren nicht ſtören ließ.

In Terracina haben wir heute der päpſtlichen Douane einen übeln Streich geſpielt. Man kann nämlich in Rom bei der Behörde einen Freiſchein

(lasciate passare) auswirken, welcher der Grenzdouane zugesandt wird und diese verpflichtet, den Reisenden ungehindert passiren zu lassen. Unser Wirth in Rom hatte einen solchen Freischein für uns besorgen müssen. Als wir in Terracina angekommen waren, stürzten die Douaniers mit gewohnter Gier auf uns zu. Man merkte ihnen die Freude an über die Trinkgelder, die sie uns abzunehmen gedachten. Die Erklärung, daß wir einen lasciate passare hätten, wirkte wie ein niederschlagendes Pulver auf sie. Der abermaligen Paßtortur entgingen wir indessen nicht.

Wir sahen uns genöthigt, wieder in den großen Gasthof am Meere einzukehren, der uns durch seine Flöhe noch in so angenehmer Erinnerung war. Er ist vermuthlich der einzige in Terracina. Die Küche, an der wir vorüber gingen, war verödet, und wir sahen voraus, daß wir arme, überhungerte Reisende noch lange würden warten müssen. Nach anderthalb Stunden erhielten wir indessen ein fürstliches Pranzo, aus Sudeleien aller Art bestehend, von denen sich nur ein Eierkuchen herunterwürgen ließ; das Dessert bestand aus unreifen Aprikosen, kleinen unreifen Pflaumen und völlig in Fäulniß übergegangenen Feigen. Der Wein war nicht zu trinken. Niemand wird zweifeln, daß das Couvert einen Piaster kostete. Abermals setzten wir uns hungrig in den Wagen. An der Hausthür erwartete uns ein ekelhafter, von Schmutz klebender Kerl, in leinener

Kleidung, mit einer Nachtmütze auf dem Kopfe. Die heiße Mittagsſonne ſchien ihm Schweiß und Fett aus den Poren des aufgedunſenen Geſichts gebraten zu haben, welches überdies mit einem langen, ſchwarzen Stoppelbart geziert war. Indem er ſich gegen uns verneigte, die ſchmutzige Mütze abnahm, und die Hand zum buona man' ausſtreckte, bemerkten wir lange, ſchwarze Nägel an ſeinen Fingern. „Ich bin der Koch, Excellenzen," ſagte er zu uns, „Sie ſind doch zufrieden; ich bitte um ein Trinkgeld!" Es fehlte nicht viel, daß der Anblick dieſes Kerls die Paar Biſſen, welche wir genoſſen, wieder ans Tageslicht gefördert hätte.

So traten wir die Rückreiſe durch die Sümpfe an. Nicht weit von Terracina ſahen wir auf dem Gebirge zur Rechten dunkle Wolken ſich zuſammenballen, und bald hüllten ſich die Berge in ſtrömenden Regen, während wir unter blauem Himmel im Trockenen fuhren. Auch dies Mal erhielten wir in den Sümpfen nur 2 Pferde, während wir 3 bezahlen mußten. Faſt überall fanden wir die Poſtillone wieder, die uns auf der Hinreiſe nach Neapel gefahren hatten; unſre Trinkgelder waren noch in guter Erinnerung. Die Sümpfe, welche uns damals ſo verödet vorgekommen waren, zeigten ſich heute ſehr belebt. An vielen Stellen der Landſtraße trafen wir hier heute auf verdächtiges Geſindel; auch begegneten uns mehrere zweirädrige Heuwagen mit Ochſen beſpannt. Zwiſchen Meſa und Bocca di Fiume lag

eine Bande von 20 bis 30 Kerlen unter den Ulmen am Wege, und betrachtete uns mit glühenden Blikken. Jedes Mal, wenn ein Poſtillon aus der Entfernung Leute bemerkte, nahete er ihnen anfangs im Trabe und jagte dann plözlich im Galopp an ihnen vorüber. Zuweilen ſchien es mir auch, als hätte er ihnen ein flüchtiges Wort zugerufen. Vor den Poſthäuſern drängten ſich einzelne Kerle an uns und baten um Tabak, den wir ihnen bereitwillig gaben; auch wurden die Trinkgelder an die Poſtillone abermals nicht geſpart. Ich zweifle nicht, daß uns dies kluge Benehmen die Zufriedenheit der verdächtigen Sumpfbewohner in dem Maaße erworben hat, daß ſie die lauernden Schnapphähne durch Zeichen von unſerer Beraubung abhielten. Wer dagegen knauſert und den Poſtillon, oder die hier wohnenden Leute aufbringt, darf ſicher darauf rechnen, daß er dem räuberiſchen Geſindel abſichtlich entgegengeführt wird.

Die Art und Weiſe zu fahren, worüber ich mich ſchon früher ausgelaſſen habe, iſt, wie ich nun wohl behaupten kann, überall in Italien dieſelbe. Als eine Eigenthümlichkeit erwähne ich noch, daß der italieniſche Fuhrmann, welcher ſeine Pferde antreiben will, brrr, brrr! ruft, was bei uns ſtill ſtehen bedeutet. Ueberaus lächerlich aber kommt es uns hier vor, daß wenn ein Pferd oder Eſel ſtallen ſoll, venin zit verbo! der Fuhrmann oder Reiter das leiſe flüſternde pſch, pſch, pſch, pſch ertönen läßt, mit dem man bei uns die kleinen Kinder abzuhalten pflegt.

Kaum aus den Sümpfen herausgekommen, mußten wir wieder 4 Pferde nehmen, zumal Velletri auf dem Rücken eines Berges liegt, und es etwas ſteil hinaufgeht. Wir erreichten dieſe Stadt ſchon um halb 7 Uhr Abends und ſtiegen hier wieder in der Poſt ab. Hinter dem Hauſe befindet ſich ein ſchmales, freundliches Gärtchen, in dem Granaten, Oleander und Nelken blüheten, und in dem wir den ſchönen Abend zubrachten. Der Garten liegt auf einer Anhöhe und über die niedrige Mauer deſſelben genießt man der Ausſicht auf ein ſchmales, der Breite nach vor dem Beſchauer ſich ausdehnendes, mit vielen Cypreſſen und Oelbäumen bewachſenes Thal am Fuße des Albaner- und Sabinergebirges; rechts öffnet ſich dies Thal in die ferne, grauſchwarze Ebene der pontiniſchen Sümpfe.

Einer von uns beſtellte Thee. Subito (ſogleich)! war die Antwort des Cameriere, und dabei ſtürzte er auf Windesflügeln fort. Nach einer halben Stunde war noch kein Thee zu ſehen. Wir erinnerten. Subito, subito! rief abermals fortſtürzend der Cameriere. Wieder verging eine halbe Stunde. Zürnend befahlen wir jetzt, uns augenblicklich den Thee zu bringen, oder es ganz zu laſſen. Subito, subito, subito! rief ohne im Mindeſten in Verlegenheit zu gerathen, nur noch ſchneller davon eilend, der Cameriere. Allein noch eine Viertelſtunde verging, ehe das kupferne, unförmliche Theegeſchirr gebracht wurde. Dies subito iſt höchſt charakteriſtiſch in ganz

Italien. Der Fremde mag befehlen, was er will; man ſchreit subito und läuft mit äußerſter Geſchäftigkeit davon; der Fremde iſt erfreut über dieſe große Aufmerkſamkeit; man ſtreut ihm indeſſen nur Sand in die Augen, und er muß warten, ſo lange es dem Wirthe oder Kellner beliebt. Ja noch mehr, wenn der Fremde die Antwort subito erhält, kann er mit Beſtimmtheit darauf rechnen, daß er ungewöhnlich lange warten muß; antwortet man nicht subito, wird er ſich ſchnell bedient ſehen.

Zum Abendbrot erhielten wir blos ein Stück Schöpſenbraten; aber ſo außerordentlich zähe, daß Keiner von uns im Stande war, einen Biſſen davon zu zerbeißen. Da wir den ganzen Tag gehungert und zehn Poſten, alſo zwanzig Meilen bei drükkender Hitze mit leerem Magen zurückgelegt hatten, ſo waren wir ſehr aufgebracht, und gaben dies dem Cameriere ganz ernſtlich zu erkennen. Nicht einmal durch ein Stückchen Brot können wir unſern Hunger ſtillen; denn ach — es giebt ja kein Brod in Italien!—

So gehen wir denn in einem jämmerlichen Zuſtande erſchöpft und hungrig zu Bette.

Drei und dreißigſtes Kapitel.

Abreiſe von Velletri. Die kühne Reiterei: das zweite hübſche Mädchen in Italien. Der täppiſche Wind. Anblick von Rom auf der ſüdlichen Seite. Freudiger Empfang bei Martignoni. Moſſiou begrüßt die Reiſenden. Römiſche Küche. Friſche Mandeln. Spazierfahrt. Die Erleuchtung der Peterskuppel. Der Odem des Todes.

Rom, am 29. Juni.

Bei der übergroßen Erſchöpfung, in der wir uns geſtern befanden, haben wir in der vergangnen Nacht ſo feſt geſchlafen, daß das Ungeziefer vergebens geſucht hat, uns zu wecken. Wir genoſſen heut früh in Velletri eine Taſſe Kaffee und ein Paar Eier, und ſehnten uns herzlich nach den Fleiſchtöpfen Aegyptens, d. h. nach Martignoni's Küche hier in Rom. Mit dem üblichen Paßzoll hatten wir, außer dem Poſtgelde, dem Wirth noch 5 Piaſter zu zahlen!

Um 8 Uhr Morgens fuhren wir von Velletri

aus. Es war ein ſchöner, ſonnenklarer Vormittag, und wir freuten uns, die reizenden, faſt vaterländiſchen Gefilde von Genzano nach Albano wieder zu ſehen. Bei Genzano bemerkten wir vor uns in einiger Entfernung eine Dame zu Pferde, der ein Diener auf ſeinem Eſel folgte. Die ſchlanke Geſtalt der Reiterin ließ auf Jugend; ihre zierliche Kleidung auf Rang ſchließen. Sie ritt nicht nach Damenart, ſondern ſaß wie ein Mann zu Pferde, wobei der Wind die ſchlanken Formen ihrer mit weißen langen Höschen bekleideten Glieder oft verrätheriſch enthüllte. Ein Strohhut bedeckte ihr Geſicht. Die Unart des Windes bewog ſie, Alles anzuwenden, um ſich unſerm Blicken zu entziehen. Sie gab ihrem feurigen Pferde, in dem wir mit Erſtaunen einen Hengſt erkannten, die Sporen, und ſprengte im Galopp dahin, während ihr Bedienter weit zurück blieb. Allein unſere Poſtillone hatten kaum bemerkt, daß uns die Reiterin entfliehen wollte, als ſie das vor unſern Wagen gelegte Viergeſpann ebenfalls in Galopp ſetzten, und ſo hatten wir die Dame bald erreicht. Es war ein junges, ſehr hübſches Mädchen, eine Blondine von edlen Geſichtszügen mit römiſchgebogener Naſe; Unwillen, ſich eingeholt zu ſehen, und erhitzende Anſtrengung rötheten ihr Geſicht; ſie wandte ſchnell dem ſchnaubenden Hengſt, um ihr Geſicht unſerer Neugierde zu entziehen; dabei kam ihr der Wind täppiſch zur Hilfe, und hob das Röckchen ſo hoch, daß es ihr Geſicht verhüllte. Sonach wurde

uns zwar nicht das Vergnügen zu Theil, ſie genauer betrachten zu können; allein ich zweifle, ob ſie mit dem Winde, der ihr dabei behilflich war, zufrieden geweſen iſt. Vermuthlich war ſie die Tochter eines reichen Marcheſe, die von ihrer Villa nach Albano ritt. Uns mußte die Erſcheinung dieſes jungen Mädchens intereſſiren, da wir ſeit dem Blumenmädchen in Florenz ein weibliches Weſen, welches beſonderer Beachtung werth geweſen wäre, nicht wieder geſehen haben.

Hinter Albano wird die Gegend einförmig und öde; doch erblickt man Rom, welches auch von dieſer Seite keineswegs einen außerordentlichen Eindruck hervorbringt. Wiewohl dieſe Stadt 400 Kirchen hat, ſo ſind doch die Kuppeln und Thürme derſelben wirklich faſt alle ſo niedrig, daß man ſie aus der Entfernung gar nicht wahrnimmt, und von dieſer Seite nimmt ſich ſelbſt die St. Peterskuppel unbegreiflich klein aus.

Am Thore begann die gewöhnliche Qual der Abforderung des Paſſes; unſer lasciate passare aber hinderte die Herren Douaniers, dieſe Qual noch zu vermehren. Es war ein Uhr, als wir unſern Gaſthof erreichten, wo wir wie alte Bekannte freudig empfangen wurden. Nach einer halben Stunde begrüßte uns auch Moſſion.

Unſer Mittagbrot war ausgezeichnet ſchön. Zum Deſſert gab es treffliche Aprikoſen und friſche Mandeln, welche noch in der grünen Schale befindlich

waren. Wir erholen uns gegenwärtig von der Reiſe, um Abends der Erleuchtung der Peterskirche beiwohnen zu können; denn heut iſt St. Peterstag.

Abends.

Wie glühend auch die Einbildungskraft eines Menſchen ſein mag, dennoch wird es ihm nicht möglich ſein, ſich von dem erhabenen Schauſpiel der Erleuchtung der Peterskirche ein richtiges Bild zu machen. Was wir heut Abend geſehen, gehört zu den herrlichſten Erinnerungen unſrer Reiſe.

Um halb ſieben Uhr fuhren wir nach dem Garten der Villa Borghese und dann auf der von der porta del popolo nach ponte molle führenden Straße ſpazieren, wo auch dies Mal eine Chaiſe hinter der andern folgte, und wir von Minute zu Minute nur wenige Schritte vorwärts rückten. Dieſe langſame Bewegung zwiſchen Häuſern und Gartenmauern iſt alſo ein Lieblingsvergnügen der modernen Römer! — Um ein Viertel auf 8 Uhr etwa ſchlugen wir den Weg nach der Peterskirche ein, wo wir nach einer Viertelſtunde anlangten. Der Mond ſtand am unbewölkten Himmel, und ſchien den Glanz der Erleuchtung beeinträchtigen zu wollen. Die zu der Kirche hinführenden Straßen, die Engelsbrücke, der Borgo nuovo, Vecchio und S. Spirito, ſo wie die Piazza ruſticucci und die von Bernini's ovalem Portikus eingeſchloſſene Piazza di St. Pietro wimmelten von Menſchen und Wagen. So todt Rom gewöhn-

ich St., ſo ſtrömt doch bei geiſtlichen Feſten die ganze Bevölkerung zuſammen. Alle Zugänge waren mit päpſtlichen Dragonern beſetzt, um Unordnungen zu verhüten. Die Wagen ſtellten ſich in dichten Reihen rechts und links vor dem Obelisken des Petersplatzes auf, von wo aus man die Façade und die drei Kuppeln der Kirche am beſten überſehen kann. Moſſiou ſagte uns, daß um 9 Uhr, nach unſrer Art die Tagesſtunden zu zählen *), die Erleuchtung beginnen würde. „Drei Glockenſchläge," ſetzte er hinzu, „geben das Zeichen, und fünfhundert Menſchen ſind zur Erleuchtung angeſtellt. Betrachten Sie das Kreuz auf der groſſen Kuppel; mit dem erſten Schlage ſehen Sie es in Flammen; beim zweiten ſehen Sie die Kuppel; beim dritten das ganze Gebäude erleuchtet." Und ſo geſchah es. Weit hin hallte der erſte Anſchlag der Glocke, als urplötzlich das Kreuz im Brillantfeuer ſtrahlte; ein lauter Schrei der Bewunderung durchdrang die Verſammlung; und wieder ertönte der eherne Ruf, und Tauſende von gro-

*) D. i. nach franzöſiſcher Uhr (ora di Francia), wie die Italiener ſagen. Sie zählen ihrerſeits die Stunden, vom Sonnenuntergang an gerechnet, bis 24. Die 24. Stunde ſchließt immer mit dem Augenblick, wo die Sonne untergeht, iſt alſo nach der Jahreszeit verſchieden. Jetzt geht die Sonne hier um 8 Uhr unter, ſonach zählen ſie um 8 Uhr 24; um 9 Uhr ſagen ſie ora prima di notte (ein Uhr Nachts), um 10 Uhr ora seconda di notte (2 Uhr) u. ſ. w.

ſen und kleinen Feuern flammten über den Kuppeln und an der Façade des ungeheuern Gebäudes empor; der dritte Schlag erleuchtete das Ganze und ſelbſt die Portiken, welche den Platz einſchließen. In dieſem Augenblick brannten 4400 große Lampen und 784 ungeheure Feuerbecken, in mahleriſcher Anordnung nach den Hauptlinien des herrlichen Gebäudes und in der Art vertheilt, daß die mächtigen Flammen der Feuerbecken in der Umgebung der ſtrahlenden Lampen wie feurige Roſetten unter glänzenden Brillanten erſchienen. Der Anblick war feenhaft; vor dem Glanz des Feuers erblich der Schimmer des Mondes. Auf den Waſſerſtrahlen der Springbrunnen hüpften ſpielend Millionen funkelnder Edelſteine. Wir glaubten Armidens Zauberpallaſt vor uns zu ſehen; aber kein Gotteshaus.

Lange betrachteten wir mit freudiger Bewunderung dies entzückende Schauſpiel. Die Wagen ſetzten ſich nun in Bewegung und wir fuhren innerhalb des Platzes umher. Alle Glocken läuteten und bimmelten; aus dem erleuchteten Salon eines Gebäudes links vor dem Peterſplatze ſcholl uns fröhliche Janitſcharenmuſik entgegen; hier befanden ſich die Kardinäle und Prälaten mit den Geſandtſchaften zur Feier des Abends verſammelt. Um den Anblick des erleuchteten Zauberpallaſtes auch aus der Entfernung genießen zu können, begaben wir uns nach dem Monte Pincio. Wir erreichten die ſchattige Allee vor der Villa Medici, jetzigen Academia di Francia.

Moſſou hatte uns eine angenehme Ueberraſchung bereitet. Wir fuhren nämlich eine Strecke im Schatten, ohne in die Ferne ſehen zu können. Plötzlich öffnete ſich die Allee, und wir erblickten die beleuchtete Kirche durch einen im Baumlaube angebrachten, gewölbten Ausſchnitt, unter dem eine Fontaine plätſcherte, wie durch einen dunklen, bogenförmigen Rahmen. Sie lag nun jenſeits der Stadt und der Aber, und war allein zu ſehen, da die tief lagernden Nebel der Mondſcheinnacht alle Umgebungen verhüllten. Die milde Luft, der blaue Himmel, die ſchattige Allee, die plätſchernde Fontaine und der leuchtende Feenpallaſt, deſſen Kuppeln, Säulen und andere architektoniſche Ornamente durch brillantene Sternchen auf dem luftigen Grunde gezeichnet waren, erfüllten das Gemüth mit einer ſeligen Wolluſt. Allein mußten wir uns nicht warnend zurufen: Der Juli beginnt; dieſe ſanfte Luft iſt der Odem des Todes; in wenigen Tagen iſt Rom verödet, die fröhliche Menſchenmenge entweicht; ſchon beginnt hier und da das gräßliche Fieber zu wüthen, welches insbeſondere den Fremden erbarmungslos hinrafft, ihn, der weit her vielleicht kam, um in dem geprieſenen, milden Clima Italiens Geneſung zu ſuchen? —

Vier und dreißigſtes Kapitel.

Lügenhafte Abbildungen. Die Cloaca maxima. Die Thermen Antonins. Der Fluß Almon. Die Sebaſtianskirche und die Katakomben von Rom. Grabmal der Cecilia Metella. Capo di bove. Moſſieu leidet an Hitze. Der Monte teſtaccio. Pyramide des Ceſtius. Die verödete Tiber. Moſſieu's Beſcheidenheit. Antikes Pferderennen auf dem Monte Pincio. Römiſche Muſik. Regenwetter. Die dille quattro fontane. Fontaine von Termini. Der ſegnende Kardinal. Der Quirinal auf Monte cavallo. Die Roſſebändiger. Moſſieu prellt abermals was Weniges. Gute Lehre für künftige Reiſende in Italien.

Rom, am 30. Juni.

Heute früh fanden wir beim Eintritt in unſern Salon alle Tiſche mit Kupferſtichen und Bildern bedeckt. Es waren Darſtellungen von Rom und ſeiner Umgebung, aus dem römiſchen Volksleben, Koſtüme und Abbildungen der ältern und neuern Kunſtwerke, welche die Stadt bewahret. Der Cameriere konnte nicht Worte genug finden, uns die Trefflichkeit der Bilder anzupreiſen, die indeſſen ſo lächerlich theuer waren, daß wir hätten Engländer ſein

müſſen, um davon zu kaufen. Ein Heft mit 50, blos radirten, Darſtellungen aus dem Volksleben ſollte nicht weniger koſten als 50 Scudi, ungeachtet man es in Deutſchland für 15 Rthlr. kaufen kann; auch mußten wir einwenden, daß wir in der Wirklichkeit dieſe angeblichen Scenen aus dem Volksleben gar nicht geſehen haben! — Ein anderes Heft enthielt vierzig, in den lebhafteſten Farben prangende, weibliche Koſtüme. Es ſind dies die reizenden, italieniſchen Frauentrachten, welche wir auf unſern Theatern bewundern; allein auch dieſe bekommt man in Italien nicht zu ſehen. Vielleicht zur Karnevalszeit, das mag ſein; allein ein Karnevalsputz iſt kein Nationaltracht. In früheren Zeiten mögen ſich die Weiber hier wirklich ſo getragen haben; allein jetzt iſt das nicht mehr, oder doch gewiß nur ſehr ſelten der Fall. Die Kupferſtiche, welche die Stadt ſelbſt darſtellen, ſind eben ſo trügeriſch, wie die von Neapel. Wer ein ſolches Bild betrachtet, glaubt, daß Rom ſehr ſchön gebaut ſein müſſe; das Rußige und Verwitterte der Häuſer läßt ſich aber durch den Grabſtichel nicht wiedergeben. Wir ſind zu lange in Italien, als daß wir noch getäuſcht werden könnten: wir dankten daher. Augenblicklich war man kalt; die guten Leute nehmen es übel, wenn man nicht will, wie ſie wollen.

Vormittags beſuchten wir zuvörderſt den Eingang der großen Kloake (cloaca maxima) der Tarquinier. Wohl iſt ſie ein merkwürdiges Bauwerk geweſen. Man denke ſich einen 12 Fuß hohen und 12 Fuß

breiten, gewölbten unterirdiſchen Gang, aus großen Blöcken von Tuffſtein, die in Zwiſchenräumen durch Bögen von Travertin ohne Mörtel, mit einander verbunden ſind.' Dieſer Gang iſt faſt 800 Schritt lang und mündet ſich in die Tiber; noch jetzt fließt Waſſer in demſelben. Links am Eingange entſpringt ein mineraliſcher Quell, aus dem mehrere Leute tranken, da das Waſſer deſſelben für ſehr geſund gehalten wird. Wir fuhren vor dem Koliſeum vorbei und gelangten zwiſchen öde Gartenmauern. Hier liegen in den Gärten eine Menge von Trümmerhaufen, bei denen uns Moſſiou und zwar insbeſondre bei den Thermen (Bädern) Antonins, eine ſalbungvolle Rede hielt. Endlich erreichten wir das St. Sebaſtians- oder appiſche Thor, welches auf die alte appiſche Straße führt. Vor demſelben fließt, etwa 10 Minuten davon entfernt, ein mit Schilf bewachſener, ſumpfiger Bach, wo wir, in brennender Sonnenhitze haltend, abermals eine Rede unſers wundergelehrten Cicerone anhören mußten. „Dies iſt," ſprach er, „der Fluß Almon; er erhält ſein Waſſer aus mehreren Quellen, deren entfernteſte fünf Miglien von Rom entſpringt. Hier in dieſem Fluſſe pflegten, wie Ovid berichtet, die Prieſter der Cybele alljährlich die Bildſäule dieſer Göttin und ihre heiligen Gefäße zu waſchen." — Lieber Gott, dachte ich, welche Göttin der alten Deutſchen mag einſt wohl in der Panke, bei Berlin, oder in der Wien gewaſchen worden ſein! Jeden Tümpel ſoll man in Italien

anbeten. Dahin hat es krankhafte Ueberſpannung gebracht.

Bald darauf hielten wir vor der St. Sebaſtianskirche, welche wegen ihrer Katakomben gerühmt wird. Sie iſt eine der ſieben Baſiliken Roms und gehört den Franziskanern. Die frommen Herren ſpeiſeten ſo eben und ließen uns geraume Zeit warten. Endlich öffnete uns ein ſchmutziger, mit langem Steppelbarte gezierter, nichts deſto weniger aber höchſt ehrwürdiger Vater, der noch kaute, und führte uns in die Kirche. Dieſe iſt einfach. Gleich links befindet ſich in der Kirche eine Thür, welche in die Katakomben hinabführt. Sie beſtehen ebenfalls aus ſchmalen, unterirdiſchen Gängen, welche dadurch entſtanden ſein ſollen, daß man in uralten Zeiten die hier befindliche Puzzolanerde, welche als Baumörtel diente, ausgegraben hat. Zur Zeit der Verfolgungen benutzten die Chriſten dieſe Höhlen zu heimlichen, gottesdienſtlichen Verſammlungen und zum Begräbniß ihrer Todten. Es ſollen hier 170,000 Chriſten und darunter 14 Päpſte begraben worden ſein. Der Mönch verſicherte uns, daß ſich die Katakomben 16 Miglien weit unter der Erde erſtreckten. Wir beſahen nur einen kleinen Theil derſelben, da die Gänge weit niedriger und die Höhlungen kleiner ſind, als in den Katakomben zu Neapel, und ſie uns bei einer Vergleichung mit den neapolitaniſchen dieſen nachzuſtehen ſcheinen. Von Todtenbeinen war nichts mehr wahrzunehmen.

Wir verfolgten die appiſche Straße bis zum Grabmale der Cecilia Metella, einer ſchönen Ruine. Sie iſt ein rundes, dachloſes Gebäude, deſſen dicke Mauern mit ungeheuern Travertinquadern bekleidet ſind. Es enthält 89 Fuß Durchmeſſer, und mag ziemlich von gleicher Höhe ſein. Im Innern ſieht man nur Schutt und über ſich den Himmel. Der obere Theil der Mauer iſt rings ausgezackt; zur Zeit der Befehdungen wurde das Grabmal als Kaſtell benutzt. Noch befindet ſich auf der Straßenſeite unter den marmornen Basreliefs des vorſpringenden Simmſes, der einſt rings um die Mauer lief, eine Inſchrift von Marmor, welche verkündet, daß dies Gebäude der Cecilia Metella, Tochter des Quintus Creticus und Gattin des Triumvirs Craſſus gewidmet ſei. Die Basreliefs im Fries ſtellen Ochſenſchädel dar, die mit Feſtons verbunden ſind, daher dies Grabmal und die ganze Gegend capo di bove (Ochſenkopf) genannt wird. Man überſieht von hier unzählige Trümmer der Vergangenheit auf dem weiten Felde.

Um heut ein für allemal mit den Trümmern abzuſchließen, forderten wir Meſſieu auf, uns noch nach der Pyramide des Ceſtius zu geleiten. Wir fuhren zu dem Behufe nach der Stadt zurück und hier durch endloſe Gartenmauern und verödete grasbewachſene Straßen, in denen nur hier und da ein Haus ſich zeigte. Wir ſaßen in einer offenen Chaiſe und in den Strahlen der Mittagsſonne; es war heiß; aber nicht heißer als in Deutſchland. Meſſieu, der

vermehrlichte Italiener, ſchien in Verzweiflung; der Schweiß troff ihm, der in dünne Kleidung gehüllt war, ſtromweis vom Geſicht, und er mochte in Gedanken die deutſchen Thoren verwünſchen, die in Rom am letzten Tage des Juni in der Mittagshitze Spazierfahrten machen konnten. Doch ſtill; ſo eben läßt er halten; er erhebt ſich im Sitze und wiſcht die Stirn ab. „Voilà Monsieur," ſpricht er, nachdem er ſich geräuſpert, auf einen kleinen Hügel innerhalb der Stadtmauer vor uns hinzeigend, auf deſſen Rücken ein Kreuz errichtet iſt, „voilà il monte testaccio. Dieſer Hügel iſt 160 Fuß hoch und hat 500 Fuß im Umfange; er beſteht aus Gefäßſcherben von gebrannter Erde (terra cotta). Man hat hier alte Gräber, mit ſolchen Scherben angefüllt, gefunden. Gegenwärtig ſind hier Keller gegraben, in denen man Wein aufbewahrt, um ihn friſch zu erhalten." — Sehr ſchön geſagt, Herr Cicerone! Fort hien, aber wir wünſchten die Pyramide des Geſtius zu ſehen, die uns dort ſchon durch das ſchwache Laub der Bäume entgegen winkt. „Il monte testaccio." — Sehr ſchön, liebſter Philipp; der monte testaccio iſt der monte testaccio, zu deutſch Scherbenberg. „Permettez Monsieur" — Ja, ja, liebſter Philipp; dort bei der Pyramide! — Erboſt ſetzte ſich der zurückgewieſene Cicerone nieder und der Wagen rollte weiter. Bald hielten wir am Friedhofe der Proteſtanten in Rom. Er iſt klein, enthält aber mehrere hübſche Marmordenkmäler in antiker Form. Eine

ſchönſte Zierde iſt die 113 Fuß hohe, viereckige, an jeder Seite der Baſis 69 Fuß breite Pyramide, an welche rechts und links die Stadtmauer ſich lehnt. Dieſe Pyramide ſteht auf einem Fundament von Travertin, und iſt im Kreuzverbande mit Marmorquadern bekleidet, die indeſſen das Alter völlig ſchwarz gefärbt hat. Eine Thür führt in das Innere, wo in einem Gemach von 18 Fuß Länge, 12 Fuß Breite und 13 Fuß Höhe einſt die Aſche des Cajus Geſtius beigeſetzt war. Was von dieſem Denkmal antik, was modern iſt, will ich unentſchieden laſſen; gewiß iſt, daß es Papſt Alexander VII. (1655), nachdem es ſehr geſtört war, völlig reſtaurieren ließ, wobei es denn wohl ſo hergegangen ſein mag, wie gegenwärtig in erleuchteter Zeit mit dem Grabmal der Horatier und Kuriatier zu Albano.

Wir fuhren darauf längs dem hohen Ufer der Tiber nach Hauſe zurück. Wenige Barken belebten dieſen Fluß, der ſo verödet iſt, wie die Stadt ſelbſt. Nach Tiſche beredete uns Moſſieu, Abends dem Pferderennen beizuwohnen, welches die Guerra'ſche Kunſtreitergeſellſchaft in den Gartenanlagen des Pinciobergs abhalten würde. Wir geſtatteten ihm, auch für ſich ein Billet dazu auf unſre Koſten zu kaufen. Nachher erzählte er uns ganz unbefangen mit der nur dem Italiener eignen Frechheit, er habe auch gleich eins den für Cameriere auf unſere Koſten beſorgt. — Die Rennbahn war auf der Höhe des Berges errichtet, und rings von Logen und Tribunen für die

Zuschauer umgeben. Sie lief um einen schmalen, länglicht viereckigen, auf der einen kurzen Seite aber abgerundeten Platz, welcher ebenfalls mit Zuschauern angefüllt war und die Stelle der Spina, oder der breiten, niedrigen Mauer vertrat, welche die Area im Cirkus der Alten in zwei Hälften theilte. Noch einmal hatten wir heut Gelegenheit, die beau monde Roms versammelt zu sehen. Allein auch heute zeigte sich uns nirgend ein schönes, weibliches Gesicht. Am leidlichsten waren noch die vier Damen der Reitergesellschaft. Mit uns saßen auf derselben Tribune Mossiou, der Cameriere und unser Wirth. Ob Mossiou dem letztern auch aus unserem Beutel ein Billet geschenkt hatte? —

Die Preisbewerber trugen antikes Kostüm und fuhren stehend in einem kleinen zweirädrigen Wagen von antiker Form drei Mal die Bahn herum; der Preis war ein Lorbeerzweig, den Herr Guerra vertheilte, und das Beifallklatschen des Publikums. Eine Bande von Janitscharen machte in der Mitte der Spina eine abscheuliche Musik. Was ich nunmehr in Rom von Musik gehört habe, überzeugt mich, daß diese Kunst hier vorzugsweise in den letzten Zügen liegt.

Während der Vorstellung fing es heftig an zu regnen. Schnell wurden leinene Tücher, die an Stangen befestigt waren, über die Zuschauer ausgebreitet, und diese hatten nun nothdürftigen Schutz gegen die Witterung. Bis jetzt haben wir also in jeder Stadt

Italiens, ſowohl im Norden als im Süden, abwechſelnd Regen und gutes Wetter gehabt. Ei, ei, ihr Enthuſiaſten, in der jetzigen Jahreszeit hüllt ſich ja wohl hier der blaue Himmel nie in Wolken? —

Nach einem Stündchen hörte es zwar auf zu regnen; der Himmel blieb aber mit einer leichten Wolkenſchicht bedeckt, welche von den Strahlen der Abendſonne mit ſanftem Purpurroth gefärbt wurde. Wir blickten von der erhöhten Tribune herab, auf der wir ſaßen, die Rennbahn hinunter, welche rechts und links von Bäumen eingeſchloſſen war. Im Hintergrunde zeigten ſich ein Paar italieniſche Häuſer und Pinien auf dem purpurroth ſchimmernden Horizont, ſo daß wir eine Bühne mit einer reizenden Decoration vor uns zu ſehen wähnten.

Da es nach beendigtem Pferderennen noch hell genug war, ſo beſchloſſen wir, noch den Quirinal auf dem monte cavallo (Roßberge) zu beſuchen. Wir wollten die Strada del Babuino hinab, an der piazza di Spagna vorbei, erreichten nach einigen Querſtraßen die piazza Barberino, und gelangten ſo in die via delle quattro fontane *). An der Stelle, wo dieſe Straße im rechten Winkel von der nach der porta pia führenden Straße durchſchnitten wird,

*) In Triſt bedient ſich der Italiener für Straße des Ausdrucks contrada; in Rom wird abwechſelnd strada und via, auch vicolo (Gäßchen) gebraucht; in Neapel ſagt man strada.

befinden ſich an den vier Ecken vier unbedeutende Fontainen, die zerſtört zu ſein ſcheinen, wenigſtens ſpringen ſie nicht. Moſſieu hielt uns aber eine vortreffliche Rede, und that als ob wir ein Wunder der Welt erblickten. Wir wandten uns dann links, und gelangten zu der auf dem Platze von Termini befindlichen, berühmten Fontaine dell' acqua felice, auch Moſesfontaine oder Fontaine von Termini genannt. Sixtus V. hat dieſelbe nach einer Zeichnung Fontana's aus Travertin bauen laſſen. Drei bogenförmige Oeffnungen ſind durch vier joniſche Säulen von einander geſchieden; in der mittelſten ſteht eine herrliche koloſſale Bildſäule des Moſes, der das Waſſer aus dem Felſen ſchlägt; in der einen Seitennische erblickt man Aaron, der die Hebräer zur Wunderquelle leitet; in der andern Gideon. Das Waſſer ſtürzt aus drei Oeffnungen in ein Baſſin, an deſſen Ecken vier Löwen angebracht ſind, aus deren Rachen ſich ebenfalls Waſſer ergießt. Dies ſchöne Werk liegt in ſo öder, entfernter Gegend, daß es Viele von denen, die Rom auf kürzere Zeit beſuchen, gar nicht zu ſehen bekommen. Links an der Straße befindet ſich vor der Fontaine die kleine Kirche der heiligen Suſanna. Hier ſchien eine Feierlichkeit Statt gefunden zu haben; ein ziemlich junger, ſehr weltlich ausſehender Kardinal verließ ſo eben das Gotteshaus, und ſtieg in ſeine goldbemalte Kutſche, auf welcher drei reich galonnirte Bediente ſtanden. Einige Geiſtliche niedern Ranges kamen

ihm, als der Wagen abfuhr, entgegen und begrüßten ihn demüthig, die dreieckigen Hüte abnehmend. Da ſtreckte er die Hand heraus und ertheilte ihnen, Statt des Gegengrußes, ſeinen Segen. —

Wir kehrten wieder um, und gelangten in entgegengeſetzter Richtung der Straße zum monte cavallo. Der Quirinal iſt ein großer päpſtlicher Pallaſt, welcher eine höhere und geſündere Lage hat, als der Vatikan. Im Jahre 1574 ließ ihn Gregor XIII. auf den Ruinen der Bäder des Conſtantin erbauen. Der Garten des Quirinalpallaſtes hat eine deutſche Viertelmeile im Umfang, und iſt mit Statuen und Fontainen geziert. Die Façade des Pallaſtes befindet ſich auf dem öden Quirinalplatze, den ein ägyptiſcher Obelisk aus rothem Granit, von 45 Fuß Höhe ziert. Am Fuße des Obelisken ſtehen auf erhöhtem Piedeſtal die beiden bekannten, in den Bädern des Conſtantin gefundenen Roſſebändiger: zwei koloſſale männliche Figuren, deren jede ein ſich bäumendes Pferd an der Hand führt. Es ſind ſchöne aber altersſchwarze Gruppen. Künſtler und Archäologen zweifeln nicht daran, daß ſie von Phidias und Praxiteles herrühren, weil eine mindeſtens 7 Jahrhunderte nach der Anfertigung der Gruppen auf dem Piedeſtal angebrachte Inſchrift dieſe Meiſter nennt*)! Der

*) Die Inſchrift muß nämlich, nach den Schriftzügen zu urtheilen, zur Zeit Conſtantins des Großen an-

Glaube macht ſelig. Gewiß iſt nicht der zehnte Theil der Ruinen und Antiken, welche man gegenwärtig zeigt, das, was man ſich darunter vorſtellt. Wenn eher werden die Gelehrten endlich klug werden? —

Als wir nach unſerem Gaſthofe zurückgekommen waren, überreichte uns Moſſiou ſeine Berechnung der Auslagen für uns in den verfloſſenen anderthalb Tagen. Sie ſchloß mit 13 Piaſtern ab. Die einzelnen Anſätze waren mit ſolcher Vorſicht erfunden, daß man nichts dazu ſagen konnte, wiewohl er in der That höchſtens 6 Piaſter verlegt haben mochte. Wir verlieren auch jetzt über dergleichen Ausgaben kein Wort mehr. Die Italiener ſind von den Engländern verwöhnt, weil dieſe ihnen jede Forderung zahlen. Sie ſehen dieſelben gern, weil ſie von ihnen leben und keine Rüge ihrer Prellereien zu befürchten haben. Deshalb halten ſie aber auch die Engländer für unſäglich dumm und verachten dieſelben. Der Deutſche läßt ſich nicht prellen, und iſt deshalb nicht gern geſehen. Wir haben daher eine Mittelſtraße eingeſchlagen, und laſſen uns prellen, wenn's nicht zu arg wird. Dadurch iſt uns der Vortheil geworden, daß man uns liebt und gleichzeitig achtet; denn ich bin überzeugt, Moſſiou weiß, daß wir ihn durchſchauen, und glaubt, daß wir ihm großmüthig ſeinen Verdienſt gönnen. Er und das ganze Haus geben

---

gefertigt worden ſein. Warum hält man die Bildſäule ſelbſt für älter? —

uns unverkennbare Beweiſe von Anhänglichkeit. Während man kein Bedenken trägt, mit doppelter Kreide zu ſchreiben, wenn wir bezahlen ſollen, dürfen wir in jeder andern Beziehung zuverläſſig auf Beweiſe von Aufopferung rechnen. Wollten wir jedes Mal knauſern und über die uns widerfahrene Prellerei zanken, würde man uns als Lumpe behandeln. So aber genügt ein Wink, um zwanzig Beine für uns augenblicklich in Bewegung zu ſetzen. Wer nicht gelernt hat, ſein Geld mit Reſignation zum Fenſter hinauszuwerfen, der betrete ja nicht die Grenzen Italiens! —

Fünf und dreißigſtes Kapitel.

Fahrt nach Tivoli. Das Laurentiusthor und die Laurentiuskirche. Der Teverone und die Mammolobrücke. Die alte Tiburſtraße. Grabmal der Julia Stemma. Der verſteinernde See. Die römiſche Solfatara. Schwimmende Inſelchen. Grabmal der Familie Plautia. Ueber Lorbeerhecken und italieniſche Bäume. Die Villa Hadriana. Trauriger Anblick von Tivoli. Dürre Olivenwaldung. Das Lukulliſche Mahl in einer Spelunke. Geſang der Arbeiter. Spazierritt auf Eſeln in Tivoli's Umgebung. Der Veſtatempel, der Waſſerfall, die Grotte des Neptun. Ausſicht von den Bergen. Die kleinen Kaskaden. Die Villa d'Eſte. Gewitter. Die Wirthsrechnung. Der durchnäßte Cicerone. Rückfahrt.

Rom, am 1. Juli.

Heute waren wir in Tivoli. Unſer vortrefflicher Cicerone hatte uns geſtern erklärt, daß wir um fünf Uhr Morgens ausfahren müßten. Wohl uns, daß wir es nicht gethan; denn wir hätten ſonſt noch länger, als es nachher nöthig wurde, in der ſchmutzigen Spelunke verweilen müſſen, die zu Tivoli mit dem Titel

des erſten Gaſthofes beehrt wird. Tivoli iſt nicht etwa ein nahgelegener öffentlicher Beluſtigungsort für die modernen Römer; ſondern eine Landpartie, bei der ſie ſich auf ganzen Tag einrichten. Ich hatte vorgeſchlagen, erſt nach Tiſche auszufahren und ſpät Abends zurückzukehren; allein Moſſiou erklärte, das gehe nicht, indem wir ja auch die Villa Hadriana beſuchen müßten. In der That iſt Tivoli 18 Miglien, alſo fünfthalb Meilen, von Rom entfernt, und für den gewöhnlichen Lohnfuhrmann würde die Tour hin und zurück in einem Nachmittag wohl zu groß ſein.

Wir verließen um 7 Uhr Morgens die Stadt. Der Himmel war heiter, und die Sonne ſandte ſchon früh ſengende Strahlen herab. Moſſiou ſaß ganz dünn in Nanking gehüllt, mit ausgebreitetem Regenſchirm zum Schutz gegen die Sonne neben dem Kutſcher auf dem Bocke, und begriff wieder nicht, wie wir im offnen Wagen fahren konnten.

Tivoli iſt bekanntlich das Tibur der Römer, wohin die alte tiburtiniſche Straße führte, von der noch Reſte vorhanden ſein ſollen. Die jetzige fanden wir, wie alle neuere römiſche Straßen, erbärmlich. Man fährt zum St. Laurentiusthor hinaus. Eine Viertelſtunde außerhalb deſſelben gelangt man zur St. Laurentiuskirche, gegen das Jahr 330 von Conſtantin dem Großen erbaut. Vor dem Eingange ſteht eine durch ſechs Säulen von verſchiedenem Diameter unterſtützte und mit einem ſchiefen Dache verſehene

Halle, die einem Wachtgebäude gleicht. Im Innern hat die Kirche 3 Schiffe; überall erblickt man hier Bilder aus dem Leben des Märtyrers. Das Grab des heiligen Laurentius befindet ſich unter dem Hochaltar, der mit einem Baldachin von Marmor, welcher von 4 rothen Porphyrſäulen getragen wird, bedeckt iſt.

Eine Meile von Rom etwa paſſirten wir den Teverone, ſonſt Anio genannt. Eine einfache, ganz niedrige, kurze, unbedeutende Brücke führt über dies Flüßchen. Moſſiou ließ aber ſtill halten, und berichtete uns mit ungemeinem Ernſte, dies ſei die Mammolobrücke, welche Mammea, die Mutter Alexander Severs, erbaut habe; ſie ſei von Totila zerſtört und von Narſes wieder aufgebaut worden. Er wollte uns noch mehr antiquariſche Eröffnungen machen; wir konnten uns aber des Lächelns nicht enthalten, denn das unbedeutende Brücklein, welches vor dem Oranienburger Thore Berlins über die Panke führt, iſt ſehenswerther, als der Mammolo bei Rom, und als Moſſiou unſer Lächeln bemerkte, drehte er ſich verdrießlich um und ſchwieg.

Zwei Meilen von Rom fährt man abwechſelnd auf einem ſchwärzlichen Pflaſter; Moſſiou verſicherte uns, es ſei die alte Tiburſtraße, und wir mußten es glauben. Bald darauf ſahen wir links vom Wege alte Steinklumpen; der Cicerone verfehlte nicht uns anzuzeigen, hier ſei einſt Julia Stemma's Aſche beigeſetzt geweſen. Welch eine

Merkwürdigkeit! Vergießest Du nicht Thränen der Rührung, günstiger Leser?

Der Weg nach Tivoli führt in der dürren Ebene hin, welche Rom umgibt, doch erblickt man vor sich unablässig das niedrige, graue Gebirge, auf dem Tivoli gelegen ist. Drei Meilen von Rom zeigte uns Mossiou links in einiger Entfernung vom Wege ein sumpfartiges, mit Strauchwerk bewachsenes Terrain, indem er bemerkte, es liege hier ein See, welcher die Eigenschaft habe, Pflanzen und andre Körper zu versteinern. Wirklich war von jetzt an die Landstraße eine geraume Strecke weit mit inkrustirtem Schilf und andern Pflanzen bedeckt, welche hierher gebracht worden waren, um zerfahren den Weg zu chaussiren. Bald darauf erfüllte ein durchdringender Schwefelgeruch die Gegend, und wir erreichten einen Bach oder Graben, in dem himmelblaues Wasser dahinrauschte, welches am Ufer Schwefeltheile abgesetzt hatte. Die kleine Brücke, welche über diesen Bach führt, heißt deshalb Solfatarabrücke. Also auch Rom hat seine Solfatara. Dieser Graben steht mit dem etwa eine Viertelmeile vom Wege gelegenen See der Solfatara in Verbindung, dessen Ausdünstungen sich an die auf dem See schwimmenden Körper verdichtet anhängen und so schwimmende Inselchen bilden.

Man gelangt sodann zu dem berühmten Grabmal der Familie Plautia, einem großen runden Thurm dicht an der Straße, ganz dem Grabmal

der Cecilia Metella ähnlich, eine ſchöne Zierde der Gegend. Ein Weg führt nun rechts ab nach der Villa Hadriana. Man fährt zwiſchen Lorbeerhecken auf einem felſigen Boden dahin. Der Weg iſt ſo ſchmal, daß das Laub zuweilen auf beiden Seiten den Wagen ſtreift.

Lorbeerhecken! wird hier der Leſer ausrufen, wie reizend muß es dort ſein! Mit Nichten. Ich kann verſichern, daß wir dieſe Hecken für ganz gewöhnliches Laubwerk gehalten haben würden, wenn wir es nicht bei ſorgfältiger Betrachtung als Lorbeer erkannt hätten. Auch darin beſteht unſre Enttäuſchung in Italien, daß das Laubwerk und die Geſtalt der ſparſam wachſenden Bäume, ſo fremd ihr Name auch klingen mag, eigentlich nicht anders ausſieht, als an unſern deutſchen Bäumen; die Oelbäume hält man für Weiden, und nur das Nadelholz, die italieniſche Kiefer und die Cypreſſe haben etwas Fremdartiges. Es iſt nur der Name, der hier der Sache den Reiz verleiht. Wenn man den Enthuſiaſten mit verbundenen Augen in eine deutſche Landſchaft führen, ihm hier die Binde abnehmen und ihm die Bäume mit italieniſchen Namen bezeichnen wollte, würde er unfehlbar Alles ſchöner finden, als es wirklich ſein möchte. —

Nach einer guten Viertelſtunde hielten wir vor einem Garten. Moſſ'ou ſtieg ab, zog einen Zettel hervor und ſchlug an die Gartenthür. Auf die Frage, was er da für ein Papier habe, antwortete er uns,

es ſei die Erlaubniß zum Eintritt in die Villa. Mit Befremden bemerkten wir, als wir uns den Zettel reichen ließen, daß es ein alter Erlaubnißſchein war, der auf die Familie eines engliſchen Lords lautete. Ein altes Weib öffnete uns. Die Verwilderung des Gartens, welchen wir erblickten, läßt ſich nicht beſchreiben. Wir keuchten im Schweiße unſeres Angeſichts eine bewachſene Anhöhe empor und ſtanden endlich vor den Trümmern einer alten, hohen und langen Netzmauer. Ungeduldig fragten wir, ob wir denn die Villa nicht bald erreichen würden. „Sie ſtehen vor ihren ehrwürdigen Ueberreſten," antwortete Moſſiou mit Pathos, indem er nach Luft ſchnappte und ſich die Stirn trocknete. „Herr," rief ich nun äußerſt aufgebracht, „wir wollen nach Tivoli und dort Naturſchönheiten ſehen, und Sie führen uns in drückender Sonnenhitze auf einem Umwege von zwei Miglien hierher, wo wir nichts ſehen, als Ihre vermaledeiten Steinklumpen, graue Oelbäume und verdorrtes Riedgras? Der Teufel hole Ihre Villa Hadriana!" In äußerſter Verlegenheit bat uns Moſſiou, ihm nur zu folgen, und die Ruinen näher zu betrachten; alle Fremden pflegten ſie zu beſehen. Murrend folgten wir ihm und der Frau. Wenn ich nun erwähne, daß dieſe Villa Hadrians einſt über anderthalb Meilen im Umfang gehabt hat, und daß die Ueberbleibſel in einem weiten Raume zerſtreut liegen, daß man uns auf den Anhöhen, zwiſchen den mit ſpärlichem Laube bedeckten, völlig ſchattenloſen

und zehn bis zwanzig Schritte aus einander ſtehenden wenigen Bäumen, von einem elenden Steinhaufen zum andern umherſchleppte; ſo wird man mir glauben, daß wir nicht in der Laune waren, in ein enthuſiaſtiſches Freudengeſchrei auszubrechen, als uns Moſſiou verſicherte, dieſe Arkadentrümmer ſeien die cento camere oder die Kaſernen der Leibgarde, jene Ruinen ein Theater, dieſe eine Naumachie, jene in Geſtalt eines Halbzirkels der Tempel der Stoiker, dieſe der kaiſerliche Pallaſt ſelbſt, u. ſ. w. u. ſ. w. Höchſt verſtimmt ſetzten wir uns in unſern Wagen; wir erreichten bald wieder die Hauptſtraße und die mit Olivenbäumen bewachſenen Berge, auf denen Tivoli gelegen iſt. Der Anblick unſers erſehnten Ziels war nichts weniger als einladend. Es iſt nicht zu beſchreiben, wie traurig und einförmig dieſe Berge in der Mittagsbeleuchtung ſich ausnahmen; die grauen, ſtets verdorrt ausſehenden Blätter der Oelbäume hüllten die ganze Gegend in das Gewand des Todes. Auf einer Anhöhe lag eine Reihe ſo grauſchwarzer Steingebäude, daß man ſie nur mit großer Aufmerkſamkeit aus der Umgebung und aus dem grauen Hintergrunde der höhern Berge herausfinden konnte, und dieſer unheimlich ausſehende Steinklumpen mit ſchwarzen Fenſterlöchern war — Tivoli. Langſam wanden wir uns endlich einen ſteilen Berg hinan durch den Olivenwald. Wie jämmerlich ſahen dieſe Bäume nun erſt in der Nähe aus! Alle Stämme waren morſch und hohl, und zeigten die

graue Färbung der Blätter und der Erde. Wir waren ſämmtlich darin einverſtanden, daß nur eine ſandige, dürre, von Raupenfraß zerſtörte Kiefernhaide im Norden von Deutſchland mit den Olivenwaldungen der heſperiſchen Gefilde verglichen werden könne. Und der Raupenfraß zerſtörten Kiefernhaiden giebt es doch nur wenige oder doch nur zuweilen im verachteten Deutſchland; der Oelbaum aber iſt der Hauptbaum Italiens und von Florenz an überall tiefer hinab anzutreffen.

Gegen Mittag erreichten wir Tivoli. So ſchwarz und räucherig der Ort von außen erſcheint, ſo ſchwarz und ſchmuzig zeigte er ſich uns im Innern. Die Spelunke, in welcher wir eingekehrt waren, lag an einem kleinen Platze, oder richtiger an einem ſchmuzzigen Winkel, der Platz genannt wird, und rings mit ſchlechten Gebäuden umgeben iſt. Moſſiou verſicherte uns, es ſei der beſte Gaſthof, und Könige und Fürſten ſeien hier ſchon eingekehrt. Dennoch ſtarrten die kleinen, mit Ziegelſteinen gepflaſterten Zimmer des Gaſthofes von Unflath und Flöhen, ein Paar ſchlechte Tiſche und Strohſtühle, ſo wie ein zweiſchläfriges Bette, machten das ganze Ameublement der beiden Gemächer aus, die man uns angewieſen hatte.

Nun waren wir in Tivoli, allein in der Gegend uns umzuſehen, das ging nicht; die Villa Hadriana hatte uns den Vormittag geraubt. Wir mußten alſo mehr als 3 Stunden in dieſer Höhle aus-

harren und den kühleren Nachmittag abwarten. Wir beſtellten Mittagbrot. Gegen alle Erwartung bewirthete man uns vortrefflich. In ganz Italien haben wir nirgend beſſer geſpeiſt, als in Tivoli! Jedermann weiß, daß der Reiſende ſehr von ſeinem Magen abhängt. Je weniger wir genießbare Speiſen erwartet hatten, um ſo heiterer waren wir beim fröhlichen Mahle geworden. Unſere Zimmer gingen theils nach dem Platze, theils nach einer Seitengaſſe heraus. Wir legten uns in die Fenſter, die hier eine ſteinerne Brüſtung hatten, und ſahen nur gemeines Geſindel. Von civiliſirter Bevölkerung war keine Spur. Einige dreißig Arbeiter zogen an unſern Fenſtern mit fröhlichem Geſang vorüber; zum erſten Male hörten wir heut in Italien von gemeinen Leuten wohlklingende, harmoniſche Töne.

Es war halb 4 Uhr Nachmittags, als wir auf Eſeln unſern Spazierritt begannen. Tivoli liegt zum größeren Theile am linken Ufer des Anio oder Teverone, der hier auf der Höhe des niedrigen Gebirges durch ein anmuthiges, von mäßigen Bergen umſchloſſenes Thal dahin rauſcht. Bei der Stadt bildet er in der Nähe der Ruinen des Veſtatempels einen breiten Spiegelfall, über den eine hölzerne Brücke führt; das Waſſer ſtrömt nach einer Felſenſchlucht und ſtürzt plötzlich ſenkrecht in einen 50 Fuß hohen Abgrund. Auf dem Wege dahin kamen wir an dem Veſtatempel vorbei. Er ſteht auf der Höhe eines Felſenberges hart am Abgrunde, iſt rund und

war mit 18 ſchlanken, kannelirten, 18 Fuß hohen korinthiſchen Säulen umgeben, wovon indeſſen nur noch 10 erhalten ſind. Dieſe Säulen tragen ein Geſimms, welches mit Ochſenſchädeln und Feſtons geziert iſt. Der Durchmeſſer des Tempels beträgt nur 12½ Fuß. Im Verein mit dem Felſenthal und der Felſenſchlucht zu unſern Füßen, dem toſenden Waſſerfall uns gegenüber und den bewachſenen Anhöhen rings umher, machte dieſe Ruine einen mahleriſchen Eindruck. Wir ſtiegen auf einem gewundenen Pfade zu dem Keſſel des Waſſerfalls hinab. Hier ſpritzte in der engen Umgebung brauner, mit Moos und Geſtrüpp bewachſener, Travertin-Felſen der ſchäumende Giſcht uns entgegen, und hoch hin wirbelten als Dampf die zerſchmetterten Waſſerwogen. Rechts öffnete die Grotte des Neptun ihren bemooſeten Felſenſchlund. In derſelben ſtürzt ein anderer Arm des Anio durch die Felſenſpalten in ein tiefes natürliches Baſſin hinab. Das Brauſen des Waſſers hallte weit hin mit donnerähnlicher Kraft.

Wir ſtiegen wieder zum Tempel der Veſta empor und gelangten durch einige Gehöfte zu der hölzernen Brücke, welche über den Spiegelfall des Anio leitet. Dann verfolgten wir den reizenden Weg, welcher auf der rechten Seite des Anio, unterhalb der großen Kaskade, am Abhange der Berge dahin führt, durch welche das enge Thal des Fluſſes gebildet wird. Anfänglich wandten wir uns rechts, als ob wir tiefer ins Gebirge wollten, und Stadt und

Thal ſchienen verſchwunden, bald aber ſchlugen wir die entgegen geſetzte Richtung nach dem Bergpfade ein, von dem die Stadt durch das tiefe Aniothal geſchieden iſt.

Unter den am Abhange der Berge ſtehenden zahlreichen Oelbäumen bemerkten wir hier noch einmal einige niedrige Aloeſtauden im Freien. Da lag nun Tivoli uns gegenüber auf der Höhe; allein auch von hier aus betrachtet nahm es ſich ſo ſchwarz und verräuchert aus, daß ſich die Häuſer von der braun- und graugrünen Umgebung kaum unterſcheiden ließen. Wie reizend müßte dieſe Gegend ſein, wenn Tivoli maigrüne Matten, reinlich übertünchte Häuſer und rothe Dächer hätte! So wie es ſich wirklich darſtellt, muß man nothwendig auf den Gedanken gerathen, es ſei ein Räuber- oder Zigeunerneſt. Vor uns öffneten ſich die Berge, welche das Thal des Anio umſchließen und zeigten die weite Ebene der Campagna di Roma und am fernen Horizonte, der in der Abendſonne flammte, ragte die Kuppel St. Peters empor. Plötzlich ſahen wir uns gegenüber zur Linken, etwa in gleicher Höhe mit uns, die größere der ſogenannten kleinen Kaskaden, und bald darauf die kleine über die, mit weichem Mooſe bedeckten und mit langen Reihen von Cypreſſen bewachſenen Hügel in das Felſenthal hinabrollen. Dieſer Anblick iſt entzückend ſchön! Man vergegenwärtige ſich den ganzen Zuſammenhang der beſchriebenen Gegend, und denke dazu, wie im Mittelpunkt des Ge-

mälde die Fluth des Waſſers, in verſchiedene ſchmale Silberſtreifen vertheilt, durch das braungrüne Moos von einer Terraſſe zur andern hinabläuft. Ueber dieſe Anhöhen hinaus erblickt man, rechts am äußerſten Ende der Stadt, das ſchöne Gebäude der Villa d'Eſte. Wir verfolgten dieſen reizenden Spaziergang bis zu den Ruinen, die man Villa des Horaz nennt, der, wenn auch nicht auf dieſer Stelle, doch jedenfalls in Tivoli's Umgebung einſt ſeine ſchöne Ode auf Tibur gedichtet hat, und kehrten dann zurück, weil ein aufſteigendes Ungewitter uns zu durchnäſſen drohte. So ſehr wir eilten, entgingen wir doch nicht dieſer Unannehmlichkeit. Der Himmel hüllte ſich ſchnell in Wolken, ein lebhafter Wirbelwind erhob ſich, einzelne Tropfen fielen, plötzlich ziſchte ein Blitz herab und ein Donner rollte durch das Thal. Unſere armen Eſel wurden durch Prügel in Galopp geſetzt; allein das Gewitter war ſchneller als ſie. Ueberdies konnten wir die Thiere nicht ordentlich regieren, denn ſie hatten nicht Zügel und Gebiß, ſondern blos Halfter, und waren faul und widerſpenſtig; eine klägliche Reiterei! — Wir mochten noch zwei Miglien von Tivoli entfernt ſein, als der Regen in Strömen herabſtürzte und der Gewitterſturm uns umzureißen drohte. Moſſiou in ſeiner Sommerkleidung kam dabei am ſchlimmſten fort. Dicht vor Tivoli eilten uns mehrere Leute aus dem Gaſthofe mit Schirmen entgegen. Es war zu ſpät; die ganze Kavalkade kam in einem trübſeligen Aufzuge nach

der Stadt zurück. Im Gaſthofe wurde ſofort ein Kaminfeuer angemacht, denn, wohl zu bemerken, ſeit Venedig haben wir keinen Ofen in Italien gefunden, ſondern nur Kamine, und nach einer Stunde waren wir nothdürftig getrocknet. Die Sonne ſchien jetzt wieder ſo freundlich, als vorher, und der ſchönſte Abend lud uns zur Rückfahrt nach Rom ein. Wir bezahlten daher unſre ſehr erkleckliche Rechnung. Wiewohl Moſſiou unſer Cicerone hätte ſein können, und überdies die Eigenthümer der Eſel bei uns geblieben waren, hatte uns doch der Wirth begleitet und uns die nöthigen Erklärungen gegeben. Jetzt forderte Letzterer für dieſe ſeine Bemühung einen Scudo; für das gute Mittagsmahl war außerdem mit doppelter Kreide geſchrieben; die Heizung des Kamins, das Entgegentragen der Schirme und die Eſel kamen ebenfalls in Anſchlag; ja ich bin überzeugt, daß uns das Hemde angerechnet worden iſt, welches Moſſiou, der völlig durchnäßt war, vom Wirth ſich geliehen hatte.

Vor dem Thore St. Croce von Tivoli erfreuten wir uns noch eines angenehmen Blicks über die Campagna, an deren Horizont die Sonne unterging. Allein wir waren kaum eine Meile von dem Städtchen entfernt, als ſich der Himmel von Neuem mit Wolken überzog, und bald darauf ein wolkenbruchähnlicher Regen eine Stunde lang herabſtrömte. Ich konnte nicht umhin, gegen Moſſiou zu äußern, daß wir die Behauptung von der gleichförmigen Witte-

rung Italiens für eine Lüge erachten müßten. Der arme Teufel ſaß mit dem Kutſcher auf dem Bocke, und längſt wieder bis aufs Hemde durchnäßt, war er in dieſem Augenblicke ſelbſt ſehr ſchlecht auf ſein Vaterland zu ſprechen. „Ei, hier in Tivoli," antwortete er verdrießlich, „regnet es immer; das iſt ein verfluchtes Land!" —

Gegen das Ende unſerer Rückfahrt hatte ſich der Himmel wieder aufgeklärt; der Mond ſchien, und es wehte eine erquickende Luft. Allein es war ja Juli-Nachtluft aus den Sümpfen! —

Sechs und dreißigſtes Kapitel.

Ein römiſcher Pallaſt. Die Gemäldeſammlung des Pallaſtes Barberini. Die Kapucinerkirche und Guido Reni's Erzengel Michael. Thorwaldſens Atelier. St. Pietro in Montorio. Rom vom Janikulus. Die wenigen Orangenbäume Roms werden im Winter durch Segeltuch gegen die Kälte geſchützt. Fontana Paolina. Die Logen und die Zimmer Rafaels. Der Garten des Vatikan, Orangenbäume in Kübeln. Ein Seeſchiff, als Fontaine. Abſchied von der Peterskirche. Porta Angelica. Spazierfahrt. Die Taverne von Ponte molle. Alles iſt in Italien antik. Antiker Schinken und antike Flöhe. Italieniſche Eiferſucht. Moſſieu muß einen Scorpion ſchaffen.

Rom, am 2. Juli.

Heute Vormittag beſuchten wir die Gemäldeſammlung im Pallaſt Barberini, wobei wir auch die Abſicht hatten, einen der geprieſenen römiſchen Palläſte näher in Augenſchein zu nehmen. Durch eine alte Mauer gelangten wir in einen winkeligen Vorhof, wo ein ſchlechtes Gebäude ſteht, durch welches die

Façade des Pallaſtes verdeckt wird. Der Eingang iſt wahrhaft jämmerlich. Indem wir die breite, aber ſtaubige und ſchmutzige Steintreppe im Innern des Hauſes emporſtiegen, erblickten wir auf der Flur, welche die Treppe unten umſchließt, mit äußerſtem Erſtaunen Haufen von Miſt und Unflath! — Eine ſolche Ekelwohnung ſoll nun der an Reinlichkeit und an herrliche Bauwerke gewöhnte Nordländer als Pallaſt anſtaunen. Im erſten Gemach, welches uns die Dienerſchaft zeigte, prangte das Wappen des Hauſes Barberini. Die ſchlechten rothen Ziegelſteine, welche den Fußboden dieſes großen, verfallenen Zimmers bilden, ſind hier und da eingeſunken und ſchief getreten; allein Niemand denkt an eine Reparatur. Wir hatten genug, und verbaten uns die Ehre, noch mit den Palläſten Spada, Braschi, Doria, Farneſe, Borgheſe, Colonna, Torlonia, und wie ſie heißen mögen, nähere Bekanntſchaft zu machen. Italien hat der Principi wie Sand am Meere. Jede Privatwohnung eines Principe iſt Palazzo. Nach italieniſchem Maaſſtabe ſind alle Häuſer Berlins und Wiens ohne Ausnahme Palläſte.

Die Gemäldeſammlung entſchädigte uns. Man rühmt insbeſondre die Fresken Peters von Cortona; wir bewunderten in dem kleinen Gemach unten an der Treppe, welches die vorzüglichſten Bilder enthält, beſonders das Bruſtbild einer Geliebten Rafaels. Es iſt von dem großen Künſtler ſelbſt gemahlt und beweiſet, daß er auch Karnation und Kolorit ſehr wohl

in ſeiner Gewalt hatte. Hier begrüßten wir auch ein Paar Werke unſers ehrwürdigen Landsmanns Albrecht Dürer.

Wir begaben uns ſodann nach der nahegelegenen Kapuciner-Kirche, in der wir Guido Reni's herrliches Bild des Erzengels Michael bewunderten. Eine Kopie dieſes Gemäldes in Moſaik ziert einen der 12 Altäre in der Peterskirche.

Hierauf beſuchten wir Thorwaldſens Atelier. Wir trafen den vortrefflichen Künſtler anweſend und viele ſeiner Schüler unter ſeiner Leitung beſchäftigt. Man arbeitete an einem großen Basrelief, den Triumphzug Alexanders nach Beſiegung der Perſer darſtellend, welcher für den König von Dänemark beſtimmt iſt.

Nachmittags fuhren wir nach der Kirche S. Pietro in Montorio, um Rom vom Janikulus überſchauen zu können. Vor der Kirche, welche auf dieſem Berge ſteht, befindet ſich ein mit einer ſteinernen Bruſtwehr umgebener freier Platz, von dem man Rom vollſtändig überſieht. Unten am Fuße des Janikulus ſtrömt die Tiber und trennt die Bezirke Trastevere und Borgo von den zwölf übrigen Bezirken der Stadt; zur Linken wird der Blick durch St. Peters Dom, den Vatikan und den Monte Mario mit ſeinen Kiefern begrenzt; zur Rechten verſchwindet er in weiter Ferne; vor und unter dem Beſchauer dehnt ſich jenſeits der Tiber die Stadt, wiewohl auf Hügeln liegend, doch wie in einer wei-

ten Fläche aus. Hier und da ragen die angeblichen Ueberbleibsel der Römerzeit über die geschwärzten Häuser; insbesondre unterscheidet man das Mausoleum Hadrians und das Koliseum; auch sieht man viel einzelne Ruinen im freien Felde. Im Hintergrunde begrenzen die Anhöhen des Albaner- und Sabinergebirges, Tivoli und Frascati den Horizont. Ueber die ganze Landschaft ist jene eintönige bräunliche und graue Färbung verbreitet, die den hesperischen Gefilden eigenthümlich ist; hier und dort breitet die Kiefer ihre abgestumpfte Krone aus, oder erhebt sich die schwarze Trauerpyramide der Cypresse, oder zeigt sich graues Olivengebüsch. Mit Freude bemerkten wir aber hier auch in einem Garten am jenseitigen Ufer der Tiber eine kleine Reihe im Freien stehender Orangenbäume, die mit röthlichen Früchten prangten. Nun, wir haben sie gekostet, diese Früchte, auch gestand mir Mossiou auf Befragen, daß die hiesigen Orangenbäume im Januar und Februar durch eine Bedeckung von Segeltuch gegen den Frost geschützt werden müssen. —

Wir verweilten gern und lange auf dem Janikulus. Der Tag war mild und schön. So schmerzlich wir nun schon in Italien enttäuscht worden sind, so halten wir doch noch mit Liebe an der Erinnerung fest, die uns geblieben ist von unserer frühern Täuschung, und jedes edlere Gemüth wird sich beim Anblick Roms einer freudigen Rührung nicht erwehren können.

Der Weg führte noch höher hinauf zu der größten und waſſerreichſten Fontaine Roms, der Fontana Paolina, die hier, in einer völlig abgelegenen Gegend zwiſchen Berggärten, nicht weit vom Pankratiusthore, von Paul V. im Jahre 1612, nach den Zeichnungen Fontana's und Maderni's, aus Ueberbleibſeln des alten Forums von Nerva erbaut iſt. Sechs joniſche Säulen von rothem Granit, mit einem Aufſatz (Attika), der das päpſtliche Wappen trägt, und zwiſchen dieſen Säulen drei große und zwei kleine Niſchen, aus denen Waſſer in ein großes Baſſin ſtrömt, bilden die Fontaine. Wir fuhren zum Pankratiusthore hinaus und ſchlugen den Weg ein, der rechts an den hohen Wallmauern der Stadt zum Vatikan führt.

Hier angekommen, beſahen wir die berühmten Logen und Zimmer Rafaels. Der Pallaſt des Vatikan enthält, wie ſchon erwähnt worden, eine Menge von umbauten Höfen. Einer derſelben heißt St. Damashof und iſt von drei Seiten mit vier über einander fortlaufenden Gallerien umgeben, welche ſämmtlich von außen mit Arkaden und im Innern mit Mahlereien geziert ſind. Eine dieſer drei Seiten oder Flügel des Pallaſtes hat in jeder Etage 13 ſolcher gewölbter Bogen, welche auf Pilaſtern ruhen. Im Innern der Gallerie befinden ſich an der den Pilaſtern gegenüberſtehenden Wand Gegenpilaſter; die Decke oben iſt, den Arkaden entſprechend, in dreizehn beſondere Wölbungen getheilt, ſo

daß die Gallerien, wenn man will, aus dreizehn Logen beſtehen.

Die Logen der zweiten Etage dieſes Flügels nun heißen die Logen Rafaels, weil ſie Freskobilder dieſes Meiſters und ſeiner Schüler enthalten. Jeder, der dreizehn Plafonds iſt mit 4 Freskogemälden geziert, welche nach Kartons von Rafael von deſſen Schülern Giulio Romano, Pelerino von Modena, Caldara, Maturin von Florenz und Andern gemacht ſind; die Gegenpilaſter an den Wänden ſchmücken jene lieblichen Arabesken, von Johann von Udine's Hand, die man aus Abbildungen kennt. Das eine der 4 Decken-Gemälde über der Eingangsthür, welches Gott den Vater darſtellt, der das Chaos entwirrt, iſt von Rafael ſelbſt gemahlt. Noch ſind die Farben friſch; doch haben ſie von der Witterung gelitten, und ſie werden daher durch Fenſter gegen dieſelbe geſchützt. Gleich beim Eintritt in die Logen erblickt man rechts die Marmorbüſte Rafaels von Alexander von Eſte gemeißelt.

Von höchſter Kunſtbedeutung aber ſind die 4 Stanzen (Zimmer) Rafaels. Papſt Julius II. hatte eben begonnen dieſe Zimmer von andern Meiſtern mahlen zu laſſen, als Bramante Rafaels Berufung nach Rom veranlaßte. Letzterer ſtellte nun auf einer Wand der Zimmer den Streit der Kirchenväter dar, welches vortreffliche Bild den Papſt ſo entzückte, daß er dem Künſtler die Ausmahlung ſämmtlicher Zimmer übertrug, und das von andern

Meiſtern bereits Gemahlte wieder auslöſchen ließ. Rafael konnte nur die Auslöſchung einer von ſeinem Lehrer Peter Perugino im erſten Zimmer gemahlten Decke verhindern. In dieſem erſten Zimmer ſind übrigens Ereigniſſe aus dem Leben der Päpſte Leo III. und IV. dargeſtellt, der große Brand von Borgo S. Spirito im Jahre 847, woran auch Giulio Romano gemahlt hat, der Sieg Leo's IV. über die Sarazenen zu Oſtia, die Krönung Karls des Großen durch Leo III., und die Rechtfertigung dieſes Papſtes vor demſelben.

Die zweite Stanze enthält die weltberühmte Schule von Athen oder die Schule der Philoſophen, aus 52 Figuren beſtehend. Man erblickt einen ſchönen Portikus, in der Mitte Plato und Ariſtoteles, rechts unter andern Figuren Sokrates, der mit Alcibiades ſpricht; außerdem Pythagoras ſchreibend unter ſeinen Schülern und Diogenes mit einem Buche in der Hand. In demſelben Zimmer befindet ſich auch der eben erwähnte Streit der Kirchenväter, der Parnaß mit Apollo, den 9 Muſen und mehrern berühmten Dichtern, die allegoriſchen Figuren der Gerechtigkeit, Theologie, Philoſophie und Dichtkunſt, und über den Fenſtern die Klugheit, Mäßigung und Stärke, als Haupttugenden der Gerechtigkeit u. ſ. w.

Das dritte Zimmer heißt die Stanze des Heliodor. Hier iſt dargeſtellt wie Heliodor, der im Jahre 176 vor Chriſtus den Tempel von Jeruſalem plündern wollte, auf das Gebet des Hohenprieſters Onias

durch bewaffnete Engel vernichtet wird. Für das Köſtlichſte, was dieſes Zimmer darbietet, muß indeſſen das Bild der Befreiung St. Peters aus dem Gefängniſſe erachtet werden. Man ſieht, wie ihm ein Engel ſeine Ketten abnimmt und ihn aus dem Gefängniſſe leitet. Unbeſchreiblich ſind die Lichteffekte, welche der Künſtler hier hervorgebracht hat. Denn nicht nur die Hellung, welche von dem Engel im Gefängniſſe ausgeht, ſondern auch das Licht außerhalb des Gefängniſſes, der Mondſchein, und die Flamme einer Fackel, die ein Soldat hält und die ſich in ſeinen Waffen ſpiegelt, beleuchten die vortrefflich gedachte Gruppe.

Das vierte Zimmer wird der Saal des Konſtantin genannt. Auf der den Fenſtern gegenüber befindlichen Wand ſieht man Konſtantin des Großen Sieg über Maxentius bei Ponte molle; allein Rafael hat nur die beiden an der Seite befindlichen Figuren der Gerechtigkeit und Güte gemahlt; der Tod überraſchte ihn und das Werk iſt darauf von ſeinem Schüler Giulio Romano beendigt worden. — Das Durcheinander und die Ueberhäufung der verſchiedenartigen Darſtellungen in dieſen Stanzen macht keinen erfreulichen Eindruck, und da auch hier Feuchtigkeit und Mangel an Fürſorge den meiſten Bildern längſt die Friſche geraubt hat, ſo wird nur derjenige die Stanzen wirklich befriedigt verlaſſen, dem ein tieferer Sinn für die Kunſt beiwohnt. —

Wir begaben uns hierauf in den Garten des

Vatikan. Man ſagte uns, daß der heilige Vater geſtern der aria cattiva wegen nach dem Quirinal gezogen ſei. Den Garten fanden wir eben ſo im Verfall, wie die andern italieniſchen Gärten, die wir geſehen. Viele Wege waren durch Blätter, Zweige, ja durch verſtreuten Dünger verunreinigt, und die Orangeriegewächſe ſtanden, wohl zu bemerken, hier, im tiefen Süden, wie bei uns in Kübeln! Nur ein Umſtand erinnerte uns an die heſperiſchen Gefilde; ſelbſt hier im Freien, im Garten des Vatikan, fielen uns Flöhe an, welche im trocknen Dünger niſteten. Es klingt unglaublich, aber ich betheure, daß ich Wahrheit ſpreche. Ein Paar andre und kleinere Gärten des Vatikan zeichneten ſich durch künſtliche Springbrunnen aus; insbeſondre bewunderten wir eine Fontaine in Form eines Seeſchiffes von der Größe eines kleinen Bootes, welches aus allen Kaaen und Spieren und aus den Kanonenlöchern Waſſer ſpie.

Wir beſichtigten nunmehr die Peterskirche von der hintern Seite. Nur hier iſt man im Stande, ſich einen vollkommenen Begriff von der ungeheuern Größe dieſes Gebäudes zu machen, da man vorn nur die Façade und Kuppeln ſieht. Es währt geraume Zeit, bevor man den hinteren Theil der Kirche umgangen iſt; man glaubt die Mauern einer Citadelle zu umſchreiten. Da das Innere der Kirche die Form eines an den obern 3 Spitzen abgerundeten Kruges hat; ſo bilden die äußern Mauern an jeder

dieſer 3 Spitzen einen koloſſalen Bauch. Zwiſchen dieſen abgerundet hervorſpringenden Mauern treten andere Theile des Rieſenbaues im rechten Winkel hervor, dadurch wird es leider auch hier unmöglich, das Ganze mit einem Male zu überſchauen. Die Mauern ſind ſämmtlich von Travertin, einem gelblich rothgrauen, etwas poröſen, aber ſehr feſten Tuffſtein erbaut, und ſcheinen der Ewigkeit zu trotzen. Wir traten durch eine Seitenthür in die Kirche, betrachteten noch einmal flüchtig alle ihre Merkwürdigkeiten und nahmen Abſchied von St. Peter, da wir morgen Rom verlaſſen und über Piſa nach Genua reiſen wollen.

Dann fuhren wir zur Porta Angelica hinaus, an der die Köpfe hingerichteter Räuber modern, und zwiſchen dem Monte Mario *) und der Tiber, in der reizenden Beleuchtung der Abendſonne ſpazieren. Der Blick auf den mit Gärten und Landhäuſern gezierten niedrigen Höhenzug des Berges zur Linken und auf die nahe Tiber zur Rechten macht dieſe Gegend zu einer ſehr anmuthigen; wir wüßten keine angenehmere Spazierfahrt bei Rom. Dennoch ſahen wir keine Menſchen, und Meſſiou verſicherte uns, daß es Niemanden einfalle, hier ſpazieren zu

*) Nicht etwa von dem Marius des Alterthums, ſondern von einem römiſchen Nobile Mario Milini, der hier ein Landhaus bauen ließ, alſo genannt. Früher hieß der Berg Clivus Cinnä.

fahren, man beſchränke ſich auf den Korſo und den Monte Pincio! — Er machte uns insbeſondre auf die Villa Madama des Monte Mario aufmerkſam. Dieſe Villa gehörte früher der Tochter Karls V., Margaretha von Oeſtreich, gegenwärtig aber iſt ſie Eigenthum des Hofes von Neapel. Meſſiou verdrehte die Augen vor Entzücken, als er ſie uns zeigte; wir aber ſahen nur einen alten, ſchwarzen, verräucherten Steinklumpen. Wie ganz anders habe ich mir eine italieniſche Villa gedacht! —

Wir erreichten den Ponte molle. Hier ſteht vor dieſem äußerſten Brückenthore Roms eine Taverne, die mit prangender Inſchrift ſich antica (uralt) nennt. Der Himmel weiß, die Italiener finden ihre höchſte Glückſeligkeit darin, Alles alt und antik zu machen. In ganz Italien herrſcht die Manie, Gebäude, Läden, Gaſthöfe, Kaffeehäuſer und Kneipen antik zu nennen. Wie oft haben wir mit groſſen Buchſtaben auf einem Schilde das Wort antica geleſen! Dadurch glauben die Italiener eine Sache dem Fremden am beſten zu empfehlen. Daher auch ihre Neigung zu finſtern räucherigen Wohnungen und altem Plunder jeder Art. Und kann man es ihnen verargen, wenn ſeit einem halben Jahrhundert, ja länger, ein Schwarm von Antiquitätenkrämern aus allen Gegenden der Welt herbeiſtrömt und enthuſiaſtiſche Verehrung für jeden alten Steinklumpen zeigt, daß ſie zu ihrem Vortheil das „mundus vult decipi, ergo decipiatur“ auf alle erdenkliche Art

und Weiſe zur Anwendung bringen? Wer ſich tädelich benimmt, muß dem gemäß behandelt werden. Die Reiſenden ſelbſt haben aus Italien das geſchaffen, was es jetzt iſt. —

Der Wagen hielt. Wir ließen uns auf der Gallerie der Taverne nieder, wo wir den Thurm von Ponte molle, ein Paar Häuſer von Rom und die nahen Weinhügel überblickend, aus italieniſcher Bauchflaſche mit langem Halſe fröhlich ächten Orvieto tranken und uns den antiken Schinken, den man uns vorſetzte, vortrefflich ſchmecken ließen. Allein die antiken Flöhe, die hier niſteten, trieben es ſo arg, daß wir ihnen bald das Feld räumen, und uns den Appetit nach antikem Käſe und antiken Bratwürſten, die man uns anpries, vergehen laſſen mußten.

Es war Geſellſchaft an verſchiedenen Tiſchen vertheilt; allein es befand ſich keine Dame darunter. Wieder ein Beweis, daß italieniſche Eiferſucht, ſo lange es irgend möglich iſt, jedes weibliche Weſen hinter den bergenden Mauern verſteckt hält. Wie ganz anders ſtellt ſich ein öffentlicher Vergnügungsort in Deutſchland, England, Frankreich dar! — Das weibliche Geſchlecht iſt es zunächſt, welches den Ort verſchönt; die lieblichſten Blumen der öffentlichen Gärten ſind bei uns die holden Frauen, welche Anmuth und Sitte verbreiten, und es giebt die Unterhaltung zwiſchen Perſonen beider Geſchlechter, durch Geſittung veredelt, der Erholung den ſchönſten und

eigenthümlichſten Reiz. Wo findet man dies in Italien? —

So ſehr wir übrigens in dieſem trefflichen Lande von Ungeziefer gepeinigt werden, ſo haben wir doch bis jetzt noch keinen Skorpion zu ſehen bekommen. Wer alſo glaubt, daß dergleichen Thiere hier ſchaarenweiſe in den Schlafzimmern herum kröchen, der irrt. Da wir aber neugierig ſind, einen Skorpion zu ſehen, ſo hat Meſſieu heute Abend den Auftrag erhalten, uns einen ſolchen zu verſchaffen.

Sieben und dreißigſtes Kapitel.

Meſſieu ſchnellt uns zum letzten Male. Die bezahlten Skorpione. Römiſche Wirthsrechnung. Zufriedene Geſichter. Abreiſe von Rom. La Storta. Baccano. Abſchied von der Peterskuppel. Habſüchtige Poſtillone. Monziglione. Man will den Reiſenden wieder 6 Pferde vorlegen. Das ſind Räuber! Schöner Abend. Kreuz, sacramente, una bottiglia! Bon viaggio! Viterbo. „I passaporti!“

Viterbo, am 3. Juli.

Heut früh brachte Meſſieu die Berechnung ſeiner fernern Auslagen für uns. Sie ſchloß, wie nicht zu zweifeln, abermals mit 12 Piaſtern ab, und für den Erlaubnißſchein zur Beſichtigung der Villa Hadriana war ein Piaſter angeſetzt, wiewohl der engliſche Lord, auf den ſie lautete, vielleicht vor Jahr und Tag und ſeitdem eine Menge anderer Reiſenden ſchon dafür bezahlt haben mochten. Allein wie wurde uns, als der ſehr ehrenwerthe Cicerone nun eine Schachtel hervorzog, in welcher er zwei lebende Sker-

ziane von anderthalb Zoll Länge aufbewahrte, und ſich noch zwei Piaſter für dieſelben bezahlen ließ! — Unſre naturhiſtoriſche Wißbegier kommt uns etwas theuer zu ſtehen. — Die Wirthsrechnung betrug 64 Piaſter; an Trinkgeldern zwackte man uns 28 Piaſter ab. Den ganzen Vormittag hatte Meſſieu mit den Päſſen zu thun, die, von Gott weiß welchen Geſandtſchaften, viſirt werden mußten. Erſt nach Tiſche waren wir im Stande, Rom zu verlaſſen, wo ich mich übrigens dies Mal ſehr wohl befunden habe.

Als wir abfuhren, verſammelte ſich das ganze Haus um unſern Wagen, und wohl zwanzig freundliche, zufriedne Geſichter wünſchten uns eine glückliche Reiſe! Dieſer allgemeinen Zufriedenheit dankten wir auch, daß wir mit drei und nicht mit vier Pferden von Rom aus fuhren. Zum Ueberfluß hatte uns der Cameriere noch das römiſche Poſtreglement zugeſteckt, um uns gegen die fernern Eigenmächtigkeiten der Poſthalter zu ſichern. Vergebliche Hoffnung! — Schon auf der nächſten Station in Storta gab man uns 4 Pferde und zwei Poſtillone.

Wir hatten gutes Reiſewetter. Vor Baccano, vier Meilen von Rom, nahmen wir von der uns zum letzten Mal erſcheinenden Peterskuppel Abſchied. Wir wollten heut noch bis hierher nach Viterbo, welches 6 Poſten von Rom gelegen iſt. Zwölf Meilen in einem Nachmittag ſind in Italien eine Kleinigkeit, wenn man ſich in den Willen der Poſtmei-

ſter fügt, und die geldgierigen Poſtillone zufrieden ſtellt. Allein, was wir auch für ein Trinkgeld gaben, heute trieben es dieſe habſüchtigen Menſchen wieder beſonders arg. Von Ronciglione nach Impoſta wollte man uns die Berge hinan 6 Pferde vorlegen, und das Vorzeigen des Poſtreglements befreite uns nach unausſprechlichem Aerger doch nur von dem fünften und ſechsten Pferde, ſo wie von dem dritten Poſtillon. Es war dunkel geworden, und unſer Geſpräch lenkte ſich auf die Räubereien in Italien, auf unſre Unvorſichtigkeit, eſt die ſpät in die Nacht hinein zu fahren. Man konnte nicht fünf Schritte weit vom Wagen ſehen. Dieſer ſchleppte ſich, da die Pferde ſo eben bergan eine Strecke galoppirt waren, momentan langſam in die Höhe. Plötzlich ſahen wir dicht neben uns vier bewaffnete Kerle. Unwillkürlich dachte ein Jeder: Das ſind Räuber! Allein ſie ließen uns ruhig vorbei; die Poſtillone belehrten uns, es ſeien Soldaten, die den Weg bewachten. Wir kamen alſo mit dem Schreck davon.

Auf der Höhe ſahen wir, wie ſich in Oſten der Vollmond über die fernen Gebirge emporhob. Der Himmel war vollkommen klar; der aufgehende Mond hatte die Größe eines Vorderrades und glühte dunkelroth in ungewöhnlicher Pracht. Er beleuchtete die unter ihm liegenden dunkeln Wellenlinien des Gebirges, welches Geſpenſtern gleich am Horizonte ſich hinzog. — Wir erreichten Impoſta, wo wir

und wieder über die Frechheit unſrer Poſtillone ärgerten, die mit zwei Piaſtern Trinkgeld nicht zufrieden waren und noch una bottiglia (einen Schnapps) verlangten. Herzlich mußten wir aber lachen, als Einer von uns dem Hauptraiſonneur eine jener ſilbernen, abgegriffenen, blechartigen Silbermünzen, die im Kirchenſtaat und Toskana im Umlauf ſind und kaum den Werth eines Pfennigs haben mögen, mit dem Zuruf: ecco, sacramento, una bottiglia!*) hinreichte, und der Kerl vor Schreck über die lumpige Kleinigkeit, die er kaum in den Händen fühlte, ein fast vierzig ſtammelnd befriedigt zurücktrat.

Wir fuhren nun bergab pfeilſchnell bis nach Viterbo, wo wir Nachts um halb zwölf Uhr anlangt, und nachdem wir dem gebieteriſchen i passporti! gehorcht haben, in der Poſt abgeſtiegen ſind. Man wird nicht zweifeln, daß man uns hier gern noch bis 2 Uhr wach erhalten und uns noch eine Mahlzeit von 12 Schüſſeln verſetzen möchte; allein wir haben die ſehr energiſch unterſagt und wollen — ſchlafen.

*) Nun, zum Teufel, da iſt ein Schnapps!

Acht und dreißigstes Kapitel.

Jammernacht in Viterbo. Brüllender Gesang der von einer Landpartie zurückkehrenden Einwohner. Sechs Pferde und drei Postillone. Die Reisenden schlummern im Freien. Montefiascone. Aquapendente. I passaporti! Der wüthende Gensdarm. Der spitzbübische Cameriere. Ponte Centino. I passaporti! Tal in Oel und Flöhe. Nichts als Aerger. Radicofani. I passaporti! zum dritten Male. Schlauheit der italienischen Bettler. Noch ein Paar Worte über das Fahren in Italien. Vermaledeite hesperische Gefilde. Torrinieri.

Torrinieri, am 4. Juli.

Welche Nacht haben wir in Viterbo verlebt! Durch das nahe am Posthause gelegene Thor rollten unablässig Wagen in die Stadt, auf denen der größte Theil der Einwohner jauchzend und mit brüllendem Gesange von einer Landpartie zurückkehrte. Der nächtliche Lärm ist in den kleinen Städten Italiens viel größer, als in den größern. Hier mag bessere Aufsicht Statt finden, auch mehr Bildung herrschen;

dort wohnt mehr Gesindel, welches sich in diesem Lande, wenn es fröhlich sein will, stets so geberdet, als ob es dem Tollhause entsprungen wäre. Um 4 Uhr Morgens schrie und brüllte man noch, wie um Mitternacht; — den Takt zu dieser Höllenmusik hüpften die beißigen Flöhe Viterbo's auf unserm gegeißelten Körpern.

Zum Frühstück erhielten wir, wie gewöhnlich, Kaffee, saures Maisbrot und Eier. Wir mußten eine enorme Rechnung bezahlen und schleppten uns dann übernächtig und zerschlagen nach unserm Wagen hinunter. Der Hr. Postmeister hatte bereits anspannen und — 6 Pferde mit 3 Postillonen, wie damals bei der Hinfahrt nach Rom, vorlegen lassen. Wir sollten also, hinfällig, wie wir waren, noch einen Kampf beginnen. Hätten wir bei unserer Ankunft in der Nacht ein großes Mahl verzehrt, würde der Gewinnst, den der Herr Postmeister hiervon gezogen, demselben wahrscheinlich genügt haben; aber Nachtlager und Frühstück schien ihm zu wenig, und er suchte sich daher zu entschädigen. Ich zeigte das Posteglement vor, und befahl, zwei Pferde augenblicklich auszuschirren. Nach vielem Hin- und Herstreiten äußerte endlich der würdige Mann: „Nun, ich dachte, Sie wünschten 6 Pferde, weil es besser geht; wenn Sie es nicht wollen, so mag es bei Vieren bleiben.“ —

Der Tag war schön, wir aber schliefen im Freien. Schlafend erreichten wir Montefiascone; erst die Lieb-

lichkeit des Bolſenaſees verſcheuchte den Schlummer. Gegen Mittag erreichten wir Aqua Pendente. Ein päpſtlicher Gensdarm verlangte am Thore rauh und kurz unſre Päſſe. Da wir noch mit Verdruß an die uns in dieſer Stadt widerfahrne Prellerei dachten, ſo hatten wir beſchloſſen, lieber in einer elenden Dorfkneipe die Mittagsmahlzeit einzunehmen, als hier zu bleiben, und da wir mithin nur durchfahren wollten, und überdies aus der Hauptſtadt, aus Rom ſelbſt, kamen, ſo verweigerte ich die Vorzeigung der Päſſe die doch nur des Trinkgeldes wegen gefordert wurden. Augenblicklich flammten die Augen des Gensdarmen, und mit Hintanſetzung aller Höflichkeit gebot er die Vorzeigung. Mit gleicher Heftigkeit verweigerte ich ſie nochmals, und befahl dem Poſtil-lon, augenblicklich nach der Poſt zu fahren. Wie-wohl nun in der Regel das italieniſche Geſindel von einer unrechtmäßigen Forderung zurücktritt, ſobald man zeigt, daß man die beſtehenden Verordnungen kennt und ruhige Beſonnenheit entgegenſetzt; ſo wird man doch häufig den Kürzern ziehen müſſen, wenn man dieſer leidenſchaftlichen Nation mit Hef-tigkeit begegnet. Der Gensdarm ſchäumte vor Wuth; wäre ich mit ihm allein geweſen, hätte er mich zuverläſſig auf der Stelle niedergehauen. Er flog an Händen und Füßen, und eilte, da die Po-ſtillone meinem Befehle gehorchten, neben dem Wa-gen her, um uns zu verhaften. Vor dem Poſthauſe verließ er uns, um obrigkeitliche Hilfe zu holen.

Von allen Seiten ſtrömte die Hefe des Volkes herbei, um den Ausgang dieſes Ereigniſſes zu erwarten. Ich ſchrie der verſammelten Menge zu, ich würde den Paß nicht vorzeigen; wir kämen aus Rom, ihrer Hauptſtadt, und ſeien durch die höchſten Behörden und Geſandtſchaften legitimiet, wir wollten nur durch Aquapendente durchfahren, dies Städtchen ſei ja keine Feſtung; man habe es nur darauf abgeſehen, Geld für das Viſiren des Paſſes zu gewinnen. Die Menge lachte höhniſch und ſchwieg. Inzwiſchen war ein ſehr anſtändig gekleideter Mann an den Wagen getreten und bat höflich um unſre Päſſe. Ich wiederholte das Geſagte. Mit außerordentlicher Höflichkeit bedauerte er unſern Verdruß und verſicherte uns, es ſei Befehl der Regierung, hier die Päſſe der ein- und ausgehenden Reiſenden zu viſiren, da Aquapendente Grenzſtadt an Toskana ſei. Hiergegen ließ ſich freilich nichts einwenden. Ich erwiderte ſogleich, wenn ein ſo achtbarer Mann mir verſichere, daß der Befehl der Regierung, nicht Willkür, die wir ſo oft in Italien erfahren hätten, der Abforderung unſrer Päſſe zum Grunde liege, ſo wäre Niemand bereiter als wir, uns den geſetzlichen Anordnungen zu unterwerfen. Und wir gaben die Päſſe, die dies Mal, wohl zu bemerken, unentgeltlich viſirt wurden. — —

Der ganze Auftritt ereignete ſich nicht weit von dem Gaſthofe, in dem wir auf der Hinreiſe nach Rom übernachtet hatten. Der ſpitzbübiſche Came-

riere, der uns damals ſo betrogen, ſtand vor der Thüre, und ſah gemüthlich, wie ſehr wir uns ärgerten. Er erkannte uns unfehlbar wieder, und konnte nicht zweifeln, daß er uns ebenfalls noch ſehr wohl im Gedächtniſſe ſei; dennoch hatte er die Frechheit, nun an den Wagen zu treten, und uns in den Gaſthof einzuladen. Wir antworteten ihm durch Blicke der tiefſten Verachtung. Unſere Energie ſchien auf den Poſtmeiſter Eindruck gemacht zu haben, denn man legte uns hier ganz kleinlaut nur 3 Pferde mit zwei Poſtillonen vor; der Weg nach der nächſten Station, Ponte Centino, geht aber auch bergab.

In Ponte Centino, dem päpſtlichen Grenzort, nur aus wenigen Häuſern, dem Poſt- und Gaſthauſe, dem Grenzamt und der Douane beſtehend, blieben wir zu Mittag. Man führte uns eine Treppe hinauf, in ein leidlich ausſehendes Stübchen, wo man uns eine Stunde ſpäter mit dünner Schöpſenfleiſchbrühe, verlegenem Parmeſankäſe, halb rohem Schöpſenfleiſche, überaus fettem und obenein in Oel geſottenem Aal und mit waſchlappenähnlichem Eierkuchen ätzte! Dafür mußte die Perſon, wie immer, 1 Piaſter bezahlen. Einer von uns war des Ungeziefers wegen genöthigt, ſich in einem Nebenzimmer, auf einem Stuhl ſtehend, nackt auszuziehen. Wiewohl wir eben erſt in Aquapendente unſre Päſſe vorgezeigt hatten, wurden ſie uns hier abermals abgefordert, und wir entrichteten den kaum erſt gezahlten

Zoll noch einmal. Unterdeſſen hatte der Poſtmeiſter auch ſchon wieder das vierte Pferd vorlegen laſſen, was zu einem hartnäckigen, aber vergeblichen Wortkampf Anlaß gab. Der ganze Tag war heut eine ununterbrochene Kette von Aerger. Hungrig, erſchöpft und mißgenommt ſtiegen wir wieder in den Wagen. Wir mußten freilich die öden, zerriſſenen, langen Rücken der Berge hinauf, die zu der alten Bergfeſte Radicofani führen; nach dem Reglement durfte der Poſtmeiſter indeſſen nur 3 Pferde vorlegen.

Im Flecken Radicofani fielen anderthalb Stunden ſpäter die toskaniſchen Douaniers über uns her. Zum dritten Male mußten wir unſre Päſſe vorzeigen und wieder auslöſen. Die gut bezahlten Poſtillone äußerten murrend ihre Unzufriedenheit, und eine Bettlerſchaar ſammelte ſich um unſern Wagen. Wiewohl uns die Bettler noch immer quälen, hat ſich doch dieſe Art der Unannehmlichkeit, ſeit wir uns auf dem Rückwege befinden, bedeutend vermindert. Der italieniſche Bettler richtet ſich klüglich nach der Deichſelſtange am Reiſewagen. Er urtheilt, wenn dieſelbe nach Süden zeigt: Die Leute kommen erſt, haben noch viel Geld und müſſen gerupft werden; im umgekehrten Falle aber: Die Leute reiſen zurück, ihr Geld geht zu Ende und — ſie kennen nun das Land und unſere Geſetze. —

Wir wurden, was wir voraus geſehen, die vier Pferde nicht wieder los, fuhren aber unvergleichlich ſchön, und erreichten auf dieſe Weiſe um 10 Uhr

Abends das Dorf Torrinieri, nachdem wir im Ganzen heut 18½ deutſche Meile zurückgelegt haben. Daß unſer Wagen noch hält, iſt ein Wunder. Wer nicht ein eiſern gebautes Fuhrwerk nach Italien bringt, kann mit Beſtimmtheit darauf rechnen, daß es ſehr bald zertrümmert werden wird. Denn die toskaniſchen, römiſchen und neapolitaniſchen Poſtillone fahren durch die kleinern Ortſchaften, um ſich den verſammelten Müßiggängern zu zeigen, nicht Galopp, ſondern Karrière über das Straßenpflaſter. Daß es kein Mittel giebt, ſie zum langſameren Fahren zu zwingen, habe ich ſchon angeführt. Wir hatten uns anfangs darauf gefaßt gemacht, das Genick zu brechen. Indeſſen der Himmel beſchützt uns, und da der Wagen ſo lange gehalten hat, wird er uns ja auch wohl glücklich aus dieſen vermaledeiten heſperiſchen Gefilden wieder herausbringen.

Wir logiren hier in Torrinieri in der Poſt, und finden gegen unſre Erwartung eine reinliche, anſtändige Gaſtwirthſchaft. Noch immer kann ich mich an die Wulſt, welche die Stelle des Kopfkiſſens vertritt, nicht gewöhnen: mein Lager wird in dieſer Nacht beſonders hart ſein.

Neun und dreißigſtes Kapitel.

Abreiſe von Torrinieri. Buonconvento. Montareni. Anblick von Siena. Laubloſe und gabelförmige Maulbeerbäume. Landwirthſchaft der Italiener. Siena. Die Reiſenden ſtillen erſt nach zwei Tagen ihren Hunger. Poggibonſi. Caſtiglioncello. Unflätherei. Cambiano. Regenwetter. Das Elſathal. Certaldo. Zwei hübſche Mädchenköpfe. La Scala. Caſtel del Bosco. Reizende Landſchaft. Fornacette. Abenddämmerung. Die erſtuchtete Villa. Die Hexen vom Blocksberge. Ankunft in Piſa. Der Gaſthof zum Huſaren. Beſchreibung der Stadt. Der Dom und der hängende Thurm. Ausſicht vom Thurm. Das Battiſterium. Campo ſanto. Flöhe und eine modernde Maus. Die Bäder bei Piſa. Der Aquädukt. Rückfahrt nach der Stadt.

Piſa, den 6. Juli.

Geſtern am fünften Juli fuhren wir Morgens um 8 Uhr von Torrinieri ab. Der Morgen war ſchön, die Gegend freundlich; Hügel mit Weinanpflanzungen wechſelten mit ebenem Terrain, welches mit

ſchilfartigem Mais und mit belaubten Maulbeerbäumen bewachſen war. Zur Rechten erhoben ſich die Vorberge der Apenninen. Zwei Meilen von Torrinieri liegt das Dorf Buonconvento am Fuße von Bergen in angenehmer, aber ungeſunder Gegend. Ich werde, von jetzt an, wie ich theilweiſe ſchon gethan, ein italieniſches Dorf nur Ortſchaft nennen, weil ſich die Nordländer ſonſt unwillkürlich Strohhütten denken. Eine kleine grade, durch zwei Thore geſchloſſene Straße, welche etwa zwanzig hohe ſteinerne Häuſer enthält, ein Thorthurm mit ſchöner Uhr, rechts und links Trottoirs, und in dieſen kleinen Raum eingezwängt Läden voll Verkehr, ein Gaſthof mit prahleriſcher Inſchrift, Kaffeehäuſer, vor denen das Trottoir durch übergeſpannte Leinwand gegen die Sonne geſchützt wird: — alſo iſt Buonconvento. Das klingt hübſch; allein auch hier fehlt natürlich nicht das Räucherige und Schmutzige der Wohnungen. Wir ließen uns, da es ſchon warm war, blos etwas Waſſer geben, mußten dafür aber zahlen, als ſei es Wein.

Von Buonconvento gelangten wir nach Montaroni, einer unbedeutenden Ortſchaft. Hinter Montaroni wird die Gegend öde. Man fährt einen Berg hinan, befindet ſich in der weiten Hochebene, welche hier von den Verzweigungen der Apenninen eingeſchloſſen iſt, und ſieht vor ſich in bedeutender Ausdehnung auf einem wellenförmig am Horizont ſich hinſtreckenden Berge die Stadt Siena mit ihren

Thürmen. Näher gekommen überzeugten wir uns, daß Siena von wirklich reizenden Hügeln umgeben iſt.

So weit wir jetzt in Italien gekommen ſind, haben wir, und zwar, beſonders in Mittel-Italien, häufig auf den Feldern eine Menge Bäumchen reihenweiſe angepflanzt gefunden, an deren Stamme ſich nur zwei laubloſe Aeſte befinden, die gabelförmig in die Luft ragen. Es iſt dies etwas einer italieniſchen Landſchaft durchaus Eigenthümliches, welches ich in allen Abbildungen, die ich kenne, vermiſſe. Man hat mich belehrt, daß es gleichfalls Maulbeerbäume ſind, denen der Seidenzucht wegen das Laub ſo eben abgeſtreift worden iſt. Es leuchtet ein, daß Felder, auf denen zur Zeit des Frühlings oder Sommers laubloſe Beſenreiſer ſtehen, keinen reizenden Anblick gewähren können. Nur zuweilen rankt ſich an dieſen Gabeln auch Wein empor; denn in der Regel dienen in Mittel-Italien kleine Ahornbäume zur Unterſtützung der Rebe. Im ſüdlichen Italien pflegt man dagegen, wie zu Virgils Zeit, den Wein mit der Ulme zu verbinden. Ueberhaupt haben ſich im Landleben der neuen Italiener viele Gewohnheiten des Alterthums erhalten. Die jetzige Art und Weiſe das Feld zu bearbeiten, iſt mit der, welche Virgil beſchreibt, faſt ganz übereinſtimmend. Die Ackergeräthſchaften ſind dieſelben; man ſchneidet das Getreide mit der Sichel, man driſcht mit dünnen, langſtieligen Flegeln im Freien, oder läßt den Mais durch Pferde austreten; vierrädrige Wagen ſind auf

dem Lande gar nicht bekannt, vielmehr wird das Getreide und das Schilfſtroh des Mais nur auf den ſchon erwähnten zweirädrigen Karren eingefahren, die von zwei Ochſen, mit Hülfe eines Stirnjoches gezogen, und da ſie nur kurz ſind, ungewöhnlich hoch und breit beladen werden.

Wir langten um 11 Uhr Vormittags in Siena an, und fanden eine vortreffliche Aufnahme. Seit unſerer Abreiſe von Rom konnten wir hier zum erſten Mal wieder unſern Hunger ſtillen. Bis Poggibonſi, zwei Poſten hinter Siena, mußten wir nun noch auf demſelben Wege bleiben, den wir bei der Hinreiſe nach Neapel genommen hatten. Die Straße führte durch Hügel, die mit Kaſtanien, Wein und Oelbäumen bewachſen waren, über den Höhenzug fort, auf dem Siena liegt.

Hinter Caſtiglioncello hielten unſre Poſtillone plötzlich ſtill. Einer von ihnen ſtieg vom Pferde, zog, vor dem Wagen bleibend, ohne Weiteres die Beinkleider herunter, und verrichtete mit der größten Unbefangenheit, den Hintern gegen uns gekehrt, ſeine Nothdurft. Es iſt dies uns ſchon einmal auf der Hinreiſe widerfahren, und ſcheint mir als Beitrag zur Charakteriſtik der Nation nicht übergangen werden zu dürfen. Mir fiel dabei ein, daß, wenn ich nicht irre, Kephalides erzählt, er habe geſehen, daß eines Tages ein römiſcher Faſhionable, welcher im Koliſeum mit ſeiner Geliebten luſtwandelte, plötz-

lich gleichfalls die Beinkleider abgezogen und ſich ſeines Bedürfniſſes entledigt habe, wobei die Dame gleichgültig vor ihm auf und abgegangen ſei. Unfläthereі iſt in Italien die Looſung.

Hinter Poggibonſi ſchlugen wir eine nordweſtliche Richtung ein. Die Station von Poggibonſi nach Cambiano beträgt zwei und eine Viertelpoſt, eine ſeltene Erſcheinung in Italien, wo man zuweilen 6 Miglien zu einer Poſt erhebt und für 8 Miglien bezahlt nimmt. Man gab uns nur zwei Pferde und einen Poſtillon, ließ uns aber, unter der Verſicherung, daß er wie mit Vieren fahren würde, wirklich das Poſtgeld für 4 Pferde bezahlen. Wir wurden auf dieſer Tour von einem heftigen Platzregen faſt ganz durchnäßt. In Italien giebt es ja wohl Wochen lang keinen Regen! — Auch die Chauſſee dieſer nach Piſa führenden Seitentour iſt ſchön, wir fuhren in einer weiten Ebene durch das freundliche Elſathal, und ſahen uns rechts und links oft von gewöhnlichem Laubholz eingeſchloſſen. Alle Häuſer und Ortſchaften, die wir berührten, waren reinlicher und freundlicher gebaut. Hier und da zeigten ſich, ganz gegen die Sitte Italiens, abgeputzte und mit Farben bemahlte Häuſer; links am Wege ſtand hinter Certaldo eine einzelne Villa, aus der zwei allerliebſte Mädchenköpfe hervorblickten und kichernd ihre Gloſſen über die auf dieſer Seitentour wohl ſelten erſcheinenden fremden Gäſte machten. Der Anblick zweier hübſcher Mädchen auf ein Mal iſt in Ita-

lien ein zu merkwürdiges Ereigniß, als daß es nicht beſonders erwähnt werden müßte! —

Vor dem Poſthauſe la Scala lief die Nebenſtraße, auf der wir fuhren, in die von Florenz nach Piſa führende Hauptſtraße. Das Wetter hatte ſich wieder aufgeklärt und der ſchönſte Abend ſank hernieder. Daß wir längſt wieder drei Pferde hatten, ungeachtet wir in der Ebene fuhren, wird Niemand bezweifeln. Das florentiniſche Poſtreglement beſaßen wir nicht; wir hingen alſo von den Poſtmeiſtern ab. Von la Scala bis nach Caſtel del Bosco flogen wir an zahlreichen Häuſern und kleinen bevölkerten Ortſchaften vorüber, und legten dieſe 2 Meilen in $\frac{3}{4}$ Stunden zurück. Unſer Poſtillon war ein junger, feuriger Menſch, der, als er bemerkte, daß wir uns über ſein Fahren freuten, ſchneller als der Wind dahin ſauſte und uns obenein durch poſſirliche Stellungen, die er auf ſeinem Pferde einnahm, zu unterhalten ſuchte. Es war freilich nur auf ein größeres Trinkgeld abgeſehen. —

Zwiſchen Caſtel del Bosco und Fornacette paſſirten wir die reizendſte Landſchaft, welche wir bis jetzt in Italien geſehen haben und genoſſen der Wunderpracht des Sonnenuntergangs. Wir fuhren auf etwas erhöhetem Terrain; zur Rechten blickten wir in das weite Thal, welches der Arno auf ſeinem Laufe von Florenz nach Piſa durchſtrömt; jenſeits deſſelben dehnten die Gebirge ſich aus; zur Linken überblickten wir eine wellenförmige fruchtbare Ebene

auf der, von Cypreſſen beſchattet, hier und da einzelne Steinhäuſer der Landbauer mit dem eigenthümlichen, unter ſtumpfem Winkel zuſammenlaufenden italieniſchen Dächern aus dem grünen Anbau einladend entgegen lächelten. An einer Stelle führte die Landſtraße dicht am Flußbette des breiten, aber wenig belebten Arno vorbei. Die Sonne war nun hinabgeſunken und die kurze Dämmerung des Südens eingetreten. Wir hatten uns ganz nach Weſten gewandt. Das Purpurroth des wolkenloſen Abendhimmels war ſo dunkel und ſo flammend, daß es die Augen blendete; die dieſer Röthe entgegengeſetzte Seite des Himmels zeigte bereits die ſchwarzblaue Färbung der Nacht. Nie habe ich ein ſchöneres Naturſchauſpiel geſehen, nie den Kampf des Lichts und der Finſterniß, welcher die Dämmerung bildet, mit ähnlichem Entzücken beobachtet, nie habe ich ſo begriffen, was eigentlich unter Zwielicht zu verſtehen, als hier *). Während die dem Lichte zugewandte Seite der Häuſer und Bäume im goldnen Scheine glänzte und die ungewöhnlich reine Atmo-

*) Anmerkung ſpäterer Zeit. Wer erkennt in den obigen Worten, in der Darſtellung des Naturſchauſpiels, nicht das aufrichtige Beſtreben, Italien ſchön zu finden? Soll ich aber wahr ſein ſo muß ich eingeſtehen, daß mich dieſelbe Pracht des Abendhimmels, dieſelben Wunder der Dämmerung ſpäter im Monat October zu Berlin entzückt haben. Meine Reiſegefährten fanden an jener Abendbeleuchtung in Italien nichts Beſonderes.

ſphäre ſelbſt in weiter Entfernung alle Einzelheiten noch deutlich unterſcheiden ließ, zeigte ſich die Rückſeite aller Gegenſtände in ſchwarze Schatten gehüllt. Und wie allmälig der breite Flammengürtel des Himmels zum Horizont hinabſank, und die Schatten der Nacht über die ganze Landſchaft dahin ſchwebten, färbte endlich nur noch ein roſenrother Duft in magiſcher Beleuchtung die nächſten Gefilde. Und auch dieſer Duft verſchwand, und löſete ſich auf in ungewiſſen Lichtſchimmer, der weithin formloſe Maſſen zeigte, bis völlige Dunkelheit nur noch die nächſten Gegenſtände erkennen ließ. Inzwiſchen war die Pracht der Sterne ſichtbar geworden, das Auge gewöhnte ſich bald an die ſchwache Hellung, die das Firmament über die Erde verbreitete, und unterſchied allmälig deutlich alle nächſten Umgebungen. Als ſei es aber darauf abgeſehen, uns die ſchönſten Lichteffekte vereinigt zu zeigen, erblickten wir plötzlich im Arnothale die Villa eines Marcheſe von tauſend Lampen erleuchtet. Die Poſtillone ſagten uns, daß dort ein Feſt gefeiert werde.

Es war uns übrigens keineswegs vergönnt, dieſes mannigfaltigen Schauſpiels ſo ruhig zu genießen, als ich es heute beſchreiben kann. Denn aus den Häuſern und Ortſchaften am Wege ſtürzten uns wieder einmal Schaaren von Bettlern entgegen, die uns mit wildem, durchdringendem Geſchrei ganze Strecken weit im ſchnellen Laufe begleiteten; insbeſondere ſahen wir uns mit unheimlichem Gefühl von

5 oder 6 scheußlichen alten Weibern verfolgt, die in der Dämmerung kreischend und mit flatternden Haaren neben uns her humpelnd den Hexen des Blocksberges zu vergleichen waren. Wir befanden uns auf dem Seitenwege von Florenz nach dem Badeorte Pisa: dies Gesindel konnte also nicht beurtheilen, ob wir aus dem Norden oder aus dem Süden kamen. Daher seine vollkräftige Frechheit! —

Auch haben wir uns gestern ebenso oft mit den Postillonen und Postmeistern, so wie der Paßscherei*) wegen ärgern müssen, als gewöhnlich.

Um zehn Uhr Abends hielten wir vor dem Gasthofe zum Husaren in Pisa, nachdem wir im Ganzen zwei und zwanzig Meilen zurückgelegt hatten! —

Heut Vormittag durchwanderten wir die Stadt, welche eine auffallende Aehnlichkeit mit Florenz hat. Wie diese, wird Pisa vom Arno in zwei Hälften getheilt; wie in Florenz führen hier über diesen Fluß einige zierliche Brücken. Der breite Quai an beiden Seiten desselben ist mit ganz hübschen Häusern,

---

*) Wer glaubt, daß die jetzigen unruhigen Zeiten hieran Schuld seien, und daß dies mißtrauische Verfahren gegen Fremde vorübergehend sein werde, der irrt. Ich habe mich genau erkundigt. Von je her hat man die Fremden in Italien der Pässe wegen geschoren und diese als Erwerbsquelle betrachtet.

ſo wie mit einer ſteinernen Bruſtwehr gegen das Waſſer eingefaßt. Wiewohl ſich der Arno hier ſchon ganz nah an ſeinem Ausfluſſe in's Meer befindet, hat er doch keine größere Breite, als bei Florenz. So weit wir ihn von einer der Brücken überſahen, zeigte ſich außer einer kleinen Luſtbarke kein Schiff auf demſelben. Piſa liegt in einer großen Ebene, die in der Entfernung einiger Meilen vom Meere beſpült wird. Einſt Stadt von 150,000 Einwohnern, zählt ſie deren gegenwärtig nur 18,000, und iſt wirklich öde. Die Straßen ſind zum Theil breit und mit großen, behauenen Steinplatten vortrefflich gepflaſtert. Allein auch hier findet man alles Tadelnswürdige der übrigen italieniſchen Städte wieder. Insbeſondere mißfällt hier ebenfalls der Anblick der auf der Straße arbeitenden Handwerker. Nirgend ſieht man ſauber gekleidete Menſchen, überall nur Geſindel. Unter unſerem Fenſter hat in der engen Straße, in welcher wir wohnen, ein Schuſter ſeine Werkſtatt aufgeſchlagen. Wenn wir zum Fenſter herausſehen, iſt die Beſchäftigung der Schuſtergeſellen und höchſtens ein vorüberfahrender Ochſenkarren unſre Unterhaltung.

Wir eilten vor allen Dingen nach dem Dom, welcher jenſeits des Arno ganz am Ende der Stadt auf einem freien Platze gelegen, und wegen ſeines hängenden Glockenthurms ſo weltberühmt iſt. Wie dies bei vielen italieniſchen Kirchen der Fall, ſteht auch dieſer Glockenthurm ganz abgeſondert von der

Kirche. Er iſt von Marmor erbaut, rund, ohne Spitze und 190 Fuß hoch, erſcheint aber, weil er verhältnißmäßig zu breit iſt, nicht ſo hoch. Acht Reihen Säulen über einander umgeben ihn von außen. Zwiſchen ihnen und der Mauer iſt überall ſo viel Raum, daß man rings herum gehen kann; in der Mauer ſelbſt aber führt ſchneckenförmig gewunden eine ſo bequeme Treppe auf die Platform des Thurmes, daß man hinauf reiten könnte. Das Innere des Thurms gleicht einem hohlen Cylinder. Von der Platform überſieht man die Stadt, die tiefe grasgrüne Ebene, in der Piſa liegt, die Mündung des Arno und das Meer, und nach den übrigen Richtungen Höhenzüge, welche mit Oliven bedeckt ſind. Angenehm iſt beſonders der Blick nach Norden, wo ſich graue Gebirge terraſſenförmig emporheben, eine Meile von der Stadt entfernt, am Fuße des Berges St. Giuliano, die berühmten Bäder ſichtbar werden, auch ſich auf einem der Vorberge des Gebirges der ſchlanke Grenzthurm des Luccheſer Gebietes zeigt. Intereſſant war uns, daß das eiſerne Gitter, welches die Platform des Glockenthurms umgiebt, an der Meeresſeite von dem Salzgehalt des feuchten Seewindes ganz zerfreſſen iſt.

Zur Linken des Glockenthurms erhebt ſich auf dem erwähnten Platze das herrliche Gebäude des Doms, welches im eilften Jahrhundert von einem griechiſchen Baumeiſter errichtet worden ſein ſoll, und im Innern mit ſchönen Basreliefs und Gemälden

geſchmückt iſt. Die ſchönen Thüren der Kirche ſind von Bronze. Noch weiter links, dem Haupteingange der Kathedrale gegenüber, ſteht ferner auf dieſem großen ſchönen Platze das runde, hohe, mit Säulen gezierte, gewölbte Battiſterio, welches auch in akuſtiſcher Hinſicht beachtet zu werden verdient, da der hier von drei Männerſtimmen intonirte Dreiklang einen eigenthümlichen Effekt hervorbrachte. Zwiſchen der Kirche und dem Battiſterio zur Seite liegt das Campo ſanto, ein alter Kirchhof, deſſen Erde aus Jeruſalem einſt hierher gebracht wurde. Er iſt von gothiſchen Hallen umgeben, deren Wände mit Gemälden alter Meiſter, z. B. Giotto's, Orcagna's und Simon Memmis, bedeckt ſind. Ueberhaupt finden ſich in Piſa mehrere gothiſche Bauwerke. Auf dem Quai am Arno ſteht dicht an der ſteinernen Bruſtwehr des Fluſſes ein wunderliches, von außen mit gothiſchen Schnörkeln überladenes Kirchlein, welches nur wenige Schritte im Umfange hat. Niemand möge verſäumen, dies bijou zu betrachten.

Wir kamen ſehr erſchöpft von unſerer Wanderung nach unſerem Gaſthof zurück, wo wir eine ſehr gute Bewirthung fanden. Da hier wieder geflochtene Matten den Eſtrich des Zimmers bedeckten, ſo wird man ſich denken können, welche Qual uns die Flöhe verurſachen. In einem unſerer Schlafzimmer liegt frei unter dem Tiſch eine modernde Maus. Da die Verweſung ſchon ſo weit vorgerückt iſt, daß das Thier nicht mehr riecht, ſo hatten wir es

liegen gelaſſen, um zu ſehen, ob man es bei Reinigung der Zimmer fortſchaffen würde. Dies iſt nicht geſchehen und mancher Reiſende wird das Thier auch nach uns noch zu ſehen bekommen.

Nachmittags fuhren wir nach den Bädern hinaus. Eine ſchöne, mit Bäumen beſetzte Chauſſee führt durch die gut kultivirte Ebene. Die Berge, an deren Fuß die Bäder liegen, ſind grauſchwarz, nackt und kahl, wie dies in der Regel in Italien der Fall iſt, und augenſcheinlich Gebilde vulkaniſcher Kraft. Mit großer Neugierde warteten wir darauf, ein italieniſches Bad erſten Ranges in Augenſchein zu nehmen, man höre! —

Am Fuße eines grauen Felſenberges liegt ein großes geräumiges, und, wenn man will, palaſtähnliches Geſellſchaftshaus, oben in der Façade mit einer großen Uhr geſchmückt. Vor dieſem Hauſe breitet ſich ein großer Platz aus, den ſteinerne, mehrſtöckige Häuſer umgeben, und der ſich zur Rechten in eine einzelne, kleine Straße öffnet. Rechts und links auf dem Platze ſtehen getrennt von einander, ſo daß die Façade des Geſellſchaftshauſes frei bleibt, zwei ſchmale, lange niedrige Gebäude, in denen die Trink- und Badeanſtalten befindlich ſind. Der Felſenberg hinter dem Geſellſchaftshauſe ſtößt ſo dicht an daſſelbe, daß beide nur ein ſchmaler Raum trennt. Hier hat man am faſt ſenkrecht ſteilen Abhange des Berges einen Garten angelegt, den die Gäſte ächzend emporklimmen müſſen, und der überdies keinen

Schatten giebt, weil er nur mit niedrigem Baum- und Strauchwerk bepflanzt iſt. Das Geſellſchaftshaus enthält mehrere Zimmer und einen Ballſaal, auch ſtellt man ſo eben ein Billard auf. — Neben dieſem Hauſe am Eingang der erwähnten kleinen Straße iſt eine Sorbettobottega; eine ausgeſpannte Leinewand vor derſelben ſoll Schatten gewähren. In der Mitte des Platzes zeigte man einen Leierkaſten mit tanzenden Püppchen. Das ſind die Freuden der Saiſon zu Piſa! — Die Badegäſte müſſen vor Langerweile in Verzweiflung gerathen. Es bleibt ihnen nur der Ausweg, ſpazieren zu fahren und zu reiten, und das thun ſie, wie wir bemerkten; wir ſahen Familien, die ihre Karoſſenpracht den öden Steinmauern präſentirten, und eine Milady, die auf ſtolzem Engländer daher ſprengte, aber vergebens nach Männeraugen ſuchte, die ſie bewundern könnten. Es ſind nur ſehr wenig Badegäſte hier.

Der Nachmittag war wunderſchön, aber warm. Nachdem wir die wirklich ſehr gut eingerichteten Bade- und Trinkanſtalten in Augenſchein genommen hatten, genoſſen wir zur Kühlung ſchlecht bereitetes Eis, und ſehnten uns dann nach einem Spaziergang unter ſchattigem Laube. „Sind denn hier keine Gärten, keine Spaziergänge?“ fragten wir unſern Cicerone. „„Ja wohl,““ antwortete er, „„ich werde ſie Ihnen zeigen.““ „Ha,“ dachten wir, „nun wird es kommen, nun werden wir die Badegäſte in geſelliger Unterhaltung beim Klange einer reizen-

den Muſik luſtwandeln ſehen; wir ſind ja in Piſa, dem weltberühmten Bade Italiens!“ — Der Cicerone führte uns über den Platz bis an den Eingang deſſelben zurück, wo wir links eine einzelne, grade und nicht ſehr lange, aber wirklich ſchattige Allee von Laubholz wahrnahmen, die am Ufer eines ſchmalen, ſchmutzigen Kanals entlang führt. Ein Herr und eine Dame gingen hier mit ihren Kindern ſpazieren. Das war die Promenade Piſa's; die Geſellſchaftmuſik fehlte ganz. Ein Paar trümmerhafte, ſchmutzige Steinbanken waren die einzige Zierde der Allee, die übrigens ſo unſauber, ſo mit Blättern, Zweigen und Wegwerfſeln bedeckt war, daß wir unſer Mißfallen nicht bergen konnten. Dies mehrte ſich noch, als wir uns überzeugten, daß die Promenade an einzelnen Stellen als heimlicher Ort benutzt wird. Uringeruch verpeſtete an dieſen Stellen, im Allgemeinen aber auf der ganzen Allee ein durchdringender Kuhmiſtgeruch die Luft. Vermuthlich liegen die Kuhſtälle ganz in der Nähe. Kaum hatten wir uns einen Augenblick auf einer der Banken niedergelaſſen, als wir die Stiche der Flöhe fühlten, welche, wie ich nun wohl nicht mehr zweifeln kann, das göttliche Heſperien ſelbſt im Freien erzeugt. Welche üppige Vegetation! Selbſt Thiere wachſen aus dieſem produktiven Boden hervor! —

Die Rückfahrt nach Hauſe war ſehr angenehm. Wir verfolgten den Weg nach dem Aquädukt von Piſa. Bis jetzt hatte man uns nur Trümmer alter Waſ-

ſerleitungen gezeigt; heute aber wurde uns die Freude zu Theil, eine ſolche noch völlig im Gange zu ſehen. Der Aquädukt von Piſa führt der Stadt das Waſſer Meilen weit aus dem Gebirge zu. Wir fuhren anfangs dicht am Fuße der felſigen Bergkette, welche uns zur Linken blieb, während Obſt- und Weingärten zur Rechten die Ausſicht in die Ebene beſchränkten. Auf den breiten Felſenplatten, welche am Abhange der Berge zu Tage lagen, wuchs hier und da Myrthengeſträuch. Wo wir irgend einmal ein fremdartiges Gewächs in Italien angetroffen haben, iſt es gewiß ſtets von mir ſorgfältig angemerkt worden. Dann kamen wir an einzelnen ländlichen Wohnungen vorbei, in deren Nähe, was wir bis jetzt in Italien noch nicht geſehen haben, große Heuſchober aufgeſtellt waren. In der tiefen Niederung von Piſa wächſt allerdings ein ſchilfartiges, graugrünes Gras. Hierauf zog ſich der Weg zwiſchen Gärten hin, in denen gewöhnliche Obſtbäume ſtanden, und wir entfernten uns wieder von den Bergen, deren Abhang mit Oelbäumen und Villen bedeckt war, und die mit ihren grauſchwarzen Häuptern wellenförmig in die Luft ragten. Hier und da öffneten ſie kleine Thalſchluchten, während zur Rechten die Ebene ſich lichtete. Endlich erreichten wir die Waſſerleitung, die auf der einen Seite im Gebirge verſchwand, auf der andern aber quer über die Ebene nach der Stadt führte. Für den, der keinen Begriff von einem Aquädukt hat, ſei hier bemerkt, daß er

ſich darunter eine aus Ziegelſteinen erbaute, meiſt 18 Fuß hohe und einige Fuß breite, nicht abgeputzte Mauer, die ihrer ganzen Ausdehnung nach bogenförmig durchbrochen iſt, oder richtiger, daß man ſich Arkaden aus Backſtein denken muß, über welche in einer verdeckten Mauerrinne das Waſſer dahinfließt. Wir wandten uns nun, die Berge im Rücken, gegen die Stadt und hatten den Aquädukt unabläſſig bald auf der rechten, bald auf der linken Seite neben uns. Dabei gewährte es einen beſonderen Reiz, die Landſchaft durch die Rahmen zu beobachten, welche die Bogen des Aquädukts bildeten. Von Zeit zu Zeit erblickt man an der Mauer kleine ſteinerne Häuschen für die Aufſeher der Waſſerleitung; bei jedem iſt ein ſteinerner, viereckiger Behälter angebracht, welcher ebenfalls aus dem Aquädukt geſpeiſet wird, und aus dem man das Vieh tränkt. — Unſere Rückfahrt dauerte wohl dritthalb Stunden, und es war dunkel geworden, als wir den Gaſthof erreichten.

Vierzigſtes Kapitel.

Das nächtliche Concert. Spazierfahrt nach Livorno. Oede Gegend. Kaltes Wetter. Engliſcher Gaſthof. Beſchreibung von Livorno. Kein hübſches weibliches Geſicht. Der Ghetto. Die Synagoge. Der Hafen. Die Quarantaine-Anſtalt. Der Molo. Die armeniſche Kirche. Ausſicht aus dem Gaſthofe. Die erſten Getreidefelder in Italien. Torre di Mazocco. Ballſpiel. Die Gewitter auf dem Meer. Rückfahrt nach Piſa. Froſchregen. Das Fortepianoſpiel des Monarchen.

Piſa, den 7. Juli.

In der vergangenen Nacht um 1 Uhr weckte uns Janitſcharenmuſik. Sie erſcholl aus einem gegenübergelegenen Hauſe. Man ſpielte die Ouvertüre aus Roſſini's gazza ladra und zwar ſehr gut. Als ſie endete, erfolgte Beifallklatſchen und Bravogeſchrei. Dann ließ ſich ein ausgezeichneter Klarinettiſt hören. Neues Geſchrei, neuer Beifall. Wir ſtanden auf und legten uns in's Fenſter, wo wir noch verſchiedene Concertpiecen anhörten. Erſt um 3 Uhr endete

die Muſik und eine groſse Verſammlung von Menſchen ging aus einander. Heut Morgen fragten wir nach der Veranlaſſung dieſer nächtlichen Unterhaltung, und man antwortete uns, als befremde dieſe Frage, es ſei nach dem Theater, nach Mitternacht, noch ein Concert geweſen. Ländlich, ſittlich, ſagt das Sprichwort. Allein möchte man hier nicht ausrufen: ländlich, unſinnig! — Was würde man wohl im ganzen übrigen Europa denken, wenn in irgend einer Stadt deſſelben ein durchreiſender Virtuos bekannt machte: „Am u. ſ. w. werde ich die Ehre haben, in der Nacht von 1 bis 3 Uhr im Saale des ꝛc. ein groſses Vokal- und Inſtrumental Concert zu geben!“ — Selbſt in England kommt ſo etwas nicht vor. Im Uebrigen wurde die Muſik vortrefflich exekutirt, und wir haben in Italien nirgend ein beſſeres Zuſammenſpiel und feinere Nüancirung gehört, als in dieſem nächtlichen Concert zu Piſa.

Der heutige Tag war dem Beſuche von Livorno gewidmet, welches zwei deutſche Meilen von hier entfernt iſt. Der Weg führt anfangs einen Kanal entlang, auf dem wir ein Paar beladene Barken wahrnahmen. Später vereinigt ſich dieſer Kanal zur Erleichterung der Kommunikation mit Livorno mit einem Flüſschen, welches öſtlich entſpringt. Die Gegend iſt öde und einförmig. Eine weite dürre Ebene zieht ſich rechts nach der Meeresſeite herüber, das Meer iſt indeſſen nicht ſichtbar; zur Linken zeigen ſich ganz niedrige Anhöhen, und nur im Rücken

des Reiſenden dehnt ſich jenſeits Piſa das ſchön gruppirte Gebirge aus, an deſſen Fuße die Bäder gelegen ſind, und über welche die Straße nach Lucca führt. Es war ſchwül und von allen Seiten zogen ſich Wolken zuſammen. Plötzlich aber blies vom Meere her ein ſo eiskalter und anhaltender Luftſtrom, daß wir uns in die Mäntel hüllen mußten. Nach anderthalb Stunden erblickten wir das Meer und ein Paar graue Striche und Stifte, welche der Vetturin, mit dem wir diesmal fuhren, als die Thürme Livorno's bezeichnete. Bald unterſchieden wir den Maſtenwald des Hafens und den außerhalb des letztern frei im Meere ſtehenden Leuchtthurm. Nach drittehalb Stunden hatten wir Livorno erreicht. Wir kehrten beim Engländer Thompſon ein, der uns ein nach dem Meere gelegenes Hinterzimmer im obern Stockwerke ſeines Gaſthofes einräumte, und ſich uns gleichzeitig als Cicerone anbot. Wir begaben uns auch ſofort mit ihm auf die Wanderung.

Die Stadt iſt ſehr regelmäßig gebaut und freundlich. Sie hat gerade Straßen und hohe ſteinerne Häuſer, kann aber mit Trieſt nicht verglichen werden. Bis jetzt iſt mir überhaupt noch keine italieniſche Stadt vorgekommen, die ſich in Beziehung auf freundliche Bauart und Reinlichkeit mit Trieſt meſſen könnte. Als Handelsſtadt betrachtet iſt Livorno die erſte Italiens. Wiewohl nur von mittler Größe, da ſie kaum eine Stunde im Umfang hat, zählt ſie doch doch 60,000 Einwohner, die beſon-

dels Handel mit der Levante treiben. Es befinden ſich darunter 20,000 Juden, welche im Ghetto, einem beſondern Theil der Stadt, wohnen, und durch viele Privilegien bevorrechtigt ſind. Wiewohl es heut Sonntag iſt und die zahlreichen Läden geſchloſſen waren, zeigte ſich doch überall auf den Straßen ein lebhafter Verkehr. Insbeſondere erfreuten wir uns des Anblicks anſtändig gekleideter Perſonen beiderlei Geſchlechts, welche auf der strada ferdinandea und auf der von dieſer Straße durchſchnittenen piazza d' armi ſpazieren gingen, und den Beweis gewährten, daß der vielfache Verkehr mit andern europäiſchen Nationen hier bereits der eiferſüchtigen Sitte, die Frauen hinter Mauern zu bergen, Schranken geſetzt hat. Doch war abermals kein hübſches Geſicht zu ſehen.

Wir beſuchten die berühmte Judenſynagoge. Im Ghetto watten wir bis an die Knöchel im Schmutz, der ſonſt aus den übrigen Theilen der Stadt ziemlich verbannt iſt. Vor einem Privathauſe ſtanden wir ſtill. Ein junger Menſch führete uns eine Treppe hinauf, und wir befanden uns in der Synagoge. Sie beſteht aus einem viereckigen, mäßig hohen Saal, der reich mit glänzenden Marmorarten bekleidet iſt und in dem zierliche Arkaden ringsumher vergitterte Logen tragen, die, wie man uns ſagte, für das weibliche Geſchlecht beſtimmt ſind. Von der Decke herab hängen dicht gedrängt, und den ganzen innern Raum zwiſchen den Logen ausfüllend

groſse, vielarmige, ſilberne und ſtark vergoldete Kronenleuchter; im untern Raum des Saals ſtrahlt im Glanze koſtbaren Marmors die Bundeslade, auſserdem ſind hier die Reihen der Gebetpulte aufgeſtellt. Es war Mittagszeit; eine Menge jüdiſcher Männer mit dreieckigen Hüten auf den Köpfen hatten ſich in der Synagoge verſammelt; ein feiſter Rabbiner erklärte den Talmud; in den Logen war Niemand zu ſehen.

Hierauf begaben wir uns nach dem Hafen. Er theilt ſich in den innern und äuſsern Hafen; jener, die Darſena iſt klein und durch eine ſchmale Einfahrt mit dem äuſsern und gröſsern Hafen verbunden. Die Darſena ſtöſst an einen Platz, auf dem die koloſſale Marmorbildſäule des Groſsherzogs Ferdinands III. von Toscana ſteht, deren Piedeſtal vier bronzene Sclaven umgeben. Eine Reihe von Kneipen und kleinen Steinhäuschen zieht ſich jenſeits des Platzes längs dem Hafen hin; die Roſoglioverkäufer mögen in dem Verkehr mit wüſtem Schiffsvolk ihre Rechnung finden. Auf dieſem kleinern Gewäſſer lagerten einige Schiffe zur Ausbeſſerung der Haverei, auch erwarteten hier mehrere Barken ihre Befrachtung. Griechen, Armenier und Muſelmänner bewegten ſich in abenteuerlicher Tracht zwiſchen den Maſten, Tonnen und Kiſten umher.

Wir gelangten zur Quarantaine-Anſtalt, welche aus drei groſsen Lazarethen beſteht, die frei und luftig am Strande gelegen ſind. Man zeigte uns

hier, wie man mit den aus verdächtiger Gegend angekommenen Paſſagieren in geraumer Entfernung durch ein Gitter ſpricht, und wie man ihnen Lebensmittel und Sachen an langen Stangen zureicht.

Der äußere Hafen iſt mit einem 1200 Fuß langen, gemauerten Molo, auf dem man ſpazieren fahren kann, umgeben, und wird durch zwei Thürme, welche auf Felſenklippen im Meere ſtehen, ſo wie durch ein Kaſtell beſchützt. Es lagen in demſelben 29 große Schiffe vor Anker. Wir beſtiegen eine Barke und fuhren über die äußerſte Spitze des Molo hinaus. Die Stadt gewährt, ihrer flachen Lage wegen, vom Hafen aus geſehen, keinen beſondern Anblick. Die Sonne ſchien wieder; allein der Luftzug war noch immer ſo lebhaft, daß die Barke hin- und herſchwankte. Die äußerſte Spitze des Molo iſt durch aufgehäufte Felſenſtücke gegen die Gewalt des Waſſers geſchützt. Die Brandung war hier ſo heftig, daß unſre Barke umzuſchlagen drohte. Thompſon erzählte uns, daß hier erſt vor 14 Tagen ein Schiff geſtrandet ſei. Da das Wetter immer ſtürmiſcher wurde, ſo kehrten wir nach der Stadt zurück, wo wir noch die überaus einfache armeniſche Kirche in Augenſchein nahmen.

Die Ausſicht aus unſerm Zimmer über das Meer war anfangs ziemlich einförmig. Mehrere Seeſchiffe und Barken zogen langſam vorüber. Der Hafen und die Stadt lag zur Linken verſteckt; wir ſahen hier nur einige Häuſer, zur Rechten aber einen ſchma-

len Streifen der flachen Küſte, die ein Paar gelbe Kornfelder*) und ſpärlich mit graugrünem Graſe bedeckte Wieſen zeigte und von Kanälen durchſchnitten war. Hier verliehen ein Paar einzeln ſtehende hohe, oben abgeſtumpfte, alte Thürme dem Bilde einigen romantiſchen Reiz. Einer derſelben, der Torre di Mazocco, erhebt ſich ganz in der Nähe des Ufers aus dem Meere, der andere ſteht am Strande, ſoll aber oft von den Meereswellen benetzt werden. Der Gaſthof iſt ſo nahe an der Küſte gelegen, daß nur eine Straßenbrücke und ein Theil der vom Waſſer beſpülten Feſtungswerke der Stadt ihn vom Meere trennen. Am Fuße des einen Walles iſt ein kleiner, eingezäunter länglichter Platz befindlich. Ueber der Eingangsthür ſteht mit großen Buchſtaben: giuoco di palla (Ballſpiel). Es mochte vier Uhr Nachmittags ſein, als ſich hier mehrere anſtändig gekleidete Männer einfanden. Sie zogen die Oberröcke aus und begannen das Spiel. Je zwei Perſonen ſtellten ſich einander gegenüber, warfen ſich einen großen, ausgeſtopften Ball von der Größe eines Kinderkopfes mit einem breiten Schlägel gegenſeitig zu, und waren dabei bemüht, ihn in der Luft ſchwebend zu erhalten. Das Geſchrei und die Beweglichkeit der Spielenden läßt ſich nicht beſchreiben. Nach und nach hatten ſich auch Zuſchauer

*) Zum erſten Male erblickten wir hier das in Deutſchland übliche Getreide.

eingefunden, welche ſich auf die an der Eingangsſeite des Platzes hingeſtellten Stühle niederließen, und den lebhafteſten Antheil an der Geſchicklichkeit der Spieler nahmen. Bekanntlich iſt das Ball- und das Amoraſpiel den Italienern ein leidenſchaftliches Bedürfniß und ein Nationalvergnügen. Auf der Höhe des Walles erſchienen ſogar einige Damen aus den nahe gelegenen Häuſern, und ſahen zu.

Inzwiſchen hatte ſich der Himmel in hellgrauen Nebel gehüllt, der Wind erhob ſich plötzlich mit Heftigkeit; einzelne Tropfen fielen herab, und verſcheuchten Spieler und Zuſchauer. Kleinere Schiffe und Barken eilten ſchnell nach der Stadt. Die Natur bereitete ſich, eins ihrer erhabenſten Schauſpiele aufzuführen. Am Horizonte zur Linken ſtiegen ſchwarzgraue Wolkengebilde empor, die der Wind vor ſich hertrieb. Auf der ſilbergrauen Waſſerfläche wurden bei jedem Windſtoße dunkelgekräuſelte Streifen ſichtbar. Und da dem blauen Himmel zuweilen ein flüchtiger Blick gelang, und die Verſchiedenheit der Beleuchtung ſich im Meere ſpiegelte, ſo verurſachte dies ein wunderbares Farbenſpiel. Während in der Entfernung die ſchon mächtig aufgeregten Wogen in ſchwarzgraues Dunkel gehüllt waren, ſchimmerte dicht an der Küſte die noch ruhige Fläche des Waſſers anfangs hellblau, und bald darauf in kurzen Zwiſchenräumen hellgrün, gelb, orange und roth, bis ſie endlich in allen Farben des Regenbogens zitterte. Und immer höher ſtieg das ſchwarze Wol-

kenungethüm, einzelne Blitze flammten aus ſeinem Rachen; von der rechten Seite flogen ihm Wolken entgegen, und auch in der Nähe gerieth nun das Meer in Aufruhr. Die Farbenpracht wich dem einzigen Schwarzgrau; die Wellen rollten ſchaumgekrönt daher und zerſchellten im Nu an einander. Selbſt in dem Kanäle fluthete das Waſſer. Vier Gewitter ſtanden am Himmel, und ſprühten von allen Seiten Blitze herab. Der Donner krachte und hallte wieder in der weiten Waſſerwüſte. Der Regen fiel in Strömen. Plötzlich tauchten gerade vor uns am fernen Horizont ſchneeweiße Punkte auf aus der grünlich ſchwarzgrauen Fluth; ſie ſtiegen ſich vergrößernd höher und höher, und ein Dreimaſter durchſchnitt majeſtätiſch mit voller Segelpracht die wildbewegte Fluth, dem ſichern Hafen zueilend. Und je näher er kam, je deutlicher bemerkten wir, daß die Wogen das Rieſengebäu nach vorn und hinten unabläſſig hinauf und hinabſchleuderten. Die Blitze erleuchteten die Segel und den weißen Schaum der Wellen. Bald verſchwand das Schiff im bergenden Hafen; allmälig legte ſich der Wind, das Meer beruhigte ſich, und das erhabene Schauſpiel ſchloß mit dem Anblick eines gleichförmig mattgrauen Himmels, von dem der Regen in Strömen herabrauſchte. Es war ſchön; aber man braucht nicht nach Italien zu reiſen, um die Wunderpracht des Meeres kennen zu lernen. Und ſo verhält es ſich auch meiſtentheils mit den andern Dingen, die uns in Italien wirklich gefal-

ren haben. Wollte doch kein Reisender bis außer Acht laſſen! —

Auf Aenderung des Wetters war heut nicht mehr zu rechnen; wir entſchloſſen uns daher zur Rückfahrt. Unterwegs ſahen wir auf einer Strecke von zwei Miglien hinter Livorno die Landſtraße und die Gegend, ſo weit wir ſehen konnten, mit zahlloſen kleinen Fröſchen bedeckt, die lebhaft umherſprangen. Iſt ein Froſchregen möglich, ſo hat heute ein ſolcher Statt gefunden.

In Piſa war unterdeſſen ein deutſcher Monarch, auf ſeiner gewöhnlichen alljährlichen Reiſe nach dem ſüdlichen Italien, angekommen und in unſerm Gaſthofe zum Huſaren unter uns abgeſtiegen. Es wurde uns nach dem Abendeſſen das Vergnügen zu Theil, ihn eine ganze Stunde lang auf dem Fortepiano phantaſiren zu hören.

Ein und vierzigſtes Kapitel.

Abreiſe von Piſa. Ein redlicher Wirth in Italien! — Die Reiſenden ſollen noch einmal nach Livorno, um ihre Päſſe nach Sardinien viſiren zu laſſen. Verſchmähter Rath. Lucca. Bettlervolk. Der bettelnde Landsmann. I passeporti! Die Olivenwälder Lucca's. Italieniſche Weintraubgallerien. Die nordweſtliche Seite Italiens zeigte Kultur. Maſſa. „I passeporti, i passeporti!“

Maſſa, den 8. Juli.

Heute Mittag verließen wir Piſa. Zum erſten Male in Italien erhielten wir eine Rechnung, die nach den Anforderungen der Billigkeit angeſetzt war. Ueberhaupt benahm ſich der Wirth zu Piſa gegen uns als ein redlicher Mann. Wir beabſichtigten über Lucca, Maſſa, Sarzana und Pontremoli nach Parma und über Piacenza weiter nach Mailand zu gehen. Unſere große franzöſiſche Specialcharte von Italien zeigt eine Extrapoſtroute von Sarzana über Pontremoli: von Piſa aus offenbar der grabeſte Weg nach Mailand. Allein der Wirth ſagte uns, daß

wir von Carzana über Genua nach Mailand gehen müßten, indem der Weg über Pontremoli durch das Gebirge nur zu Fuß oder auf Maulesein passirt werden könne. Der Charte vertrauend wollten wir dies nicht glauben, und wir entschlossen uns um so mehr, den Versuch zu wagen, weil die Entfernung von Pisa nach Mailand über Genua wenigstens um ein Drittheil weiter ist, als über Pontremoli. Der Wirth wiederholte seine Versicherung und setzte hinzu, daß wir insbesondre mit unserm breitspurigen Wagen unter keiner Bedingung über Pontremoli gehen könnten. Bei Zurückgabe unserer Pässe machte er uns auf ein neues Hinderniß aufmerksam. Wir führen nämlich 3 Pässe. Der meines Bruders ist in der Heimath von der sardinischen Gesandtschaft visirt worden, der, welcher auf mich und meine Frau lautet, so wie der unseres gemeinschaftlichen Freundes, ermangelt dieser Förmlichkeit; wir hielten bei unserer Abreise von Berlin für hinreichend, falls wir das Königreich Sardinien berühren müßten, unsere Pässe von einem sardinischen Gesandten in Italien visiren zu lassen. Schon in Rom waren wir entschlossen gewesen, auf dem nächsten Wege die Rückreise zu machen, und über Pontremoli zu gehen, in welchem Falle man nur die äußerste Spitze des Königreichs Sardinien und die kleine Grenzstadt Carzana zu passiren hat. Wir hatten daher das Visum des sardinischen Gesandten in Rom für überflüssig gehalten, und unser Wirth eröffnete uns nun,

daß wir bei dem Mangel dieſer Förmlichkeit nicht durch Sardinien kommen würden, und daß wir ſchleunigſt nach Livorno ſchicken ſollten, um unſre Päſſe durch den preußiſchen und ſardiniſchen Conſul daſelbſt auf Sardinien viſiren zu laſſen. Leicht hätte dies geſtern bei unſrer Anweſenheit in Livorno geſchehen können, und es entſtand nach unſern Erfahrungen in Italien unwillkürlich der Gedanke in uns, daß uns der Wirth, der im Beſitz unſrer Päſſe geweſen war und ihren Mangel ſchon geſtern kannte, nur noch einen Tag länger bei ſich aufhalten wolle. Dieſe Meinung einerſeits und auf der andern die feſte Ueberzeugung, daß, da der Paß meines Bruders von der ſardiniſchen Geſandtſchaft in Berlin beglaubigt war, mein Bruder als völlig legitimirt, für uns bürgen könne, dieſe Bürgſchaft aber für hinreichend erachtet werden müſſe, bewogen uns, den Rath des Wirthes zurückzuweiſen. „Sie werden es zu ſpät bereuen!“ waren ſeine letzten Worte, als wir uns in den Wagen ſetzten, vor den man in Folge ſeiner Verwendung nur drei Pferde gelegt hatte. — Nun, wir wollen ſehen.

Das Wetter war heut wieder freundlich und ſchön. Unſer Weg führte an den Bädern und dem Grenzthurme des Lucheſer Gebiets vorbei in die angenehme Ebene, in welcher die Stadt Lucca am Flüßchen Serchio liegt. Dieſe Ebene iſt von Bergen umgeben, die mit Oelbäumen bewachſen ſind, und deren Gipfel auch niedrige Steineichen tragen. Die Stadt hat mehrſto-

ſige, mittelmäßig gebaute Häuſer und enge Straßen, und iſt rings von baumbeſetzten Wällen umgeben. Wiewohl wir Lucca nur des Pferdewechſels wegen berührten, mußten wir doch die Päſſe vorzeigen; allein wir bezahlten nichts dafür, ſo anhaltend auch der Ueberbringer Geld verlangte. Geſindel umſtand unſern Wagen und gaffte uns ſo verwunderungsvoll an, als ob wir Baſchkiren wären. Ein Kerl bot uns Wachsfiguren zum Kauf. Die geſunde Vernunft lehret, daß ein Reiſender auf der Straße nicht ſo zerbrechliche Waare kaufen kann; wir äußerten dies auch, allein um ſo zudringlicher blieb er an unſerm Wagen ſtehen, und das hämiſche Lachen der Umſtehenden überzeugte uns, daß es darauf abgeſehen war, uns ſo lange zu peinigen, bis wir den Geldbeutel gezogen hätten. Bettlervolk miſchte ſein durchdringendes Geſchrei in die Lobpreiſungen des Wachskünſtlers. Auf der andern Seite nahete ein ärmlich gekleideter Mann, der uns in deutſcher Sprache mit deutſcher Beſcheidenheit um eine Gabe bat. Es war ein deutſcher Bildhauer, hier im fremden Lande brotlos. — Wir gaben ihm mit vollen Händen. Endlich erſchienen zwei Poſtillone mit vier Pferden. Nun begann in Gegenwart des Geſindels ein energiſcher Streit mit dem Stalliere*), der Poſt, der

*) Der Extrapoſtreiſende bekommt in Italien den Poſtmeiſter oder Poſthalter nur wenig zu ſehen. Der Stalliere (Stallknecht) tritt, wie in Deutſchland der Wagen-

indeſſen mit unſrer Niederlage endigte. In einer ſo großen Stadt, wie Lucca, würde man allerdings Schutz bei der Obrigkeit finden; allein mit welchem Zeitverluſt würde es verknüpft geweſen ſein, und mit welchem Aergerniß, wenn wir die Behörde angerufen hätten. Wir geboten alſo, mit einigen kräftigen Flüchen den Poſtillonen zuzufahren, und der Pöbel jauchzte hinter uns her.

Der Weg führte durch daſſelbe Thor zurück, welches wir hineingekommen waren. Eine halbe Stunde mochte ſeitdem vergangen ſein. Wird man nicht glauben, es ſei mein Scherz, wenn ich verſichre, daß man uns am Thore die Päſſe abermals abforderte? — Wir waren noch vier Poſten, alſo 8 Meilen von Maſſa entfernt. Auf dieſem Wege, der über Berge und am Abhange derſelben dahinführt, erblickt das Auge faſt überall nur den Olivenbaum in dichten Anpflanzungen. Die Form und Gruppirung dieſer Berge, die bis zum Scheitel mit dem Graugrün der Olivenwälder bedeckt ſind, wird ſchöner, je

---

meiſter, an den Wagen und kaſſirt das Poſtgeld und das ihm zuſtehende Trinkgeld ein. Hat er Beides empfangen, ſo ruft er den Poſtillonen mit lauter Stimme zu: lo stalliere è pagato! (Der Stallknecht iſt bezahlt!) Bevor dies Loſungswort nicht ausgeſprochen iſt, fahren die Poſtillone nicht von der Stelle. Einige Mal vertrat der Poſthalter die Stelle des Stallknechts, vermuthlich um das dem Letztern gebührende Trinkgeld in ſeine Taſche gleiten laſſen zu können.

mehr man ſich Maſſa nähert, und bietet dem Auge die reizendſte Verſchiedenheit. Zuweilen erblickt man von der Höhe herab zur Linken das blaue Meer. Wo die auch hier vortreffliche Chauſſee an Abhängen dahin führt, iſt die Bergwand oft zwanzig Fuß hoch mit zerſchlagenen Felsſtücken gemauert; hier und da bilden dieſe Mauern die Grundlagen von freundlicher Häuſern und Gärten, die durch Weinlaubgallerien mit einander verbunden ſind. Wir haben in ganz Italien ſolche Gallerien angetroffen. Sie ſind eine von den wenigen Zierden, die das Land wirklich beſitzt, und die man nicht erlogen hat. Bei den Villen der Vornehmen beſtehen ſie aus zwei Reihen ſchön gearbeiteter, in gleichen Zwiſchenräumen von einander entfernter Säulen, an denen ſich der Wein emporrankt und oben ein dichtes ſchattiges Blätterdach bildet; allein auch an den Gartenwohnungen des gemeinen Mannes dürfen ſie nicht fehlen. Statt der Säulen genügen dann ſteinerne, ganz grob vierkantig behauene ſchmale Pfeiler, wie wir ſie heute ſahen. Dieſe Art iſt die gewöhnlichſte. Auch heute bemerkten wir übrigens hier und da einzelne Häuſer, reinlich abgeputzt und mit Farben angeſtrichen. Die nordweſtliche Seite Italiens zeigt wirklich Kultur.

Wir kamen Abends um 7 Uhr nach Maſſa, einem freundlichen Städtchen am Abhange der ſich noch immer in geringer Entfernung vom Meere dahinziehenden Bergkette, die ſich nördlich von der Stadt und kaum eine Meile von derſelben in ſchöner

Wellenform zu den gewaltigen grauſchwarzen, nackten Rieſen von Carrara emporhebt, und nach der Meeresſeite eine fruchtbare, mit Bäumen beſetzte Ebene beherrſcht. Aus unſerm Gaſthofe haben wir eine wirklich ſehr angenehme Ausſicht: vor uns liegt die ein Paar Miglien breite Ebene, aus deren Baumgruppen die Kuppel einer ganz iſolirt ſtehenden Kirche hervorblickt; rechts beſchränken die gigantiſchen Felſenberge Carrara's, links niedrige Hügel den Blick, und jenſeits der Ebene breitet ſich der blaue Spiegel des mittelländiſchen Meeres aus. Die Stadt liegt hinter uns. Im Gärtchen hinter dem Hauſe befinden ſich einige Citronenbäume im Freien; ich erwähne dieſes Umſtandes, weil man die jetzt ſich noch zeigenden Citronenpflanzungen in der Regel nur noch am Spalier erblickt, wo ſie im Winter mit Matten bedeckt werden können.

Unſere Päſſe haben uns übrigens heut nicht blos in Lucca Aufenthalt, Unbequemlichkeit und Geldkoſten gemacht, ſondern auch anderwärts, da wir von Piſa an auf der kurzen Strecke bis Maſſa im Ganzen 5 Mal verſchiedener Herren Gebiet zu berühren genöthigt waren! —

Zwei und vierzigſtes Kapitel.

Die Reiſenden durch ein magiſches Fernrohr betrachtet. Ihr Jammer. Schlafloſe Nacht in Maſſa. Gegend von Carrara. Die Marmorbrüche. Die Schönheit von Carrara. Die Reiſenden ſind angeführt. Lavenza. Die ſardiniſche Grenze. Sarzana. Der hinkende Bote kommt nach. Der Wirth zu Sarzana. Die Päſſe werden für mangelhaft erachtet. Der Kommandant. Die Reiſenden werden Gefangene. Der Schnellläufer. Elende Mittagsmahlzeit und Regenwetter. Flohfang, als Amüſement der Gefangenen.

Sarzana, den 9. Juli.

Wer in der Heimath ein magiſches Fernrohr anlegen und uns mit Hilfe deſſelben ausfindig machen könnte, würde, wenn er uns endlich hier in Sarzana, an der äußerſten Grenze des Königreichs Sardinien, attrapirt hätte, uns ſchwerlich für fröhliche Reiſende, ſondern er würde uns für melancholiſche Einſiedler halten, die ſich entſchloſſen haben, ſchweigſam wie Karthäuſer, ihre Zeit in ſtiller Beſchaulichkeit zuzubringen. Wir befinden uns in einem kleinen Zim-

mer des einzigen Gasthofes dieses Städtchens; der Regen fließt in Strömen; der Eine sitzt in dieser, der Andre in jener Ecke; unsere Gesichtszüge verrathen bittern Verdruß und Langeweile. Hätten wir doch auf deinen Rath gehört, freundlicher Wirth zu Pisa! — Doch ich will unsre Leiden erzählen.

Vergangene Nacht haben wir zu Massa kein Auge geschlossen. Zwar gab es daselbst nur eine bescheidene Anzahl von Flöhen, allein der Teufel wollte, daß zum Eselsmarkte, welcher heute dort statt findet, Hunderte von Eseln eingetrieben und neben unserm Gasthof untergebracht wurden. Jeder neue Ankömmling wurde nun von seinen Kameraden mit lautem Yah begrüßt, und so erschütterte ein fortwährendes Gebrüll die Luft. Am frühen Morgen gesellte sich zu diesem Lärm noch stundenlanges Trommelschlagen, indem ein Tambour mehrere Rekruten dicht unter unsern Fenstern im Trommelschlagen unterrichtete.

Verstimmt setzten wir uns in den Wagen. Wir fühlten uns wieder zu abgespannt, als daß wir über die vier Pferde und zwei Postillone, die uns erwarteten, Einwendungen hätten erheben mögen. Der Morgen war schön, wir hatten Carrara's Gebirge vor uns, links das Meer. Der Weg hob sich empor. Die Straße nach Sarzana führt eigentlich von Massa unmittelbar auf Lavenza; kein Reisender versäumt indessen Carrara zu besuchen, welches rechts vom Wege in einer Gebirgsschlucht liegt. Die Höhen des

Gebirgszuges, über den man in das kleine Thal von Carrara gelangt, waren überall dicht mit edlen Kastanienbäumen bewachsen. Bisher hatten wir im Ganzen nur wenig solcher Bäume und nur schwach damit besetzte Anhöhen angetroffen; hier aber bildeten sie eine wirklich schattige Bergwaldung. Auf einer trefflichen Chaussee wanden wir uns den steilen Berg hinab. Durch das Laub und die Stämme der Kastanienbäume erblickten wir mehrmals das tiefe Thal und die jenseits desselben sich erhebenden riesigen, schwarzgrauen Felsenberge. Diese Gegend war entzückend schön. Plötzlich zeigte sich tief unten das Städtchen; allein schwarz, rußig und räucherig zerstörte es sofort den Eindruck, welchen die schöne Natur hervorgebracht hatte. Hier angekommen, bestiegen wir Pferde, um die Marmorbrüche zu besehen. Wir durchritten Carrara, und gelangten hinter der Stadt in eine nur wenige Schritte breite, schauerlich öde Schlucht, welche von den himmelanstrebenden grauschwarzen Apenninen begrenzt wird. Ein blaues Flüßchen strömt rauschend über die schneeweißen Marmortrümmer, mit welchen dies enge Thal angefüllt ist, und treibt die Mühlen, auf denen der Marmor geschnitten und polirt wird. Bevor man den Bruch erreicht, passirt man ein unbeschreiblich elendes, schmutziges Dörfchen, aus schwarzgrauen Steintrümmern bestehend, welches wie Carrara von Arbeitern bewohnt ist. Allmälig steigt der Pfad durch Marmorgeröll bergan. Hier und da begegne-

ten wir niedrigen, mit hölzernen Bohlen belegten und von Ochſen gezogenen Wagen, auf denen ungeheure Marmorblöcke aus dem Bruche hinabgefördert wurden. Die Sonne brannte da die Schlucht gegen jeden Luftzug geſchützt iſt, unausſtehlich. Ein Führer, den wir in Carrara genommen hatten, unterhielt mich mit großer Geſchwätzigkeit. Die erhabene Natur feſſelte indeſſen mein Gemüth ſo ganz, daß ich nur mit Zerſtreuung auf ihn hörte. Er erzählte unter andern ſehr weitläufig, ein deutſcher Prinz ſei vor mehrern Jahren in Carrara geweſen, und habe ein junges Mädchen von vorzüglicher Schönheit, welches hier lebe, mit ſich nehmen wollen, der Vater des Mädchens dies aber nicht zugegeben. „Ach welche Schönheit,“ ſchloß er ſeine Erzählung, „welch blondes ſeidnes Haar, welche blaue Augen; Augen wie Türkiſſe!“ Noch immer zerſtreut, fragte ich, ob man denn dieſe italieniſche Schönheit nicht ſehen könne, worauf er erwiederte, daß wir den Rückweg an ihrer Wohnung vorübernehmen könnten. Ich theilte nun meinen Reiſegefährten in deutſcher Sprache mit, daß wir hier in Carrara ſehen würden, was wir bis jetzt in ganz Italien vergeblich geſucht, nämlich ein vollkommen ſchönes Mädchen, und Alle zeigten ſich gleich neugierig.

Wir erreichten bald darauf die Marmorbrüche. Die Schlucht endigte hier, etwa drei Viertelſtunden von der Stadt entfernt, in hohen Felſen und in Marmorgeröll. Wir mußten abſteigen und auf der

linken Seite einige Schritte weit, bis zu dem neueſten Bruch emporklimmen, wo wir die Arbeiter in voller Thätigkeit trafen. Wer ſich die Marmorberge Carrara's weiß denkt, irrt. Es ſind grauſchwarze, ſchauerlich öde, nackte, zerriſſene Felſen. Die äuſſerſte Bekleidung liefert auch noch keineswegs weißen, ſondern einen ſchmutzig geſtreiften, grau weißen Marmor; erſt tiefere Ausſprengungen führen zu den köſtlichen, ſchneeweißen Marmoradern, wegen welcher Carrara ſo berühmt iſt. Hier, wo die Arbeiter beſchäftigt waren, ſahen wir einige viereckige, durch Pulver ausgeſprengte Höhlen, in denen der weiße Marmor zu Tage lag.

Auf dem Rückwege zeigte uns der Führer, zurückblickend, faſt an der äußerſten Höhe der in grotesken Formen wild gegen den Himmel emporragenden Felſenberge mehrere gewaltige Zerreißungen, Furchen und Schründe, die gegen die ſchwarzgraue Umgebung abſtachen, mit der Bemerkung, daß dort die Marmorbrüche der alten Römer geweſen ſeien.

In der Stadt hielten wir vor der Wohnung der uns geprieſenen Schönheit; der Führer ging hinein, um uns anzumelden; kam aber mit der Erklärung zurück, ſie ſei unwohl und nicht zu ſchauen. In der Locanda genoſſen wir ein Frühſtück, man ſetzte uns Eier und einen Schöpſenbraten vor. Als wir bei Tiſche ſaßen, erſchien der Führer, um uns anzuzeigen, daß die Schönheit vor der Thür ſei, und

uns aufzuwarten wünsche. Dies befremdete uns nicht wenig. Die Herzen unserer unverheiratheten Reisegefährten geriethen in Bewegung; ich steckte meine Hand mechanisch in die Geldbörse; wir Alle aber hingen mit neugierigen Blicken an der Thür, durch welche die Besiegerin eines deutschen Prinzenherzens eintreten sollte. Und die Thür öffnete sich und hereintrat — ein junger Mensch von etwa 20 Jahren, in einen blauen Ueberrock gekleidet, der sich vor uns verbeugte. Wir starrten ihn, er uns an. Der Jüngling war blond, hatte ein Gesicht wie Milch und Blut und hübsche blaue Augen. Seine deutsche Abkunft ließ sich nicht verkennen, ist auch in Carrara, dem Sammelplatz fremder Bildhauer, nicht zu bezweifeln. Keiner sprach; er erwartete, daß wir ihm erklären sollten, was uns bewogen habe, ihn rufen zu lassen; wir schwiegen, weil wir noch nicht recht wußten, ob man uns mystificirt, oder ob ich falsch verstanden. Die Verlegenheit trieb dem armen Jungen das Blut in die Wangen. Ich dankte ihm endlich, und that einige gleichgültige Fragen; er fühlte sich verletzt und mir blieb nichts übrig, als ihm zu gestehen, daß wir offenbar den Führer falsch verstanden hätten, was dieser denn auch bestätigte. Nun lachte er herzlich. Wir aber schämten uns doch etwas, für unsre Neugier nach einer hübschen Italienerin so angeführt zu sein. Warum ist auch dieses Land so arm an weiblichen Schönheiten? Warum lügen die Reisebeschreiber so frech, daß es deren so

viel hier gebe? — Das Mißverſtändniß iſt übrigens leicht erklärlich, wenn man erwägt, daß giovane im Italieniſchen Jüngling und Mädchen heißt; daß der Führer ſich oft des Ausdrucks bellezza (Schönheit) bediente und mit der Eigenſchaft die Perſon bezeichnete; dann aber ſich ſtets des Pronomens ella (ſie) bediente.

Wir verließen Carrara und erreichten in kurzer Zeit Lavenza, eine aus wenigen aber zierlichen Steingebäuden gebildete kurze Straße, welche Flecken genannt wird und nicht weit vom Meere gelegen iſt. Hinter Lavenza befindet ſich die ſardiniſche Grenze. Nachdem wir die Qual des Aufenthalts und der Durchſuchung an der modeneſiſchen Grenze überſtanden hatten, erwarteten wir nicht ohne einige Sorge das ſardiniſche Grenzhaus. Hier fragte man uns blos, ob wir ſteuerbare Gegenſtände bei uns hätten, und — erwähnte des Paſſes mit keiner Sylbe. Voller Freude reichten wir dem höflichen Beamten ein erkleckliches Trinkgeld, welches er anfangs nicht einmal nehmen wollte, und dahin rollten wir, ſehr glücklich, ohne Weitläuftigkeiten davon gekommen zu ſein.

Der Weg führte durch eine baumbewachſene, feuchtbare Ebene bis Sarzana. Hier ſtiegen wir, ſelbſt am Thore nicht angehalten, im Gaſthof ab, und glaubten nun alle Hinderniſſe beſeitigt; allein der hinkende Bote kam nach. Der Wirth, ein liebenswürdiger Mann, erſchien, und bat um die Päſſe.

Er flößte uns Vertrauen ein, und ich gestand ihm offen, daß zweien Pässen die Unterschrift der sardinischen Gesandtschaft fehle. Sein bis dahin freundliches Gesicht wurde sofort ernst, und er erklärte uns, daß wir dann nicht darauf rechnen könnten, durch Sarzana zu passiren. Ich entwickelte ihm nun die ganze Lage der Verhältnisse, sagte ihm, daß wir nicht in das Innere des Königreichs gehen, sondern nur die schmale Spitze desselben zwischen Massa und Pontremoli passiren wollten, und erbat mir seine Verwendung bei der Polizeibehörde. „Wie, über Pontremoli wollen Sie?“ fragte er nun verwunderungsvoll. „Das ist unmöglich,“ fuhr er fort, „Sie finden dort keine fahrbare Straße; es ist ein wilder Felsenpaß, den man nur zu Fuß oder zu Pferde durchreisen kann. Sie müssen über Genua gehen oder umkehren.“ — Also hatte der Wirth zu Pisa in doppelter Hinsicht Recht. Je größer unsere Verlegenheit war, um so bestimmter rechneten wir auf die Nachsicht der sarzaner Behörde. Der Wirth versprach bereitwillig, sich unser anzunehmen, doch versicherte er uns, daß er an einem günstigen Erfolge zweifele. „Sarzana hat,“ setzte er hinzu, einen unerbittlich strengen Kommandanten, der dem Fremden wegen dieser dem Passe mangelnden Förmlichkeit rücksichtslos die Durchreise verweigert und nur in sehr seltenen Fällen eine Ausnahme gestattet. Ich will indessen sehen, was sich thun läßt, wir wollen die Pässe zu ihm schicken, vielleicht bemerkt

er nichts, da wenigſtens Ihr Herr Bruder durch unſre Geſandtſchaft in Berlin legitimirt iſt.“ —

Die Päſſe wurden fortgeſandt; ſchon nach einer Viertelſtunde brachte man ſie mit der Erklärung zurück, daß zwei davon ungenügend ſeien. Wir begaben uns nun ſämmtlich in Begleitung des Wirthes nach dem Geſchäfts-Büreau des Hauptmanns Napalli, welcher Kommandant dieſes Grenzſtädtchens iſt. Sein Schreiber empfing uns ſehr vornehm und erhob Schwierigkeit über Schwierigkeit; die demüthige Bitte unſers Wirthes wies er entſchieden zurück. Während wir hin- und herſprachen, öffnete ſich die Thür, und der Kommandant, ein ältlicher, hagerer Mann in Civilkleidern mit bleichem Geſicht und grauſchwarzem Haar, trat ein. Er maß uns mit ſtechenden Blicken aus ſchwarzem, tiefliegendem Auge, und fragte, was wir wollten. Mit äußerſter Höflichkeit ſetzte ich ihm unſre Verhältniſſe aus einander; ich eröffnete ihm, daß wir urſprünglich gar nicht durch das Innere des Königreichs, ſondern über Pontremoli zu gehen beabſichtigt, daß uns unſre Charte betrogen und wir hier erſt die Gewißheit erhalten hätten, daß wir den Weg nach Genua einſchlagen müßten, und bat inſtändigſt, uns die Durchreiſe zu geſtatten, zumal wir im Uebrigen durch unſre Päſſe legitimirt ſeien, auch Einem von uns, der für uns gut ſagen könne, die Erlaubniß der ſardiniſchen Geſandtſchaft nicht fehle.

Der Kommandant ließ ſich nieder, und ſah uns

lächelnd an, ohne ein Wort zu sprechen. Endlich fragte er: „Und was meinen Sie, das ich thun soll?“ —

„„Haben Sie die Güte,““ antwortete ich, „„den Inhabern der mangelhaften Pässe zur ausdrücklichen Pflicht zu machen, Genua nicht eher zu verlassen, als bis auch sie sich vollständig legitimirt haben.““

„Meine Instruktion,“ entgegnete er, „ist bestimmt und gemessen. Ich darf nur dem den Eintritt in unsre Staaten bewilligen, der die Erlaubniß einer sardinischen Gesandtschaft oder eines sardinischen Consulats nachweiset.“

„„Aber mein Bruder,““ wandte ich ein, „„hat ja diese Erlaubniß; die Bürgschaft einer vollkommen unverdächtigen Person muß uns ja legitimiren, zumal wir im Uebrigen sogar Kabinetspässe besitzen. Sie respektiren sonach nicht einmal die Empfehlung eines Ihrem König befreundeten Monarchen.““

„Nein,“ war seine kurze Antwort.

„„Was sollen wir denn aber anfangen?““ fuhr ich fort.

„Senden Sie,“ erwiederte er, „Ihre Pässe nach Livorno, und lassen Sie sie dort vom sardinischen und preußischen Konsul visiren.“

„„Und woher sollen wir,““ fragte ich ferner, „„das Geld nehmen, welches erforderlich ist, um hier mehrere Tage auf die Zurückkunft des Boten harren und diesen bezahlen zu können, da wir nur noch für die kurze Reise über Pontremoli nach Mailand mit

Gelde verſehen ſind und unſre Creditbriefe auf Mailand lauten?““

„Was geht das mich an?“ antwortete er mit äußerſtem Befremden.

„„Stellen Sie ſich,““ ſagte ich nun, „„unſere außerordentliche Verlegenheit vor; wir ſind Unterthanen einer Ihrem Landesherrn befreundeten Macht, und werden Ihre Humanität zu rühmen wiſſen, wenn Sie unter den obwaltenden beſondern Umſtänden eine Ausnahme geſtatten. Hätten wir gar keine Päſſe, würden Sie gegen Ihre Pflicht handeln; wir haben aber vollgiltige, durch des Königs von Preußen Majeſtät und durch viele Geſandtſchaften beglaubigte Päſſe und Einer der Reiſegeſellſchaft hat ſogar das Viſum der ſardiniſchen Geſandtſchaft.““

Statt aller Antwort lächelte er höhniſch.

„„Warum haben Sie denn,““ fuhr ich empört fort, „„bei andern Reiſenden eine Ausnahme gemacht?““

Er ſah mich wüthend an, wandte ſich aber ſchnell darauf, wieder Kälte affektirend, an meinen Bruder. „Sie ſind auch in preußiſchen Dienſten,“ ſagte er lächelnd; „das intereſſirt mich; ich habe auch in Preußen gelebt, war lange Zeit in Schleſien; das iſt ein ſchönes Land.“

Mein Bruder pflichtete ſeiner Meinung bei.

„Ja,“ fuhr der Kommandant fort, „ich war dort in Bunzlau als Kriegsgefangener.“

„„Aha,““ dachte ich, „„nun begreife ich Ihre

Ungefälligkeit gegen uns arme Preußen, Herr Kommandant!“

Noch einmal verſuchte ich mit den höflichſten Bitten ihn zur Nachgiebigkeit zu bewegen; allein es war vergebens. Die Geduld ſchwand, meine Worte wurden heftiger, ſeine Antworten drohender, und zitternd vor Aerger verließen wir den rachſüchtigen Italiener, der ſchon manchem Preußen es mag haben empfinden laſſen, daß er vor 20 Jahren einſt bei uns als Gefangener lebte.

Unſer Wirth hatte zuweilen verſucht, ein Wort zu unſern Gunſten mit einfließen zu laſſen, es blieb aber unbeachtet. Ich halte ihn für aufrichtig; meine Reiſegefährten ſind indeſſen anderer Meinung und behaupten, ſie hätten geſehen, daß er während meines Geſprächs mit dem Kommandanten, heimlich dem Sekretair deſſelben mehrmals zugewinkt und gelacht habe. Freilich muß es dem Wirth in Sarzana lieb ſein, wenn Reiſende bei ihm aufgehalten werden. Ich will nicht behaupten, daß er falſches Spiel mit uns geſpielt; allein that er es, ſo läßt ſich auch das Benehmen des Kommandanten erklären, und unſer Unwille muß dann noch größer ſein.

Beim Zurückgehen nach dem Gaſthofe ſuchte uns der Wirth zu tröſten. „Es giebt hier einen Schnellläufer,“ ſagte er, „der davon lebt, die Päſſe der hier aufgehaltenen Reiſenden nach Livorno zu tragen. Wenn ich ihn jetzt fortſchicke, iſt er morgen Abend um 10

Uhr wieder hier, und Sie können dann übermorgen früh abreiſen. Keine Gelegenheit iſt ſchneller.“

Wir baten, den Mann augenblicklich abzuſenden, und kamen überaus mißmüthig nach dem Gaſthofe zurück, wo wir uns nun, um 4 Uhr Nachmittags, zu Tiſche ſetzten. Wie überall in Italien, wurden uns auch hier außer der Suppe und dem dazu gehörigen geriebenen Parmeſan-Käſe mit Deſſert 12 Schüſſeln aufgetragen, wir konnten aber vor Aerger nichts genießen. Ueberdies war die Bereitung der Speiſen elend.

Inzwiſchen hatte ſich das Wetter völlig geändert. Wir können nicht einmal ſpazieren gehen; ſondern wir müſſen den Reſt des Tages im Zimmer zubringen, wo, nachdem wir uns jetzt in unſer Geſchick ergeben haben, wieder Heiterkeit zu herrſchen beginnt und der eifrige Fang biſſiger Flöhe genügende Unterhaltung gewährt.

Drei und vierzigſtes Kapitel.

Die Flohlegion. Fortdauer des Regenwetters. Guter Wein. Die Orangenwälder von Sarzana. Das Wetter klärt ſich auf. Spazierfahrt. Ruinen von Luni. Oekonomiſche Notizen. Kopfputz der Weiber. Die Gefangenſchaft der Reiſenden hört auf.

Sarzana, den 10. Juli.

Noch eine Nacht ſollen wir hier zubringen? Wir haben auf Ameiſenhaufen gelegen, ſo wimmelt es hier von Flöhen. Es bleibt dabei: Aerger und Hunger bei Tage, und Nachts kein Schlaf; das ſind die Freuden Italiens! — Auch den heutigen Vormittag zwang uns das noch immer ſchlechte Wetter, im Zimmer zu bleiben. Wir betrachteten uns als arme Gefangene. Um zwei Uhr erhielten wir eine höchſt elende Koſt; doch lieferte man uns zum Nachtiſch gute Pflaumen und Feigen. Der Wein iſt gut. Der Wirth, welcher ſich alle erdenkliche Mühe giebt, uns aufzuheitern, erzählt uns, daß dieſer Wein in der Umgegend Sarzana's in außerordentlicher Menge

gewonnen werde und daß die Flaſche nur einen Soldo (Sous) koſte *). Er ſetzte uns aber außer dieſem gewöhnlichen Tiſchweine noch eine, wie er ſagte, von ihm ſelbſt gezogene Sorte Muskateller vor, die er zwar ſehr theuer gab, die indeſſen vortrefflich war. Hinter ſeinem Hauſe zieht er auch ein Paar Citronenbäumchen am Spalier. —

Nach Tiſche hatte ſich das Wetter aufgeklärt. Der Wirth machte uns nun den Vorſchlag, ſpazieren zu fahren, und die Umgegend Sarzana's in Augenſchein zu nehmen. Man legte Poſtpferde vor einen kleinen, ſchlechten Wagen und unſer Ausflug begann.

Sarzana iſt rings von grauſchwarzen, aus Felsſteinen zuſammengefügten Mauern und Mauerthürmen umgeben, die Felſentrümmern gleichen, und an vielen Stellen bereits völlig verwittert ſind. Die Stadt muß, hiernach zu urtheilen, uralt ſein; we-

---

*) Man rechnet im Königreich Sardinien nach scudi (1 Rthl. 10 Sgr.) lire, soldi (écus, livres, sous); hier in Sarzana nach francs und sous; im lombardiſch-venetianiſchen Königreiche nach lire austriache (Zwanzigkreuzern), carantani und centesimi; im Großherzogthum Toskana nach lire, soldi, paoli und denari; im Kirchenſtaate nach scudi zu 100 bajocchi, deren jeder 5 quatrini hat; und in Neapel nach ducati, carlini, grani und cavalli. (Ein Dukaten etwa 1 Rthl. 4 Sgr. preußiſch, hat 10 carlini, ein carlino 10 grani und ein grano 12 cavalli). In ganz Italien aber gilt der Piaſter.

nigſtens tragen die Mauern derſelben, um welche ſich ein Graben hinzieht, weit unverkennbarere Spuren des Alterthums an ſich, als das Koliſeum zu Rom. Sarzana liegt in einem ſehr freundlichen und gut angebauten weiten Thale. Wir fuhren zu dem Thore hinaus, welches nach Carrara führt, und ſchlugen hier einen Nebenweg ein, um nach den Ruinen der alten Stadt Luni zu gelangen, die nicht weit von Sarzana im freien Felde liegen. Ueberall zeigten ſich niedrige Rüſtern und Gärten mit Wein, Feigen und gewöhnlichen Obſtbäumen bepflanzt. Auch die Raine der Felder waren mit Obſtbäumen beſetzt, an denen Weinreben hingen, während die Felder ſelbſt der ſchilfartige Mais bedeckte. Zur Linken zog ſich eine langgedehnte, niedrige Hügelkette, auf der hier und da eine kleine Ortſchaft wie ein graues Neſt am Felſen klebte, bis zu den zwei Meilen entfernten hoch in die Luft ragenden ſchwarzgrauen Felſenbergen Carrara's hin; rechts beſchränkte ein niedriger Höhenzug die Ausſicht auf das nah gelegene Meer, und hinter uns, jenſeits der Stadt, erhob ſich in dunkelblauer Färbung die mehrere Meilen entfernte Gebirgskette, welche bei Spezia ins Meer abfällt.

Wir hielten an einem Maierhofe und gingen von hier zu Fuße nach den Ruinen. Sie ſind nicht der Anſicht werth. Ein altes rundes Loch, von Trümmern umgeben, wird mit der Bezeichnung Amphitheater beehrt; außerdem erblickt man noch

ein Paar andre Steinhaufen und ringsumher niedriges Gestrüpp.

Unser guter Wirth, dem daran gelegen sein mochte, den Tag mit Ehren hinzubringen, schleppte uns sodann noch durch Dick und Dünn nach einem Feldgarten, welcher näher an der Stadt lag, um uns auch hier — noch ein Paar alte Grundmauern zu zeigen. Daran war nun zwar eben so wenig zu sehen; inzwischen benutzten wir diesen Spaziergang, uns einige ökonomische Notizen zu sammeln. Der Wirth erzählte uns auf Befragen, daß der Boden hier sehr fruchtbar sei, daß man alljährlich darauf zwei mal Mais, und dann noch Rüben gewinne. Von Jagd weiß man auch hier nicht viel; höchstens giebt es Hasen und Kaninchen.

Wir haben in Sarzana einen wunderlichen Kopfputz der gemeinen Weiber bemerkt. Sie tragen nämlich ein Strohhütchen, in Form eines winzigen Männerhutes, welches mit Strohschleifen geschmückt und so klein ist, daß es mit den Rändern grade nur den Wirbel des Kopfes bedeckt. Wir riefen laut, als wir des ersten Weibesbildes ansichtig wurden, welches so lächerlich geputzt war: Ehrfurcht! Dort nahet ein italienisches Kostüm! —

In der Dämmerung kamen wir zurück, und dem Himmel sei Dank — jetzt haben wir unser Tagewerk vollbracht! —

Am 11. Juli, Morgens.

Der Bote iſt ſeit geſtern Abend um 11 Uhr zurück, unſere Päſſe ſind viſirt; die Rechnung iſt bezahlt; die Poſtillone klatſchen mit der Peitſche. Wir ſind erlöſet; es geht auf dem Landwege an der Meeresküſte nach Genua! —

Vier und vierzigſtes Kapitel.

Wirthsrechnung in Carzana. Betrachtungen über den Schnellläufer. Abreiſe von Carzana. Der Golf von Spezia. Borghetto. Erhabene Schönheit der Gegend. Materano. Felsgebirge. Bracco. Die Reiſenden gerathen in Gefahr, in Abgründe hinabgeriſſen zu werden. Seſtri. Chiavari. Agaven. Rapallo. Recco. Ankunft in Genua. Albergo de' quattro Nazioni. Der ſtehſangende Schneider. Schöne Muſik. Beſchreibung von Genua. Prächtige Palläſte. Die Kathedrale; die Kirchen dell' Annunziata und Carignano. Blick von der Kuppel der letztern Kirche. Die Gegend von Genua iſt ſchöner, als die von Neapel. Die Brücke von Carignano. Palazzo reale. Piazza de' Banchi. Colonnenveſtibüle des Univerſitätsgebäudes. Von ſchönen Frauen auch in Genua keine Spur. Lukulliſches pranzo. Franzöſiſche Weine. Regen. Spazierfahrt im Hafen. Das Admiralſchiff. Der Leuchtthurm.

Genua, am 12. Juli.

Der Himmel hat es gut mit uns gemeint, daß er uns gezwungen, über Genua zu gehen. Auf dieſe Weiſe haben wir den reizendſten Theil Italiens

kennen gelernt; ist uns endlich doch einige Entschädigung für unaufhörliche Qualen zu Theil geworden.

Unser trefflicher Wirth in Sarzana brachte uns gestern früh eine Rechnung über — 100 Francs. Das war denn doch für einen und einen halben Tag gar sehr theuer; dazu forderte und erhielt er 30 Francs für den Boten nach Livorno und 3 Piaster für das Visiren der Pässe, und uns blieb um so mehr überlassen zu glauben, was wir wollten, weil man uns, aller Aufforderungen ungeachtet, den Boten gar nicht vorgestellt hat, und es nicht wohl begreiflich ist, wie er nach Livorno hin und zurück, im geraden Wege zusammen ungefähr 30 Meilen innerhalb 31 Stunden gelaufen sein und außerdem noch die Unterschrift der beiden Konsuln erlangt haben kann. Diese Unterschriften sind aber auf unsern Pässen wirklich vorhanden. Meine Gefährten lachen, indem ich noch jetzt meine Verwunderung zu erkennen gebe, und äußern, sie wüßten sich Alles sehr wohl zu erklären; auch könne, wie es der gute Wirth zu Sarzana mit uns gemeint habe, nun wohl nicht mehr zweifelhaft sein.

Wir erreichten um 10 Uhr Vormittags das Städtchen Spezia, welches an einem von grünen Bergen eingeschlossenen reizenden Golf gelegen ist, auf dem wir indessen nur Fischerbarken wahrnahmen. Am Ausgange des Golfs zeigte sich rechts an der äußersten Spitze der Anhöhen Porto-Venere mit der

uralten Feſtung. Wir mußten ſchon in Spezia unſre Päſſe wieder viſiren laſſen; auch legte man uns hier vier Pferde vor. Hinter der Stadt galt es indeſſen freilich die Berge empor zu klimmen, welche, als Fortſetzung der an dem weiten Golf von Genua ſich hinziehenden penniniſchen Alpen, ſich hier aus dem Meere emporheben. Die Anhöhen, welche Spezia umgeben, ſind ſämmtlich mit Oliven, Obſtbäumen und Landhäuſern bedeckt. Im Emporſteigen überſahen wir die ganze Ausdehnung des Golfs. Er glich einem ſchmalen, grünen Becken, in dem die kryſtallhelle Fluth perlt.

Wir blieben längere Zeit in dieſen Bergen. Das Meer verſchwand, da ſich der Weg von Spezia nach Borghetto rechts abwendet. Die Chauſſee war meilenweit mit einem bräunlich-blauen und mit gelben Faſern überzogenen Geſtein überſchüttet, in dem ich Serpentin und Aſbeſt erkannte, der hier in Menge gefunden wird. Gebirgsflüßchen verſchönten die Gegend. Vor Borghetto, welches im Thal liegt, mußten wir quer durch das Steingeröll eines ſeichten Fluſſes fahren. Hier erhielten wir, aller Proteſtationen ungeachtet, abermals 4 Pferde; allein die Straße ging dann auch unabläſſig bergan. Die Gegend entfaltete erhabene Schönheiten; nackte und in der Sonnenbeleuchtung röthlich graue Felſengebirge umgaben uns nah und fern rings umher, und ragten mit gähnenden Klüften und grotesk geſtalteten Häuptern, ſchauerlich wild und majeſtätiſch in die

Luft empor. Bei drückender Mittagshitze erreichten wir Materano, eine elende Ortschaft, aus einer Reihe Häuser bestehend. Wir hatten gedacht, hier Mittagsbrot zu uns nehmen zu können. Als wir aber den schweineställähnlichen Gasthof sahen, und sich uns ein schmieriger Kerl mit der Frage näherte, was wir denn eigentlich zu haben wünschten, verging uns der Appetit und wir fuhren weiter über die furchtbar öden Felsgebirge dahin. Oft windet sich der Weg auf der Mittelhöhe des Gebirgs am steilen Abhang hin, links das Meer, rechts unmittelbar vom Wege emporsteigend, die höheren Felsenmassen, so daß man glaubt, der Wagen müsse in die Fluth hinabrollen. Aus der Entfernung bemerkt Niemand eine Spur dieses an die steilen Felsen geklebten und selbst durch eine Felsengallerie führenden Weges; die ganze Straße ist erst in neuerer Zeit angelegt und ein Meisterstück des Wegebaues. Früher mußte man von Spezia aus zu Wasser nach Genua reisen. Um 2 Uhr kamen wir verschmachtet nach Bracco, einem Posthause, welches auf den kahlen Bergen liegt, die hier in wellenförmigen Terrassen gegen das Meer abfallen, und einen entzückenden Blick über ein hügeliges Thal und das tief unten liegende, etwa eine Meile entfernte Meer gewähren. Wir erhielten hier einen in Oel gesottenen Eierkuchen; Kartoffeln, welche roh in Stücken geschnitten und gebraten worden waren; ein Jammergebäck als Brot, und eine trübe, gelbe Jauche als Wein. Dennoch mußten

wir übermäßig bezahlen. Bei der Abreise zankten wir uns über das vorgelegte vierte Pferd und den zweiten Postillon so lange und energisch, bis es abgenommen, und unser Wagen einem Postillon mit drei Pferden anvertraut wurde. Ich darf hier nicht unbemerkt lassen, daß in ganz Italien niemals drei oder vier Pferde neben einander, sondern daß stets zwei und zwei, oder eins und zwei hinter einander gespannt werden. Als wir daher später wieder bergab fuhren, konnte unser Postillon, daran gewöhnt, das Vorderpferd von einem Kameraden leiten zu lassen, dasselbe nicht regieren; es lief bald links und rechts und brachte uns mehrmals in die Gefahr, in einen Abgrund gerissen zu werden.

Allmälig zeigte sich wieder Vegetation; mit Freude begrüßten wir hier ein kleines Häuflein vaterländischer Kiefern, bis jetzt noch nie in Italien gesehen. Plötzlich öffnete sich dem Blick ein schmales, nach dem Meere hinabführendes, freundliches Thal; die Hügel, welche es einschlossen, prangten mit edlen Kastanienbäumen; unten lag am Ufer der kleine Ort Sestri.

Von Sestri begaben wir uns über das freundliche Städtchen Chiavari nach Rapallo, indem wir fast unausgesetzt mehrere Meilen weit dicht am Gestade hinfuhren. Hier sahen wir das Meer in unendlicher Pracht. Weit her rollten die mächtigen Wogen, und brachen sich schäumend an den Felsenklippen, so daß der Gischt oft in unsern Wagen

sprühte. Genua war durch die vorspringende Bergzunge von Porto fino noch unsern Blicken entzogen. In der Nähe der Ortschaften, wo fruchtbare Uferstrecken angebaut und bepflanzt waren, sahen wir hart am Strande, gleichsam als Befriedigung gegen den Wellenschlag in langen Reihen die Agave angepflanzt, die hier indessen keine Stämme hat, sondern die schwertförmigen Blätter nur ein Paar Fuß in die Höhe streckt.

Es war schon acht Uhr Abends, als wir in Rapallo ankamen, und noch hatten wir fast fünf deutsche Meilen bis Genua zurückzulegen. Da wir eingesehen, daß es gefährlich ist, im Gebirge mit drei Pferden und einem Postillon zu fahren, und wir jetzt bei einbrechender Nacht abermals hohe Bergrücken hinansteigen mußten; so machten wir keinen Einwand mehr gegen vier Pferde und zwei Postillone. Noch sahen wir das Meer zur Linken, bald aber verschwand es hinter den Bergrücken von Porto fino. Als wir es wieder erblickten, war es völlig dunkel. — Auf der letzten Station von Recco nach Genua, welche dicht am Meere hinführt, kamen wir durch mehrere volkreiche, kleine Ortschaften, welche, wenn wir dem Scheine unserer Wagenlaternen trauen dürfen, sehr hübsch gebaut sein müssen.

Erst gegen Mitternacht erreichten wir Genua. Unser Gasthof, das Albergo de' quattro nazioni, ist in einer schmalen Gasse gelegen und geht hinten nach dem Hafen hinaus. Noch immer finden wir

den glatt polirten braunen Estrich in den Zimmern; doch hören die Gitterbrüſtungen vor den Fenſtern an vielen Orten ſchon auf. Man hat hier freie Balkons mit Glasthüren und Mauerbrüſtungen in den meiſten Fenſtern. Als wir heut früh auf das Gewühl der engen Gaſſe hinabblickten, wo Kaufläden an Kaufläden den lebhafteſten Verkehr veranlaſſen, glaubten wir, Genua ſei ein ſo ſchmutziger Ort, wie alle übrigen italieniſchen Städte. Die außerordentlich hohen, gewaltigen breiten Häuſer ſind mit Spinnengeweben behangen. Auf dem Balkon eines dieſer Häuſer uns gerade gegenüber iſt eine Schneiderwerkſtätte aufgeſchlagen. Der Meiſter rührte rüſtig ſeine Nadel; nur zuweilen legte er ſeine Arbeit bei Seite. Dann krempelte er, ohne auf uns zu achten, ſeine Beinkleider in die Höhe und fing Flöhe, die er über den Balkon hinab auf die Straße warf. Dieſes Schauſpiel wurde von einer entzückenden Muſik begleitet, welche das Muſikkorps eines hier garniſonirenden, ſardiniſchen Garde-Regiments mit meiſterhafter Vollkommenheit in einem nahe gelegenen Saale ertönen ließ. So iſt in Italien das wenige Schöne, welches man findet, ſtets dem Ekelhaften vergeſellſchaftet, und man kann nie zur rechten Freude gelangen. Hinten heraus hatten wir von einem Balkon die Ausſicht über Hunderte von Seeſchiffen, die im Hafen lagen, und auf den rechts in der Entfernung über die Maſten hinaus ragenden Leuchtthurm.

Wir begaben uns in die Stadt, in der festen Ueberzeugung, wie immer bisher, auch hier enttäuscht zu werden. Allein wir haben uns geirrt. Genua ist sehr schön! —

Der Zufall hat uns in einen Gasthof geführt, der offenbar absichtlich, und zwar deshalb in einer engen Gasse angelegt worden ist, um den einkehrenden Fremden den Anblick des in der Nähe befindlichen Hafens gewähren zu können. Im Uebrigen besteht Genua fast nur aus breiten, herrlichen Straßen, und aus hohen und prächtigen Marmorpalästen, unter denen besonders die Paläste Balbi, Durazzo, Brignole, Spinola, Palavicini und Doria zu bemerken sind. Nirgend beleidigt das Rußige und Trümmerhafte der faulenden Kloakenstadt Venedig in Genua das Auge. Alle Gebäude prangen in frischen, vielleicht zu bunten Farben. Während man in Venedig ungläubig das Haupt schüttelt, wenn der Cicerone einen schwarzen, verödeten Steinklumpen mit dem Namen eines berühmten Pallastes bezeichnet, hält man in Genua unwillkürlich eine Menge der einfachsten Privatwohnungen für Paläste; so groß sind sie, so schön gebaut und so sauberem Aussehens. Wohin wir gingen, fragten wir uns staunend, ob wir in Italien seien? Die Straßen sind so reinlich, daß wir in dieser Beziehung keine Stadt im deutschen Vaterlande damit zu vergleichen wissen. Insbesondre entzückt der Anblick der Baldistraße und ihrer Fortsetzung der strada nuova und

mossissima. Allerdings giebt es in Genua auch einige enge Gassen; indessen weht überall die gesundeste, reinlichste Luft; nirgend wird die Nase durch ekelhafte Stinkwaaren beleidigt. Die engeren Straßen dürfen nur von Fußgängern betreten werden, und sind am Ein- und Ausgange durch Pfähle für Wagen und Reiter gesperrt.

Wir besahen die schöne, gothisch gebaute Kathedrale des heiligen Laurentius, so wie die mit den zierlichsten Säulen und Bogen geschmückte Kirche dell' Annunziata, und begaben uns dann nach der Kirche von Carignano, welche auf dem erhöht in das Meer vorspringenden Theil der Stadt gelegen ist und von deren Kuppel man sich einer Aussicht erfreut, die einzig in der Welt genannt werden muß. Ich kenne Konstantinopel aus einem trefflichen Panorama, und habe erst vor wenigen Wochen Neapel gesehen; allein beide Städte stehen rücksichtlich der Schönheit ihrer Lage weit hinter Genua.

Der Hafen von Genua bildet einen Halbzirkel, welcher von der Meeresseite durch zwei befestigte Dämme, die in der Mitte eine Einfahrt offen lassen, vertheidigt wird. Vom Ufer aus heben sich rings die Vorberge der Meeralpen amphitheatralisch empor; Hügel an Hügel reiht sich in wellenförmigen grünen Terrassen bis zur Höhe der nackten Gebirge, welche rings, etwa eine Meile von der Stadt, in mahlerischer Form den Horizont begrenzen. Am Fuße der untern Hügel und am Abhange derselben dehnt sich längs dem

Ufer die prächtige Stadt aus mit ihren Palläſten, ihren zahlreichen Kuppeln und ſchlanken viereckigen Thürmen; die rechts vorſpringende Spize des Halbzirkels, eine Anhöhe, die in das Meer hineinragt, endigt mit der Kuppel und den beiden ſchlanken Thürmen der Kirche von Carignano; die linke mit dem Leuchtthurm, der auf einem Felſen am Ufer des Meeres ſteht. Genua iſt überall ſtark befeſtigt, hohe Böſchungen und Baſtionen mit vielfach ausgezackter Bruſtwehr bilden den Rand des Hafenbeckens. Das Meer iſt hier ein anderes als bei Neapel und Livorno. Es hebt ſich unaufhörlich in ſchäumenden Wellen, die ſchneeweißen Giſcht umherſprüzen und ſich gegen die Felſen und Baſtionen der Stadt und des Molo brechen. Sowohl innerhalb des Hafens als außerhalb deſſelben wimmelt es von Kriegs-, Kaufahrtei- und Transportſchiffen, zwiſchen denen Feluken und Barken ſchnell dahin gleiten. Das Meer verſchwindet fern am Horizont; links jenſeits des Leuchtthurms flacht ſich das vorſpringende Geſtade allmälig ab; bei hellem Wetter ſoll man die Vorberge von Nizza erblicken können. Mit Entzücken ruhte unſer Auge bald auf dem unermeßlichen Meere, bald auf dem göttlichen Amphitheater am Ufer. Dort rollten die mächtigen Wellen in ſtets erneuerter Wuth gegen die Felſen des Leuchtthurms, und hüllten ihn in Schaum; hier zog ein Dreimaſter majeſtätiſch durch die Fluth; dort ſchaukelte mit ausgeſpanntem lateiniſchem Segel ein kleines Boot kühn auf dem

unruhigen Element. Unter uns und in unſerer Nähe brauſete und wogte das Meer; in weiter Ferne glich es einem polirten dunkelblauen Stahlſpiegel. Allein noch ſchöner war das Bild, welches die Stadt bot. Unten am Saume des Hafenbaſſins dicht gedrängte Häuſermaſſen, darüber hinaus auf den Wellenhügeln am Fuße des Gebirges Gärten und unzählige Villen, die in verſchiedenen Reihen die terraſſenförmigen Höhenzüge ſchmücken. Hier ſehen wir wieder das ſaftige Grün unſers Vaterlandes, hier prangen die Häuſer in freundlichen Farben; nirgend zeigen ſich die höhlenhaften Wohnungen und ſchwarzen Fenſterlöcher des übrigen Italiens; überall erblickt man die herrlichſten, freundlichſten Gebäude, Glasfenſter und grüne Jalouſien. Wenn Genua rothe Dächer hätte, würde der Anblick der Stadt noch ſchöner ſein; leider aber herrſcht auch hier, wie in Wien der Gebrauch, die Dachziegel mit einer zu großen Menge von Kalk zu verbinden, ſo daß derſelbe überall hervorquillt und die Dächer in der Entfernung weiß erſcheinen. Allein nichts deſto weniger haben die Gebäude Genua's keineswegs das Todte, welches der Stadt Wien, aus einer gewiſſen Entfernung geſehen, eigenthümlich iſt, indem dort das Weiße der Mauern und der Dächer eine unerfreuliche Monotonie hervorbringt; — ſondern die bunten Farben der Häuſer und die grünen Jalouſien geben der Stadt ein ſo einladendes Anſehen, daß man ſich hier unwillkürlich heimathlich und wohl fühlte. Einzelne

Mauern ziehen ſich hier und da die Berge hinan, die ſelbſt auf den höchſten Gipfeln am Horizonte noch Häuſer und Kaſtelle zeigen. Wahrlich: Genua iſt ſchöner, als es die kühnſte Phantaſie ſich zu erſinnen vermag!

Aber das wundert mich nicht; denn — Genua ſollte eigentlich gar nicht mehr zu Italien gerechnet werden. Ganz Sardinien ſchließt ſich in den Sitten mehr den Franzoſen an. Faſt Jedermann ſpricht in Sardinien franzöſiſch und nur ſehr ſchlecht italieniſch. Die charakteriſtiſchen Kennzeichen Italiens beginnen eigentlich erſt da, wo auf der Landcharte der Stiefel anfängt; was nördlich darüber hinaus liegt, erinnert mehr an Deutſchland oder an Frankreich. Schon zur Römerzeit grenzte Norditalien mit dem Rubikon und der Magra, welche letztere wir hinter Sarzana bereits paſſirt haben.

Unſer Cicerone zeigte uns die zu unſern Füßen liegende, auf drei gewaltigen Bogen ruhende, breite Brücke von Carignano, welche zwei Anhöhen mit einander verbindet, und unter deren Bogen ſich eine kleine Gaſſe hinzieht. Außerdem machte er uns auf einen Feſtungswall am Meere aufmerkſam, wo vor vier Wochen mehrere Mitglieder der ſardiniſchen Verſchwörung erſchoſſen worden ſind. Er erzählte uns frei und offen den Hergang dieſes Ereigniſſes, von dem wir bis jetzt in unſerer Abgeſchiedenheit von dem geſellſchaftlichen Leben noch nichts erfahren hatten.

Wir begaben uns hierauf nach der Brücke hinab,

die nur für Fußgänger zugänglich iſt. Auch von ihr erfreut man ſich einer angenehmen Ausſicht über das Meer. Als wir über die maſſive Bruſtwehr der Brücke auf die unter derſelben gelegenen Häuſer hinabblicken wollten, und zu dem Ende auf eine ſteinerne Bank ſtiegen, zog uns eine Wache, die hier aufgeſtellt iſt, zurück. Unſer Cicerone erzählte uns, daß ſich hier vor Kurzem einer der Verſchwornen hinabgeſtürzt habe, und daß es ſeitdem verboten ſei, auf die Bank zu ſteigen. Da nun die Bruſtwehr zu hoch iſt, um ſtehend bequem darüber hinabzublicken, ſo haben wir von der eigentlichen Höhe der Brücke keine rechte Vorſtellung.

Noch beſichtigten wir den ehemaligen Dogenpallaſt, jetzt Palazzo reale, mit dem ſchönen Marmorſaal, in dem der Rath einſt ſeine Verſammlungen hielt; die zierlich gebaute Säulenhalle auf der piazza de' banchi, das wunderwürdige Bauwerk der Säulenveſtibüle des Univerſitätsgebäudes, der ich an Zierlichkeit und Geſchmack kein anderes Bauwerk an die Seite zu ſetzen weiß; endlich aber das ſchöne von Karl Felix erbaute Theater. Die Stadt iſt ſehr groß, gewiß eine deutſche halbe Meile lang, und zählt 80,000 betriebſame Einwohner. Sie hat einen Erzbiſchof, eine Univerſität, eine Marineſchule und ein Jeſuiter-Collegium. So weit wir kamen, fanden wir hier nirgend die Handwerker auf den Straßen; wenn gleich noch immer Geſindel genug, um nicht zu vergeſſen, daß wir wirklich noch in Italien wären. Von ſchö-

nen Frauen ſahen wir auch hier keine Spur. Wie die Frauen Venedigs ſchwarze, tragen die Damen hier weiße Schleier, ſo daß ſich ſelbſt in dieſer geringfügigen Aeußerlichkeit noch jetzt der ſchroffe Gegenſatz offenbart, in dem die beiden mächtigen Republiken einſt einander gegenüberſtanden. Und noch jetzt iſt ruſſig und ſchwarz, wie der Schleier ſeiner Weiber, Venedig; rein und glänzend, wie der Schleier der hieſigen Frauen, das herrliche Genua. — Die ſardiniſchen Truppen gleichen, durch Schnitt und Farbe der Uniformen, noch mehr als die neapolitaniſchen, dem preußiſchen Militair; ſo daß wir uns beim Anblick der hieſigen Garniſon in unſer Vaterland verſetzt wähnen. —

Im Gaſthofe erwartete uns eine Mittagstafel, auf der ein lukulliſches Mahl prangte. Was die verwöhnte Zunge eines Gourments nur wünſchen mag, wurde uns hier geboten; zu unbekannt mit den Kunſtausdrücken der Küche, erwähne ich, daß man uns achtzehn Schüſſeln, darunter treffliche Auſtern, Hummeerſalat, friſche Sardellen in pikanter Salzſauce gebraten, leckere Mehlſpeiſen und eine Paſtete von Farce, Trüffeln, Hühnerkämmen und Hühnerleibern vorſetzte. Doch auch hier wird noch mit Oel, nicht mit Butter gekocht. Außerdem kredenzte man uns die feinſten franzöſiſchen Weine, die, da Genua Freihafen iſt, hier um billige Preiſe zu haben ſind. Ich darf hierbei nicht unbemerkt laſſen, daß ſich die Gaſtwirthe in den großen Hauptſtädten

Italiens ſämmtlich franzöſiſche Weine halten, da ſie wohl wiſſen, daß die inländiſchen, mit wenig Ausnahme, nicht zu trinken ſind.

Nachmittags hatte ſich der Himmel wieder überzogen, wir wanderten indeſſen abermals in die Stadt und achteten nicht des Regens, der auf der Brücke Carignano uns durchnäßte. Wir fuhren, als er nachgelaſſen, in der entzückend ſchönen Umgebung der Stadt ſpazieren. Wohin das Auge ſchaut, erblickt es auf den grünen Anhöhen die köſtlichſten Villen. Gegen Abend beſtiegen wir eine Barke, und fuhren im Hafen umher. Es war kalt und ſtürmiſch; die Wellen gingen ſchon innerhalb der Befriedigung des Molo ſehr hoch; außerhalb des Molo aber war die Fahrt wirklich gefährlich. Im Hafen lag das völlig armirte Admiralſchiff der ſardiniſchen Flotte vor Anker. Wir legten bei dem Koloß an und baten um die Erlaubniß, ihn beſichtigen zu dürfen. Dies wurde geſtattet. Der Hochbootsmann*) empfing uns an der Stelle der abweſenden höhern Offiziere und zeigte uns alle Theile des Schiffs. Welch ein Unterſchied im Vergleich mit dem Kriegsſchiff, welches wir in Venedig geſehen haben! Es iſt ein Linienſchiff von 80 Kanonen, mit drei Decken, drei Maſten und drei Reihen von Stückpforten. Die Planken des Rumpfes ſind grün angeſtrichen; am

*) Ein Offizier, der die Aufſicht über die Matroſen und die Takellage führt.

Spiegel *) prangt der Name des Schiffes in goldenen Buchſtaben. An der Steuerbordſeite**) führt eine mit einem meſſingenen Geländer eingefaßte, bequeme Treppe auf das oberſte Deck. Dies liegt etwa 18 Fuß über dem Waſſer und iſt ungefähr 25 Schritte breit und 80 Schritte lang. Vom Spiegel des Schiffes bis zum großen Mittelmaſt erſtreckt ſich das erhöhte Hinterkaſteel oder die Schanze, an deren Seiten ein Paar Kanonen von leichtem Kaliber ſtehen; der hintere und noch mehr erhöhte Theil der Schanze aber bildet das Hüttendeck. Der Schanze gegenüber am Bug***) befindet ſich die erhöhte Back, oder das Vorderkaſteel. Die Fläche zwiſchen dem Deck der Back und dem der Schanze, oder die Kuhl iſt in der Mitte durch zwei Treppenluken und durch Vergitterungen (Röſterwerk) zum Abziehen des Rauches, und zum Einlaſſen der friſchen Luft; an den Seiten aber durch Schiffskanonen unterbrochen. Dieſe ruhen auf Laffeten, welche mit Rollen verſehen ſind. Ueber den Kanonen gehen die ſogenannten Laufplanken hart am Bord vom Deck der Back bis zu dem der Schanze fort. Mit Freude ruht das Auge emporblickend auf den hohen Maſten, dem Beſaanmaſt hinten, dem großen Maſt in der Mitte

*) Der hintere Theil des Schiffes.

**) Die rechte Seite des Schiffes, vom Spiegel aus geſehen.

***) Der Vordertheil des Schiffes.

und dem Fockmaſt vorn, auf die Menge von Raen *) und Stengen **), auf die Schnüre des Takelwerks ***) und die eingereſſten, weißen Segel. Auf dem Hinterverdeck ſtand das meſſingene Rad, welches durch künſtlichen Mechanismus mit dem Steuerruder zuſammenhängt und dies in Bewegung ſetzt; auch befinden ſich hier mehrere nautiſche Inſtrumente, Bouſſole, Kompaß und Aſtrolabium, von höchſter Vorzüglichkeit. Gegenüber nach dem Bug hin erblickten wir die große Schiffsglocke und die beiden Gangſpille ****). Nach der Kajüte des Admirals in der Schanze führt eine ſchöne Treppe von Mahagoniholz, ebenfalls mit maſſivem, blankpolirtem Meſſinggeländer. Die Kajüte nimmt die ganze Breite des Schiffs am Spiegel ein, iſt etwa 6 Schritte tief, 6 Fuß hoch, und wird durch fünf lukenähnliche Fenſter, durch welche der Kommandeur des Schiffs in See ſchauen kann, erleuchtet. Der Ort, wo das Steuerruder an der Fenſterſeite durchläuft, iſt durch einen Spiegel verkleidet. Oben in der Decke befindet ſich ein ſilberner Kompaß. Das zu dieſem Zimmer gehörige Schlafgemach und eine Kammer ſind mit Mahagoni getäfelt. Unter den niedrigen Fen-

*) Segelſtangen.

**) Stenge heißt der zur Verlängerung eines Maſtes aufgeſetzte dünnere Theil deſſelben.

***) Die ſämmtlichen Seile eines Schiffes.

****) Ankertauwinden.

ſtern der Kajüte iſt eine Bank von demſelben Holze befeſtigt; das übrige Ameublement beſteht aus einem reichverzierten Sopha, aus Polſterſtühlen von Ebenholz, einem Tiſch und dem ſchon erwähnten Spiegel. Rings ſind Wandſchränke angebracht, in denen Geräthſchaften aufbewahrt werden. Wir ſtiegen zum zweiten Verdeck hinab. Hier ſahen wir einen ungeheuern, die ganze Länge und Breite des Schiffs einnehmenden, aber außerordentlich niedrigen Saal, den die durchlaufenden Maſten in der Mitte beſchränken, und der durch die Kanonenluken an beiden Seiten, ſo wie durch das Röſterwerk, erleuchtet wird. Er iſt 5 Fuß 8 Zoll hoch; große Männer können alſo hier nur gebückt gehen. Rechts und links erblickt man die Schiffskanonen der zweiten Batterie, und zwiſchen ihnen die Kriegsmunition an Kugeln in den Kugelbacken*) aufgeſchichtet. Dies Deck wimmelte von Soldaten, welche ihre Gewehre putzten. Unter der Schanze und zwar unter der Kajüte befindet ſich hier ein hübſcher Saal, der durch eine Menge von Fenſtern im Spiegel erleuchtet wird; vor demſelben aber ein düſteres, nur durch eine Oeffnung nothdürftig erleuchtetes, geräumiges Gemach, worin ein runder Tiſch und einige Stühle ſtanden. Es war das Speiſezimmer der Offiziere. An den Seiten dieſes dunkeln Zimmers liegen kleine Kämmerchen, nur ſo groß, daß ein Bett und einige Geräthſchaften

*) Einfaſſungen von Stricken, welche aufgenagelt ſind.

darin aufbewahrt werden können; es sind die Zimmer der Offiziere *). Vorn am Bug bemerkten wir rechts und links in der Nähe des hier durchlaufenden Bogspriets **) Verschläge für vierfüßiges und für Federvieh. Weiter hin nach der Mitte umschließt ein Verschlag die große Kambüse oder die Schiffsküche. Zwei vorn und hinten gelegene Treppen führen weiter hinab zum ersten Deck, welches durch die unterste Reihe der Luken erleuchtet wird. Hier befindet sich die Batterie vom schwersten Kaliber. Die Hangematten der Soldaten und Matrosen sind sowohl im ersten als im zweiten Verdeck zwischen den Kanonen oben an den Querbalken befestigt. Eine Menge von Galeerensclaven in Ketten reinigte das unterste Deck und bat uns nicht vergebens um ein Almosen. Unter dem Speisesaal und den Kammern der Offiziere sind hier ganz dunkle Verschläge angelegt. Man sagte uns, daß es die Krankenzimmer und die Arrestbehältnisse seien. Vorn am Bug er-

---

*) Bei dem Schiffe, welches wir in Venedig besahen, zeigte man uns hier im zweiten Verdecke, neben den Zimmern der Offiziere, eine Art Loch oder einen Winkel, der seitwärts durch eine Ritze etwas Licht und Luft einließ, mit dem Bemerken, daß es das Gemach des Schiffsgeistlichen sei. Der fromme Mann, der es einst bewohnte, hat sich daselbst unzweifelhaft in ascetischer Zurückgezogenheit den erbaulichsten Betrachtungen hingeben können.

**) Der am Vordertheil des Schiffes in schräger Richtung vorragende Baum.

blickten wir die hier durchlaufenden, gewaltigen Ankertaue. Dann stiegen wir noch tiefer hinab in den Raum über der Kuhbrücke *), wo wir uns schon unter dem Wasser befanden. Hier verbreiteten die Treppenluken nur noch wenig Hellung. Vom hintern Theil des Schiffs leuchtete uns aus der Dunkelheit ein trübes Flämmchen entgegen. Näher kommend bemerkten wir, daß es eine, in einer vergitterten Laterne neben einer eisernen Doppelthür hängende Lampe war. Diese eiserne Thür führte zur — Pulverkammer. Nicht ohne Schauder betrachteten wir den Eingang zu den Schrecken des Todes. In der Mitte der Kuhbrücke führte endlich eine vierte Treppe hinab in den untersten Raum, der noch von bedeutender Tiefe war und wo wir im Halbdunkel, welches die Treppenluken hier noch bewirken, die bauchige Form des Rumpfes, die ungeheuern Rippen des Kolosses, die Schiffspumpen und einige von den Abtheilungen erblickten, in denen hier unten mit weiser Oekonomie die Proviant- und Wassertonnen aufgestellt, auch Holz, Nothmaße, Taue, Stricke u. s. w. aufbewahrt werden. Jede weitere Entfernung im Raume war in schauerliche Dunkelheit gehüllt. — Wahrlich, es giebt kein wunderwürdigeres Gebäu, als ein Linienschiff! —

Und wiewohl dieser Koloß mit einer Last von

*) Kuhbrücke, ein Verdeck unter der untersten Batterie, welches sich unter dem Wasser im Raum befindet.

etwa 1500 Tonnen (30,000 Centnern) innerhalb des Molo ſich befand und alſo gegen die Wuth der Wellen geſchützt war, ſo ſchwankte er doch unaufhörlich der Länge nach von vorn nach hinten langſam hin und her, ſo daß wir nur mit ausgebreiteten Füßen zu ſtehen vermochten. Mit den Augen war dies Schwanken nicht zu bemerken; das Schiff ſchien vielmehr wie ein Felſen zu ſtehen; allein der Körper fühlte es; uns war, als ob ein Erdbeben den Fußboden unter uns bewege, oder vielmehr, wie dem zu Muthe, der ſich beim Schwindel vor dem Fallen zu ſchützen ſucht.

Wir begaben uns in der kleinen Barke nach dem Ufer zurück. Der Himmel war mit trüben Wolken bedeckt, der Wind noch heftiger geworden und die Kälte ſo groß, wie wir ſie uns im Juli in Italien wahrlich nicht vorgeſtellt hatten. Allein gerade in dieſem Wetter beſchloſſen wir den Leuchtthurm (la lanterna) zu beſuchen, weil jetzt das wild bewegte Meer im Kampfe mit dem Felſen des Thurms einen erhabenen Anblick gewähren mußte. Wir fuhren durch die Stadt, am Pallaſt Doria vorbei, zu dem ſchönen Thore hinaus, welches Karl Felix erbauen laſſen. Der Leuchtthurm Genua's iſt ein Meiſterſtück der Baukunſt. Viereckig und ſo ſchlank und zierlich gebaut, daß er bei ſeiner Höhe, und da er ſtets der Gewalt der Stürme Preis gegeben iſt, zuſammenzubrechen droht, trotzt er dennoch, feſt wie der Felſen unter ihm, den Elementen. Ich

kenne keinen Anblick, der mehr geeignet wäre, in eine romantiſche Stimmung zu verſetzen, als der eines menſchlichen Bauwerks auf einem feſten Felſen in bewegtem Meere! Wir gaben uns mit Entzücken dieſem Eindruck hin, und fuhren dann noch dicht am Strande durch die Vorſtadt ſpazieren, wo die vom Winde gepeitſchten in wilder Fluth daher rollenden und ſich überſchlagenden, graugrünen und ſchäumenden Wogen unausgeſetzt mit dumpfem Rauſchen zerſchellten und ächzend bis zu unſerm Wagen hin zerſtäubten.

Fünf und vierzigſtes Kapitel.

Wiederholung der ſchönen Muſik in Genua. Paganini und der flöhfangende Schneider. Der Pallaſt Doria. Trüber Himmel. Spazierfahrt im Thale. Vergleich der Gegenden von Genua und Neapel. Die Reiſenden verlaſſen Genua mit Betrübniß. Sardiniſches Poſtweſen. Die Bocchetta. Ponte decimo. Strömender Regen. Ronco. Die durchnäßten Reiſenden am Kaminfeuer. Flohwein. Kegelſpiel im Koth. Iſola del Cantone. Der Gebirgsfluß Scrivia. Arquata. Die Ebene von Novi. I passaporti! Albergo reale zu Novi.

Novi, am 13. Juli.

Heute früh hörten wir in Genua mit wahrem Vergnügen die Wiederholung der geſtrigen Militairmuſik. Es mag auffallen, daß ich eines ſo geringfügigen Umſtandes erwähne; allein nachdem ich mich mehrmals über den kläglichen Zuſtand der Muſik im Lande der Töne ausgelaſſen habe, darf ich nicht verſchweigen, daß Piſa und Genua hierin eine Ausnahme zu machen ſcheinen. Auch hat Genua in der Perſon Paganini's ein muſikaliſches Phänomen hervorgebracht, und es bilden ſich die Genueſer au-

genſcheinlich etwas darauf ein, daß der bewunderungswürdige Violiniſt ihr Landsmann iſt; denn wir haben dort mehrmals ſein Bildniß geſehen. Es prangte ſogar in der Stube unſers flöhfangenden Schneiders.

Wir beſuchten heut Vormittag noch den Pallaſt Doria, der am Hafen nicht weit vom Leuchtthurm gelegen iſt, und ebenfalls einen reizenden Blick über die herrliche Stadt gewährt. Ein baumloſer Garten mit einem Springbrunnen, den eine ſchlechte Marmorſtatue Neptuns ziert, führt hinter dem Pallaſte bis an die Böſchung des Hafens, auf der hier eine Platform von Marmor errichtet iſt, die oft vom Schaum der Meereswogen genäßt wird. Ein zweiter Garten zieht ſich jenſeits der Straße, welche den Pallaſt von einem der amphitheatraliſch die Stadt umgebenden Berge trennt, an dem Abhange des Berges hinauf, und iſt durch eine Gallerie mit dem Pallaſt verbunden. Steht man auf der Terraſſe am Meere, dem Rücken der Fluth zugekehrt, ſo überſieht man den Pallaſt und den hinter ihm aufſteigenden grünen Berg; auf der Höhe deſſelben ſteht eine koloſſale Marmorſtatue, welche die Gegend beherrſcht.

Noch immer war der Himmel mit Wolken bedeckt und der Wind ſehr lebhaft. Wir begaben uns daher noch einmal nach der Lanterna und dem ſchäumenden Geſtade der Vorſtadt. Dann machten wir eine Spazierfahrt in dem reizenden Thale, welches ſich

auf dieſer Seite an Genua anſchließt. Hunderte von freundlichen Villen, die mit bemahlten Mauern und grünen Jalouſien prangen, und reizende Gärten mit Weinlaubgallerien ſchmücken die grünen Hügel. Genua iſt, ich wiederhole es, ſehr ſchön! Nach der bittern Enttäuſchung, die uns in Italien geworden, nach ſo vielfachen Unannehmlichkeiten, hat dieſe Stadt durch ihre Herrlichkeit und durch die unbeſchreibbare Lieblichkeit und Erhabenheit ihrer Umgebungen heilenden Balſam auf unſere Wunden geträufelt.

Ich begreife nicht, wie die Gegend von Neapel für ſchöner gehalten werden kann, als die von Genua. Man rühmt als beſondern Vorzug des Golfs von Neapel die darin liegenden Inſeln. Allein gerade ſie geben dem Golf gleichſam das Anſehen eines großen Binnenſees, zumal das Meer bei Neapel faſt ſtets ſpiegelglatt iſt; wogegen es bei Genua in ſeiner Unermeßlichkeit und wilden Erhabenheit erſcheint. Ja, aber der Veſuv! werden die Enthuſiaſten ſchreien. Der Veſuv iſt merkwürdig, aber nicht ſchön. Ein nackter, einzeln ſtehender Kegel, kann nicht ein ſo ſchönes Bild gewähren, als ein Halbkreis von Bergen, die ſich in den reizendſten Formen und Wellenlinien vom Meere aus emporheben. Der Anblick der Stadt und Umgebung von Neapel iſt afrikaniſch; der von Genua europäiſch. Doch genug!

Nachdem wir zeitig zu Mittag geſpeiſt, eine

wirklich billige Rechnung und unſere Päſſe bezahlt hatten, verließen wir Genua mit aufrichtiger Betrübniß! Wir begrüßten zum letzten Male den Leuchtthurm und das ſchäumende Meer, und fuhren dann in dem lieblichen mit Villen und Gärten prangenden Thal durch die kultivirteſte Gegend, die man ſich denken kann, nach Ponte decimo.

Das ſardiniſche Poſtweſen iſt von dem im übrigen Italien ſehr verſchieden. Wo nämlich vier Pferde genommen werden müſſen, kann man drei für den Preis von vier Pferden erhalten, wobei man den zweiten Poſtillon ſpart. Die Poſtillone dürfen keine unverſchämten Forderungen machen, weil ſie, wenn ſie zu Klagen Anlaß gegeben haben, hart beſtraft werden. Die Entfernungen der Poſten von einander ſind indeſſen auch geringer, als im übrigen Italien, da man im Sardiniſchen nur zwei franzöſiſche Lieues ($1\frac{1}{3}$ geograph. Meile), im übrigen Italien aber 8 Miglien oder zwei geographiſche Meilen auf die Poſt rechnet. Deshalb iſt ein ſardiniſcher Poſtillon mit 2 Franks Trinkgeld zufrieden. Er fährt indeſſen auch nur ſehr mittelmäßig, und wir werden nun nicht mehr ſo große Tagereiſen machen können, als bisher.

Vormals führte die Landſtraße von Genua nach Novi über die ſteile öde Bocchetta, einen der höchſten Punkte der ſich längs der Küſte des ungeheuern Golfs von Genua hinziehenden Meeralpen. Jetzt aber gelangt man auf einer vortrefflichen Chauſſee,

die, wenig anſteigend, ſich faſt immer in den lieblichſten Thälern dahinzieht, über Ponte decimo, Ronco und Arquata nach Novi.

In der Gegend von Ponte decimo fing es an zu regnen. Von hier aus führt der Weg über den mit der Bocchetta zuſammenhängenden Kamm, auf deſſen entgegengeſetzter Seite der Flecken Ronco gelegen iſt. Je höher wir kamen, je mehr nahm der Regen zu, der endlich in ein wolkenbruchähnliches, ſtundenlanges Herabſtrömen ausartete. Ein ähnliches Wetter habe ich nie erlebt. So gut unſer Wagen geſchloſſen war, ſteckten unſre Füße doch ſchon nach einer halben Stunde im Waſſer und fühlten wir uns theilweiſe auch am Körper durchnäßt. Ueber die Gegend von Ponte decimo bis nach Ronco vermag ich, da uns die ſtrömende Fluth nicht zehn Schritte weit ſehen ließ, nichts zu berichten, doch bemerkte ich, daß die Höhenzüge mit Laubholz bewachſen waren. Vor Ronco erblickten wir rechts am Wege einen furchtbar angeſchwollenen, gelbſchäumenden Bergſtrom. Der Regen hatte hier nachgelaſſen; wir ſtiegen im Poſthauſe ab. Der Koffer wurde abgepackt, denn unſer Freund, völlig durchnäßt, mußte ſich umkleiden; wir alle wärmten uns an dem Feuer, welches der aufmerkſame Wirth im Kamin emporlodern ließ. Um dem Manne etwas zu verdienen zu geben, forderten wir eine Flaſche Wein. Er brachte uns eine italieniſche Bauchflaſche mit langem Halſe und einige Gläſer. Als wir eingeſchenkt

hatten, verging uns ſogleich der Appetit, denn in dem Weine ſchwammen eine Menge darin abgegohrnte Flöhe von Wanzengröße. Im tiefen Koth vor der Hausthür ſpielten mehrere Bewohner der Ortſchaft auf freier Straße Kegel, wobei ſie die Kugeln nicht ſchoben, ſondern dieſelben aus geringer Entfernung auf die Kegel warfen. — Als wir nach einer halben Stunde wieder aufbrachen, überließ der Wirth klüglich unſerer Generoſität, zu zahlen, was wir wollten.

Der Weg zog ſich nun durch anmuthige Thäler, zwiſchen Hügeln, die zum Theil mit Laubholz geſchmückt waren, über Iſola del Cantone nach Arquata hin, während uns der vom Regen furchtbar angeſchwollene Gebirgsfluß Scrivia ſtets rechts zur Seite blieb und die Gegend verſchönte. Hinter Arquata weitet ſich das Thal zu einer beträchtlichen Ebene, in der Novi am Fuße des Gebirges liegt. Kurz vor Novi bemerkten wir abermals zu unſerer Verwunderung die heimiſche Kiefer. Es war neun Uhr Abends, als wir dies Städtchen erreichten, wo wir, nachdem wir uns über das gewöhnliche „I passaporti!“ geärgert und den üblichen Zoll dafür entrichtet haben, im Albergo reale auf der Straße Ghirardenghi abgeſtiegen ſind. Wiewohl Novi nur 6000 Einwohner zählt, wimmelt es hier doch überall von lärmendem Geſindel. Die Stadt iſt übrigens wie alle italieniſche Städte gebaut und Stapelplatz der über Genua aus der Levante kommen-

den Waaren. Die reichen Genueſer haben hier viele Häuſer, in denen ſie den Herbſt zubringen. Sie verlaſſen ihre Marmorpaläſte und ihre entzückende Gegend, für welche ſie ſonach keinen Sinn haben müſſen, und finden Erholung und Erquickung — im räucherigen Novi. Das iſt ächt italieniſch! —

Sechs und vierzigſtes Kapitel.

Die Nacht in Novi. Unterhaltung zwiſchen zwei Weibern und einem Lumpenkerl. Gewiſſenloſigkeit der Aerzte, die Kranke nach Italien ſchicken. Piemonteſiſche Ebene. Tortona. Die Alpenkette der Dauphiné, Savoyens und Piemonts in der Entfernung. Vogbera. Caſteggio. Der Po. Pavia. Das Mauthamt. Die Brücke über den Ticino. Der Garten von Meiland. Beſchreibung von Pavia. Der Gaſthof zur Poſt. Straße nach Meiland. Die Karthauſe. Die langweilige Lombardei. Ankunft in Meiland. Paßvertur am Thore. Spaziergänge. Die deutſche Locanda bei Reichmann.

Meiland, am 14. Juli.

Nachdem uns in Novi der unausſtehliche Lärm, welcher die ganze Nacht währte, und Schaaren von hungrigen Flöhen nicht einen Augenblick Ruhe vergönnt, und endlich gegen Morgen der erſehnte Schlummer auf uns herabzuſinken ſchien, erſchreckte uns plötzlich ein verwirrtes, durchdringendes Geſchrei auf der Straße. Es war, als ob mindeſtens zwan-

zig wüthende Menschen unter unsern Fenstern einander in den Haaren lägen. Ich sprang aus dem Bette und öffnete die Jalousien der auch hier wieder mit Mauerbrüstungen versehenen Fenster. Mit höchstem Erstaunen bemerkte ich nun, daß nur ein Paar ekelhafte Weiber mit irgend einem Lumpenkerl in freundschaftlicher Unterhaltung begriffen waren. Diese drei Menschen machten einen größern Lärm, als bei uns zwanzig aus der Hefe des Volks. Ja, wir sind noch in Italien: es läßt sich nicht bezweifeln! Die Leute standen fest; die letzte Hoffnung auf Schlaf war dahin; wir verließen daher das Schmerzenslager. Die beste, reinlichste und ruhigste Wohnung des Reisenden ist in Italien der eigene Reisewagen auf der Landstraße. — Ich habe mich schon hundert Mal gefragt, wie es möglich ist, daß Aerzte ihre Kranken zuweilen nach Italien schicken. Es giebt hier des Aergers und der Beschwerlichkeiten so viel, daß selbst der Gesunde allmälig unterliegen muß.

Hinter Novi tritt man in die ungeheuere Ebene Piemonts, welche vom Po und mehreren kleineren Flüssen bewässert wird und mit der Ebene des lombardisch-venetianischen Königreichs zusammenhängt. Der Weg nach Meiland führt über Tortona, Voghera, Casteggio und Pavia. Das Land ist kultivirt; mit Freude sahen wir hier zum zweiten Mal in Italien unser heimisches Getreide. An der Landstraße und auf den Feldern befinden sich zahlreiche Anpflanzun-

gen von Maulbeerbäumen, ein Beweis, daß die Seidenzucht hier sehr stark getrieben wird. Sie waren ihres Blätterschmuckes nicht beraubt. Ueberall lagen freundliche Dörfer zerstreut umher. Eine Menge von Landleuten begegnete uns, da heute grade Sonntag ist, in festlicher Kleidung; sie schienen zur Kirche zu gehen. Es war hier so durchaus gar nicht italienisch, und wahrlich darum so sehr hübsch! —

Zwischen Tortona und Voghera erblickten wir links in weiter Entfernung mit unbeschreiblichem Entzücken die ganze Alpenkette der Dauphiné, Savoyens und Piemonts, oder die grajischen und einen Theil der penninischen Alpen. Von der Morgensonne beschienen, glänzten die schneebedeckten Höhen wie goldne Wolkengebilde, die tief am Horizonte ruhen, und aus dem schmalen Gürtel, den sie, vermöge der weiten Entfernung, bildeten, erhoben sich in Zwischenräumen mehrere höhere zackige Gipfel, ungeheuern goldnen Kronen vergleichbar; die Charte belehrte uns, daß wir den Monte Viso, den Mont Cenis, den Iseran, den großen St. Bernhard und Europa's höchsten Berg, den Mont blanc, vor uns sähen! —

Hinter Casteggio passirt man auf einer Schiffbrücke den Po, und bald darauf bei Pavia einen Arm des Ticino. An beiden Ueberfahrtspunkten mußten wir ungebürliche Zölle entrichten. In der Vorstadt von Pavia wurden uns die Pässe abgefordert und man fuhr mit unserem Wagen ohne Weiteres in das östreichische Mauthamt hinein. Hier durchsuchte

man uns, ungeachtet unserer Versicherung, daß wir keine zollbaren Gegenstände mit uns führten, äußerst strenge; dennoch nahm einer der Unterbeamten nicht nur selbst sehr gern einen Piaster Trinkgeld, sondern er forderte sogar noch eben so viel für seinen Kollegen. Dicht an der Stadtmauer Pavia's fließt ein sehr breiter, tiefer Arm des Ticino, über den man auf einer 340 Schritt langen, bedeckten Brücke in die Stadt gelangt. Pavia hat 24,000 Einwohner, war früher bekanntlich Residenz der lombardischen Könige, liegt in einer besonders fruchtbaren Ebene, welche der Garten von Meiland genannt wird, und kann durch eine alte Citadelle vertheidigt werden. Sie hat einige hohe, ächt italienische Thürme *) und so schwarze und räucherige Gebäude, wie alle übrige lombardischen Städte. Nur eine Straße, welche die ganze Länge der Stadt durchläuft, ist breit und enthält einige hübsche Häuser. Das Straßenpflaster ist gut, die Geleise sind, wie wir dies schon theilweise in Genua gesehen und auch hier in Meiland wieder gefunden haben, mit schmalen Steinplatten belegt, auf denen die Wagen wie auf der Diele dahinrollen.

Wir fanden in der Post eine vortreffliche Aufnahme,

---

*) Das heißt hohe, schlanke, viereckige Thürme ohne Haube, mit bogenförmiger Fensterdurchbrechung, unter einem kleinen, niedrigen und in einen stumpfen Winkel zusammenlaufenden Dache.

und können dieselbe mit gutem Gewissen als Gasthof empfehlen. Auch war man billig genug, uns auf dem ebenen Wege nach Meiland nur zwei Pferde vorzulegen. Am Thore wurden wir der Päſſe wegen abermals angehalten. Von hier bis Meiland fähret man auf einer herrlichen breiten Landstraße unausgesetzt durch eine bruchartige, mit grünem Rasen und Bäumen bewachsene Gegend; ein schiffbarer Kanal läuft längs der Straße hin, die vielfach von Gräben durchschnitten wird. Hier sahen wir die lombardische Pappel in ihrer Schönheit, auch dichtes Weidengebüsch von schöner saftgrüner Farbe. Weinfestons fehlten ganz. Der Tag war warm; allein die schattigen Baume verbreiteten Kühlung. Leider verschloſſen ſie jede Aussicht in die Ferne.

Ungefähr fünf Viertelmeilen hinter Pavia bogen wir rechts von der Straße ab, um die weltberühmte Karthause zu besuchen, welche hier ganz abgesondert im freien Felde gelegen ist. Sie wird für die prächtigste Karthause in ganz Europa gehalten. Schon äußerlich gewährt das Gebäude durch seine Größe, insbesondere aber durch seinen merkwürdigen, in Absätzen, ich möchte sagen terrassenförmig, sich erhebenden Thurm einen imposanten Anblick. Von außen und innen strahlt die Kirche von Marmor und prangt mit köstlichen Bildhauerarbeiten und Malereien. Ein goldglänzendes, bronzenes Gitter trennt, quer durch das Schiff der Kirche laufend, das Allerheiligste vom übrigen Raume des Gotteshauses. Schon vor lan-

ger Zeit hat Kaiser Joseph II. den Convent aufgehoben. Von allen Mitgliedern der Brüderschaft ist nur noch eins übrig. Fast achtzig Lebensjahre zählend, versieht dieser ehrwürdige Greis noch immer den Gottesdienst für die umliegende Gegend. Am merkwürdigsten war es mir, die ehemaligen Wohnungen der Klosterbrüder zu besichtigen. Die Karthäuser haben bekanntlich ihren Namen von dem in Frankreich gelegenen Orte Chartreux, wohin sich der heilige Bruno, der Stifter dieses strengen Ordens, am Ende des eilften Jahrhunderts in die Einsamkeit begab. Sie beobachten ein fast beständiges Stillschweigen, enthalten sich der Fleischspeisen, tragen weiße Kutten und eine schwarze Kappe, unter der Kutte ein härenes Hemd und wohnen einzeln in abgesonderten kleinen Häuschen. Um einen viereckigen Friedhof bei der Kirche sahen wir hier nun 14 solcher, an der Seite mit einem Thürmchen versehener kleiner Häuschen, in der Art hinter einander aufgeführt, daß die Thürme nach einer Richtung hingehen und zwischen allen Häusern ein Zwischenraum von gleicher Breite befindlich ist. Ein solches Häuschen enthält zwei Stockwerke und in jedem derselben eine Zelle nebst Schlafgemach; die untere Wohnung wurde von dem Einsiedler im Winter, die obere im Sommer bezogen. Eine Thür führt von dem Friedhofe in das Haus und ist mit einer vergitterten Oeffnung versehen, durch welche der Bewohner Nahrungsmittel erhielt. Hinter jedem der

Häuschen befindet sich ein kleines, mit einer hohen Mauer umgebenes Gärtchen, welches der Einsiedler bearbeitete. An der einen Seite zieht sich hinter den Häuschen, die man richtiger Einsiedeleien nennen kann, ein größerer Garten hin; hier kamen die Brüder, wie der uns herumführende Küster erzählte, an einem Tage der Woche auf kurze Zeit zusammen, um sich mit einander zu besprechen, worauf sie ihr abgesondertes, ascetisches Leben von Neuem begannen. In der Sakristei befinden sich die Gemälde des Stifters des Ordens und mehrerer Aebte des Klosters. Eins dieser Bilder erschütterte uns tief. Ein bleiches, schmerzensvolles Antlitz hebt das thränenschwere Auge mit Resignation empor, das weiße Ordensgewand vermehrt die gespenstische Blässe des Leidenden. Wie war es möglich, wie konnten Menschen, die Gott schuf, ihres Daseins sich in nützlicher Thätigkeit zu freuen, auf den Abweg gerathen, sich in thatenloser Abgeschiedenheit selbst geschaffenen Qualen zur Ehre der Gottheit hinzugeben? — Hat Kaiser Joseph dies Bild gesehen, so begreife ich, daß seine große Seele die Aufhebung des Convents augenblicklich verfügen mußte. —

Nachdem wir uns wohl anderthalb Stunden in der Karthause, in welcher sich auch noch andere Fremde befanden, aufgehalten hatten, setzten wir unsern Weg nach Meiland fort. Sehnsüchtig blickten wir die Straße hinab, um die Stadt aus der Entfernung wahrzunehmen. Endlich zeigte uns der

Postillon am Ausgange der Straße den Thurm des Doms, der auf dem blauen Gebirge, welches fern hinter Meiland emporsteigt, mit weißgrauer Farbe getuscht erschien. Erst kurz vor Meiland wird die Gegend etwas lichter, und wir sahen nun ein Paar Gebäude und einen Theil der fernen, von grauen Regenwolken umlagerten Schweizergebirge; in der Nähe aber unangenehme Schilf- oder Reisfelder. Wirklich, diese lombardische Ebene ist unerträglich langweilig.

Abends um 8 Uhr erreichten wir die Stadt. Am Thor, wo wir die erst in Pavia überstandene Paßtortur abermals aushalten mußten, wollte man uns auch visitiren. Allein durch einige wohl angebrachte Flüche und die Erklärung, daß dies erst vor ein Paar Stunden an der Grenze geschehen sei, schreckten wir die habgierigen Italiäner. Der schöne Sonntag hatte eine ungeheure Menge von Menschen beiderlei Geschlechts vor's Thor gelockt; diese kehrten jetzt nach der Stadt zurück, so daß wir von dem geselligen Leben und Treiben der Meiländer einen guten Begriff bekamen. Man erkennt hier, wie in Venedig, schon deutsche Sitte und den Einfluß einer deutschen Regierung, da man, wie ich schon erwähnt habe, im übrigen Italien, mit Ausnahme Neapels, das weibliche Geschlecht fast nur bei Gelegenheit öffentlicher Kirchenfeste oder bei Verrichtung der Andacht in der Kirche zu sehen bekommt. Die Straßen, durch welche wir fuhren, zeigten leider das Enge, Krumme, Rußige und Finstere aller andern italienischen Städte, mit dem Unterschiede, daß

die ſteinernen Häuſer hier nicht ſo hoch ſind, was ſich daher erklären läßt, weil Meiland, wie die Geſchichte lehrt, mehrmals verwüſtet, und im neuern Geſchmacke wieder aufgebaut worden iſt.

Wir ſind in Reichmanns wohlbekannter deutſcher Locanda abgeſtiegen.

Sieben und vierzigſtes Kapitel.

Es heißt Meiland, nicht Mailand; auch iſt Meiland kein Mailand. Die Reiſenden hören ihre Mutterſprache wieder. Wanderung durch die Stadt. Der Dom. Das Grabmal des heiligen Borromeo. Unterhaltung an der Wirthstafel. Alle aus Italien zurückgekommene Reiſenden ſind enttäuſcht. Anhaltendes Regenwetter. S. Maria della paſſione. Welch ein nüchternes Land iſt dies Italien! — Langeweile.

Meiland, den 15. Juli.

Ich möchte wohl wiſſen, weßhalb man in Deutſchland allgemein Mailand und nicht Meiland ſchreibt. Es ſind abermals die Enthuſiaſten, die dieſe falſche Schreibart aufgebracht haben. Meiland, der Anfang Italiens, der göttlichen heſperiſchen Gefilde, die ich, da ich ſie kenne, die hölliſchen nennen möchte, konnte es anders bezeichnet werden, als Land des ewigen Frühlings, Land des Mai's und mußte man ſonach nicht Mailand ſchreiben? — Hier iſt nun aber ſicherlich noch weniger, als im übrigen Ita-

lien, vom ewigen Frühling etwas zu finden; denn in den Zimmern unſers Gaſthofes ſehen wir ſchon wieder Oefen und die Kamine ſind verſchwunden. Der Ort und das Gebiet heißt Milano, lateiniſch Mediolanum, franzöſiſch Milan; der kühnſte Etymolog ſoll mir hier den Frühling heraus klauben oder den Monat Mai; alſo ſchreibt nur hübſch Miland oder Meiland, ihr lieben Leute; es wird am richtigſten ſein.

Es thut uns wohl, in unſerer deutſchen Locanda die langentbehrte Mutterſprache wieder zu hören. Auch iſt es der deutſchen Reinlichkeit in dieſem Hauſe gelungen, die Flöhe wenigſtens auf das, was billig iſt, zu beſchränken.

Heut Vormittag durchwanderten wir einen Theil der Stadt. Sie iſt ſehr groß, hat faſt 2 deutſche Meilen im Umfang und zählt 140,000 Einwohner. Die Häuſer ſind ſämmtlich mit italieniſcher Zierlichkeit erbaut, allein die grauſchwarze Steinfarbe, welche ganz gleichmäßig überall verbreitet iſt, bringt eine unerfreuliche Monotonie hervor, die man faſt düſter nennen kann. Doch klafft kein Gebäude mit offenen Fenſterlöchern; nirgend widert das Ruinenhafte Venedigs an; — man ſieht vielmehr überall Spuren von Reichthum und Geſittung, in allen Straßen reihen ſich Kaufläden mit den Erzeugniſſen einer lebhaften Induſtrie an einander, prangen Manufaktur- und Fabrikwaaren aller Art hinter Glasfenſtern, und dies, wie der Umſtand, daß die Straßen mit den

Wagengeleiſeplatten in der Mitte ſauber gehalten werden, giebt der Stadt nichts deſto weniger etwas Anziehendes. Selbſt Neapel hat nicht eine ſolche Menge von Kaufläden, und bietet nicht eine ſolche Auswahl von Waaren, als Meiland, deſſen geographiſche Lage, in der Mitte zwiſchen Deutſchland, Frankreich und Italien dem Handel ungemein günſtig iſt. Wer aber freilich wieder glauben ſollte, daß Meiland in dieſer Beziehung einzig und unübertroffen daſtehe, weil es in dem vergötterten Italien liegt, der irrt, und wiſſe, daß Wien und Berlin (London, Paris und Lyon brauchen hier gar nicht erwähnt zu werden) weit ſchönere und zahlreichere Kaufgewölbe aufzuweiſen haben, als Meiland. Wer endlich dieſe Stadt eine prächtige nennt, der beweiſet, daß er ſie nicht geſehen hat.

Unter den Gebäuden Meilands gebührt dem Dom die erſte Stelle. Er iſt im Jahr 1386 gegründet, und ganz aus weißem Marmor erbaut, welcher am Lago maggiore gebrochen wird. Urſprünglich von verſchiedenen Meiſtern nach und nach im altdeutſchen Styl aufgeführt, erhielt er von Pellegrino Tibaldi in der Mitte des 16. Jahrhunderts den Entwurf der Façade, welche jedoch erſt in der neuſten Zeit von Napoleon vollendet wurde. Der Anblick dieſer koloſſalen, an einem freien Platze gelegenen Façade macht einen unbeſchreiblichen Eindruck. Noch iſt der Marmor, der hier tauſende von gothiſchen Verzierungen, Spitzthürmchen, Schnörkeln

und Bildſäulen bildet, nicht vom Alter geſchwärzt; das Auge wird vom weißen Glanze geblendet, und oben hinter der Façade erhebt ſich in der Mitte der eigenthümliche, ſchlanke Marmorthurm. Selbſt wir, die wir St. Peters erhabenen Dom bereits geſehen hatten, konnten dieſem Bauwerk unſre Bewunderung nicht verſagen. Noch mehr aber wurden wir ergriffen, als wir das Innere der Kirche erblickten. Zwei und funfzig ungeheure Pfeiler tragen die Decke. Hohe, mit köſtlichen Farben und alten Bildern prangende Bogenfenſter verbreiten in dem weiten Raume jenes magiſche Helldunkel, welches ſo tief das Gemüth ergreift. Der Hochaltar und die beiden Kanzeln ſind mit trefflichen Bronzeverzierungen geſchmückt. Man bewundert hier ferner das ſchöne Mauſoleum Johann Jakobs von Medicis, von Buonarotti, mit Statuen und Bronzeverzierungen von Leoni. Die ſymmetriſche Anordnung des Chors, der beiden Orgeln und des Souterrains (scurolo) iſt von Pellegrini. In einer unterirdiſchen Kapelle befindet ſich das Grabmal des Schutzheiligen von Meiland, Karls Borromeo. Dieſe Kapelle iſt ſehr klein, aber reich an Koſtbarkeiten. Rings an den Wänden ſtellen ſilberne Hautreliefs Ereigniſſe aus dem Leben des Heiligen dar. Ueber dem Altar befindet ſich eine prachtvolle Vergitterung. Durch eine Maſchinerie wird dieſelbe fortgeſchoben, und man erblickt einen quer ſtehenden, im Schein der Kerzen ſtrahlenden Kryſtallſarg, und in demſelben

einen mumienartig zuſammengetrockneten Leichnam, in erzbiſchöflichem Ornate. In dem Sarge ſtrahlen über dem Todten die köſtlichſten Edelſteine, die frommer Glaube ſelbſt gekrönter Perſonen ihm geopfert. Oben in der Kirche kann man durch eine Vergitterung im Fußboden in die Kapelle und auf das Grabmal hinabſchauen. Mit einem unbeſchreiblichen Gefühl erblickte ich dieſe menſchlichen Ueberreſte, die Schauer der Vernichtung in der ſtrahlenden Umgebung menſchlicher Eitelkeit! — Das Haupt ſah ſchwarzbraun aus; Naſe und Augen waren eingeſunken, der fleiſchloſe Mund grinzte ſchädelartig unter der Mitra hervor. Warum gönnt man dem Heiligen nicht, das traurige Geheimniß ſeiner irdiſchen Auflöſung den Blicken der Neugier zu entziehen; warum wird es — für Geld enthüllt?? — Selbſt ein wohlthätiger Zweck kann dieſe Verletzung der heiligen Scheu, die man den Ueberreſten ehrwürdiger Menſchen ſchuldig iſt, nicht entſchuldigen. Nach dem Tode gehört der Leib der Erde an, und ſo wie die Bildung der Menſchen vor der Geburt in Dunkel gehüllt iſt; ſo ſollte auch die Auflöſung deſſelben unter allen Umſtänden dem menſchlichen Auge entzogen werden. —

In unſerm Gaſthofe wird, was wir im ganzen übrigen Italien nicht gefunden haben, an der Wirthstafel (table d'hôte, tavola rotonda) geſpeiſet. Wir trafen an derſelben mit Reiſenden aus verſchiedenen Gegenden Deutſchlands zuſammen. Einige

kamen aus Italien zurück, andere wollten es erſt kennen lernen. Der Unwille derer, die wie wir auf dem Rückwege begriffen waren, läßt ſich nicht beſchreiben. Sie waren mit uns darin einverſtanden, daß nur die vulkaniſchen Merkwürdigkeiten, die Peterskirche und einzelne Kunſtgegenſtände den Erwartungen entſprächen, die man ſich davon zu machen pflege, daß Genua allein aber dieſelben noch übertreffe, und daß im Uebrigen Alles, was man zur Vergötterung Italiens geſchrieben und geſungen habe, freche Lüge oder lächerliche Uebertreibung ſei. Dieſe Anſicht führte zu Erörterungen, die damit endigten, daß einzelne der erſt angekommenen Perſonen ihren Reiſeplan änderten und ſich entſchloſſen, lieber das ſüdliche Frankreich zu beſuchen.

Nachmittags beſichtigten wir den Dom zum zweiten Male; dann aber zwang uns ein anhaltender Regen, das Zimmer zu hüten. Erſt zur Zeit des Sonnenuntergangs zeigten ſich wieder einige Lichtblicke; ich eilte nun allein auf die Straße, und gerieth umherſchlendernd in die Kirche St. Maria della paſſione, wo ich dem Ave maria beiwohnte und Gelegenheit hatte, Phyſiognomien zu ſtudiren. Rings um mich lagen die jungen Mailänderinnen auf den Knien; allein mit keiner hätte ich einen Roman anknüpfen mögen. Welch ein nüchternes,

von aller Romantik entblößtes Land iſt dies Italien! Ich kehrte nach dem Gaſthofe zurück, wo wir um die Wette uns angähnten; denn der Regen fällt ſeit einer Stunde wieder in Strömen hernieder, und von den 5 oder 6 Theatern, die hier ſein ſollen, iſt heute keins geöffnet.

Acht und vierzigstes Kapitel.

Abermaliger Besuch des Doms. Sonnenblicke. Der Domplatz. Spazierfahrt im Regenwetter. Die Goldarbeiterstraße. Die Scala. Der Corso und die öffentlichen Promenaden. Das Lazaretto. Der Waffenplatz. Die Arena. Arco della pace. Die Thore Mailands überhaupt. Die große Kaserne. S. Maria delle grazie und Leonardo da Vinci's Abendmahl. Langweilige Umgebung von Mailand. Die Reisenden sind von Kälte erstarrt. Letztes Wort über italienisches Klima. Das Haus des heiligen Borromeo. Leben des Heiligen. Das Theater della Canobiana. Donizetti vor einem Publikum von Menschen und Flöhen. Nirgend eine schöne Mailänderin. Erinnerung an Wien.

Mailand, den 16. Juli.

Auch heute Vormittag besuchten wir, auf einer Wanderung durch die Stadt, den Dom. Die Wolken gewährten einige Sonnenblicke. Auf dem Domplatze ruhten wir unter dem Zeltdache einer Sorbettobottega aus und betrachteten dann mit Vergnügen die reiche Auswahl von vergoldeten Bronze- und Main-

colleriewaaren, welche unter der Säulenhalle, die an der einen Seite des Platzes die Häuser mit einander verbindet, zum Kaufe ausgelegt sind.

Nachmittags fuhren wir, des wieder eingetretenen Regenwetters wegen, in einer verschlossenen Kutsche spazieren. Wir kamen durch die enge Goldarbeiterstraße, die wirklich sehenswerth ist, weil sie an beiden Seiten von Goldarbeiterläden strahlt, und in einem kleinen Raum unschätzbare Kostbarkeiten vereinigt. Dann begaben wir uns nach dem großen Theater, oder der Scala, wo in der jetzigen Jahreszeit gar nicht gespielt wird, um wenigstens das Haus kennen zu lernen. Es ist im Jahre 1778 von Pietro Marini erbaut worden, fast so groß als St. Carlo in Neapel, innerlich würdig und ohne Ueberladung verziert und hat 240 geräumige Logen. Die Länge des Parterres beträgt 64, die Breite desselben 57 französische Fuß; das Proscenium ist 10 Fuß lang und 41 Fuß breit, die Scene 120 Fuß lang und 95 Fuß breit; das ganze Gebäude aber enthält 265 Fuß in der Länge, 100 Fuß in der Breite.

Hierauf besuchten wir den Corso und die öffentlichen Promenaden außerhalb der Stadt, namentlich die mit Pappeln besetzte Straße und die mit wilden Kastanienbäumen bepflanzten Remparts vor der Porta orientale. Seit unserer Abreise von Novi haben auch die wenigen fremdartigen Bäume aufgehört, welche wir bis dahin in Italien gefunden hatten, wie z. B. der Oelbaum und die Cypresse.

Niemand, der um Meiland ſpazieren geht, wird glauben, daß er in Italien ſei, es findet ſich hier unſer gewöhnliches Laubholz; nur freilich nicht die königliche Eiche der deutſchen Fluren. Wir kamen vor dem berühmten Lazzaretto vorbei. Dies große Gebäude umſchließt in Form eines Vierecks einen weiten Hof, innerhalb deſſen rings herum ein einfacher Portikus läuft. Auf jeder Seite des Vierecks ſind 74 Zimmer vertheilt; in der Mitte des Hofes ſteht eine von Bramante erbaute kleine Kirche; rings um das Gebäude zieht ſich ein breiter Graben. Einſt diente daſſelbe zum Peſtlazareth.

Wir erreichten den ungeheuern Waffenplatz, an dem das von Napoleon erbaute Amphitheater liegt. Dies iſt in elliptiſcher Form von Raſen aufgeführt; doch befinden ſich in der Mitte der Linie, welche die Arena einſchließt, und rechts und links an den äußerſten Enden ſteinerne Gebäude und Galerien. Zehn Raſenſtufen oder terraſſenförmige Sitzreihen ſind beſtimmt, die Zuſchauer aufzunehmen, und man verſichert, daß hier 36,000 Menſchen Platz finden würden. Die Arena iſt etwa 400 Schritte lang und 200 breit, und dient zu Wettrennen und dergleichen öffentlichen Schauſpielen; auch kann ſie mit Waſſer angefüllt und zu modernen Naumachien benutzt werden.

Auf einer andern Seite des Waffenplatzes erhebt ſich ein ſchöner Triumphbogen nach der Zeichnung des Ritters Cagnola von weißem Marmor erbaut, jetzt

Arco della pace genannt. Napoleon ließ den Grund dazu legen und beabſichtigte, die Simplonſtraße würdig damit zu beginnen. Nach ſeiner Entfernung blieb der Bau mehrere Jahre liegen, bis endlich der öſtreichiſche Kaiſer deſſen Beendigung anbefahl. Noch wird daran gearbeitet; dies Thor dürfte, da es mit Basreliefs, Statuen und andern Ornamenten reich geſchmückt iſt, bald eine der ſchönſten Zierden Mailands werden. Ueberhaupt verdienen ſämmtliche Thore dieſer Stadt vorzügliche Beachtung; ſie haben meiſtens antike Bogenform. Die Porta romana iſt nach einer Zeichnung von Baſſi, das Komerthor nach Moraja, das neue Thor, ein korinthiſcher Bogen, nach Zanoja erbaut. Die Porta Ticineſe und die Porta orientale ſind von beſonderer Schönheit.

An der dem Arco della pace gegenüber gelegenen Seite des Waffenplatzes hat man ein altes, von Gräben umgebenes Kaſtell zu einer Kaſerne umgeſchaffen. In der Nähe des Platzes befindet ſich die Kirche S. Maria delle grazie mit einer ſeltſam geſtalteten, unter Bramante's Leitung erbauten Kuppel. In dem Refektorium des zu dieſer Kirche gehörig geweſenen Dominikanerkloſters erblickt man Leonardo da Vinci's unvergleichlich-ſchönes Freskogemälde, das Abendmahl Chriſti. Es nimmt, wenn man eintritt, die zur Rechten befindliche kurze Wand des Saales ein, welcher ein längliches Viereck bildet. Leider fanden wir es in einem jämmerlichen Zuſtande der

Zerſtörung. Abgeſehen davon, daß früher die Mönche an der Stelle, wo Jeſus am Tiſche ſitzt, ohne Weiteres eine Thür durch die Wand haben brechen laſſen, um das Herbeitragen der Speiſen aus der Küche zu erleichtern, und daß auf dieſe Weiſe die Füße der Chriſtusfigur verloren gegangen ſind, iſt ſpäter von öſtreichiſchen Kriegsgefangenen, die hier von den Franzoſen eingeſperrt waren, mit Steinen nach dem Bilde geworfen und daſſelbe dadurch außerordentlich beſchädigt worden. Aus Rückſichten erzählt man indeſſen jetzt, die Franzoſen hätten dies gethan. Außerdem haben auch Feuchtigkeit und Mauerſalpeter dazu beigetragen, das Kunſtwerk zu vernichten. Dennoch kann man es nicht ohne Bewunderung betrachten. Der Kopf Chriſti iſt noch nie in ähnlicher Vollendung aufgefaßt und dargeſtellt; die zahlreichen Kopien des Bildes, ſelbſt die beſſern, ſind in dieſer Beziehung den Kleckſereien eines Sudlers zu vergleichen. Das Bild iſt bekannt. Chriſtus, inmitten ſeiner Jünger, ſpricht ſo eben ſchmerzlich ergriffen die Worte: „Einer unter Euch wird mich verrathen!“ Der Ausdruck in den Geſichtszügen des milden, göttlich ſchönen Mannes bezeichnet die tiefſte Wehmuth über den Undank, mit dem ein geliebter Jünger ſeine himmliſche Güte belohnen will, gleichzeitig aber die demüthigſte Ergebung in den Willen des Vaters, der ihm nun Leiden bereitet, und dieſe mit der, einem Herzen voll unendlicher Liebe ſchmerzlichſten Prüfung, mit Freundesverrath, beginnen läßt. Unſterblicher

Leonardo, wie groß biſt du noch in Trümmern! — Findet ſich denn kein Maler, der danach ringt, dieſes mit göttlicher Eingebung dargeſtellte Antlitz, ganz wie es iſt, der Nachwelt aufzubewahren? —

Wir fuhren durch die große Kaſerne nach Hauſe. Jenſeits derſelben befindet ſich ebenfalls eine öffentliche Promenade; von hier aus ziehen ſich eine Menge von Alleen, die mit Bäumen verſchiedener Art bepflanzt ſind, rings um den grünen Waffenplatz und das Amphitheater. Allein überall bleibt der Blick ſo beſchränkt, daß die Lichtung dieſes Platzes wirklich einen wohlthätigen Eindruck hervorbringt. Auch die nähere Umgebung von Mailand iſt daher langweilig.

Von Kälte erſtarrt, kamen wir nach der Stadt zurück. Wird man es nun endlich glauben, daß in Italien dieſelbe Veränderlichkeit der Witterung Statt findet, wie bei uns? — Sollte man mir auch einwenden, ſeit dem Eintritt jener furchtbaren aſiatiſchen Krankheit, (von der wir in Italien übrigens keine Spur wahrgenommen haben,) ſeien die Witterungsverhältniſſe von ganz Europa, ja der ganzen Erde, verändert, und auch der klimatiſche Zuſtand Italiens nicht der bisherige, ſondern vorübergehend ein anderer; ſo würde doch der Beweis zu Tage liegen, daß die heſperiſchen Gefilde dieſer Veränderlichkeit eben ſowohl unterworfen ſein können, als andre Länder. Was in dieſem Jahre Statt gefunden hat, kann ſich in jedem künftigen wiederholen; die Erfah-

rung iſt nicht gegen die Möglichkeit. Was nützen uns alle Verſicherungen, daß Andere es nicht wie wir gefunden haben; wir und Tauſende von Reiſenden, die ſich gegenwärtig mit uns in Italien aufhalten, ſind doch nun einmal auch in dieſer Hinſicht enttäuſcht; wir haben ſämmtlich andere Erfahrungen gemacht, und Niemand wird uns, zumal wir faſt in jeder Beziehung die Berichterſtatter auf Lügen ertappen, verargen können, wenn wir an die himmliſchen Reize des heſperiſchen Klima's nicht glauben. Alles, was wir zugeben können, iſt, daß der italieniſche Winter nicht ſo rauh iſt, als der unſrige, daß namentlich in Neapel Schnee eine Seltenheit iſt, und daß es in Italien ein Paar Baumarten mehr giebt, die immer grün bleiben, oder die, wie man von italieniſchen Bäumen ſagen muß, ihre grauen oder ſchwärzlichen Blätter auch im Winter beibehalten. Allein eben dieſer angebliche Vorzug der heſperiſchen Gefilde iſt ein Mangel mehr: der Wechſel der Jahreszeiten bei uns iſt entzückend; der Frühling prangt in doppelter Schönheit, wenn man lange kein Grün geſehen. Ewiger Frühling iſt nur eine poetiſche Idee der Phantaſten; verwirklicht würde ſie ſich bald als ertödtende Einförmigkeit darſtellen. Wer verdammt wäre, ſtets Honig zu genießen, würde ſeiner bald überdrüſſig ſeyn, und ſich herzlich nach gröberer Koſt ſehnen. —

Mit Ehrfurcht zeigte uns noch unſer Cicerone, der, beiläufig geſagt, deutſch ſpricht, das alte Haus,

in dem einſt der heilige Borromeo gewohnt. Karl Graf Borromeo, im Jahre 1538 zu Arona am Lago maggiore geboren, ſtudirte zu Pavia und wurde durch die Gunſt ſeines Oheims Pius IV. ſchon im 22. Jahre Erzbiſchof von Meiland. Sein Leben iſt fleckenlos und rein. Er war ein Wohlthäter der Menſchheit, ein frommer Chriſt und ein treuer Verwalter des biſchöflichen Amtes. Meiland dankt ihm viel. Bei der Hungersnoth in Italien 1570, insbeſondere aber bei Gelegenheit der furchtbaren Peſt, welche dieſe Stadt ſechs Jahre ſpäter heimſuchte, zeigte er aufopfernde Thätigkeit, und Viele dankten ihm ihr Leben. Allein Neid und Mißgunſt ſeiner Amtsgenoſſen, ſo wie die Eiferſucht der ſpaniſchen Statthalter in Meiland, welche ſeine biſchöfliche Gewalt mit argwöhniſchem Auge betrachteten, und die angeſtrengten Arbeiten und Kaſteiungen, denen er ſich unterwarf, zerrütteten ſeinen ſchwachen Körper, und er ſtarb, erſt 46 Jahr alt, am 3. Novbr. 1584. Schon im Jahre 1610 wurde er heilig geſprochen.

Abends beſuchten wir das Theater della Canobiana, das größte und ſchönſte Theater Meilands nach der Scala. Man gab vor einem zahlreich verſammelten Publikum von Menſchen und Flöhen, eine Oper von Donizetti und ein komiſches Ballet. Die Aufführung der Oper wurde von der in Neapel, das Ballet von dem in Florenz bei Weitem übertroffen; obwohl man im Ganzen bei mäßigen Anforderungen

befriedigt ſein konnte. Unter dem Frauenkranze, der rings die Logenreihen ſchmückte, ſuchten unſere Theaterperſpektive vergeblich eine ſchöne Mailänderin. Hier übrigens zeigte ſich das Publikum aufgeregt. Man unterhielt ſich ziemlich laut und ungezwungen, klatſchte auch ſehr eifrig. Allein wie viel größer iſt die Lebhaftigkeit des Wiener Theaterpublikums! — Wer den Theaterwahnſinn in ſeiner ganzen Glorie kennen lernen will, der muß nach Wien gehen, wo man ſich beim Klatſchen im eigentlichſten Sinne des Worts jämmerlich abarbeitet, und wo wir Zeugen waren, daß ein Schauſpieler *ſieben Mal hinter einander nach einer Scene*) hervorgerufen wurde! — Offenbar richten ſich die Mailänder nach ihrer Hauptſtadt. —

---

*) Nicht nach dem Aktſchluſſe.

Neun und vierzigstes Kapitel.

Differenz mit der Polizeibehörde zu Meiland. Abreise und noch ein guter Rath an künftige Reisende in Italien. Rho. Die Kirche der Madonna de' Miracoli. Der lombardische Postillon. Anblick der Schweizergebirge. Die Cypresse zu Soma. Sesto Calende. Grenzunannehmlichkeiten. Ankunft in Arona.

Arona, den 17. Juli.

Heute war schönes Wetter. Der Vormittag verging in Meiland unter Vorbereitungen zur Abreise. Unglücklicher Weise führt unser Freund und Reisegefährte einen Namen, der eine Nation bezeichnet, wie das z. B. bei den Namen Baier, Sachse der Fall ist. Nun kann man aber doch sehr wohl Baier oder Sachse heißen, ohne darum in Baiern oder Sachsen geboren zu sein. Die meiländische Polizeibehörde schien dies aber nicht einzusehen, und ließ, als wir die Visirung der Pässe bereits erfolgt glaubten, unsern Reisegefährten plötzlich nach der Polizeistube beordern, wo er sich seines Namens wegen einem argwöhnischen Verhör unterwerfen mußte. Man fragte

ihn, wie er heiße, und machte ihn darauf aufmerksam, daß nur sein Vorname und die Bezeichnung seines Vaterlandes angegeben sei, daß dies Land aber nicht mit dem Geburtsort übereinstimme, als welcher in dem Passe Berlin genannt werde. Wiewohl er halb unwillig, halb lachend das Räthsel löste, und man ihm seinen Paß zurückgab, schien man ihn dennoch mit mißtrauischen Blicken zu betrachten, und wir hatten daher alle Ursache, Meiland zu verlassen.

Wir genossen nun erst noch unsre Mittagsmahlzeit, zahlten dem deutschen Wirthe eine mäßige Summe, und reisten wieder ab. Ich bemerke ausdrücklich, daß wir die großen Städte Italiens immer erst nach eingenommener Mittagsmahlzeit verlassen. Ich rathe Jedem, der dies Land besucht, es eben so zu machen. Denn da man nur in den großen Städten menschliche Kost erhält und, wenn man eine solche Stadt verlassen hat, ein Paar Tage hungern muß, so thut man wohl, sich erst durch die Hauptmahlzeit zu sättigen, um möglichst lange gegen die neuen Angriffe des Hungers geschützt und gegen den Aerger physisch gestärkt zu sein. Außerdem gewinnt derjenige, der Mittags abreiset, an dem Orte der Abreise stets einen halben Tag, woran uns, da wir sehr schnell reisen, in den Hauptstädten besonders gelegen sein mußte. —

Wir befinden uns jetzt auf dem Wege zum Simplon. Die Simplonstraße ist eine Schöpfung

Napoleons. In weiterer Bedeutung wird darunter diejenige Straße verſtanden, welche vom Arco della pace in Meiland über Seſto Calende, Arona und Domo d'Oſſola aus Italien durch einen Theil von Wallis und Savoyen nach Frankreich führt; im engeren Sinne verſteht man darunter nur denjenigen Theil dieſer großen Route, der ſich 14 Stunden weit von Domo d'Oſſola über den Simplon bis nach dem Städtchen Brieg in Wallis hinabzieht. Der Simplon liegt in dem Alpenkamme, der vom Montblanc nach dem St. Gotthard läuft und die Schweiz von Italien trennt. Wir können uns kein größeres Meiſterwerk einer Gebirgsſtraße denken, als die iſt, welche am jähen Abhange der Seealpen von Spezia nach Genua führt, und ſind daher ſehr geſpannt, in wie fern die Simplonſtraße dieſelbe übertreffen dürfte.

Wir verließen Meiland in Folge der Fürſorge unſers gutbezahlten Cicerone mit zwei Pferden Extrapoſt. Auch vor dem Simplonthore (Arco della pace) zeigt ſich Meiland von Bäumen umgeben, ſo daß es uns nicht gelungen iſt, ein Bild dieſer Stadt aus der Entfernung in uns aufzunehmen. Auf dem Wege nach Rho, der erſten Poſtſtation, bewunderten wir die prächtige Kirche der Madonna de' Miracoli nach Tibaldi's Grundriß erbaut. In Rho war unſer Poſtillon, ein ächt italieniſches Spitzbubengeſicht, nicht mit dem doppelten Trinkgelde zufrieden, und rächte ſich, da wir unvorſichtig genug waren

ihm nicht mehr zu geben, dadurch, daß er eine dicke, ſchlumpige Weibsperſon, die Frau Poſtmeiſterin (einen Poſtmeiſter gab es hier nicht), bewog, uns 4 Pferde vorzulegen. Unſer Verdruß läßt ſich denken. Unſre Erklärung, daß wir ſofort nach Meiland zurückkehren und Anzeige von dieſer Willkür machen würden, ſo wie die Vorhaltung, daß man uns ja in der Hauptſtadt ſelbſt nur 2 Pferde vorgelegt habe, blieb nicht nur unbeachtet, ſondern man entgegnete uns, daß wir in Meiland das Poſtreglement umgangen hätten, und daß wir verpflichtet geweſen wären, dort drei Pferde zu nehmen, daher wir hier in Rho jetzt deren vier nehmen müßten. Dabei lachte der Poſtillon uns ſchadenfroh ins Geſicht. Plötzlich trat er aber an uns heran, und bat nochmals um ein vergrößertes Trinkgeld, indem er ſich bereit erklärte, die Poſtmeiſterin zu bewegen, uns mit drei Pferden fahren zu laſſen. Daß wir ihn zurückwieſen, verſteht ſich von ſelbſt. Nun knirſchte der Kerl mit den Zähnen; wir aber ſauſten im Galopp davon.

Inzwiſchen war die Gegend licht geworden, und wir ſahen die Schweizergebirge wieder vor uns; doch noch zu fern zogen ſie ſich wie graublaue Wolken, aus denen hier und da, insbeſondere zur Linken, einzelne Rieſenhäupter hoch empor ragten, am Horizont hin. Bei einer Krümmung des Weges ſchien einer dieſer fernen Rieſenberge den Weg zu ſperren: es war der St. Bernhard. Und immer herrlicher wurde das Schauſpiel, als wir die zweite Station

zurückgelegt hatten und bei abendlicher Beleuchtung das auf kurze Zeit unserm Anblick entzogen gewesene Gebirge, plötzlich näher gerückt, in seiner gigantesken Erhabenheit, vor uns den Himmel zu tragen schien! Die Sonne stand bereits hinter den ungeheuern Bergen, deren unbeschreiblich schöne, wilde Formen in dunklem Purpurblau am Saume der grünen Fluren lagerten und deren zackige Scheitel der goldstrahlende Abendhimmel in eine göttliche Glorie hüllte. Wiewohl wir den Monte Rosa, den Zwillingsbruder des Montblanc, den Monte Moro, den St. Bernhard und andere Riesenberge vor uns hatten, so bemerkten wir doch nirgend Schnee: über das ganze erstarrte Gewühl der Riesenleiber war gleichförmig jene dunkelblaue Purpurfärbung ausgegossen. Sehr natürlich, da die Sonne die uns zugekehrte Seite der Berge nicht mehr beleuchtete. Schöneres haben wir auf der ganzen Reise nicht gesehen. In dieser erhabenen Herrlichkeit kündigt sich die Schweiz an! Sie wird uns hoffentlich nicht enttäuschen, sondern unsere Erwartungen erfüllen.

In dem kleinen Orte Soma stand rechts in einem Gärtchen am Wege noch eine einzelne, ehrwürdige, hohe Cypresse, die, wie die Leute wähnen, in den Zeiten des Julius Cäsar gepflanzt worden sein soll. Ist nun auch dies nicht der Fall, muß sie doch außerordentlich alt sein; denn der schon morsche Stamm ist so dick, daß ihn vielleicht 5 Menschen nicht umspannen können, und die Krone des

Baumes bildet ein ſo breites Schattendach, als man es bei der Pyramidenform der Cypreſſen ſonſt nicht findet.

Auf der Höhe vor Seſto Calende, dem lombardiſch-venetianiſchen Grenzorte gegen Piemont, leuchtete uns in zauberiſcher Beleuchtung der Dämmerung ein Theil des Lago maggiore, in dem ſich der Purpur des Himmels abſpiegelte, entgegen. In Seſto Kalende hielt uns die Beſichtigung unſerer Päſſe ſehr lange auf; dann ſetzten wir auf einer Fähre über den Ticino, der hier in bedeutender Breite aus dem Lago maggiore tritt, wodurch wir abermals Zeit verloren. Allein am jenſeitigen Ufer des Ticino iſt das piemonteſiſche Grenzamt gelegen: hier erfolgte nicht nur das Abfordern und langſame Buchſtabiren der deutſchen Päſſe noch einmal, ſondern wir mußten nun auch befürchten, daß eine Durchſuchung der Sachen unſre Ankunft im Nachtquartier noch mehr verzögern würde. Alsbald erſchien denn auch ein Douanier, der indeſſen ſehr beſcheiden und höflich war und meiner, von einem gewichtigen Händedruck begleiteten, aber in Wahrheit beruhenden Verſicherung, daß wir keine zollbaren Waaren bei uns hätten, Glauben beizumeſſen die Güte hatte. So gelang es uns denn nach einem, ſo ſpät am Abend doppelt unangenehmen, Zeitverluſt von anderthalb Stunden, unſere Reiſe fortzuſetzen. Der Weg von Seſto Calende nach Arona muß ſehr reizend ſein, da er durch grüne Hügel dicht am Ufer

des Lago maggiore dahin führt; zuweilen waren wir dem See so nahe, daß wir sahen, wie sich die sternenklare Nacht in der glatten Fluth spiegelte; die fernern Umgebungen verschwanden im Dunkel.

Wir sind um halb eilf Uhr hier in Arona angekommen und in der Post eingekehrt, wo man uns recht gut bewirthet hat.

Funfzigſtes Kapitel.

Abreiſe von Arona. Flöhe. Der Lago maggiore. Die bronzene Statue des heiligen Borromeo. Streſa. Anblick von Iſola bella. Baveno. Fariolo. Gravellona. Die Marmorbrüche von Ornavasco. Bogogna. Der Kretine. Die Witwe des Ermordeten. Das Anzaskathal. Der Monte Roſa. Domo d'Oſſola. Die Brücke von Crevola. Die Simplonſtraße. Das wilde Vedrothal. Die Gallerien. Iſella. Ponte alto. Algaby. Ankunft in Simpelen.

Dorf Simpelen, den 18. Juli.

Es iſt Abend. Wir befinden uns 4548 Fuß über dem Meere, rings von gewaltigen Bergen umgeben, im Gaſthofe des Dörfchens Simpelen (Simplon, Sempione). Und wenn wir die elenden Steinhütten des Dorfes betrachten, und erwägen, wie fern wir ſind vom Erdengewühl, begreifen wir faſt nicht, wie uns ſo viel Bequemlichkeit geboten werden kann, als die gute, alte Wirthin hier, eine Franzöſin, ihren Gäſten bereitet. Der Salon, in dem ich ſchreibe, wiewohl niedrig und klein, iſt mit franzöſiſchen Ta-

peten geſchmückt und das Abendbrot war — warm, eine große Erquickung im Hochgebirge, wo bekanntlich eiſige Luft weht.

Die heutige Tagereiſe bot uns eine Menge merkwürdiger Erſcheinungen und Naturſchönheiten, und war vom reizendſten Wetter begünſtigt. Wir verließen Arona ſehr heiter und von einem erquicklichen Schlummer geſtärkt, wozu die bequemen Lagerſtätten, die wir ſeit Meiland wiedergefunden haben, das Ihrige beigetragen haben mögen. Flöhe gab es aber auch noch in Arona. Als wir den Aerger über die Päſſe, über die Rechnung und über die Poſtpferde überſtanden und beim Frühſtück das gewöhnliche ſchlechte Gebäck hinabgewürgt hatten, lohnte uns der Anblick des Lago maggiore, der die Stadt beſpült, mit der Wonne frohen Erſtaunens. Wir begreifen jetzt, weshalb Italien von denen, die nur dieſen See und höchſtens Meiland geſehen, ſo ſehr geprieſen wird. Im ganzen übrigen Italien findet ſich, Mola di Gaeta, Genua und die Küſtengegend von Genua bis Spezia ausgenommen, kein Punkt, der an Schönheit dem Lago maggiore zu vergleichen wäre; allein dies iſt erklärlich. Der Lago maggiore und ſeine Umgegend liegt ganz nahe an Deutſchland, welches unendlich viel ſchöner iſt als Italien. —

In einer Ausdehnung von acht deutſchen Meilen und faſt überall eine Meile breit windet ſich die kryſtallhelle, himmelblaue Fluth durch eine Kette von

grünbelaubten Hügeln *) dahin, die auf der Höhe oder am Abhange mit den freundlichſten Villen geſchmückt und an deren Fuß an beiden Seiten des Ufers die ſteinernen Häuſer der Dörfer und Städtchen gelegen ſind, die hier, ganz gegen italieniſche Sitte, freundliche rothe Dächer haben. Es war ein ſchöner Morgen und die Luft ſo rein, daß das jenſeitige Ufer in ungewöhnlicher Klarheit vor uns lag. Eine erfriſchende Luft kräuſelte die Wellen. An der linken Seite des Sees, an welcher wir dicht am Ufer hinfuhren, ſind die Hügel niedriger, als an der gegenüber befindlichen, wo die Berge oft ſchroff und nackt aus dem Waſſer emporzuſteigen ſcheinen. Jenſeits derſelben ragten in der Richtung der italieniſchen Schweiz höhere und baumloſe Rücken in grauſchwarzer Färbung empor, die zu der Lieblichkeit des Bildes ernſte Erhabenheit geſellten.

Nicht weit von der Stadt erblickten wir links auf der Höhe eines grünen Hügels die koloſſale, bronzene Statue des heiligen Borromeo, modellirt von Cerrani. Wir fuhren unter derſelben vorbei, nahmen ſie dann aber noch geraume Zeit aus der Entfernung wahr. Sie iſt durch ihren hohen Standpunkt eine Zierde der Gegend, welche ſie beherrſcht.

---

*) Seit dem wir den Stiefel von Italien verlaſſen haben, und uns eigentlich ſchon in der ſüdlichen Fortſetzung unſers deutſchen Vaterlandes befinden, prangen die Bäume wieder mit friſchem Grün.

Vor Stresa tauchte das Zaubereiland Isola bella mit seiner grünen, pyramidalförmigen Terrasse und den kastellähnlichen Thürmen aus dem silbernen Spiegel des Sees vor uns auf. Wir begrüßten es mit lautem Freudengeschrei. Und bald zeigte sich auch Isola Madre mit einem großen Gebäude zwischen laubreichen Baumgruppen, und die Fischerinsel, ein schmaler Landstreifen mit steinernen Fischerhütten und einem kleinen Kirchthurm. Nur Isolina war nicht zu sehen. Hier und da durchschnitten kleine Barken mit ausgespanntem Segel die Fluth.

Von Baveno führt der Weg nach Fariolo. Hier verläßt man den See und wendet sich links durch eine anmuthige Gegend nach Gravellona. Man tritt nun in ein fruchtbares, weites Thal, in dem die Tosa dahinrauscht. Bei Ornavasco erblickten wir rechts die Marmorbrüche, welche ebenfalls Material zu dem Mailänder Dom geliefert haben. Wir befanden uns bald auf dem linken, bald auf dem rechten Ufer der Tosa. In Vogogna, wo die Pferde gewechselt wurden, trat eins jener unglücklichen, thierähnlichen Wesen, welche man Kretinen nennt, bettelnd an unsern Wagen. Auf einem dünnen, zwergartigen Leibe schwankte ein ungeheurer, von der Seite hängender, platter, fast haarloser Kopf; die röthlichen Augen stierten mit dem Ausdruck des Blödsinns; am Halse trat ein unförmlicher Kropf hervor; die dünnen, kurzen Arme bewegten sich langsam hin und her; der Unglückliche war in elende Lumpen ge-

hüllt. Unſre Almoſen empfing er doch mit einem Ausdruck von Freude, worauf er weiter ſchlich. Gleich nach ihm erſchien ein kleines Mädchen, welches uns ein in franzöſiſcher Sprache abgefaßtes, auf eine Papptafel geklebtes Almoſengeſuch, ohne ein Wort zu ſprechen, überreichte. Mit ergreifenden Ausdrücken wird den Fremden, welche Vogogna paſſiren, darin mitgetheilt, daß der Vater des Kindes, vor ganz kurzer Zeit hier in der Nähe, mit Reiſenden, die er gefahren, von Räubern angegriffen worden ſei, daß er in der Vertheidigung der Reiſenden, welche er glücklich gerettet, ſeinen Tod gefunden, und Frau und Kinder in tiefſter Armuth hinterlaſſen habe. Am Wege ſtand eine kleine Hütte, die der Mildthätigkeit von Reiſenden ihr Daſein dankte und worin die Wittwe jetzt mit ihren Kindern wohnt. Wir gaben, was wir entbehren konnten; müſſen aber geſtehen, daß wir, eben im Begriffe, die eigentliche Simplonſtraße zu betreten, nicht mit beſonderm Vergnügen von ihrer Unſicherheit hörten. Links öffnet ſich das ſchmale Anzaskathal, welches von hohen Bergen begrenzt wird, über welche der Monte Roſa, ganz nahe in ſeiner Rieſenmajeſtät, das mit einer Krone von neun zackigen Hörnern geſchmückte, ſchneeſtrahlende Haupt in die blaue Luft hebt. Der Mont blanc iſt beſtiegen; die höchſte Spitze des Monte-Roſa, der Pic, 14,227 Fuß über dem Meere, noch nicht. —

Die Straße führt nun durch das reizende, von

der Toſa bewäſſerte Val d'Oscella, in dem das Städtchen Domo d'Oſſola liegt. Wir ſahen hier wieder edle Kaſtanienbäume und ſchöne grüne Matten von grünen Bergen umgeben, über welche links und vor uns zuweilen ein Schneehaupt ragte. Zu Domo d'Oſſola fanden wir Mittags in der Poſt eine ſehr gute Aufnahme.

Nachmittags paſſirten wir die auf einem einzigen Pfeiler von hundert Fuß Höhe ruhende Brücke von Crevola, welche über den Alpenfluß Diveria führt und den Thurm des im Thal liegenden Städtchens überragt. Von hier nun beginnt allmälig aufſteigend der merkwürdigſte Theil der Simplonſtraße, welcher durch das von der Diveria durchrauſchte wilde Vedrothal in das Hochgebirge leitet. Gleich hinter Crevola iſt der Weg 90 Schritte weit durch einen Felſen gehauen. Und weiter fährt man emporſteigend durch die engen Schluchten furchtbarer Granitfelſen, während die Diveria mit gelblich ſchäumendem Waſſer im Abgrunde über Felſenblöcke dahinbrauſt. Es muß unglaubliche Mühe gemacht haben, durch dies wilde Chaos einen Weg zu bahnen. Die Straße iſt faſt überall 25 Fuß breit, an gefährlichen Stellen am Abhange mit Felsſtücken untermauert, und durch Prellſteine gegen die Abgründe geſchützt. An beiden Seiten derſelben zieht ſich faſt überall ein 2 bis 3 Fuß breiter Fußſteig hin. Vor Iſella, dem am rechten Ufer der Diveria in dem ſchmalen Felſenthal gelegenen piemonteſiſchen Grenz-

ort, paſſirten wir die 2. Gallerie, welche 24 Schritte lang iſt. Iſella beſteht nur aus 2 oder 3 Häuſern. Wir erblickten hier einige Tannen und einen ſchmalen Wieſenſtrich. Vor uns ſchien ein ſchroff zum Himmel emporragender, magiſch in dunkelblauen Duft gehüllter Felſenkegel die ſchmale Oeffnung des Thals zu ſchließen. Die Leute waren hier ſo unwiſſend, daß ſie dieſen Kegel für den Simplon hielten, der nach der Charte hier nicht ſichtbar ſein kann. Hinter Iſella überſteigt man den furchtbarſten und öderſten Theil dieſer Felſenſchluchten, in denen man ſtundenlang nur einen ſchmalen Streifen des Himmels über und vor ſich erblickt. Ein Paar Häuſer, die den Namen Gondo führen, bezeichnen die Grenze des Walliſer Landes. Hier mußten wir den Zoll für die Simplonſtraße entrichten. Zur Linken ſchäumte eine Kaskade von den Höhen einer Felſenſchlucht herab. Bald darauf gelangten wir zu der Galleria grande di Gondo. Hier iſt der Weg 270 Schritte weit durch den Felſen gehauen. Zwei in Zwiſchenräumen angebrachte, weite Oeffnungen erleuchten die vom ewigen Granit überwölbte Straße. Am Eingange dieſer Gallerie ſtürzt ſich von den hohen, ſenkrechten Felſen zur Rechten der waſſerreiche Bach Feiſſinone wildſchäumend in die aufgewühlte Diveria hinab. Ueberhaupt erblickt der Reiſende auf dem langen Wege durch die Schluchten der Simplonſtraße zahlreiche kleinere und größere Waſſerfälle, welche von den Bächen gebildet werden, die ſich hier und

dort von den hohen Felsen ergießen. — Ich hatte geglaubt, daß die Felsengallerien der Simplonstraße durch quer den Weg verschränkende Felsenberge gehauen seien. Dies ist aber keineswegs der Fall. Die Straße führt vielmehr über unzählige Brücken, bald am rechten, bald am linken Ufer der Diveria auf dem schmalen Rande hin, den entweder Natur oder Kunst am Fuße oder am Abhange der seitwärts emporstarrenden Felsenwände hervorgebracht hat. An einzelnen Stellen ragen indessen, auf der rechten Seite der Straße von Meiland gerechnet, diese ungeheuern Granitwände unten so weit über den in der Tiefe rollenden Bergstrom, daß es schwerer und kostspieliger gewesen sein würde, sie in der bisherigen Richtung des Weges fortzusprengen und einen Rand an dem dadurch gewonnenen Abhang zu ebenen, als den überhängenden Theil der Felsenwand zu durchlöchern. Und so mithin muß man sich die Gallerie der Simplonstraße vorstellen. Die längeren Gallerien sind nach dem Flusse zu stellenweise durchbrochen; sie erhalten mithin seitwärts ihr Licht.

Hinter der großen Gallerie passirten wir den Ponte alto, die höchste Brücke, welche über die Diveria führt. Bei dem Dörfchen Algaby erreichten wir die vierte Felsengallerie, welche wenigstens 100 Schritt lang ist. Die Gegend wurde nun freundlicher. Wir erblickten in der Abenddämmerung einen lieblichen Thalgrund mit Sennhütten und weidendem Vieh, rings von grünen Bergen, Tannen

und darüber hinaus von Felsen umgeben. Hinter uns gähnte der meilenlange Felsenspalt, aus dem wir gekommen waren. Nun aber wand sich die Straße ungewöhnlich steil bergan; unsre vier Pferde stöhnten unter ihrer Arbeit. Schon befanden wir uns am Abhange des hohen Rückens, der unter dem unersteiglichen Felsenhorn des Simplon über diesen Berg führt; doch war von dem Horn selbst noch nichts zu sehen. Erst um 9 Uhr Abends erreichten wir das Dörfchen Simpelen.

Ein und funfzigstes Kapitel.

Der Simplon. Das alte und das neue Hospiz. Die Refuges. Entzückender Anblick des Walliser und Berner Hochlandes von der Barriere der Simplonstraße aus betrachtet. Die Jungfrau, der Mönch, der Eiger. Schneelandschaft im Juli. Das Felsenhorn des Simplon. Kaltwasser. Das Fletschhorn. Zu Isella werden die Reisenden für Neulinge gehalten. Der Stallknecht als Postmeister. Domo d'Ossola und Höhe. Vergleich der Simplonstraße mit der Route von Spezia nach Genua.

Domo d'Ossola, den 19. Juli.

Heute früh fuhren wir bei schönem Wetter bis zur Barriere, welche unter dem Felsenhorn des Simplon gelegen ist. Wir hatten vom Dörfchen Simplen nun noch fünf Viertelstunden bergan zu fahren. Bald sahen wir uns wieder rings von himmelanstrebenden Felsen umgeben; auf den breiten, am Wege hervorragenden Felsenstücken blühten Alpenrosen im grünen Moose; hier und da zeigte sich Tannenwaldung; über die zackigen Felsen hinaus ragten Alpenhäupter und hinter uns das riesige Fletschhorn weit in die Luft. Nach drei Viertelstunden erblick-

ten wir in einem Thale zur Linken das frühere Spital des Simplon, ein altes, hohes, auf vielen Stockwerken bestehendes, jetzt aber verlassenes Gebäude, und bald darauf rechts am Wege das neue Hospitium, ein großes, freundliches Haus, welches die ehrwürdigen Väter des St. Bernhard im Jahr 1825 vom Kanton Wallis gekauft haben, und in dem sie, wie dort, die Pflicht der Menschenliebe oft mit großer Gefahr und Selbstverläugnung ausüben. Denn die Simplonstraße ist nur in den Monaten Mai bis September fahrbar, zu jeder andern Zeit aber die Passage darüber wegen der Lavinen gefährlich. In kurzen Zwischenräumen sind daher steinerne, im Innern ganz leere Häuser mit der Bezeichnung „Refuge" am Wege aufgeführt, um dem reisenden in Fällen der Noth ein Obdach zu gewähren. Sie bestehen nur aus einem Stockwerke, sind aber breit und geräumig und können Menschen und Thiere beherbergen.

Nicht weit von dem Hause, welches an der Barriere liegt, öffneten sich auf der linken Seite plötzlich die Berge, welche bis dahin jede Aussicht in die Ferne verhindert hatten, und wir genossen ein Schauspiel, dem ich an entzückender Erhabenheit nichts zu vergleichen weiß. Wir befanden uns hier auf dem höchsten Punkt der Simplonstraße, 6172 Fuß über der Meeresfläche, und von dieser ungeheuern Höhe erblickten wir jetzt durch die Lücke der Felsenberge, in welcher wir hielten, v[illegible]s, etwa

zwei Meilen weit entfernt, die höchsten Schneegebirge des Walliser und Berner Hochlandes, welche im Halbzirkel den Horizont schlossen: das Vietschhorn, Nesthorn, Aletschhorn, die Jungfrau, den Mönch, den Eiger u. a. Es ist nicht möglich, ein Gebirge schöner zu gruppiren, als es hier die Natur gethan. In der Mitte des Halbzirkels thront die 12,900 F. hohe Jungfrau, wie ein unermeßlicher, oben abgestumpfter und unten breiter Felsenzacken in unbeschreiblicher Majestät. Selbst von unserm hohen Standpunkte aus gesehen, schien sie mit ihrem Scheitel den Himmel zu tragen. Der Monte Rosa hat, wie wohl er noch höher ist als die Jungfrau, dennoch keinen solchen Eindruck auf uns hervorgebracht, weil wir ihn nicht freistehend genug gesehen haben. Auf beiden Seiten der Jungfrau schließen sich ihr die übrigen Felsenkegel stufenweise an. Und alle diese Riesenleiber strahlten, die Augen blendend, bis auf die Sohle hinab, im Juwelenschmuck des Schnees, und ruheten auf der ungeheuern Fläche der tiefer liegenden Eisfelder, welche zu den Aletschgletschern gehören und das hohe Thal ganz zu füllen scheinen; wiewohl dies nur optische Täuschung war, da die hohen Felsenrücken zu unsern Füßen die grünen Tiefen des zwischen uns und jenen Eisfeldern gelegenen reizenden Rhonethals verdeckten. So hatten wir mithin, so weit das Auge durch die weite Oeffnung blickte, nur eine Schneelandschaft vor uns. Rechts von der Landstraße

wölbt ſich bei dem Hauſe ein üppig mit Blumen und Alpenkräutern prangender, hoher, runder Berg empor, aus deſſen Gipfel die nackte, grauſchwarze Felſenſpitze des Simplon vielleicht noch 1000 Fuß hoch ſenkrecht emporſteigt. Wenn alſo der höchſte Punkt der Simplonſtraße 6172 Fuß über der Meeresfläche gelegen iſt, ſo mag ſich die Höhe des Piks auf etwa 8000 Fuß belaufen. Er war indeſſen völlig frei von Schnee. Links ſchied eine Felſenkluft den Simplon von dem viel höheren Simplongletſcher, auch Gletſcher von Kaltwaſſer genannt. Wir nahmen in dem Hauſe an der Barriere einen Führer und beſtiegen unter ſeiner Anleitung den grünen Berg bis an die ſenkrechte Wand des Felſenhorns. Hier mit dem Rücken an den ewigen Granit gelehnt, überſchauten wir noch einmal die erhabene Schneelandſchaft vor uns; allein wiewohl wir uns gewiß 800 Fuß über der Landſtraße befanden, ſo konnten wir doch über die näher liegenden Berge nicht fortſehen; insbeſondere beſchränkte zur Linken der vorſpringende Rücken des Staldhorns und rechts ein von dem Simplongletſcher auslaufender Bergrücken den Blick; allein auch jetzt hatten die uns gegenüberliegenden Rieſen von ihrer drohenden Majeſtät noch nichts eingebüßt. Wir wanderten nach dem Gletſcher, den die breite Kluft von uns ſchied. Dieſe Kluft erweiterte ſich nach dem Rhonethale hin, und zeigte, wie die Simplonſtraße in mannigfaltigen Krümmungen jenſeits der Barriere ins Thal

hinabführt. Die Luft war mild, ja warm, da wir uns im Schutze der uns von drei Seiten umgebenden hohen Felsenberge befanden. Mit Wonne kühlten wir unsre Hände im Schnee des Gletschers. Wir sahen, wie die Wasser an den Orten, wo die Schneeeisdecke des Gletschers am Abhange desselben aufhört, unter dem Eise hervorströmten. Denn zahlreiche, eiskalte Quellen fließen von hier ins Rhonethal und bilden den Saltinastrom, der sich in die Rhone ergießt. Von diesen Quellen heißt der Gletscher Kaltwasser.

Auf der Rückfahrt nach dem Dorfe Simpeln, hatten wir lange das schneestrahlende Fletschhorn so dicht vor uns, daß wir die gräßlichen Zerspaltungen und Zerklüftungen erkennen konnten, welche auf dieser Seite bis an die Schneelinie reichen und durch ihre schwarze Färbung schauerlich gegen den Glanz der weichen glatten Schneedecke abstechen. Nachmittags um 4 Uhr verließen wir das Dorf. Zu Isella hielt man uns für Fremde, die erst aus der Schweiz nach Italien hineinkämen; man forderte die Pässe und legte uns, ungeachtet es nun stets bergab ging, vier Pferde vor. Ich verlangte den Postmeister zu sprechen. Der Knecht, welcher die Pferde anschirrte, erklärte trotzig, er sei der Postmeister. Ich machte ihm bemerklich, daß wir erst gestern Isella passirt und nur den Simplon besucht hätten, daß wir keinesweges Neulinge in Italien seien, und uns nicht willkürlich prellen ließen. Plötzlich er-

kannte er uns, und sofort nahm er nun zwei Pferde zurück. Wären wir also Neulinge gewesen, hätten wir dieselben ohne Widerrede behalten müssen. Später wären wir dann vier Pferde nicht nur nicht wieder los geworden, sondern man würde sie in Toskana und namentlich im Kirchenstaate allmälig verdoppelt haben.

Abends um 7 Uhr langten wir in Domo d'Ossola an. Ungeachtet wir uns hier erst gestern Quartier bestellt, auch gestern schon unsre Pässe vorgezeigt haben, sind uns diese doch gleich bei unserer Ankunft wieder abgefordert worden. Auf diese Weise kann man ja zwei Mal Geld dafür nehmen! Die Bewirthung ist hier leidlich; allein kaum angekommen, peinigt uns schon wieder das hüpfende Ungeziefer. Vergangene Nacht sind wir zum ersten Male seit langer Zeit damit verschont geblieben und haben süß und erquicklich geschlummert; aber wir befanden uns ja auch auf dem Simplon in der Schweiz, im Walliserlande, nicht in Hesperiens Flohgefilden.

Im Ganzen hat die Simplonstraße, nachdem wir die Straße von Sarzana nach Genua gesehen, nicht den Eindruck auf uns hervorgebracht, den wir davon erwarteten. Statt der lieblichen und großartigen Naturgemälde, die den Reisenden auf der Straße nach Genua entzücken, ermüdet ihn hier der mehrstündige Anblick enger und öder

Felsſchluchten, die keine Abwechſelung gewähren. Man fühlt ſich zwiſchen den hohen Felſenmauern beängſtigt, und athmet erſt dann wieder freier, wenn man das freundliche Thal von Domo d'Oſſola erreicht hat.

Zwei und funfzigstes Kapitel.

Das Posthaus zu Baveno. Italienische Frechheit. Die englische Familie. Die Douaniers. Die Reisenden leeren beim Ausgang aus Italien den Becher des Verdrusses noch einmal bis auf die Hefen. Ihr Wagen wird eingeschifft. Die Barken des Lago maggiore. Fahrt nach Isola bella. Mittheilungen über dies reizende Eiland. Seine Schönheit trägt dazu bei, über Italien Täuschung zu verbreiten. Auch Isola bella macht übrigens keinen ungetrübten Eindruck. Die ekelhafte Flohspelunke. Die Reisenden besteigen das Dampfschiff. Fahrt über den Lago maggiore. Reisegesellschaft. Die Hetären und das Berner Ehepaar. Grenze der italienischen Schweiz. Locarno. Die Hetären sind sehr anständige Damen. Drei junge Schweizermädchen. Schweizerdialekt. Ankunft in Magadino. Das Gewitter über dem See. Die Reisenden jauchzen laut über die Beendigung der Reise in den hesperischen Gefilden.

Magadino, den 20. Juli.

Wir fuhren heut bis Baveno am Lago maggiore zurück, um von hier aus Isola bella zu besuchen und dann mit dem von Arona kommenden Dampfschiffe nach Magadino an

der nördlichen Spitze des Sees, im Kanton Tessino, überſetzen zu können. Es war 10 Uhr Morgens, als wir im Poſthauſe zu Baveno ankamen. Dies iſt eine äußerlich freundliche Villa, welche dicht am See und am Fuße der mit Laubholz umkränzten Berge liegt. Die weſtliche Seite des Lago maggiore gehört zu Piemont, die öſtliche zum lombardiſch-venetianiſchen Königreich, die nördliche Spitze erſtreckt ſich in die italieniſche Schweiz hinein. Alle Ortſchaften, auf beiden Seiten des Sees ſind ſonach Grenzorte und überall hat man Douaniers ſtationirt, die dem Schleichhandel ſteuern ſollen. Das Poſthaus, welches ſich im Innern ziemlich kothig zeigte, war mit Fremden überfüllt. Ein Mylord hatte mit ſeiner Mylady und mehrern ſchönen Töchtern und Gouvernanten die Belletage eingenommen; ſeine Kutſchen füllten den Hofraum vor dem Hauſe; auch die kleineren Quartiere der Locanda waren beſetzt; — mit ächt italieniſcher Frechheit wies man uns indeſſen ein Kämmerchen an, deſſen Bewohner, ein Engliſhman, bald abreiſen wollte, und der es eben auf ein Paar Augenblicke verlaſſen hatte. Als er erſchien, war er natürlich entrüſtet. Im jämmerlichen Franzöſiſch gab er uns ſeine Verwunderung zu erkennen. Wir entſchuldigten uns, und er war ſo gefällig, uns ſein Zimmer abzutreten. Wir miethteten darauf eine Barke, um unſeren Wagen nach Magadino ſchaffen zu laſſen, und beſtellten ein Gabelfrühſtück,

um ſo ſchnell als möglich nach Iſola bella überzuſetzen. Man hatte uns nämlich geſagt, daß das Dampfſchiff Nachmittags um 3 Uhr in der Gegend von Baveno 5 Minuten anhalten und die dort und auf der Inſel befindlichen Fremden aufnehmen werde.

Es dauerte lange, ehe man uns das Frühſtück auftrug; während der Zeit beobachteten wir nicht ohne Intereſſe das Treiben dieſer engliſchen Reiſenden, welche die Reiſewuth aus ferner Heimath nach Italien geführt. Mylord hatte, wie wir erfuhren, für gut befunden, auf längere Zeit ſeinen Wohnplatz in dieſer Villa am See aufzuſchlagen. Die Familie war im Salon verſammelt, muſicirte und — wie hätte man am Lago maggiore würdiger die Zeit verbringen können? — trank Thee. Zuweilen wurden die jungen Damen ſichtbar, deren eine, beiläufig geſagt, das ſchönſte Mädchen war, das wir in Italien geſehen haben. Aber wohl zu bemerken, es war eine Engländerin, — keine Italienerin. —

Als wir uns zu Tiſche ſetzten, ſollten wir zu guter Letzt bei unſerm Ausgang aus Italien noch einmal den Becher des Verdruſſes bis auf die Hefen leeren. Wir ſahen, vom Tiſche aus durch das Fenſter blickend, daß unſer Wagen ſo eben von den dazu angenommenen Leuten eingeſchifft werden ſollte; daß aber ein Paar wilde Kerle an denſelben herantraten und Miene machten, ihn zu durchſuchen. Auch ſagte uns bald darauf der Cameriere, daß die Douaniers mit uns zu ſprechen wünſchten. Wir zwei-

selten nicht, daß es blos auf ein Trinkgeld abgesehen sei, und es empörte uns dieser Mißbrauch der Amtsbefugnisse zu sehr, als daß wir uns hätten bereitwillig zeigen können, dem Rufe zu folgen. Bald hatten sich um den Wagen, nach wohlbekannter Art, eine Menge von gaffenden Müßiggängern versammelt, die neugierig unsre Fenster anstarrten. Endlich öffnete sich die Thür und einer der Douaniers trat ein. Wir erklärten ihm, daß wir mit ihm nichts zu sprechen hätten, und warnten ihn, unseren Wagen anzurühren. Zähneknirschend entfernte sich der leidenschaftliche Piemontese, mit der Versicherung, daß der Wagen ohne vorgängige Durchsuchung bestimmt nicht eingeschifft werden solle.

Bald nach ihm erschien der Cameriere noch einmal. Der Mann sah redlich aus; wir baten ihn daher vertrauungsvoll, uns zu sagen, ob die Douaniers das Recht hätten, Reisende, die das Land verlassen wollten, zu visitiren. Er antwortete anscheinend mit Theilnahme, die Ausfuhr der Seide sei verboten, es bestehe daher der Befehl, sich bei Kaufleuten, die von hier nach Magadino oder der östreichischen Grenze übersetzten, die Gewißheit zu verschaffen, ob sie gegen dies Verbot rohe Seide bei sich hätten. „Wir haben uns aber," wandte ich verdrießlich ein, „durch unsre Pässe als preußische Beamte legitimirt; die Douaniers wissen sehr wohl, daß wir erst vorgestern hier durchgekommen, und blos bis an die Barriere auf den Simplon gefahren

ſind, wo es bekanntlich keine Seidenzucht giebt; auch hat auf der ſardiniſchen Grenze gegen Wallis, bei Iſella, Niemand uns zu durchſuchen gewagt. Es iſt daher," fuhr ich fort, „lediglich auf eine Geldererpreſſung abgeſehen, und darum eröffnen Sie den Douaniers, daß wir, wenn der Wagen nicht ſofort freigelaſſen wird, eine ernſte Beſchwerde bei der Regierung anbringen werden." Der Cameriere entfernte ſich. Wir ſahen ihn gleich darauf unten am Wagen. Hier erhob ſich erſt ein lebhafter Wortwechſel; endlich aber wurden die Douaniers kriechend höflich und ließen uns um die Erlaubniß bitten, den Wagen, wie es ihre Pflicht ſei, wenigſtens flüchtig durchſehen zu dürfen. Um allen ferneren Weitläuftigkeiten zu entgehen (denn ſchon hatten wir eine halbe Stunde verloren, und die ſchnelle Einſchiffung des Wagens war dringend nothwendig, wenn derſelbe noch heut Abend Magadino erreichen ſollte), geſtatteten wir dies, und wirklich benahmen ſich die Leute nun mit größter Beſcheidenheit; man ſah ihnen den Wunſch an, durch Höflichkeit ein Trinkgeld zu erhaſchen. Allein unſer Aerger war zu groß geweſen, als daß wir uns bewogen finden konnten, ihnen auch nur einen Sou zu geben. Man fand durchaus nichts Steuerbares und keine Waare, deren Ausfuhr verboten geweſen wäre, und bald glitt unſer Wagen langſam über den See. In Folge des gehabten Verdruſſes konnten wir nur ein Paar Biſſen genießen. Dennoch mußten wir

lachen, als wir nach geraumer Zeit bemerkten, daß die Douaniers noch immer am Ufer ſtanden und den ſchon zum fernen Punkt gewordenen Wagen, der ihre Hoffnung auf ein Trinkgeld ſo ſchmählich vereitelt hatte, in ſtiller Betrübniß mit ſehnſuchtsvollen Blicken verfolgten.

Inzwiſchen hielt eine kleine Barke am Ufer, die uns nach Iſola bella führen ſollte. Die Barken des Lago maggiore ſind nur aus Brettern zuſammengefügt, kurz und ſchmal, der Kiel iſt nicht gewölbt, ſondern flach und beſteht aus zwei oder drei dünnen, der Länge nach gegen die Rippen genagelten Brettern. Wenn daher die Wellen des Sees beim Rudern zuweilen den Vorder- oder Hintertheil des Nachens emporheben, hört man deutlich, wie der Boden des Gefäßes aufſchlägt und gegen das Waſſer klatſcht. Tonnenbände oder geſchmeidige Haſelſtäbe, welche mit Leinwand bedeckt ſind, überwölben, an beiden Seiten des Bords befeſtigt, die Barke und bilden ein ſchattiges Zelt.

Auch unſer Schifflein bot uns ein ſolches Schattendach. Zwei Mann ruderten. Sie führten uns an der Fiſcherinſel vorüber, die, wie Iſola bella, nur eine Viertelſtunde vom Ufer entfernt iſt. Aus der Entfernung nimmt ſich die Fiſcherinſel, mit ihrem ſteinernen Dörfchen ſehr reizend aus; in der Nähe bemerkt man freilich nur Schmutz und Unflath, und die Täuſchung ſchwindet. Wir wandten uns dann ſüdlich an einem, mit ein Paar Bäu-

men beſetzten Duodezinſelchen vorbei nach Iſola bella, welche uns die Nordſeite mit der ältern Villa der Borromäer, einige Nebengebäude und eine Kirche zeigte. Bald hatten wir die Anfurth beim neuen Schloſſe erreicht. Wir traten durch das Schloß, welches werthvolle Gemälde enthält, in den Garten. Dieſer Garten mit ſeiner pyramidalförmig in zehn Abſätzen ſich erhebenden Terraſſe, deren Spitze ein großes, geflügeltes Einhorn ziert, iſt wirklich zauberhaft ſchön. Man hat indeſſen Iſola bella ſo oft beſchrieben, daß es hier füglich unterbleiben kann. Allein mit Freude bekenne ich: in Beziehung auf dieſe Inſel hat Niemand die Unwahrheit geſagt. Wie im übrigen Italien die Natur weit hinter den ſchwülſtigen Uebertreibungen der Enthuſiaſten, bleibt hier der Ausdruck des Enthuſiasmus hinter der Natur zurück. Ja, Iſola bella iſt unausſprechlich ſchön! Man befindet ſich im See, rings von dem Kryſtallſpiegel umgeben, der von grünen Höhen und fernen Alpen eingefaßt iſt. Während der in der Ferne umherſchweifende Blick ſtets neue Schönheiten der Natur entdeckt; entzückt das liebliche Eiland ſelbſt durch eine fremdartige Pflanzenwelt, die hier zwar nicht die Natur von ſelbſt hervorgebracht, welche aber unter ihrer Mitwirkung durch die Kunſt und Sorgſamkeit der Menſchen geſchaffen worden iſt, und mit Mühe und Anſtrengung erhalten wird. Iſola bella iſt das ſchönſte Treibhaus in Italien. Noch einmal erblickt man hier einige Reihen von Orangenbäumen

im Freien; die hohe Terraſſe iſt mit Spalieren von Cedrat- und Limonenbäumen geziert; unter dem ſchützenden Obdach einer Felſengrotte werden ſogar verſchiedene Palmen gezogen; Cypreſſen, Lorbeerbäume *), Oleander, Granaten, amerikaniſche und indiſche Gewächſe, Blumen und Sträucher aller Art erfreuen das Auge, und die große Blüthe des Magnolienbaumes verbreitet entzückenden Duft. Der Gärtner erzählte uns aber, daß im Winter alle dieſe Pflanzen, um ſie vor dem Erfrieren zu bewahren, mit Matten bedeckt würden. Dies iſt den meiſten Reiſenden, welche Italien beim Lago maggiore zuerſt betreten, völlig unbekannt; ſie glauben gewöhnlich die Erzeugniſſe der heſperiſchen Gefilde vor ſich zu ſehen. Wenn ſie aber auch erfahren, daß dieſe Pflanzenpracht hier nur durch Kunſt hervorgebracht und erhalten wird, ſo wähnen ſie, daß ihnen die Natur im Süden Italiens jedenfalls gleiche Reize entfalten werde, und wenn ſie, wie es meiſtens geſchieht, nur bis Meiland oder höchſtens bis Genua oder Florenz zu reiſen im Stande ſind, tröſten ſie ſich damit, daß wenigſtens Neapel wie Iſola bella prange. Es iſt recht übel

*) Darunter der hohe, ehrwürdige Baum, in welchen Napoleon das Wort bataglia eingeſchnitten hat. Gegenwärtig befindet ſich an der Stelle, wo das Wort ſtand, nur ein Loch, da die Verehrer des Einſiedlers von Helena die Rinde ſtückweiſe abgelöſet und mitgenommen haben.

und hat zuverläſſig ſehr viel dazu beigetragen, eine falſche Vorſtellung von Italien zu verbreiten, daß gleich anfangs im hohen Norden Italiens gerade Iſola bella den Reiſenden begrüßt.

Doch auch dies Eiland läßt den ſchönen Eindruck, den es hervorbringt, nicht ungetrübt. Nachdem wir eine geraume Zeit umhergewandert, fühlten wir das Bedürfniß, unſern Durſt zu löſchen. Wir fragten nach einem Wirthshauſe. Nicht weit vom neuen Schloſſe befinden ſich an dem nach der Seite von Streſa gelegenen Ufer der Inſel einige ſcheußlich unfläthige Steinhäuſer und ein Paar kleine Villen, eine ekelhafte Spelunke, die von Fliehen wimmelte und in die wir gar nicht einzutreten wagten, wurde uns als Albergo angeprieſen. Wir hatten eben vergeſſen, daß wir noch in Italien waren; allein jetzt konnten wir freilich nicht mehr daran zweifeln.

Gegen drei Uhr erblickten wir in der ſüdlichen Richtung nach Arona von fern das Dampfſchiff. Wir eilten ihm auf unſerer Barke entgegen. In der Nähe der Inſel machte es Halt, die Schiffsglocke ertönte und rief noch mehrere andere Barken mit Fremden, die aus verſchiedenen Richtungen herbeigekommen waren, an Bord. Eine piemonteſiſche Militairperſon nahm ſogleich unſre Päſſe in Empfang. Da das Schiff von Seſto Calende aus bis nach Magadino die ganze Länge des Sees zurückzulegen hat und auf dieſem Wege jedesmal, ſowohl auf der Hin- als auf der Rückreiſe, aus den am piemonteſiſchen Ufer ge-

legenen Ortſchaften Reiſende aufnimmt; ſo muß es oft in ſeinem Laufe anhalten, und darf ſich daher nur langſam fortbewegen. Wir machten in der Stunde nur eine Meile, konnten aber auf dieſe Weiſe die reizenden Gegenden, an denen wir vorüber ſchwebten, um ſo beſſer in Augenſchein nehmen.

Außer uns befanden ſich etwa noch 20 Paſſagiere an Bord. Der Patron des Schiffes, der piemonteſiſche Sergeant und einige andere italieniſche Herren erſchöpften ſich in Aufmerſamkeit gegen zwei junge Italienerinnen, die wir, nach der Freiheit ihres Benehmens für ein Paar reiſende Hetären aus Mailand hielten. Sie tranken Wein und ſpielten Karten mit den Männern, die bald ziemlich luſtig wurden. Wir bildeten eine abgeſonderte, und zwar die beobachtende Gruppe auf dem Deck. Uns gegenüber ſaß ein alter Profeſſor aus Bern mit ſeiner Ehehälfte. Beide ſprachen kein Wort; die Dame ſchnitt Geſichter; ihr ſchien die Waſſerfahrt nicht zu bekommen, denn ſie kämpfte augenſcheinlich mit Uebelkeit. Auf der Gallerie am Bug befanden ſich, durch die Dampfmaſchine vom erſten Platze auf dem Deck und von der in der Mitte des Fahrzeuges befindlichen Kajüte geſchieden, die Paſſagiere des zweiten Ranges, ein Paar arme Handelsleute und ein junger Franziskaner, der eifrig in ſeinem Brevier las. Dieſe Reiſegeſellſchaft wurde während des fernern Laufs des Schiffs abwechſelnd vermehrt und vermindert, indem

man einzelne Perſonen unterwegs abſetzte und andere aufnahm. Bei Palanza erblickten wir links das Eiland Iſolino. Die Fahrt auf dem Lago maggiore iſt die lieblichſte Erinnerung unſerer ganzen Reiſe. Der Tag war mild und ſchön, der blaue Himmel ſpiegelte ſich in den ſanft gekräuſelten Wellen, die, an den Seiten des Schiffs von eiſernen Radſchaufeln aufgewühlt, in ſchneeweißen Schaum ſich hüllten. Rechts und links bewegten ſich die reizenden Ufer mit ihren grünen Bergen, Städtchen, Dörfern und Villen langſam an uns vorüber; jeder Augenblick gewährte eine neue und lieblichere Ueberraſchung. So erblickten wir nach und nach zur Linken Intra, St. Maurizio, Degagna und zur Rechten Laveno, Caſtello, Luvino. Bei Canero ſtießen wir auf ein Paar alte, mitten im See liegende Kaſtelle, welche die romantiſche Schönheit der Gegend noch vermehrten, und wandten uns dann links in die Einbiegung, die der See vor Canobia macht, ſo daß plötzlich die ganze bisherige Gegend hinter uns verſchwunden war und ſich vor uns ein neuer See zu öffnen ſchien. Bald durchſchnitten wir nun die Grenze der italieniſchen Schweiz, welche über eine niedrige Gebirgskette an beiden Seiten des Ufers fort und quer durch den See läuft. Inzwiſchen waren hinter uns Gewitterwolken emporgeſtiegen; es erhob ſich ein lebhafter Wind und ſchon fielen einzelne Regentropfen auf das Verdeck. Als wir die hinter Aſcona vorſpringende Landzunge umſchifft hatten, erblickten wir links vor uns,

in einem vom See bespülten Thal, die nicht unbedeutende Stadt Locarno. Das Ufer ist hier und überhaupt an der Nordseite des Sees ganz flach; doch steigen in geringer Entfernung hinter der Stadt Gebirge empor. Bei Locarno legte eine Barke bei uns an und nahm die beiden Hetären auf. — Hetären? Mit nichten, wir erfuhren, daß es zwei ganz sittsame, unbescholtene und anständige junge Mädchen wären. Aber so sind die gepriesenen Italienerinnen. Wohl Euch, Ihr deutschen Jungfrauen, daß Ihr Euch züchtiger benehmt, als die von den enthusiastischen Freunden Italiens so sehr bewunderten italienischen Frauenzimmer! Statt der beiden Italienerinnen brachte uns die Barke drei junge Schweizermädchen, die, unter Obhut ihrer Mutter auf einer Reise durch ihr Vaterland begriffen, Locarno heut besucht hatten. Sie sprachen ein Deutsch, bei dem uns Hören und Sehen verging; zum ersten Male vernahmen wir den Dialekt der Schweizer, unglücklicher Weise im Munde von Damen! Es klang wie kauderwelsch. —

Der Himmel hatte sich völlig umwölkt, als wir Abends 8 Uhr im Zwielicht den an der nordöstlichen Spitze des Sees gelegenen Gasthof Magadino im Kanton Ticino erreichten. Das große Haus war so mit Fremden überfüllt, daß wir nur mit Mühe ein Unterkommen fanden. Unsere Fenster gewährten uns eine reizende Aussicht über den See nach Locarno. Ferne Blitze leuchteten zur Linken. Wir

waren etwa eine Stunde in Magadino, als das Gewitter losbrach. Der Regen stürzte plötzlich in Strömen herab, die Wellen des vom Sturm gepeitschten Sees hoben sich empor, als lechzten sie, die Wasser, welche dem Schooß der Wolken entrauschten, in sich aufzunehmen. Blitze durchzuckten nach allen Richtungen den rabenschwarzen Himmel; der Donner hallte wieder vom tausendfachen Echo der nahen und fernen Hochgebirge, und hörte nicht auf zu rollen. Wir lagen voll Entzücken im Fenster. In den Augenblicken, wo die Blitze leuchteten, überschaueten wir die wallende Fluth, die durch dichte, graue, senkrecht herabströmende Wasserstreifen mit den schwarzen Wolken zusammenhing, und in diesen Nebelgebilden zeigte sich, wie ein Gespenst, die dunkle Gestalt des vor Anker liegenden Dampfschiffes mit dem hohen Schlott. Wir konnten nicht glauben, daß wir den durch seine Lieblichkeit berühmten Lago maggiore vor uns sähen; — mit freudigem Erstaunen überzeugten wir uns, daß er auch ein erhabenes Schauspiel gewähren könne. —

Noch rollen entfernt die Donner des mehrstündigen Gewitters, das mich mehrmals bei Aufzeichnung unsrer heutigen Begebenheiten unterbrochen und ans Fenster gerufen hat. Der Regen ist sanfter geworden, der See ruhiger. Allein noch mögen wir nicht schlafen; ein Gedanke beschäftigt uns lebhaft: wir haben heut Italien verlassen; wir sind in der Schweiz und beginnen morgen durch die-

ſelbe die Rückreiſe in's Vaterland. Und indem wir nun bemüht ſind, die Nutzanwendung unſerer Erfahrungen zu machen, und mit Gerechtigkeit, aber auch mit Billigkeit ein Urtheil über das Land zu fällen, in welchem wir geraume Zeit zugebracht; indem wir uns die Frage, ob wir das Eldorado unſerer Phantaſie gefunden, aufrichtig zu beantworten bemüht ſind, fühlen wir uns unwillkürlich von Unmuth, nicht ſowohl gegen das Land, in dem wir uns getäuſcht, als gegen die Thoren durchdrungen, die uns und Andre geäfft. Das einzelne Schöne und Merkwürdige kann uns für die ſchmerzliche Enttäuſchung, die uns im Ganzen geworden iſt, und für den Ekel und Widerwillen, mit dem wir unabläſſig zu kämpfen hatten, keineswegs genügend entſchädigen. Und deshalb jauchzen wir mit dem rollenden Donner aus voller Bruſt, daß wir aus dem ſchmutzbeſpritzten Stiefel Europa's wieder in das Herz der Jungfrau zurückkehren können; wir freuen uns von ganzer Seele, daß Italien hinter uns liegt, früher das Land unſerer Wünſche und Hoffnungen. Leb wohl denn, Italien, auf Nimmerwiederſehen! —

Letztes Kapitel.

Rückreise in's Vaterland durch die Schweiz, Baden, Hessen und Thüringen. — Bellinzona. Das Livinenthal. Der St. Gotthard. Das Urserenthal. Altorf, der Vierwaldstädter See, Schwyz, der Rigi, Luzern, Zürich, der Rheinfall und Schaffhausen. Der Schwarzwald. Kehl. Straßburg. Karlsruhe. Heidelberg. Die Bergstraße. Darmstadt. Frankfurt a. M. Hanau. Fulda. Eisenach und die Wartburg. Gotha. Erfurt. Weimar. Naumburg. Leipzig. Wittenberg. Potsdam. Berlin. Schlußbetrachtung.

Am Morgen des 21. Juli verließen wir Magadino, wo wir einen Fuhrmann bis nach Bellinzona (Bellenz), der Hauptstadt des Kantons Ticino (Tessin), hatten annehmen müssen, und schlugen die Straße nach dem St. Gotthard ein. Der Weg nach Bellenz führt durch ein anmuthiges Thal. Die Stadt liegt zwischen Hügeln am Flusse Ticino, und ist von drei uralten Kastellen umgeben. Noch einmal wurden wir durch die Bauart dieser

Kaſtelle, durch die ausgezackten alten Mauern, welche am Eingang in die Stadt rechts und links von den Hügeln herablaufen, lebhaft an Italien erinnert. Auch die Häuſer der Stadt ſind noch maſſiv und im italieniſchen Geſchmack gebaut. Wir befanden uns aber auch noch am ſüdlichen Abhang der hohen Schweizeralpen, welche eigentlich die natürliche Grenze der Schweiz und Italiens bilden. Erſt jenſeits des St. Gotthard beginnt die Schweizerbauart. In Bellinzona erhielten wir wieder Poſtpferde. Der Weg zog ſich ſtets am Ticino hin. Bei Poleggio traten wir in das an Naturſchönheiten ſo überreiche, enge Leventinen- oder Livinenthal, in dem dieſer Gebirgsſtrom über Felſen dahinrauſcht und die ſchönſten Waſſerfälle bildet. Kaſtanien- und Nußbäume, Pappeln und Wein ſchmücken die Gegend. Wir erreichten Giornico und Faido, und erſt in der Dunkelheit das Dorf Airolo am Fuße des Gotthard, wo wir übernachteten. Hier hörten wir zum letzten Male italieniſch ſprechen. Es machte einen eigenthümlichen Eindruck auf uns, als die hübſche Wirthstochter und ihre Mägde, ſämmtlich blonde, blauäugige, rothbäckige Schweizermädchen, von denen man ein kräftiges Plattdeutſch erwartet haben würden, uns zierlich mit den weichen italieniſchen Lauten begrüßten. Um dieſen Eindruck ganz zu empfinden, müßt Ihr, werthe Leſer, Euch vorſtellen, daß ein pommerſches Bauermädchen mit Holzpantoffeln an Euch

heranklopfend, französisch oder italienisch mit Euch zu sprechen anfinge! —

In Airolo hörten die Extraposten auf. Wir accordirten mit dem Wirth, der uns seine Pferde bis Hospenthal (nicht Hospital, wie alle Charten fälschlich angeben) jenseits des St. Gotthard vorlegte. Eine vortreffliche Straße führt jetzt über diesen furchtbaren Felsenriesen. Gleich hinter Airolo steigt sie im Zickzack empor, so daß man sich von dem im Thal liegenden Dörfchen bald entfernt, bald sich ihm wieder nähert. Je höher man kommt, je schöner ist der Blick über Airolo hinaus in das ferne Livinenthal. Der Morgen war freundlich und warm. Endlich verschwand Airolo; wir befanden uns zwischen hohen Felsenwänden und fühlten hier eine ganz veränderte Temperatur. Noch höher emporsteigend erreichten wir eine furchtbare Felseneinöde, mit der sich selbst die nackten Felsen der Simplonstraße nicht vergleichen lassen. Die Natur schien hier völlig abgestorben, und durch die weiten Oeffnungen zwischen den uns umgebenden ewigen Granitfelsen brauste der Sturmwind mit eisiger Kälte. Der Himmel hatte sich in graue Wolken gehüllt. Plötzlich fing es an zu schneien. Welch ein Schauspiel am 22. Juli! Von Kälte durchschauert und unvermögend, uns gegen den Sturmwind zu schützen, erreichten wir das 6390 pariser Fuß über dem mittelländischen Meere gelegene, ehemalige Kapuzinerhospiz, welches gegenwärtig nur eine schmu-

zige, elende Kneipe iſt. Merkwürdig ſind auf einer ſolchen Höhe zwei kleine Seen in der Nähe des Gebäudes. Allein auch hier noch iſt der Reiſende rings von 8 ungeheuern Felſenzacken umgeben, von denen ſich die höchſte Spitze des Gotthard, der Fibia, 9964 Fuß hoch in die Luft erhebt. Noch hatten wir in dem furchtbaren Wetter faſt 2000 Fuß höher zu ſteigen, da die höchſte Stelle des Paſſes 8264 Fuß über dem Meere gelegen iſt. Es ſchneiete ſo heftig, daß ſich die kahlen Felſen hinter den fallenden Flocken wie Nebelgebilde darſtellten. Endlich hatten wir die Höhe erreicht. Wir fuhren nun den nördlichen Abhang hinab in das wilde Urſerenthal hinein, wo das Schneegeſtöber allmälig aufhörte. Merkwürdig iſt die Verſchiedenheit der Vegetation auf der nördlichen und ſüdlichen Seite des Gebirges. Eine Stunde lang erblickt das Auge gar kein Gewächs, bis endlich die Tanne dürftig zum Vorſchein kommt. Der gefallene Schnee vermehrte das Oede der Gegend. Zur Mittagszeit kamen wir nach Hospenthal, im Kanton Uri, wo wir mit unausſprechlicher Freude nach langer Zeit wieder nur die Töne der Mutterſprache hörten. Auch iſt die Bauart der Häuſer hier ſchon ganz deutſch. Mit biederer Herzlichkeit ſetzte man uns im Gaſthofe ein Paar einfache aber ſchmackhafte Speiſen und genießbares Brot vor; — wir waren im Vaterlande! — Solchen Unterſchied begründen Hochgebirge. — Da unſre Verhältniſſe nur noch eine kurze Abweſenheit

von der Heimath gestatteten, so entschlossen wir uns, von Hospenthal aus quer durch die Schweiz nach Hause zurückzukehren und nur den Mittelpunkt, oder den sogenannten klassischen Boden derselben zu besuchen. Auch in Hospenthal waren keine Postpferde zu bekommen und wir mietheten daher die drei kräftigen Pferde und den Knecht unsers Wirthes für die ganze Dauer der Schweizerreise. Außerdem empfahl uns der Wirth einen Führer, der von Zürich einen Reisenden bis nach Hospenthal geleitet hatte. Und hiermit sei auch Dir, ehrlicher Jakob Mühlhaupt, ein Denkmal gesetzt in diesem Büchlein. Ein hagerer, muskelkräftiger alter Mann, mit grauem Haar, rothem schmalem Gesicht und hervortretenden, hellblauen, unbeschreiblich gutmüthigen Augen, in eine graue Jacke und graue Beinkleider gekleidet, stand, das Mützchen demüthig in der Hand haltend, vor uns, und bot uns in seinem etwas unverständlichen Schweizerdeutsch seine Dienste an. Wir entsprachen seinem Wunsche, und sind von ihm mit wahrer Redlichkeit und mit der aufmerksamsten Anhänglichkeit 6 Tage lang bedient und bis nach Zürich geleitet worden. Möge es ihm immer wohl ergehen! — Welch ein Unterschied zwischen diesem Schweizer-Cicerone und den Italienern! —

Der von Hospenthal bis nach Altorf bergabfallende Weg führt ununterbrochen an dem Waldstrom Reuß, der sich bei Altorf in den Vierwaldstätter See ergießt, im Thale dahin. Die Natur hat auf die-

ſer kurzen Strecke, welche in einem halben Tage zurückgelegt werden kann, zahlreiche Wunder geſchaffen und entzückt durch die Abwechſelung furchtbarer und lieblicher Schönheit. Anfangs iſt die Gegend wild und öde; man fährt durch Schluchten und gelangt hinter Andermatt zur Teufelsbrücke, die zwei Felſen mit einander verbindet, und unter welcher die von der Höhe eines Berges herabſtürzende Reuß eine prächtige Kaskade bildet, ferner zum Urner Loch, einen durch den Felſen geſprengten, 80 Schritt langen Gang, zu den gefährlichen Schöllenen, hinter Göſchenen zum Pfaffenſprung und dann immer weiter bergab nach Amſteg. Dies iſt ein freundliches Dörfchen mit rothen Dächern und ſauber angeſtrichenen Häuſern, aus Fachwerk zuſammengeſetzt, in lieblicher Gegend. Auf dem Wege von Hospenthal bis Amſteg erblickten wir hier und da über die nahe gelegenen nackten Felſen oder über grüne bewachſene Berge hinausragend ſchneeweiße Alpenhäupter, insbeſondere die Furka, den Galen- und Briſtenſtock. Gleich rechts am Wege, hinter Amſteg, bezeichnet die alte Ruine Zwing-Uri den Anfang des klaſſiſchen Schweizergebiets. Wir traten nun in ein entzückendes Thal, welches ſich bis zum Vierwaldſtätter See erſtreckt und von der Reuß bewäſſert iſt. Der Abend war ſchön und mild; die untergehende Sonne ſtrahlte wieder von dem blendenden Schnee des Briſtenſtocks hinter uns, während auf den grünen Matten ringsumher und auf den Bergen die Glocken der wei-

denden Kühe harmoniſch läuteten. Ueberall ſahen wir reinliche, fleißige Landleute, freundliche Hütten, Gärten und dichtbelaubte Bäume, deren ſaftiges Grün die Sonne vergoldete. Rechts lag Bürglen, Wilhelm Tells Geburtsort. Und bald erblickten wir vor uns, den grünen Teppich begrenzend, einen ſilbernen Streifen: es war ein Theil des Vierwaldſtätter See's! —

Wir blieben in Altorf zur Nacht, zahlten eine ſehr mäßige Rechnung und ſetzten am nächſten Morgen auf einem Krahn von Flülen uns über den See, deſſen ſmaragdgrüne Fluth rings von grünen hohen Bergen und Alpen eingeſchloſſen iſt. Hinter uns ragte noch immer das Schneehorn des Briſtenſtocks empor. Tells Platte, die Stelle am rechten Ufer des Sees, wo Tell im Ungewitter aus dem Bote ſprang und den Tyrannen mit kräftigem Fußſtoß den empörten Wellen Preis gab, und wo jetzt eine kleine Kapelle ſteht, ſo wie das Grütli auf dem grünen Abhang eines Berges am linken Ufer, wo einſt der Schweizerbund beſchworen wurde, erweckten in uns begeiſternde Erinnerungen. Hat man die Felſenſpitze umſchifft, welche hinter dem Grütli in den See hineinragt, ſo öffnet ſich zur Linken die Ausſicht auf das mächtige, dunkelgrüne, 7100 Fuß hohe Pilatusgebirge. Nach mehr als zweiſtündiger Fahrt landeten wir zu Brunnen, im Kanton Schwyz, wo wir von dem Hügel, der hinter dem am See gelegenen Wirthshauſe befindlich iſt, das

kleine, liebliche Thal, mit dem Flecken Schwyz und den beiden merkwürdig gestalteten Felsenhörnern, welche der große und kleine Mythen, auch Schwyzerhaken genannt werden, und auf der andern Seite den See mit dem dahinter thronenden Pilatus, rings um uns aber Kultur und Gewerbsthätigkeit mit Entzücken überschauten. Wir verfolgten dann den reizenden Weg, der über Schwyz nach Arth führt, und schwelgten freudetrunken im Anblick des kleinen Sees von Lauerz mit dem Schwanaueilande. Hinter uns schlossen die beiden nackten Felsenhaken von Schwyz den Gesichtskreis; vor uns erhob sich zur Linken der einem ruhenden Löwen vergleichbare, 5700 Fuß hohe Rigi, zur Rechten der Roßberg, bekannt durch den furchtbaren Erdfall, welcher im Jahr 1806 einen Theil des Lauerzer Sees und zwei Dörfer, darunter das Dorf Goldau, verschüttete. Und bald befanden wir uns mitten unter den Trümmern, die jenes schreckliche Ereigniß für Jahrhunderte hinterlassen. Wir sahen die ungeheuern aus Nagelfluhe zusammengesetzten Erdklumpen und Felsenstücke, welche von der Spitze des vielleicht 2000 Fuß hohen Roßbergs, den Abhang desselben und die Ebene an dessen Fuß eine Stunde weit bis zur Landstraße und selbst über dieselbe hinaus, durchwühlt und überrollt hatten. Die Nagelfluhfelsen bestehen bekanntlich aus größeren und kleineren runden Kieseln von verschiedenen Farben, die durch verhärteten Thon mit einander verbunden sind; sie können daher nicht die Festig-

keit anderer Felsarten haben, zerbröckeln in sich und verursachen leicht Erdfälle. Gegen Abend erreichten wir den Flecken Arth, am Zuger See, der, da es windig war, mit ungestümen, hohen Wellen das Ufer peitschte. Der Rigi steigt hier an der linken Seite unmittelbar aus dem Wasser empor; in der Entfernung aber flachen sich die Ufer ab. Wir fuhren auf dem See spazieren, und besuchten das Monument der Schlacht von Moorgarten. Am folgenden Tage, den 24. Juli, bestiegen wir den Rigi. Das Wetter war leider ungünstig; als wir eine Stunde Weges zurückgelegt hatten, fing es an zu regnen. Bald sahen wir uns in undurchsichtige Nebel gehüllt. Gänzlich durchnäßt und von den Stürmen der Hochgebirge durchschauert, kamen wir Mittags 1 Uhr auf Rigikulm, der höchsten Spitze, an, wo wir ein recht gutes Wirthshaus und selbst ein Fortepiano fanden. Unterhaltung und Musik mußte uns für den übrigen Theil des Tages die Zeit vertreiben; denn es hörte nicht auf zu regnen und der Nebel war so dicht, daß wir außerhalb des Hauses, im buchstäblichen Sinne nicht 3 Schritte weit sehen konnten. Wir blieben, um den Aufgang der Sonne zu erwarten, über Nacht auf dem Rigi. Leider wurde uns aber die Freude des Sonnenaufgangs nicht zu Theil; denn als wir uns am folgenden Morgen frühzeitig von unserm Lager erhoben, war der Himmel noch mit Wolken bedeckt und wir sahen nur, wie der Sturmwind mit dem ungeheu-

mit weißgrauen Nebelballen spielte, die er über Berge und Thäler dahinrollte. Nur Sekundenlang erblickten wir tief unter uns die von der Sonne erleuchteten grünen Thäler. So mißmuthig uns die vereitelte Hoffnung machte, mußten wir doch über eine Kavalkade reisender Engländer lachen, die so eben auf Saumrossen Rigikulm erreichten, und die sich wahrscheinlich lange vor Tagesanbruch auf den Weg gemacht hatten, um den Sonnenaufgang nicht zu verfehlen. Eine stolze Mylady zuckelte voran. Ernst und würdevoll ritt sie bis an den östlichen Rand der Bergspitze, starrte hier mit ihrer Begleitung eine Weile in das auf allen Seiten undurchdringliche Nebelmeer, kehrte dann, ohne ein Wort zu sagen, mit ihrer Familie um, und ritt eben so würdevoll, als sie gekommen, den Berg wieder hinab. Ein anderer Engländer, der schon Tages zuvor auf Rigikulm angekommen war, saß mitten im Nebel auf einer Bank, schaute bedenklich in die grauweiße Luft hinein, zog dann ein Taschenbuch hervor und zeichnete — den Sonnenaufgang! — Wir blieben bis Mittag, hörten den Kuhreigen blasen, unterhielten uns in angenehmer Gesellschaft, und hatten endlich die Freude, daß sich das Wetter aufklärte. Den Hochgenuß, den die ungetrübte Aussicht vom Rigi gewährt, schildert keine Feder. Selbst die Aussicht vom Vesuv tritt dagegen in Schatten. Rings um den seligen Beschauer und unter demselben breitet sich Europa's schönstes Land, die Schweiz, aus, mit

ſeinen blühenden Thälern, grünen Matten, Fruchtgärten, Getreidefeldern, freundlichen Städten und Dörfern, mit ſeinen gewaltigen Seen, ſeinen Laub- und Nadelholzwäldern auf dem Rücken der ungeheuern Gebirge, mit ſeinen Felſenhörnern, ſeinen Alpen! Sieht man vom Veſuv das Meer, ſo erblickt man vom Rigi herab tief unter ſich zwölf der ſchönſten Seen von köſtlich blaugrüner Farbe in maleriſcher Umgebung; die am Himmel ziehenden Wolken ſchweben gigantiſchen Schatten gleich über der Oberfläche dahin, welche getuſcht und völlig unbewegt zu ſein ſcheint, da man ſich zu hoch befindet, um das Spiel der Wellen noch wahrnehmen zu können. Das Gefühl, mit dem man an der nordöſtlichen Seite, wo der Berg faſt ſenkrecht aus dem Zuger See emporſteigt, in dieſen See hinabblickt, iſt unbeſchreiblich. Man fühlt Sehnſucht in die ſtille Fluth hinabzuſpringen, die ſchweigſam, dennoch ſo ſüß anlockt! Wendet man dann das Auge nach Südoſt; ſieht man hoch am Horizonte die Rieſen der Schweiz, das Berner Hochland in herrlicher Gruppirung mit den ſchneeſtrahlenden Häuptern, ſchwingt ſich die Seele unwillkürlich wieder empor zum Himmel. Armes Italien, wo vermöchteſt du ein Bild zu gewähren, dem ähnlich, welches ich ſo eben, nur in flüchtigen Umriſſen anzudeuten, vergeblich mich bemüht habe? —

Der übrige Theil des Tages war ſehr ſchön. Wir ſtiegen hinab nach Immenſee, beſuchten Tells Kapelle, die hohle Gaſſe (ein niedriger Hohlweg,

in dem Tell den Geßler erschoß) und Küßnacht, und fuhren von hier, wo wir unsern Wagen wiederfanden, längs dem Ufer des Vierwaldstätter Sees, an der Ruine Habsburg vorbei, nach der am See gelegenen freundlichen Stadt Luzern. Die Gegend von Küßnacht bis nach Luzern ist unaussprechlich schön. Zur Linken erblickt man den See, jenseits desselben das Pilatusgebirge, zur Rechten grüne Anhöhen, überall Kultur, Glück und Frieden. Keine Gegend Italiens hat einen so zauberhaften Eindruck auf mich gemacht, als diese, deren Schönheit überdies durch die Lieblichkeit des Sommerabends noch erhöht wurde.

Der Weg von Luzern nach Zürich führt anfangs längs der Reuß, die bei Luzern wieder aus dem See tritt, durch einen Theil des Kantons Luzern, und dann auf der Grenze der Kantone Aargau und Zug bis nach dem Dorfe Knonau, an der Grenze des Kantons Zürich, durch das sogenannte flache Land der Schweiz. Wiewohl auch dies noch aus breiten Hügelrücken besteht, so glaubt man doch, bei dem Mangel höherer Berge und Alpen sich nicht mehr in der Schweiz zu befinden. Grüne Wiesen wechseln mit weit sich ausdehnenden fruchtbaren Getreidefeldern und mit üppigen Waldungen. Ueberall erblickten wir freundliche Dorfschaften und einzelne Bauernhäuser; von allen Seiten begrüßten uns fleißige, frohe und wohlgekleidete Menschen in der eigenthümlichen Tracht ihres Kantons. In Knonau war großes Scheibenschießen; wir bewunderten die Sicherheit, mit wel-

cher die Landleute ihr Ziel zu treffen wußten. Noch ist in der ganzen Schweiz die Armbrust im Gebrauch; wir sahen sechsjährige Knaben, die, nachdem sie uns ihren Spruch hergesagt und eine Kleinigkeit zum Ankauf von Bolzen erbeten hatten, uns Beweise großer Geschicklichkeit im Treffen mit der Armbrust gaben. Hinter Knonau erhebt sich zur Rechten der Bergrücken des Albis, welcher den Zürcher See versteckt. Je mehr wir uns der Stadt Zürich näherten, je schöner und kultivirter wurde die Gegend. In der milden Beleuchtung der Abendsonne erreichten wir die Stadt, wo wir im Gasthofe zum Schwert einkehrten.

Die Aussicht aus unsern Fenstern hier war vielleicht die köstlichste unserer ganzen Reise. Zürich liegt nämlich an der nördlichsten Spitze eines mehrere Meilen langen Sees, und zwar an der schiffbaren Limmat, die hier aus demselben hervortritt. Dicht am See führt eine hölzerne Brücke über den breiten Fluß; auf derselben steht der Gasthof, aus dem man nicht nur einen Theil der Stadt, insbesondere zur Linken die beiden Thürme des Münsters und rechts den spitzen Thurm einer andern Kirche, sondern auch vor sich die Ausströmung der Limmat und in der Mitte derselben, in der Entfernung eines Büchsenschusses etwa, einen mahlerisch gelegenen hohen alten Thurm erblickt, der als Gefängniß dient. Hinter demselben breitet sich der hellgrüne liebliche See aus, der rechts und links von sanft sich erhebenden, grünen

Anhöhen, an deren Fuß freundliche Dörfer, Fabrikgebäude und Landhäuser gelegen sind, eingeschlossen ist. Eine vorspringende Höhenzunge entzieht die weitere Ausdehnung des Sees in einer Entfernung von etwa anderthalb Meilen dem Auge. Allein da, wo der See aufzuhören scheint, schließen sich an die niedrigen Höhenzüge, welche den klaren Krystallspiegel in einen grünen Rahmen fassen, höhere Gebirge an, welche mahlerisch gruppirt, in fünf verschieden schattirten Abstufungen bis zu den Schneegipfeln der Alpen von Glarus, Schwyz und Unterwalden emporsteigen. Segelschiffe und Gondeln belebten dies zauberisch schöne Bild, und als die Sonne unterging, glühten die höchsten Gipfel der Alpen, so daß sie wie dunkelrothe Transparents gegen den dunkelblauen Aether abstachen. Und wir riefen Alle, von süßer Wonne durchschauert, wie aus einem Munde: Nein, solch eine Gegend hat Italien nicht; weit, weit bleibt Neapel, selbst Genua's Umgebung, hinter den Wundern dieser Gegend zurück! — Und als sich nun der Vollmond emporhob, leuchtete es, wie matter Silberglanz an den fernen Alpen; höher und höher stieg der Mond, die Hochgebirge im Hintergrunde zerflossen in gigantische Schatten, und die Wellen umspielten wie flüssiges Gold den schwarzen Gefängnißthurm. Entzückendes Bild, nie wird die Erinnerung an dich aus meiner Seele schwinden!

Wir blieben am folgenden Tage in Zürich und beschifften den reizenden See, wobei wir neue Wundererschei-

nungen der Hochgebirge wahrzunehmen Gelegenheit hatten. In der lieblichen, am See gelegenen Villa des edlen Schweizers Eſcher-Zollikoffers fanden wir eine gaſtliche Aufnahme.

Tages darauf reiſeten wir von Zürich nach Schaffhauſen und betrachteten freudig den erhabenen Rheinfall bei Laufen. In Schaffhauſen erhielten wir endlich wieder Extrapoſtpferde, und wir ſchieden dann mit Schmerz von dem Lande, das unſre Erwartungen ſo ſehr übertroffen hatte.

Auf unſerm kurzen Durchfluge durch die Schweiz haben wir in jedem Kanton die demſelben eigenthümliche Kleidung, insbeſondre ſehr hübſche Weibertrachten, wahrgenommen. Was wir dagegen von Koſtümen in Italien geſehen, wo wir doch ſo lange Zeit verweilt haben, und wo tauſend Abbildungen gar nicht vorhandener Landestrachten verkauft werden, iſt den Leſern bekannt.

Alle Unannehmlichkeiten, welche uns in Italien ſo unaufhörlich verfolgten, waren in dem Augenblicke verſchwunden, wo wir den Boden der Schweiz betreten hatten. Wir würden ungerecht ſein, wenn wir nicht anerkennen wollten, daß man uns in der Schweiz überall mit biederer Herzlichkeit entgegen gekommen iſt. Auf unſerer ganzen Reiſe durch dies entzückend ſchöne Land ſind wir nirgend betrogen worden. Es mag ſein, daß es im Vergleich mit Deutſchland dort etwas theuer iſt; allein wir, die wir aus Italien, dem Lande der Prellerei, kamen, fanden alle unſre Rech-

nungen in der Schweiz so billig, daß wir im gelobten Lande zu sein glaubten. Selbst auf dem Rigi, wo man doch alle Lebensmittel erst mühsam hinaufschaffen muß, waren wir, ungeachtet wir sogar ein Nachtquartier zu bezahlen hatten, dennoch mit der Forderung des Wirthes sehr zufrieden. Auch in den schlechteren Wirthshäusern der Schweiz findet man reinliche und genießbare Speisen; in den größeren Gasthöfen der Städte aber sind sie ganz vortrefflich. Das Brot und die Semmel ist köstlich: die Schweizerbäcker sind berühmt. Ueberall erblickten wir die größte Reinlichkeit; die letzten Flöhe peinigten uns in Magadino; sogar auf dem Rigi nahmen saubere und weiche Lagerstätten unsre ermüdeten Glieder auf. Der Schweizer, der selbst bieder ist, hält auch jeden Fremdling so lange für redlich, bis das Gegentheil erwiesen ist. Weder beim Eintritt in die Schweiz, noch beim Austritt aus diesem Lande fragte uns Jemand nach unsern Pässen, nur in den Hauptstädten Luzern und Zürich erbat man dessen Vorzeigung, ohne dafür Geld zu verlangen, während die mißtrauischen und habsüchtigen Italiener, wie der geneigte Leser weiß, uns in der Regel mehrere Mal an einem Tage dieselben mit beleidigender Grobheit abforderten und uns unnöthigen Aufenthalt und stets wiederkehrende Geldkosten verursachten. Und neben dieser Biederkeit der Schweizer, neben dem Mangel an Unannehmlichkeiten für die Fremden, vermöge des allgemeinen Strebens in

der Schweiz, dem Reisenden seinen Aufenthalt möglichst angenehm zu machen, kommt die unvergleichliche Schönheit der Gegenden in Betracht. Die Schweiz ist unendlich reizender, als man sie je beschrieben, Italien begegen (ich nehme Genua und Isola bella aus) nirgend so, als es Thorheit oder Bosheit darzustellen beliebt. Wer da glaubt, daß die Schweiz nur in ernster, erhabener Schönheit prange, der irrt; es ist vielleicht nirgend ein solcher Wechsel des Lieblichen und des erhaben Schönen, als gerade in diesem Lande vorhanden. Die paradisischen Thäler der Schweiz haben wir in Italien nirgend gefunden. Hätten wir dies Alles vorhergewußt, so würden wir die schöne Schweiz und einen Theil Frankreichs, unter keiner Bedingung aber Italien besucht haben. Möge dies eine gute Lehre für Andere sein! —

Von Schaffhausen reiseten wir über Donauschingen und Hornburg durch den reizenden Schwarzwald, und über Offenburg und Kehl nach Straßburg, dessen Münster, ungeachtet wir St. Peter gesehen, dennoch tiefen Eindruck auf uns hervorbrachte, und uns lebhaft an den Stephansthurm zu Wien erinnerte. Dann besuchten wir das freundliche Karlsruhe, das in entzückender Gegend gelegene Heidelberg, einen Punkt in Deutschland, dem ebenfalls keine italienische Gegend an die Seite gesetzt werden kann, und fuhren hierauf längs der Bergstraße über Darmstadt nach Frankfurt am Main, wo wir einen Rast-

tag machten. Von dort endlich kehrten wir über Hanau und Fulda, durch den lieblichen, mit Laubholz prangenden Thüringer Wald, den wir von der Wartburg mit Entzücken überschauten, über Gotha, Erfurt, Weimar und Leipzig, durch die gesegnetsten Fluren Deutschlands, nach Berlin zurück, wo wir endlich am 14. August glücklich wieder eintrafen.

Der schönste Erfolg unserer Reise ist die Ueberzeugung, daß unser deutsches Vaterland hoch über Italien steht, und das erhebende Gefühl, in einem Lande geboren zu sein, welches in Beziehung auf Kultur, intellektuelle Bildung und wahre Civilisation mit allen andern, die wir gesehen, unbesorgt in die Schranken treten darf. Ein Deutscher, der, von fernen Reisen zurückkommend, dies nicht freudig erkennt und nur das Fremde anbetet, ist seines herrlichen Vaterlandes unwerth und verdient, als ein enthusiastischer Thor, bemitleidet, wenn nicht — verachtet zu werden.

Bei O. Wigand in Leipzig ist erschienen:

Beschreibung
des
Königreichs Ungarn, Croatien, Slavonien und der ungarischen Militärgränze.

Zweite Ausgabe.

gr. 8. 1834. In Umschlag. 1 Thlr. 8 Gr.

Bibliothek
parlamentarischer Beredsamkeit, oder die politischen Redner aller Völker und Zeiten in zeitgemäßer Auswahl.

Herausgegeben
von
Lippert, Scheibe, Schröder und Wigand.

2 Hefte. gr. 8. 1833. In Umschlag. 12 Gr.

Alex. Bronikowski's
Sammlung neuer Schriften.

1 — 28. Bd. 8. 1829 — 34.

I — III. Bd. Darstellungen aus vergangener Zeit; enthaltend: 1r: Der Ehrenpunkt. Das Hospitium

des Bernhardsberges. 2r: Pleurs. Die Prätendenten. 3r: Der Wahltag. Die Grube zu Höckendorf. 4 Thlr. 16. Gr.

IV — VIII. Bd. Polen im siebenzehnten Jahrhunderte oder Johannes der Dritte, Sobieski und sein Hof. 5 Bde. 8 Thlr.

IX — X. Bd. Die Frauen von Reidschütz. Novelle. 2. Bände. 3 Thlr.

XI — XIII. Bd. Beate. Aus einer alten Chronik ohne Titelblatt. 3 Bände. 4 Thlr. 12 Gr.

XIV — XVI. Bd. Veit. Ein Beitrag zu den Denkwürdigkeiten peinlicher Gerichtspflege. 3 Bde. 4 Thlr.

XVII — XX. Bd. Die Magyaren. Erste Abtheil.: Das Verlobungsfest zu Murany. 4 Bde. 1833. roh. 6 Thlr. 8 Gr. In schönen Umschlag geheftet. 6 Thlr. 12 Gr.

XXI — XXIII. Bd. Die Magyaren. Zweite Abtheil.: Balthasar und Anna. 3 Bde. 8. 1834. 5 Thlr.

XXIV — XXVI. Bd. Novellen. 3 Bde. 8. 1834. 4 Thlr.

I. Band. Der Schreibfehler, eine mährchenhafte Historie. Monsieur le Marquis. 1 Thlr. 12 Gr.
II. Band. Der Kynast. 1 Thlr. 12 Gr.
III. Die beiden Antonine. 1 Thlr.

XXVII. Bd. Die Briten in der deutschen Hauptstadt. 8. 1834. 20 Gr.

XXVIII. Bd. Die Windsbraut. Letzte Novelle. 8. 1834. 1 Thlr. 12 Gr.

Chronik des Oeil de Boeuf,

der innern Gemächer des Schlosses und der Gesellschaftssäle von Paris.

Eine

Geschichte der Sitten und ihres Verfalles unter den Regierungen Ludwigs XIV., der Regentschaft, Ludwigs XV. und Ludwigs XVI.

Herausgegeben.

durch die verwittwete Gräfin von W***. In das Deutsche frei übersetzt durch L. v. Alvensleben. 3 Bände. 8. 1832. In Umschlag. 3 Thlr. 16 Gr.

Don Juan.

Dramatische Phantasie in 7 Abtheil.

Von einem deutschen Theaterdichter.

8. 1833. brosch. 2 Thlr.

Der Antichrist.

Von

Eduard Duller.

Novelle in 2 Theilen. 8. 1833. In Umschlag brosch. 2 Thlr.

Der Führer zu den Heilquellen

oder

Lebensordnung beim Gebrauch der Bäder, und dem Genusse natürlicher und künstlich bereiteter Mineralwässer.

Nebst einer speziellen Darstellung der Badeanstalten Leipzigs und seiner Umgebung ꝛc. Von einem praktischen Arzte. 8. Leipzig, 1833. in Umschlag geh. 3 Gr.

Gaunerſtreiche,

Grauſamkeiten und Mordthaten
des furchtbaren Räuberhauptmanns Bücker
und ſeiner Genoſſen.
Nach Originalquellen neu bearbeitet. 8. 1831.
In Umſchlag geh. 1 Thlr.

Leben und Treiben der feinen Welt.

von
A. Glasbrenner.
8. 1833. geh. 1 Thlr.

Caſanova des Zweiten

(genannt Graf Alphons)
Liebſchaften und Abentheuer in Frankreich und Italien.
Von
L. Glockentreter.
2 Bde. 8. 1833. broſch. 2 Thlr. 8 Gr.

Mephiſtopheles,

ein politiſch-ſatyriſches Taſchenbuch auf das Jahr 1833.
von
C. Herloßſohn.
Mit 8 illuminirten Kupfern von J. P. Lyſer. gr. 8.
gebunden 2 Thlr. 16 Gr.

Der Ungar.

Hiſtoriſch-romantiſches Gemälde aus der Zeit
Hunyadys.
Von
C. Herloßſohn.
3 Bde. 8. 1832. In Umſchl. geh. 5 Thlr.

Der letzte Taborit
oder
Böhmen im 15. Jahrhundert.

Historisch-romantisches Gemälde in zwei Bänden.

Von

E. Herloßsohn.

8. 1834. brosch. 3 Thlr. 8 Gr.

Die Königin Hortensia
in Italien, Frankreich und England,
im Jahre 1831.

Bruchstücke aus ihren ungedruckten Memoiren von ihr selbst herausgegeben. Aus dem Französischen. 12. 1834. brosch. 1 Thlr.

Bilder und Zustände aus Berlin,

von

J. Jacoby.

2 Thle. 8. 1833. In Umschlag brosch. 3 Thlr.

Die Poeten.

Novelle

von

Heinr. Laube.

8. 1834. 1 Thlr. 12 Gr.

Reiſenovellen.

von

Heinr. Laube.

2 Bände. 8. 1834. broſch. 4 Thlr.

Fein Velinp. 4 Thlr. 12 Gr.

Novellen

von

Lyſer.

8. 1834. broſch. 1 Thlr.

Das Buch vom Rübezahl.

Eine

vollſtändige Sammlung aller Volksmährchen aus dem Rieſengebirge.

Geſammelt und neu erzählt

von

Lyſer.

Mit C feinen Kupfern. 8. 1834. Broſchirt 1 Thlr. 3 Gr.

Das Buch der Mährchen,

für Töchter und Söhne gebildeter Stände.

von

Lyſer.

Mit 8 Kupfern. 8. 1834. Steif geb. ſchwarz 1 Thlr illuminirt 1 Thlr. 8 Gr.

Des Knaben Wunderhorn,

Mährchen und Lieder

von

Lyſer.

Mit 8 Kupfern 8. 1834. Steif geb. 1 Thlr. 8 Gr.

Populaires physikalisches Lexikon
oder
Handwörterbuch
der gesammten Naturlehre für die Gebildeten aus allen Ständen.

Von

Dr. G. D. Marbach.

4 Bände in 24 Heften, mit Abbildungen. gr. 8. 1834 — 1835. Broschirt à Lieferung 8 Gr.

Der Jesuit.
Historisch-romantisches Gemälde aus dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts, nach den hinterlassenen Papieren des Grafen Orloff

von

Dr. Morvell.

3 Bde.; den 2. 3. 4. Thl., von Friedrich von Schillers Geisterseher bildend. 8. 1833. In Umschlag broschirt. 5 Thlr.

Landtagslieder für die deutsche Nation.

Von

Ernst Ortlepp.

16. 1833. Auf Velinpapier in Umschlag cartonnirt. 16 Gr.

Politisches Leben
des
Fürsten Karl Moritz von Talleyrand.

Von

A. Sallé.

Aus dem Französischen übersetzt

von

J. Sporschil.

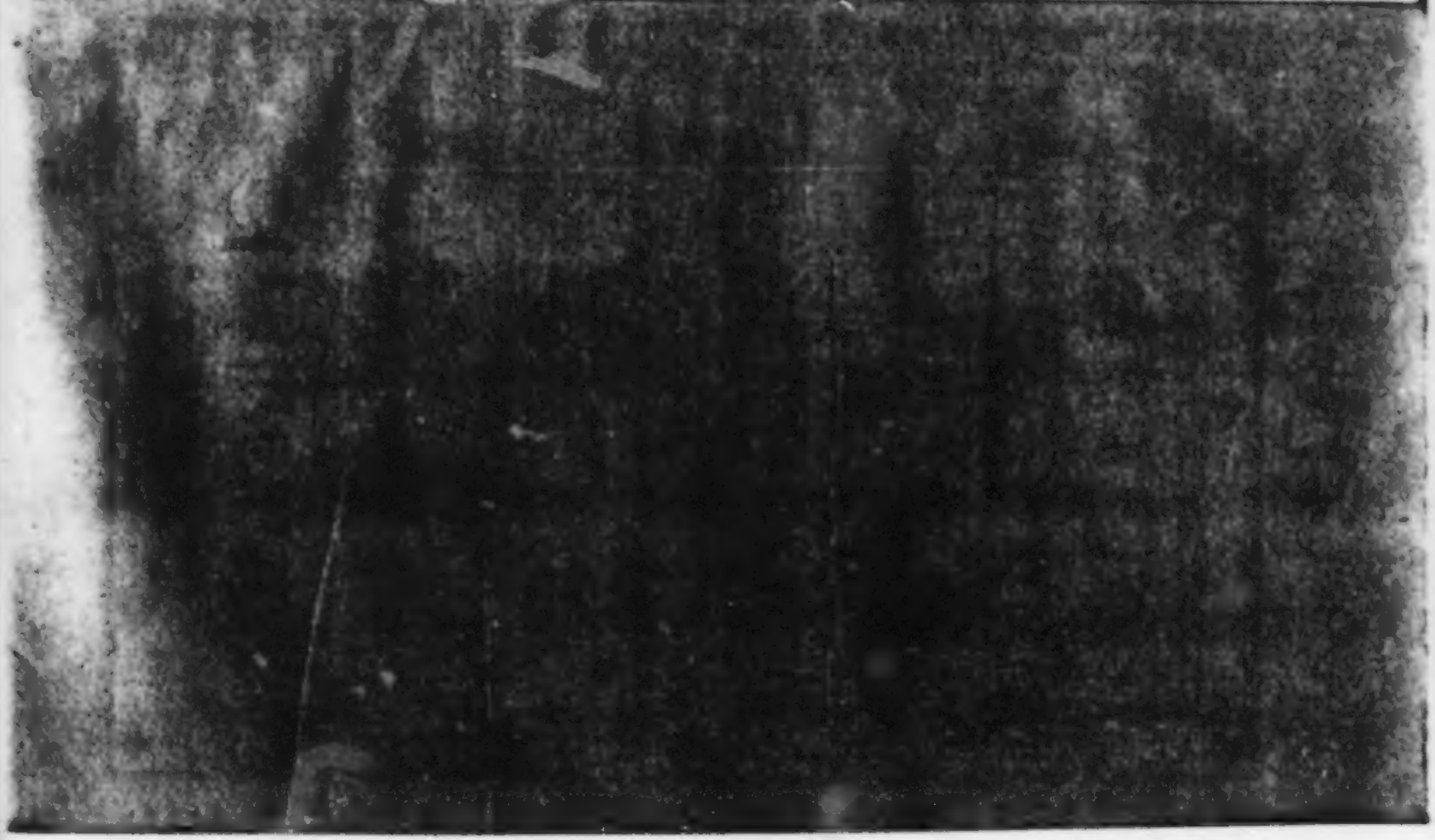
gr. 8. 1834. 1 Thlr. 8 Gr.

Ungarns Weinbau
in
ſeinem ganzen Umfange,
oder
vollſtändige Beſchreibung ſämmtlicher berühmten Weinberge des ungariſchen Reichs in ſtatiſtiſch-topographiſcher und ökonomiſcher Hinſicht.
Von
Franz Schams.
2 Bde. Mit Abbildungen. gr. 8. 1833. In Umſchlag broſch. 2 Thlr. 16 Gr.

Schilderungen und Begebniſſe eines Vielgereiſten, der ausruht.
3 Bde. gr. 12. 1833. In Umſchl. br. 2 Thlr. 20 Gr.

Der bisherige Kampf
der
Republikaner gegen Louis Philipp,
König der Franzoſen.
Von
J. Sporſchil.
gr. 8. 1834. broſch. 1 Thlr.

Wit von Dörring,
mein Jugendleben und meine Reiſen.
Ergänzung der Fragmente
aus
meinem Leben und meiner Zeit.
gr. 8. 1833. 2 Thlr.



Arabesken

für

Musikfreunde,

von

Gustav Nicolai,

(Verfasser »Italiens, wie es wirklich ist,« der »Erweisten oder des Kontors aus Fichtenhagen,« des »Jeremias« u. a.)

Erster Theil.

Leipzig,

Otto Wigand's Verlags-Expedition.

1835.

BIBLIOTECA
CENTRAL

Autorleiden.

Als ich vor einigen Jahren mit meinem erſten gröſseren, ſchriftſtelleriſchen Verſuche, dem muſikaliſchen Roman „die Geweihten, oder der Kantor zu Fichtenhagen“ aufzutreten beabſichtigte, war ich zweifelhaft, ob ich mich auf dem Titelblatte des Buches nennen ſollte, oder nicht. Der Name Nicolai war in der literariſchen Welt ſchon lange bekannt; Friedrich Nicolai hatte ſich um die Wiſſenſchaft, Heinrich von Nicolay um die komiſche Dichtkunſt verdient gemacht. In neuerer Zeit ſuchte ein Herr Karl Nicolai durch die Erzeugniſſe ſeiner Feder bemerkbar zu werden, die Baſſeſche Buchhandlung ſandte zahlloſe Romane dieſes Schriftſtellers in die Welt. Oft ſchon hatte man mir die unverdiente Ehre erzeigt, mich für den Verfaſſer derſelben zu halten. Muſte

nun nicht, als ich mit meinen Geweihten auftrat, die Furcht in mir entstehn, daß man umgekehrt, dies Werk meinem Namensvetter beilegen und es der Menge seiner Romane einverleiben würde? Ein Jeder hat sein Eigenthum lieb, mag es auch noch so unbedeutend sein. Fast wäre ich daher anonym oder pseudonym aufgetreten. Die Verschiedenheit unserer Vornamen konnte mir nur geringen Trost gewähren, da die Menge auf Vornamen nicht leicht zu achten pflegt. Endlich entschloß ich mich indessen doch, meinen Versuch auf gut Glück unter meinem Namen in die Welt zu schicken. Vielleicht wird man dachte ich, dich von deinem Namensvetter unterscheiden lernen.

Mehrere Wochen waren nach dem Erscheinen des Buches vergangen, als sich eines Morgens, wo ich an meinem Studiertische saß, ein Herr Nicolai bei mir anmelden ließ, und gleich darauf ein mir völlig unbekannter junger Mann eintrat.

Was verschafft mir, fragte ich verbindlich, die Ehre Ihres Besuchs?

„Ich heiße August Nicolai," antwortete der junge Mann; „ich habe ein Trauerspiel geschrieben, und wünschte es im Wege der Pränumeration herauszugeben."

Wie heißen Sie mit Vornamen? fragte ich bestürzt.

August und Sie heißen ja Gustav! war die Antwort. Mein Trauerspiel aber heißt „der schwarze Peter" und ich wollte Sie um Ihren gütigen Beitritt ersuchen.

Lieber Himmel, dachte ich bei mir, jetzt wird Jedermann auch noch den schwarzen Peter auf deine Rechnung bringen! August und Gustav sind ja fast ganz gleichlautende Vornamen.

Dennoch bezwang ich mich, unterzeichnete und zahlte.

Nach einiger Zeit erhielt ich das Trauerspiel „der schwarze Peter" zugesandt. Lieber Leser ich betheure hierdurch öffentlich, es ist nicht von mir.

Nach Durchlesung desselben faßte ich zuerst den Entschluß, nie wieder eine Sylbe unter meinem

Namen erscheinen zu lassen, sondern fortan pseudonym zu schreiben; dann aber fiel mir wieder ein, daß wenn der Verfasser des schwarzen Peters zu schreiben fortführe, jedes seiner spätern Erzeugnisse für mein Machwerk gehalten werden würde. Theurer Leser, ich war recht betrübt.

Allein Herr August Nicolai schrieb nichts weiter, und so wagte ich mich denn, als ich den schwarzen Peter für vergessen hielt, wieder hervor, und ließ ein zweites Werkchen musikalischen Inhalts „den Jeremias“ unter meinem Namen erscheinen.

Kaum war diese Broschüre öffentlich angezeigt, als sich ein Herr Otto Nicolai in den Zeitungen bereit erklärte, dem Publikum der Hauptstadt in der Musik und im Generalbaß Unterricht zu ertheilen.

„Der Teufel, Sie geben ja Unterricht in der Musik!“ redete mich ein Bekannter an, mit dem ich kurze Zeit nachher zusammentraf.

„Wo denken Sie Ihren Kursus über Gene-

ralbaß zu eröffnen?“ fragte mich ein Anderer, einige Wochen ſpäter.

Selbſt meine Vorgeſetzten waren der Meinung, ich ſei Muſiklehrer geworden, und dabei blieb's, beiläufig geſagt, während des vielleicht dreijährigen Aufenthalts des Herrn Otto Nicolai in Berlin.

Ich ſchrieb unterdeſſen anonym, denn ich wollte weder für Auguſt noch für Otto Nicolai gelten. Man halte dies nicht für vornehmen Dünkel oder für Eitelkeit. Ich bekenne mich zu meinen ſchriftſtelleriſchen Verſuchen mit allen ihren Schwächen und Fehlern und wenn ich den Tadel tragen muß, werde auch mir allein das Lob für das etwa darin enthaltene geringe Verdienſt.

Herr Otto Nicolai verſucht ſich auch in der Kompoſition. Da man wußte, daß ich Muſik ſtudirt und viel über Muſik geſchrieben, zweifelten Viele nicht, ich ſei Komponiſt geworden. Wirklich hatte ich mancherlei komponirt und wollte damit hervortreten; es mußte nun unterbleiben.

Ueberall kamen mir meine verehrlichen Namensvetter in den Weg, ohne daß ich mit irgend einem derselben verwandt gewesen wäre, oder in näherer Berührung gestanden hätte.

Es dauerte auch nicht lange, als mich Herr Otto Nicolai, ein ebenfalls noch sehr junger Mann, mit seinem Besuche beehrte. Er war von Königsberg in Preußen weit hergekommen. Er ersuchte mich um ein musikalisches Gedicht zur Komposition. Es wäre interessant gewesen, hätte es öffentlich geheißen: Text von Gustav Nicolai, Musik von Otto Nicolai. Da hätten wir wohl für Brüder gegolten.

Genug, es war nun einmal nicht möglich, meinen Namen für mich zu haben. An allen Ecken und Enden der Hauptstadt tauchte ein neuer Namensvetter auf. Mein sonst wirklich nicht häufiger Familienname vervielfältigte sich immer mehr, und es giebt jetzt der Nicolai's fast so viel, wie der Schulze und Müller. Wer doch Grillparzer hieße oder Schreivogel! seufzte ich oft,

dann wär' ich doch der Einzige dieſes Namens und hätte keine Verwechſelung in der literariſchen Welt zu befürchten. Schreivogel war aber ſeinerſeits doch nicht mit ſeinem Namen zufrieden; dieſer mochte ihm nicht poetiſch genug klingen, und ſo nannte er ſich Weſt. Zephyr wäre freilich noch hübſcher geweſen. Wie glücklich waren Göthe und Shakesſpeare. Sie hatten ihre Namen für ſich allein. Hätte Göthe z. B. Müller, und Shaksſpeare Schulz oder dem ähnlich geheißen, ſie würden nicht ſo leicht berühmt geworden ſein. Das klingt wunderlich, iſt aber gegründet.

Nun traf ſich's, daß ich im vergangenen Jahre eine Reiſe nach Italien machte und daß ich mich in meinen Erwartungen von dieſem Lande ſchmerzlich betrogen fand, indem die Wirklichkeit mit den phantaſtiſchen Darſtellungen der heſperiſchen Gefilde im grellſten Widerſpruche ſteht. Ich hielt es für Ehrenpflicht, meine Landsleute vor der mir gewordenen Enttäuſchung zu bewahren. Ein gefährliches Unternehmen! Ich ſollte den

duftigen Schleier zerreißen, der Italien umhüllt, und gegen den blinden Wahn des vergötternden Enthusiasmus ankämpfen. Es schien mir unmännlich dies unter dem Schutz der Anonymität oder eines erdichteten Namens zu thun, und so trat ich denn wieder auf unter meinem Namen.

Mein Werk über Italien hat eine feurige Rakete unter das Volk der Enthusiasten geworfen. Man hält mich für den Antichristen im Gebiete des Geschmacks; man sucht mich mit Keulen zu Boden zu schlagen. Man gesteht sich im Stillen, daß ich Wahrheit gegeben habe und haßt mich deshalb bitterlich. Aber man haßt jetzt nicht Karl nicht August nicht Otto nicht Heinrich Nicolai — nein, man haßt Gustav Nicolai. Gewisse Verleger, die viel Bombast über Italien in die Welt geschickt haben, fürchten Nachtheil für diese ihre Verlagsunternehmen; sie insbesondere suchen mich durch bezahlte Recensenten zu vernichten. Das sind doch wahrlich Autorleiden im Uebermaaße! —

Wird aber der arme Verdammte wagen dürfen, Dir noch vor die Augen zu treten, gütiger Leser? — Ich gebe Dir in den nachfolgenden Blättern den Schluß meiner Versuche als musikalischer Schriftsteller. Die Geweihten, die Broschüre Jeremias und das vorliegende Werkchen bilden einen für sich bestehenden und in sich abgeschlossenen Cyklus. Wer die in allen diesen Versuchen entwickelten Ansichten über Musik für diejenigen halten wollte, zu denen ich mich bekenne, namentlich aber, wer darin Persönlichkeiten finden wollte, der würde sich in einem großen Irrthum befinden. Ich habe viel über Musik gedacht und meine Gedanken niedergeschrieben theils um mich selbst weiter zu fördern, theils um Andere anzuregen und so die Erkenntniß der Wahrheit vorzubereiten. Wer die Wahrheit — wie schmerzlich sie auch hier wieder sei, nicht herausfindet, für den habe ich nicht geschrieben.

Das nachfolgende Werkchen zerfällt in 3 Theile, in musikalische Novellen, Gedichte und Miscellen.

Der Novellen ſind zwei: ein muſikaliſches Nachtſtück und ein muſikaliſcher Schwank. Jenes iſt in doppelter Beziehung Nachtſtück, nicht nur durch das Schickſal des Helden der Erzählung, als auch, weil darin ein ſcheuer Blick auf die Nachtſeite der Tonkunſt geſtattet wird. Das Muſikfeſt zu Ephyrä iſt ſchon vor 10 Jahren in einer Zeitſchrift erſchienen, und wird, in ein neues Gewand gehüllt, Dir wieder vor's Auge geführt, lieber Leſer! Ueber die muſikaliſchen Gedichte habe ich mich, in dem ihnen vorgedruckten Aufſatze über muſikaliſche Dichtkunſt, ausführlicher ausgelaſſen. Die Miscellen endlich beſtehn aus einer Lebensbeſchreibung und kritiſchen Würdigung des Geigenfürſten Paganini, aus einer Beurtheilung der Riesſchen Räuberbraut und aus einer juriſtiſch muſikaliſchen Abhandlung „über Muſiknachdruck.“ Alle dieſe Aufſätze wird ein Muſikfreund nicht ungeleſen laſſen.

Novellen.

I.

Der Musikfeind.

Ein Nachtstück.

Erstes Kapitel.

Das Theater war vorüber. Die Menge der Schaulustigen strömte mehr oder minder befriedigt nach Hause. Am hintern Eingange des großen Operngebäudes stand, in seinen Mantel gehüllt, ein junger Mann, der die nach und nach aus der Thür tretenden Mitglieder der Bühne, welche bei der Vorstellung thätig gewesen waren, insbesondere aber die Damen mit Falkenblicken betrachtete. Plötzlich fuhr ein Wagen vor. Ein Offizier sprang heraus und eilte durch die Thür. Aus der Brust des jungen Mannes rang sich ein schmerzlicher Seufzer. Der Offizier kehrte zurück. Die gefeierte Sängerin Konstanze Doloroso hing an seinem Arme. Der Jüngling zitterte und trat mit fieberhaftem Pulsschlage näher. Der Schein der nahen La-

terne beleuchtete seine Gesichtszüge. Konstanze lächelte freundlich. Der Offizier küßte ihr zärtlich die Hand; indem er sich hinabbeugte, warf das reizende Mädchen einen flammenden Blick auf den harrenden Jüngling, der tief bewegt beide Hände auf sein Herz drückte. Gleich darauf saß Konstanze neben dem Offizier im Wagen und dieser rollte pfeilschnell dahin.

Es war längst still um den jungen Mann geworden, als er noch immer der Richtung nachstarrte, in welcher sich der Wagen entfernt hatte. Seine Hände ballten sich krampfhaft. Der Glückliche! murmelte er zwischen den Zähnen. Und dennoch, flüsterte es in ihm, dennoch bemerkte sie dich; dennoch lächelte sie dir auch heute zu! Ach, was soll ich denken, was soll ich hoffen? — Ist sie edel und gut? Trügen diese reinen, klaren Augen? —

Er schritt langsam vorwärts. Mechanisch trügen ihn seine Füße in ein nahegelegenes Speisehaus. — Hier fand er fröhliche Gesellschaft.

Mehrere Schauspieler, Journalisten und Recensenten sprachen dem Becher fleißig zu. Er setzte sich an ein bescheidenes Nebentischchen. Das Geschrei der Gesellschaft widerte ihn an; seine Aufmerksamkeit richtete sich auf einen schwarz gekleideten Fremden, der ihm gegenüber, Zeitungen las und zuweilen flüchtige aber durchbohrende Blicke auf die Gruppe der angetrunkenen Gäste und, wie ihm nicht entging, auch auf ihn warf. Der Fremde war ein schöner, großer Mann in den ersten Vierzigen; schwarze Locken umschatteten die glänzende Stirn; seine dunkelblauen Augen strahlten von ungewöhnlichem Feuer, seine gewölbten Augenbraunen und die edelgeformte griechische Nase gaben seinem Antlitz den Ausdruck von Hoheit; der rothe Mund und das runde Kinn getaucht in die bläuliche Färbung des Bartes, verkündeten einschmeichelnde Beredsamkeit und die blühende, etwas bräunliche Gesichtsfarbe deutete auf Gesundheit und auf ein kühnes, kräftiges Wanderleben. Der Jüngling erinnerte sich,

daß er schon gestern an einem öffentlichen Orte den Fremden gesehn und daß dieser ihn auf eine eben so auffallende Weise betrachtet hatte. So unangenehm es ihm war, Gegenstand der Beobachtung eines Dritten zu sein, so fühlte er sich doch unwiderstehlich zu dem Fremden hingezogen.

Allein der Name Konstanze, der jetzt an der Haupttafel mit rohem Gelächter genannt wurde, gab seinen Gedanken eine andre Richtung. Er wandte sich mit lebhafter Geberde gegen die Trinkgesellschaft.

Wie ich es Ihnen sage, ließ sich hier der erste Tenor der Oper vernehmen, die Doloroso singt die Hauptpartie. Der Vater wird natürlich in einer Oper, die er komponirt hat, seiner Tochter nicht die Hauptparthie entziehn; allein was soll dann aus meiner Frau werden?

Was, fiel ihm der dünne, hohlleibige Recensent Murr in die Rede, der alte Krippenbeißer, der Doloroso hat wieder eine Oper geschrieben?

Wer will denn von dem längſt vergeſſenen Kerl noch was hören? Wie heißt der Bettel?

„Das Feſt des Belſazar“ antwortete Jener.

Ein gutes Sujet, bemerkte hier ein Journaliſt.

Den Teufel auch, wandte ein Anderer ein, das hat ja Händel als Oratorium behandelt.

Wer iſt der Belſazar? fragte Murr.

Ja, was iſt das für ein Feſt des Belſazar? erſcholl es von mehrern Seiten.

Es iſt was aus der Bibel, ſo viel merke ich wohl, antwortete der primo uomo unſicher.

Ha, ha, ha, ha, darum kennen wir den Quark auch nicht, ſchrieen hier Mehrere.

Ei, wir müſſen bitten — wandten die beiden Journaliſten ein.

Ja, auch ich muß bitten, ſchrie der Recenſent Brummbein, Ihr Theaterherrn mögt Euch wohl nicht viel mit der Bibel beſchäftigen. Habt Ihr den Propheten Daniel nicht geleſen?

Kennt Ihr nicht das furchtbare Mene, mene tekel?

Laſſen wir das Mene, mene tekel, rief der erſte Tenor, es ſoll am Schluß der Oper mit glühenden Buchſtaben vorkommen; ich kann nur nicht ertragen, daß meine Frau nicht die Hauptpartie ſingen ſoll. Kellner, noch ein Paar Flaſchen Champagner! Brummbein und Murrchen Ihr ſeid meine Gäſte.

Laßt die Doloroſo nur ſingen, antwortete Murr, ich werde ihr den Pelz waſchen.

Schenkt ein! fuhr Brummbein fort, Euer Weib darf nicht in der Oper ſingen; dies Machwerk muß ausgepfiffen werden.

Es wäre ſuperbe, ſchrie der primo uomo; — wenn das veranſtaltet werden könnte, Freunde, gäb' ich Euch Tages darauf ein Diner!

Ein Wort? brüllte man von allen Seiten.

Ein Wort! bekräftigte der liebende und für das Wohl ſeiner Frau beſorgte Ehemann, der

von seiner Gattin befehligt war, die Intrigue anzustiften.

Belsazar wird ausgepfiffen! jubelte man nun rings am Tische.

Nur einer der Journalisten hatte geschwiegen. Ich schlage vor, sagte dieser jetzt, die Oper geben zu lassen und Doloroso's Tochter darin auszupfeifen.

Was hat Dir die arme Konstanze gethan? fragte sein Kollege. Das Mädchen ist so hübsch. Es thut mir leid um sie!

Hübsch? wandte hier der erste Tenor ein. Nun ja, aber sie ist auch eine eingebildete Närrin.

Ja, ja, eine eingebildete Närrin! rief schnell der erzürnte Journalist, eine Närrin, die —

Dir wahrscheinlich den Korb gegeben hat! — flüsterte ihm sein Kollege in's Ohr.

Ja, zum Teufel antwortete der Andere, und stieß das Glas auf den Tisch, daß es zersprang; mir hat sie den Korb gegeben und mit dem lie-

derlichem Lieutenant, dem Grafen Riancourt lebt ſie im Einverſtändniß.

Weil er Geld hat und Du nicht, ergänzte der Kollege.

Leben und leben laſſen! lallte ein dicker Komiker, der des Guten bereits zu viel genoſſen hatte und der mit dem Rücken an die Wand lehnend, halb im Traume dem Geſpräche zuhörte. Laßt ihr doch ihr Vergnügen! Sie fuhr vorhin wieder mit ihm nach Hauſe.

Das glaube ich nun wohl nicht, bemerkte Brummbein. Ich traue ihr nichts Böſes zu. Sie iſt weltklug, das iſt Alles.

Ich weiß es beſſer, wandte der primo uomo ein. Sie iſt Mutter Evens Tochter. Meine Frau hat mir ſkandaleuſe Dinge von ihr erzählt.

Nehmt's nicht übel, fuhr Brummbein fort, Eure Frau und die Doloroſo ſind die wüthendſten Feindinnen. Die Töchter haſſen ſich, wie die Väter. Der deutſche Kapellmeiſter Wü-

ſtewaſſer und der italieniſche Maeſtro Doloroſo ſind zu verſchiedenartige Naturen. —

Glaubt Ihr denn, zum Teufel, unterbrach ihn hier der primo uomo, daß meine Frau verleumde? — Ich ſage Euch, ſkandaleuſe Dinge weiß ich von der Doloroſo!

Ich auch, bekräftigte der erzürnte Journaliſt; ſagt es nur gerade heraus: Sie iſt eine Bettel.

Das ſagt ein Hundsvott! ſchrie hier plötzlich der Jüngling, deſſen wir oben gedacht und den wir Ludwig nennen wollen.

Die ganze Geſellſchaft ſprang auf. Seht doch einmal den Ritter von der traurigen Geſtalt! ſpottete der Journaliſt.

Sie haben den Ruf einer Dame angetaſtet, die ich hochachte, nahm Ludwig das Wort. Ich verlange ſofort eine Erklärung, daß Sie ſich übereilt haben!

Ha, ha, ha, ha! erſcholl es im Kreiſe.

Herr, fuhr Ludwig fort, indem er näher trat, und bebend vor Zorn ſich kaum noch zu

faſſen vermochte, Herr, nehmen Sie Ihr Wort zurück, oder ich erkläre Sie hier öffentlich für den ehrloſeſten Schurken und Verleumder!

Die athlethiſche Geſtalt des zornigen Jünglings ſchüchterte den Sänger ein. Die übrigen Trunkenbolde aber ſtürzten ſämmtlich auf Ludwig zu, und überſchütteten ihn mit Schmähungen. Werft ihn hinaus! ſchrieen mehrere Stimmen.

Ludwig ergriff einen Stuhl und drohte, ihn gegen den Schädel des Erſten, der ihm zu nahe treten würde, zu zerſchmettern.

Da erhob ſich der Fremde, welcher bis dahin noch immer mit den Zeitungen beſchäftigt geſchienen hatte. Mit kräftiger Stimme herrſchte er der tobenden Verſammlung Ruhe zu. Auch ich, fuhr er fort, finde es unvereinbar mit den Geſetzen der Ehre, den Ruf einer abweſenden Perſon anzutaſten; der Zuſtand der Geſellſchaft entſchuldigt indeſſen, was geſchehen, und dies mögen auch Sie, junger Herr, in Erwägung ziehn. Setzen Sie den Stuhl nieder; — Sie

aber, meine Herren, werden sofort zur Ordnung zurückkehren, indem ich sonst genöthigt bin, diesen Vorfall Ihrem fürstlichen Chef zu melden. Ich kenn: Sie Alle genau, kann Sie namentlich bezeichnen.

Diese Drohung schien zu wirken. Man murmelte allerlei durcheinander; wagte indessen keinen Einwand. Der Fremde bezahlte seine Zeche, und fragte den Jüngling mit verbindlicher Freundlichkeit, ob ihr Weg vielleicht gemeinschaftlich sei. Ludwig verbeugte sich und Beide verließen das Speisehaus. Der Fremde nahm vertraulich seinen Arm. „Mein lieber junger Mann," sprach er, „Sie hätten da mit Ihrem Eifer in arge Verlegenheit gerathen können! Es ist mir lieb, daß ich einem Excess vorgebeugt habe."

Ja wohl, sagte Ludwig halblaut und fast beschämt, es hätte eine Prügelei gegeben. Um so mehr danke ich Ihnen; denn ich hätte doch wohl den Kürzern ziehn müssen.

„Und wie wär' es Ihnen," fragte der

Unbekannte „oben vor dem akademiſchen Gerich ergangen?“

Sie ſcheinen mich zu kennen, verehrter Herr, anwortete Ludwig.

„Ja, ich weiß, daß Sie Student hier ſind, daß Sie Ludwig heißen. Ich habe Sie mehrmals geſehn, Sie gefielen mir, und das hat mich veranlaßt mich nach Ihnen zu erkundigen.“

Darf ich nicht fragen, wen ich die Ehre habe vor mir zu ſehn?

„Nennen Sie mich Raymond. Ich bin reiſender Partikulier.“

Ludwig verbeugte ſich ſchweigend.

„Wie hat Ihnen,“ fuhr Raymont fort, „das Geſpräch gefallen, welches wir ſo eben angehört haben? Was ſagen Sie zu dem Treiben der Bretterkünſtler?“

Es iſt beklagenswerth. Neid, Mißgunſt, Intrigue ſind die Hebel ihrer Handlungen.

„Sie kennen die Sängerin Doloroſo?“

Ja, — nein — eigentlich wohl nicht —

ich bin — ich ſehe ſie zuweilen bei mir — vorübergehn. — —

„Sind Ihnen die hieſigen Bühnenverhältniſſe näher bekannt?“

Ach nein; ich lebe ſehr eingezogen.

„Ich will Ihnen den Schlüſſel geben zu der Unterhaltung, deren Zeugen wir geworden ſind. Sie wiſſen: es giebt hier drei Kapellmeiſter, den reichen Wüſtewaſſer, den Repräſentanten der deutſchen Muſik, den Italiener Cabalucchi und den bei uns nationaliſirten Italiener Doloroſo. Von Allen iſt nur der Letztere ein Künſtler im wahren Sinne des Worts. Das Unglück will, daß alle drei Töchter haben, die als Primadonnen bei der großen Oper angeſtellt ſind. Vor den Augen der Menſchen erſcheinen dieſe drei Familien in Freundſchaft mit einander verbunden; heimlich aber verfolgen ſie ſich mit glühendem Haſſe. Begreifen Sie?“

Ja vollkommen! —

„Sie ſind muſikaliſch?“

Die Muſik iſt meine Göttin. Ich ſinge und komponire.

Auch auf ihm ruht der Fluch! dachte hier Raymond ſchmerzlich bewegt. Er ſprach es aber nicht aus und fragte: „Was ſtudiren Sie denn?“

Meine Mutter hat mich zum geiſtlichen Stande beſtimmt, antwortete Ludwig.

„Sie haben keinen Vater mehr?“

Ach, ich habe auch keine Mutter mehr! Sie ſtarb vor 8 Wochen. Meinen Vater habe ich nie gekannt. Er iſt früh geſtorben. — —

Es entſtand eine Pauſe. Nach einer Weile blieb Raymond vor einem kleinen, freundlichen Hauſe ſtehn. Hier wohne ich, lieber Herr Ludwig, ſprach er. Es iſt erſt halb eilf Uhr, kommen Sie noch einen Augenblick zu mir hinauf.

Der Jüngling folgte ihm. Ein Bedienter empfing Beide. In einem elegant meublirten Zimmer brannte eine Aſtrallampe. Raymond

ließ ſich auf ein Kanapee nieder und lud den jungen Studenten ein, daſſelbe zu thun.

„Können Sie mir Ihr Vertrauen ſchenken“ fragte er endlich.

Ludwig bejahte mit Herrlichkeit.

„Nun wohl, mein Theurer, wir ſind jetzt ganz allein. Ich habe Sie lieb, herzlich lieb. Erzählen Sie mir drum etwas Näheres von Ihrem Leben. Sind Sie vermögend?“ —

Nein, ich bin ſehr arm.

Raymond faßte ſchnell und bewegt ſeine Hand. „Wovon ſtudiren Sie?“

Ich gebe Unterricht in der Muſik.

„Armer Freund! Doch das macht Ihnen Ehre!“

Meine Mutter ſang vortrefflich. Sie hat mich unterrichtet. Wir lebten immer ſehr eingezogen. Sie ſcheint früher in einer entfernten, groſſen deutſchen Stadt gewohnt zu haben. Nie hat ſie mit mir ausführlicher über die Vergangenheit geſprochen. Ein groſſer Kummer ſchien

ihr Daſein zu beherrſchen. Anfänglich muß ſie einige Erſparniſſe beſeſſen haben. Davon beſtritt ſie die Koſten meiner Erziehung. Später ging es uns ſchlecht. Sie litt und kränkelte. Ich begann Unterricht zu geben, und ernährte uns Beide. Vor acht Wochen ſtarb ſie. Sie war ein Engel! —

Raymond hatte noch immer Ludwigs Hand gefaßt. Eine Thräne der Theilnahme glänzte in ſeinem Auge. Weiter, weiter! ſagte er haſtig.

Aber ſie war unglücklich, fuhr Ludwig fort. Entweder betrauerte ſie den frühen Hingang meines Vaters, oder ſie gedachte der Kränkungen die ſie von ihm erfahren. Das Letztere aber iſt mir wahrſcheinlicher. Oft fragte ich nach meinem Vater. Dann antwortete ſie: Er iſt tod mein Kind. Einmal aber, wo ſie geweint hatte, ſetzte ſie mit einem Seufzer hinzu: Und wenn er auch lebte, er würde doch nicht bei uns ſein. Er liebte mich nicht. — Ich war damals ein

Knabe als ſie das ſagte; allein ihr Gram ergriff mich ſo ſehr, daß ich einen Widerwillen gegen meinen Vater faßte. Wenn er dieſe ſanfte, ſtille Dulderin nicht lieben konnte, muß er ein harter Mann geweſen ſein.

„Nein, das war er nicht!“ murmelte hier Raymond vor ſich hin.

Sie haben ihn gekannt, rief Ludwig ſchnell, o, erzählen Sie von ihm!

„Ja, ich kannte ihn; er war wild und feurig, aber nicht böß, nicht hart.“

Wer war er, wo lebte er, wo ſtarb er?

„Er war ein glühender Verehrer der Kunſt, und beſonders der Muſik, und hat dieſe Liebe mit ſeinem Lebensglück bezahlen müſſen. Er liebte Ihre Mutter; aber er liebte die Kunſt noch mehr.“

War er ausübender Künſtler.

„Ja auch das. Er hat um den Lorbeer gekämpft.“

Wann ſtarb er denn und wo?

„Er iſt.... lange tod,.... ich glaube, er ſtarb in Wien.“

Wie ſah er aus? Meine Mutter hatte nicht einmal ein Bild von ihm. Aber nach ihrer Beſchreibung muß er ſehr ſchön geweſen ſein.

„Einſt durfte er ſich wohl zu den ſchönen Männern zählen; ſeine Erfahrungen, das bittere Gefühl der Enttäuſchung, Reue über ein verfehltes Leben, mögen indeſſen wohl nachtheilig auf ihn eingewirkt haben. Allein als er zur Erkenntniß gekommen war, richtete er ſich um ſo kräftiger empor; ſein Leib erſtarkte mit ſeiner Seele. Um Menſchenkenntniß zu ſammeln, durcheilte er den größten Theil Europa's.“

War denn meine Mutter bei ihm?

Raymond ſchwieg einige Augenblicke. „Nein,“ ſagte er dann mit einem Seufzer, „das war es eben!“

So waren ſie geſchieden?

„Ja, ſie waren geſchieden,“ antwortete

Raymond ſchnell, „aber das hätte nicht ſein müſſen.“

Er hätte in ſtiller Häuslichkeit glücklich ſein können.

„Ja wohl, ja wohl! Er wollte es auch; aber es war zu ſpät. Er wollte zurückkehren zu Ihrer Mutter; allein er fand ſie nicht wieder. Sie hatte ihren Aufenthalt verändert und Niemand wußte zu ſagen, wo ſie geblieben war.“

Großer Gott, ſo hätte die arme Frau noch glücklich werden können! Welch' ein Schickſal! — Und dann ſtarb er plötzlich?

„Ja, der unerbittliche Tod zerſtörte die Hoffnung auf Wiedervereinigung. Doch laſſen Sie uns hiervon abbrechen. Es nützt zu nichts, davon zu ſprechen. Zu etwas Anderm. Ich bin unverheirathet und kinderlos und habe ſo viel, daß ich leben kann. Ich fühle mich allein, es würde mir Freude machen, Jemanden um mich zu haben, deſſen Herz Anhänglichkeit für mich

empfande. Ziehn Sie zu mir; ich will für Sie ſorgen.“

Sie ſcherzen!

„Nein wahrlich nicht!“

Herr Raymond, edler, vortrefflicher Mann. — Iſt es möglich? Wie ſoll ich Ihnen danken. — O gute Mutter, wenn Du dies erlebt hätteſt! — Ich träume! —

„Nein, lieber Ludwig, (laſſen Sie ſich ſo nennen); es iſt mein voller Ernſt. Sie gefallen mir.“

Es iſt nicht möglich; Sie ſcherzen nur mit mir!

„Gewiß nicht. Betrachten Sie mich als einen ältern und erfahrenen Freund, folgen Sie meinen Lehren und ſeyn Sie ſtets offen gegen mich, das iſt Alles, was ich von Ihnen verlange.“

Ludwig drückte Raymond's Hände bewegt an ſeine Bruſt.

„Alſo Offenheit und heiliges Vertrauen,“ fuhr Raymond fort; „nicht wahr?“

Ja, bei Gott!

„Nun wohlan. Sie ſprachen von Ihrer Liebe zur Muſik.“ —

Ja, ſie iſt die erhabenſte aller Künſte, die milde Tröſterin der trauernden Menſchheit.

Raymond lächelte. „Ganz wie Ihr Vater!“ ſagte er endlich. „Ja, ja, ſo urtheilt der Jüngling, deſſen Lebhaftigkeit leicht zur Begeiſterung wird, vollends, wenn er — verliebt iſt!“

Ludwig erröthete.

„Offenheit und heiliges Vertrauen! Sie lieben die Sängerin Doloroſo; nicht wahr?“

Ich — glaube — ja — hauchte kaum hörbar des Jünglings Mund.

„Das dachte ich mir wohl; allein die erſte Bedingung unſers Vertrags, mein theurer Ludwig, iſt, daß Sie nicht weiter an die Sängerin denken!“

Ach, das iſt unmöglich.

„Doch, doch, mein junger Freund. Auch

müſſen Sie Ihren Enthuſiasmus für Muſik zu unterdrücken ſuchen.“

Nein, auch das kann ich nicht.

„Ich verlange nicht völlige Entfremdung von dieſer Kunſt; ſondern ich wünſche nur, daß Sie Ihre Studien mit allem Eifer verfolgen und die Muſik als einen anmuthigen Zeitvertreib betrachten.“

Das iſt nicht Ihr Ernſt, gütiger Herr Raymond.

„Zuverläſſig; wir werden weiter darüber ſprechen. Die thörigte Liebe zur Sängerin aber, müſſen Sie aufgeben, das iſt unerläßlich, oder — unſer Vertrag findet nicht Statt.“

Des Jünglings Antlitz brannte. Er kämpfte ſichtlich mit ſich ſelbſt.

„Wie haben Sie denn, hob Raymond wieder an, die Doloroſo kennen gelernt? In welchem Verhältniſſe ſtehn Sie mit ihr? Sein Sie offen gegen mich, mein lieber Ludwig.“

Ich habe ſchon gesagt, daß Demoiſell Do-

Loroſo zuweilen bei mir vorübergeht. Ich wohne parterre, ihr Weg zum Theater führt an meiner Wohnung vorbei. Meine Umſtände haben mir nur ſelten erlaubt, das Theater zu beſuchen. Dort ſah ich ſie zuerſt. Ihr himmliſcher Geſang, und ihre unvergleichliche Schönheit riſſen mich zur Bewunderung hin. Seit einem halben Jahre, wo ſie mit ihrem Vater in einer kleinen Villa vor dem Thore wohnt, ſehe ich ſie bei mir vorbeigehn. Sie bemerkte mich bald; denn täglich ſtand ich zur beſtimmten Zeit im offenen Fenſter und harrte der Reizenden. Anfangs blickte ſie nur ſchüchtern auf mich hin. Dann wagte ich durch Zeichen meine Gefühle zu erkennen zu geben. Ich war überſeelig; denn ſie zürnte nicht. Eines Tages hielt ſie eine Roſe in ihrer Hand, ſah mich verſtohlen an, küßte die Roſe und ließ ſie fallen. Ich ſtürzte zur Thür hinaus auf die Straße, und barg das Kleinod ſchnell. Sie ſah noch, wie ich die Roſe aufnahm und verſchwand dann hinter der Straßenecke. Zwei

Stunden wartete ich auf Konſtanzens Rückkehr. Sie kam, ich küßte, als ſie vorüberging, ihr Geſchenk mit Geberden des Entzückens; ſie lächelte und ſah ſich ſo lange nach mir um, als ſie mich noch wahrnehmen konnte. Ich ſuchte die Roſe ſo lange zu erhalten, als möglich. Noch bewahre ich ihre welken Blätter. Ich ging Konſtanzen nach auf allen Wegen. Sie war immer freundlich und hold. Allein nie hatte ich den Muth, ſie anzuſprechen. Ich zitterte, wenn ich ſie ſah. So mochten 3 Monate vergangen ſein, als ich ſie eines Vormittags wie gewöhnlich erwartete. Dies Mal hatte ich mir vorgenommen, unter jeder Bedingung mit ihr anzuknüpfen. Das Herz ſchlug mir gewaltig, als ich endlich die liebe Geſtalt vor mir ſah. Dahin war aber all' mein Muth. Plötzlich ließ ſie den Handſchuh fallen. Ich eilte hinzu, hob ihn auf und nahte ihr bebend. Ich zog meinen Hut und überreichte ihr den Handſchuh. Was ich ſtammelnd hervorgebracht, weiß ich nicht.

Sie lächelte himmliſch ſüß und dankte. In demſelben Augenblick trat ein junger Offizier in fremder Uniform an ſie heran, begrüßte ſie, nahm ihren Arm und ging, ohne mich eines Blicks zu würdigen, mit ihr weiter. Ich blieb ſtehn und mag mich wohl thörigt benommen haben; denn ich war zu verſtört. Lange ſah ich ihr nach; ſie aber nahm keine Notiz weiter von mir. Als ſie an einem der folgenden Tage wieder vorbeiging, war ſie ſo freundlich als vorher. Allein nun feſſelte mich die Krankheit meiner Mutter an das Hinterſtübchen, in dem ihr Bette ſtand, die Sorge um die geliebte Frau vertilgte jedes andere Gefühl; ſie ſtarb, ich verſank in tiefe Trauer und Konſtanze ging nicht mehr vorüber. Endlich erwachten meine Gefühle für ſie mit um ſo größerer Stärke. Ich erkundigte mich nach ihr, und erfuhr, ach! daß ſie eine Liebſchaft mit dem Offizier habe, der ſie täglich in ſeinem Wagen abhole und nach Hauſe fahren laſſe. Es iſt der liederliche Graf Ri-

ancourt. Ich habe ſie oft ſeitdem mit ihm geſehn.

„Nun, und was wollen Sie noch von ihr?“

Ich glaube nichts Böſes. Sie iſt gewiß gut.

„Sie ſind aber zurückgewieſen, oder richtiger, ein Anderer iſt Ihnen vorgezogen; ein Mann der Rang hat und reich iſt. Alſo Muth, mein theurer Freund: ein männlicher raſcher Entſchluß! das Mädchen iſt überdies zu alt für Sie!“

Ich habe mir ſo oft alle Mühe gegeben, ihr Bild aus meinem Herzen zu verdrängen; es iſt nicht möglich. Ich bin auf allerlei abentheuerliche Gedanken verfallen, mich ihr zu nähern. Meine Neigung feſſelt mich aber an die Muſik; und da habe ich mir endlich vorgenommen, als Sänger zum Theater zu gehn.

„Sänger beim Theater! Nun wahrhaftig, und dennoch erkannten Sie vorhin das beklagenswerthe Treiben der Bühnenkünſtler?“

Zur Theologie fühle ich mich nicht berufen.

Konſtanze hat den Ausſchlag gegeben. Man kann auch bei der Bühne ein achtungswürdiger Mann ſein. Konſtanze iſt noch jung; erſt ſeit zwei Jahren iſt ſie öffentlich aufgetreten; ich will ihr als Schutzengel zur Seite ſtehn.

„Romanhafte Ueberſpannung! Nein, lieber Ludwig, das geht nicht. Sie werden mich noch kennen lernen und ſich überzeugen, daß ich es wahrhaft redlich mit Ihnen meine, daß Ihr Lebensglück mir theuer iſt. Folgen Sie dem Rathe eines erfahrenen Mannes, geben Sie Konſtanzen auf; wählen Sie ein Studium, welches Ihrer Neigung zuſagt; die Muſik aber gewähre Ihnen nur eine freundliche Erholung. Dieſe Bedingungen muß ich den übrigen hinzufügen.“

Der Jüngling ſchien zu ſchwanken. Plötzlich aber ſtand er auf. Verehrter Herr Raymond, ſprach er nun ruhig und feſt, ich bin ein kurzſichtiger Menſch, und weiß nicht ob ich den Weg einſchlage, der zu meinem Heile führt. Ich kann

nicht laſſen, nicht von der Kunſt, nicht von Konſtanzen. Vergeben Sie mir, wenn ich Sie kränke, edelmüthiger Mann; allein unter dieſen Bedingungen weiſe ich Ihre Güte zurück. Ich bin 22 Jahr alt geworden und habe, früh vaterlos, auch frühzeitig erlernt, mich ſelbſt zu leiten. Nehmen Sie meinen innigſten Dank für Ihr menſchenfreundliches Anerbieten; ich werde fortwandeln auf der einmal betretenen Bahn. Leben Sie wohl!

„Möge es Sie nie gereuen, junger, unbeſonnener — Freund,“ antwortete Raymond gereizt, „gehn Sie denn, taumeln Sie mit ſchnellen Schritten dem Abgrunde entgegen, der Ihren Vater verſchlungen hat; achten Sie nicht auf die Stimme der Freundſchaft und Erfahrung! Wüßten Sie — o Himmel, auch das noch. Es iſt zum Verzweifeln!“

Ich habe Sie gekränkt, ſagte nun Ludwig traurig. Das ſchmerzt mich; wie gern möchte ich Ihren Wünſchen nachgeben!

Raymond ging mit großen Schritten ein Paar Mal im Zimmer auf und ab, er schien nachzudenken.

„Woher wissen Sie denn," redete er den Jüngling wieder an, „daß Sie zur musikalischen Laufbahn berufen sind? täuschen Sie sich auch nicht?"

Ich fühle es, antwortete Ludwig.

„Pah, das kann Eigendünkel sein. Spielen Sie ein Instrument, oder singen Sie blos?"

Ich spiele das Fortepiano, singe und komponire.

„Da steht mein Instrument. Setzen Sie sich, spielen Sie, singen Sie mir etwas vor."

Ich bin in zu aufgeregter Stimmung.

„Desto besser, geben Sie mir eine freie Phantasie, die Ihrer Stimmung entspricht."

Es ist Nacht; schon so spät.

„Desto besser; die Nacht ist anregend für die

Phantaſie. Ich ſpielte oft ſo ſpät. — So — laſſen Sie hören! — Ich ſetze mich auf's Kanapee, ſchließe die Augen und horche. Laſſen Sie ausſtrömen die bewegte Fluth Ihres Innern!

Ludwig ſaß bereits vor dem Fortepiano. Mechaniſch berührte er mit dem Finger die Mitte der Taſtatur. Wie im Traume ſchlug er langſam mehrere Mal hintereinander den Ton a an; die linke Hand geſellte dazu das daneben liegende g; aus der Sekunde entwickelte ſich allmählig ein ſchwermüthiger Akkord, der zu den wunderbarſten und frappanteſten Modulationen führte; bald hatte der Jüngling die Außenwelt vergeſſen, ſeine Phantaſie hob ſich empor auf den Fittigen der Tonkunſt in die unſichtbare Welt der Harmonie, und in einem glühenden Allegro ſtürmten ſeine Finger über die Taſten dahin. Plötzlich ließ er, wie unbewußt, auch ſeine ſchöne Stimme ertönen, und improviſirend ſang er, zu einer leidenſchaftlichen Begleitung in D moll:

Ich soll euch meiden,
O Lieb' und Kunst,
Soll Schmerzen leiden
Für eitlen Dunst! —
Nein, nein, in Ewigkeit
Sei euch mein Herz geweiht!

Raymond hatte sich leise vom Kanapee erhoben und war näher getreten. Als Ludwig endete, drückte er den Jüngling an seine Brust. „Ja, mein lieber Freund," sagte er nun, „der Genius ist in Ihnen. So mögen Sie denn diese Bahn der Sorge betreten! Sie wollen nicht hören; ich gebe nach. Nur eigne Erfahrungen werden beachtet, fremde nie. Sie sollen Konstanzen kennen lernen; ich selbst werde Erkundigungen über sie einziehen. Ich kann Euch beide, wenn Ihr vernünftig seid, einer bessern Laufbahn zuführen."

Mein Wohlthäter, mein theurer, geliebter Wohlthäter! rief entzückt, mit Thränen in den Augen, der Jüngling. — Beide verabredeten nun mit einander, daß Ludwig schon vom näch-

ſten Morgen an ſeine Wohnung bei Raymond nehmen ſollte; dann ſchieden ſie mit gegenſeitigen Empfindungen der zärtlichſten Zuneigung. In einem fieberhaften Zuſtande kam der Jüngling nach Hauſe, wo er erſt ſpät am Morgen in einen unruhigen Schlummer ſank.

Zweites Kapitel.

Der primo uomo, deſſen wir im vorigen Kapitel erwähnt haben, hieß Farinetti. Er hatte die Tochter des Kapellmeiſters Wüſtewaſſer geheirathet. Wüſtewaſſers Verdienſt beſtand blos in einem großen Vermögen, welches er von einem kinderloſen Onkel ererbt hatte. Er war ein unwiſſender Menſch, aber aufgeblaſen und voll Eigendünkel. Durch Gaſtmale und Feſtlichkeiten hatte er ſich Freunde erworben, und ohne jemals in der Muſik etwas geleiſtet zu haben, war es ihm dennoch gelungen, Kapellmeiſter bei der großen Oper zu werden. Doloroſo's vortreffliche Opern entzückten die Welt, auch Caballucchi lieferte zuweilen nicht werthloſe Kompoſitionen für die Bühne. Wüſtewaſſer allein glich im Gebiete der Kunſt

einem unfruchtbaren Felsen. Die Triumphe seiner Kollegen waren ihm äußerst empfindlich, und er sparte kein Geld, sie zu hintertreiben. Seine Tochter, einst vorzügliche Sängerin, hatte, längst verblüht, dem Sänger Farinetti, einem schönen Manne, ihre Hand angeboten, und dieser, der künftigen Erbschaft wegen, mit Freude zugegriffen. Die Töchter seiner Kollegen waren noch jung; Konstanze Doloroso begann der Liebling des Publikums zu werden, während Madame Farinetti-Wüstewasser, wie sie sich nannte, noch immer die Huldigungen erwartete, die ihr das Publikum vor 20 Jahren dargebracht hatte. Wie viel Stoff also zum Haß gegen Doloroso und seine Tochter in der Wüstewasserschen Familie! — Caballuchi, der Jüngste der drei Kollegen, schien ein aufrichtiger Freund seines Landsmannes; die gute Tafel und die Freigebigkeit Wüstewassers erhielt ihn auch mit diesem im guten Einverständniß; im Herzen aber wünschte er nichts inniger als den

Tod Beider, um auf diese Weise sich zur Selbstständigkeit erheben, die Töchter seiner Kollegen entfernen und seiner Tochter ein glänzendes Loos bereiten zu können.

Antonio Doloroso war ein Venetianer von Geburt, doch schon in früher Jugend nach Deutschland gekommen. Hier wurde er von einem vorzüglichen Meister im Generalbaß unterrichtet. Sein Lehrer entdeckte ein so ausgezeichnetes Talent in ihm, daß er ihm die Unterstützung eines kunstliebenden Monarchen zu einer Reise nach Italien und Frankreich auswirkte. Bald erscholl nunmehr Doloroso's Ruhm aus Italien. In Frankreich wurde er Glucks Schüler und Freund. Auch dort entzückte er das Publikum durch ausgezeichnete Werke. Dann kehrte er nach Deutschland zurück, wo er in einer großen Hauptstadt als Kapellmeister angestellt wurde und sich verheirathete. Er hielt die Musik für die höchste Aufgabe des irdischen Daseins, und hatte schon mehrere vortreffliche Werke ge-

ſchaffen, als Mozart auftrat. Der Ruf dieſes jungen Künſtlers verbreitete ſich außerordentlich ſchnell. Doloroſo, welcher fürchtete, daß Mozart das Geſtirn des neuen Tages werden würde, und der ſeinen Ruhm gefährdet ſah, begann den deutſchen Meiſter innig zu haſſen. Ehrſucht war die Feindin ſeiner Ruhe; doch auch die Göttin, welche ihn begeiſterte. Sein Widerwille gegen Mozart vermehrte ſich noch, als Letzterer ſich mit ihm in derſelben Stadt niederließ. Er war dem deutſchen Meiſter zwar nicht an Genie, wohl aber an künſtleriſcher Einſicht und an Kenntniſſen bei Weitem überlegen. Das fühlte er, und darum konnte er nicht begreifen, wie man ein Mozartſches Werk den ſeinigen gleichſtellen oder ihnen gar vorziehn könne. Mozart kam ihm mit allen Zeichen von Achtung entgegen; der kalte Ernſt Doloroſo's ſchreckte ihn indeſſen bald zurück, und ſo ſtanden ſich beide Künſtler fortan feindlich gegenüber. Doloroſo's und Mozarts Anhänger führten einen lebhaften Krieg

mit einander. Zwölf Jahre waren auf dieſe Weiſe vergangen, als Mozart ſtarb. An demſelben Tage verlor Doloroſo ſeine Gattin im Kindbette. Das Kind blieb leben, es war Konſtanze. Zwei früher geborne Kinder waren der Mutter vorangegangen. Von dem Augenblicke, wo er ſeine Gattin verloren hatte, bemerkte man an Doloroſo eine mehr und mehr zunehmende düſtre Verſtimmung. Er ſchuf neue Werke, die ſeine Anhänger zu Enthuſiasmus hinriſſen. Die Vergötterung Mozarts war ihm Bürgſchaft für ſeine eigne Unſterblichkeit. Mit dieſem Gefühl lebte er der Kunſt und ſeinem Kinde. Zu angeſtrengte Thätigkeit begann allmählig ſeine Geſundheit zu untergraben, ſo daß er endlich mehrere Jahre hindurch der Kompoſition entſagen mußte. Unglücksfälle hatten ihm das nach und nach erworbene kleine Vermögen wieder geraubt; ſein ganzes Beſitzthum beſchränkte ſich auf die Villa, welche er bewohnte. Unterdeſſen war Konſtanze zur Jungfrau herangeblüht und als

Sängerin angeſtellt. Dies fachte ſeine Thätigkeit von Neuem an, und er ſchrieb nach langer Pauſe die Oper: das Feſt des Belſazar, wovon er ſich, vermöge der Eigenthümlichkeit des Süjets eine außerordentliche Wirkung verſprach. Ein junger talentvoller Dichter hatte darin den bibliſchen Stoff, freilich mit groſser Willkür, für die Bühne bearbeitet.

Doloroſo ſtand jetzt bereits im ein und ſechzigſten Jahre. Er war ein langer hagerer Mann. Eine gebogene Naſe verlieh ſeinen edlen Geſichtszügen den Ausdruck des Stolzes, welcher indeſſen durch die bleiche Farbe der Schwermuth gemildert wurde. Aus den ſchwarzen Augen ſprach gewinnende Freundlichkeit; das graue Haupt gebot Ehrfurcht.

Konſtanze war ein wunderliches, verzogenes, reizendes Kind. Sie hatte ja der mütterlichen Aufſicht entbehren müſſen. Je mehr ſie mit den Launen Doloroſo's zu kämpfen hatte, um ſo unbehaglicher fühlte ſie ſich im väterlichen

Hauſe. Ihre Schönheit und Liebenswürdigkeit hatte ihr frühzeitig Anbeter verſchafft und ihre Eitelkeit erregt. So betrat ſie die Bühne. Sie befand ſich jetzt mit Ludwig in demſelben Alter. Doloroſo ſtets daran gewöhnt, ihr alle Freiheit zu laſſen und ihr blind vertrauend, kümmerte ſich um ihren Umgang wenig.

Am Morgen nach der nächtlichen Unterhaltung Raymonds und Ludwigs ſaßen Vater und Tochter beim Frühſtück und beſprachen die neue Oper. Doloroſo war heiter geſtimmt. Die Hoffnung auf neue Triumphe belebte ihn. Es iſt mein größtes Werk, Konſtanze, ſprach er, indem er ſich behaglich in den Schlafrock wickelte, ich will doch ſehn, ob ich den Don Juan nicht endlich überbieten kann.

„Lieber Vater," antwortete Konſtanze, „wie ſehr wünſche ich, daß Ihre Hoffnungen erfüllt werden mögen!"

Ich habe bereits, fuhr er fort, an meine Freunde in Frankreich und Italien geſchrieben.

Es ist Alles vorbereitet. Es kann nicht fehlen. Auch im Auslande wird man groß Geschrei erheben.

„Graf Riancourt," sagte die Tochter, „hat mir seine ganze Hilfe zugesagt. Er läßt zweihundert Freibillets vertheilen."

Wüstewasser, entgegnete der Vater, wird eben so viel Zischer besolden.

„Riancourt dingt so viel Klatscher, als wir haben wollen," tröstete Konstanze.

Ach, äußerte nun Doloroso mit einem Seufzer, es ist doch ein Jammer, daß der Kunst ein solches Bleigewicht anhängt! Uns wird doch kein reiner Triumph. — Wie gewinne ich mir nun noch die Recensenten?

„Riancourt wird sie bezahlen."

Konstanze, wie stehst Du mit ihm?

„Er hat Geld."

Dein Umgang mit ihm schadet Deinem Rufe.

„Pah!"

Und darum gefällt mir, da wir einmal wie-

der von dem Grafen ſprechen, Dein Verhältniß keineswegs.

„Liebſter Vater, das iſt meine Sache.“

Ja, mein liebes Kind, Du haſt Deinen Willen; aber ich meine es gut mit Dir. Könnteſt Du Gräfin werden, reiche Gräfin, dann freilich würde es mir angenehm ſein. Mir hat die Kunſt zwar Ruhm, doch wenig Geld gebracht. Haſt Du denn jetzt Beweiſe von ſeiner Liebe? Er muß ſich nun doch ſchon erklärt haben.

„Noch nicht.“

Nun dann werde ich von ihm eine Erklärung fordern. Ich will hoffen, daß er redliche Abſichten hat. Die Tochter Doloroſo's iſt für keinen Fürſten zu ſchlecht.

„Ich bitte, miſchen Sie ſich nicht in meine Angelegenheiten! Ich denke noch nicht an's Heirathen.“

Es klopfte, Konſtanze rief herein, und Raymond und Ludwig traten ins Zimmer.

Konſtanze erröthete ſichtbar. Sehr verbindlich äußerte Raymond, er ſei ein Fremder, der dem hochberühmten Komponiſten ſeine Hochachtung zu bezeigen wünſche. Er bemerkte dabei, daß er ſo eben aus Frankreich komme, wo Doloroſo's Werke die verdiente Anerkennung fänden, daß der Name deſſelben im ganzen übrigen Europa gefeiert werde, und wußte ſich der Zuneigung des geſchmeichelten alten Mannes ſo ſchnell zu verſichern, daß dieſer heiter und zutraulich Stühle herbeiholte, um eine längere Unterhaltung zu veranlaſſen. „Mein junger Freund, Herr Ludwig," fuhr nun Raymond fort, „ein wackerer Muſiker wohnt hier mit ihnen in einer Stadt, und ſeine Verehrung für Sie iſt ſo groß, daß auch er um die Erlaubniß bittet, Ihnen nahen zu dürfen."

Bei dieſen Worten heftete Raymond einen durchdringenden Blick auf Konſtanzen, welche ihre Faſſung wieder gewonnen hatte und jenes bezaubernde Lächeln zeigte, wodurch ſie ſtets einen

ſo unwiderſtehlichen Eindruck auf den Jüngling hervorbrachte. Dieſer war noch immer ſehr verlegen. Der Kapellmeiſter ließ ſich mit Ludwig in ein Geſpräch ein, erkundigte ſich was er treibe und wer ſein Lehrer geweſen, und Ludwig antwortete zur Zufriedenheit Doloroſo's. Sie ſingen auch? fragte ihn nun Konſtanze ſehr unbefangen. Es wäre ſehr ſchön, ſetzte ſie freundlich hinzu, wenn Sie zuweilen mit mir üben wollten; mein Vater thut's nicht mehr, weil ihm das Singen ſchon ſchwer wird. Ludwig erklärte ſich mit Freude dazu bereit.

Das Geſpräch kam auf Doloroſo's neue Oper. Raymond erwähnte gegen den Kapellmeiſter leichthin, daß eine Kabale im Werke ſei und rieth ihm, die Hauptpartie lieber der Sängerin Farinetti zu übertragen.

Ich habe Dir geſagt, lieber Vater, bemerkte nun Konſtanze, daß die Farinetti auf die Partie rechnet; ich werde einen ſchweren Stand haben, fürchte aber nichts.

Die Partie iſt nur für Dich geſchrieben, ſetzte der Vater hinzu.

Sie ſind ja erfahren, ſagte Raymond, Sie wiſſen, daß das Schickſal einer Oper von tauſend Kleinigkeiten abhängt. Drum ſein Sie vorſichtig. In Wahrheit, ich beneide keinen Komponiſten.

Man kämpft, man duldet, erwiederte Doloroſo; aber die Kunſt iſt auch des Duldens werth.

Ob die Muſik, wandte Raymond ein, das iſt denn doch die Frage!

Befremdet richteten Vater und Tochter ihre Augen auf ihn; Ludwigs Blicke baten um Schonung.

Doch das würde zu weit führen, fuhr Raymond lächelnd fort, laſſen Sie mich lieber das Nähere über den Vorfall erzählen, deſſen Zeugen wir geſtern geweſen ſind. Ich bin zu ſehr Ihr Verehrer, als daß es nicht Pflicht von mir wäre, Sie davon in Kenntniß zu ſetzen, daß einzelne

Mitglieder der Oper ſelbſt ſich gegen Sie verſchworen haben.

Ich weiß ſchon, ſagte nun Konſtanze, das geht Alles von der Farinetti aus. Die Erbärmliche, die falſche Schlange!

In dem Augenblicke klopfte es wieder und die Farinetti trat ein. Beide Sängerinnen flogen einander entgegen, umarmten und küßten ſich mit dem Anſchein großer Zärtlichkeit. Ludwigs Herz erſtarrte zu Eis.

Meine theure Freundin, ſagte die Farinetti, ich komme Ihnen zu Ihrem geſtrigen Triumphe zu gratuliren; Sie haben wie ein Engel geſungen. Nicht wahr meine Herren? — Wie freue ich mich zu Ihrer neuen Partie in Ihres Herrn Vaters Oper! Nun ich hoffe doch, daß Sie auch mir bald etwas zu thun geben werden, nicht wahr, Herr Kapellmeiſter? —

Ei, gewiß, antwortete Doloroſo, auch im Feſt des Belſazar habe ich Sorge für Sie getragen.

So, so? Ja, ich habe davon gehört. Sehn Sie, liebe Konſtanze; ich ſoll die Königin, Ihre Mutter ſein; aber das geht doch nicht; Ihre Schweſter, Ihre Freundin; das wäre etwas Andres. Das bin ich gewiß von ganzer Seele.

Die Partie iſt aber auch ſehr dankbar, wandte Doloroſo ein; nur diesmal liebe Madame Farinetti erweiſen Sie mir die Gefälligkeit!

Ei, laſſen Sie doch Signora Caballucchi ſingen, fuhr die Farinetti fort, dann haben Sie ja zwei Sängerinnen. Geben Sie dieſer die Partie Ihrer Tochter, und Sie, liebe Konſtanze, können ja die mir beſtimmte Partie ſingen.

Madame Farinetti konnte ein höhniſches Lächeln nicht verbergen. Konſtanze wurde leichenblaß. Den Scherz können Sie ſich ſparen, ſagte ſie zitternd vor Verdruß und wandte ſich zu Ludwig. Welche Frechheit! ſagte ſie leiſe

zu dem Jüngling, der ſich in der Geliebten mit verletzt fühlte.

Allein die Geduld der Farinetti war jetzt am Ende. Scherz? brauſete ſie auf; wie viel ſind Sie denn jünger, als ich, Konſtanze? Genug, ich ſinge in der Oper nicht, und daß Sie es nur wiſſen, auch die Caballuchi wird ſich weigern.

Nun nahm Raymond das Wort. Er ſuchte der in ihrer Eitelkeit gekränkten Frau auseinanderzuſetzen, daß es nur zur Vergrößerung ihres Ruhms beitragen werde, ſie auch in einer Mutterrolle kennen zu lernen, er ſagte ihr, daß dergleichen Nebenrückſichten dem wahren Künſtler fremd ſein müßten, daß überdieß in einer Oper des gefeierten Doloroſo die Uebernahme einer jeden Partie zur Ehre gereiche, ſprach von ſeinem Einfluſſe auf die vorzüglichſten Journale des In- und Auslandes, und wußte ſo geſchickt und beredt die angenehmſten Schmeicheleien einzuſtreuen, daß Madame Farinetti allmälig ganz umge-

wandelt ſich zeigte, und endlich zur größten Freude Doloroſo's die Partie annahm.

Als ſie ſich hierzu bereit erklärte, hatte ſie Konſtanzen gerade den Rücken zugewandt. Dieſe ſchabte ihr ſchadenfroh ein Rübchen und nickte dem Jüngling dabei vertraulich zu; dann aber ſprang ſie ſchnell auf, und fiel ihrer Freundin mit lauten Aeußerungen des Dankes um den Hals. Abermals fühlte Ludwig ſein Herz zu Eis erſtarren! Während Doloroſo, Raymond und die von dem Letztern ganz bezauberte Farinetti mit einander weiter ſprachen, winkte Konſtanze den Jüngling in eine Fenſterniſche. Er trat ihr mit einer leichten Wolke auf der Stirn näher, die aber augenblicklich verſchwand, als er in des Mädchens glänzende Augen blickte. Denken Sie nichts Böſes von mir, flüſterte ſie ihm freundlich zu, es iſt einmal nicht anders beim Theater. Ich weiß, ſie haßt mich, und da bin ich eben ſo gegen ſie. Verſtellung, das iſt bei uns die Loſung! —

„Muß man aber nicht befürchten,“ sagte Ludwig, „daß in dem steten Bestreben sich zu verstellen, welches dem Künstler auf der Bühne sowohl als im Leben obliegt, der innere Mensch verloren geht, daß man den Künstler in seiner wahren Gestalt nie kennen lernt?“ —

Es ist sehr klug, antwortete Konstanze lächelnd, sehr politisch, anders zu scheinen, als man ist; die wahre Gestalt muß nur den — Auserwählten gezeigt werden, den Personen, welchen man vertrauen darf.

„Ach, verehrte Demoiselle, welche Grundsätze!“ —

Sie entstehn sehr früh, wenn man sich der Bühne gewidmet hat.

„Ja wohl, denn die Bühne repräsentirt das Leben in seinen tausendfachen Verwickelungen. Der Schauspieler macht in wenigen Jahren den großen Kursus, zu dem ein Anderer das ganze Leben braucht!“ —

Und Sie wundern ſich über das, was ich ſagte?

„Ich wundere mich nicht; aber ich betrübe mich!“

Sie ſind ein wenig Hypochonder.

„Ein Thor bin ich, daß ich mir den ſeeligſten Augenblick meines Lebens durch finſtere Betrachtungen verkümmere. Vergeben Sie mir. Ich bin glücklich, denn endlich wird mir das Glück einer Unterredung mit Ihnen.“

Ich dächte, ſagte Konſtanze mit niedergeſchlagenen Augen, ſchon öfters hätten Sie Gelegenheit gehabt, mich anzureden.

„Ich wagte es nicht, — ich fürchtete Sie zu beleidigen. — Ueberdieß jener Offizier — — — jener vornehme Offizier.“ —

Wenn ich nun in dieſer Beziehung auch anders erſcheine, als ich wirklich bin?

„Wie kann ich das glauben; Sie ſind ſeine unzertrennliche Begleiterin! Doch vergeben Sie.“

Sie thun mir Unrecht. Die Verhältniſſe nöthigen mich, ſeine Bewerbungen anzuhören.

„Sie ſchaden ſich, theure — Konſtanze, o geſtatten Sie mir, Sie ſo zu nennen; Sie ſchaden ſich — man ſpricht darüber.“

Darauf acht' ich nicht.

„Wie, das Urtheil der Welt.“ —

Iſt mir gleichgültig, wenn ich mich frei weiß von Schuld. Ich bin kein gewöhnliches Erdenkind, Herr Ludwig. Sie ſehn, ich habe gelernt, mich in der Welt zu bewegen.

„Ach Konſtanze!“ —

Heiter, heiter! Fort mit den Grillen. Ich liebe den Frohſinn. Laſſen Sie uns ſogleich ein Duett verſuchen. — Was wollen wir ſingen? —

„Beſtimmen Sie.“

Ihnen bleibe die Wahl.

„Ein Duett aus Don Juan?“

Nein, nein. Ich muß Ihnen von einer Schwäche meines Vaters ſagen. Mozart war ſein Feind. Sie haben lange Zeit zuſammen

rivaliſirt, darum hört mein Vater nicht gern von ihm.

„Aber Mozart iſt ja todt!“

Wohl wahr; aber die Abneigung iſt geblieben. Es iſt eine Schwäche.

„Wählen Sie denn; ich bitte darum.“

Konſtanze trat ans Fortepiano, wo Roſſini's Tankred aufgeſchlagen lag. Herr Ludwig wird die Güte haben, mit mir zu ſingen, ſagte ſie zu den Uebrigen. Wählen Sie, fuhr ſie zu Ludwig gewandt fort, hier liegt Tankred, die neuſte Oper Roſſini's, die jetzt ſo viel Aufſehn macht. Oder wollen Sie etwas Anderes ſingen?

„Was Ihnen beliebt,“ antwortete Ludwig, und ſetzte ſich ans Fortepiano.

Wähle Gluck, ſagte Doloroſo.

Warum? fragte Raymond.

Er gehört der wahren Kunſt noch an, erwiderte der Kapellmeiſter; Roſſini bezeichnet die neue Schule des verderbten Geſchmacks.

Raymond lächelte.

Ich ſinge ſehr gern von Roſſini, bemerkte die Farinetti. Er iſt doch ſo ſehr melodiös, und ſchreibt ſo ſehr dankbare Bravourarien.

Raymond lächelte noch mehr.

Wohl möglich, fuhr Doloroſo fort; allein nichtsdeſtoweniger iſt Roſſini ein Schandfleck in der Geſchichte der Muſik.

Wie ſo? fragte nun Raymond mit demſelben Lächeln.

Weil er ſein eminentes Talent ſo ſchlecht benutzt, entgegnete der Kapellmeiſter, weil er aller dramatiſcher Wahrheit Hohn ſpricht, weil ſeine Muſik oft mit den Worten des Textbuches im grellſten Kontraſte ſteht, weil er den Schmerz oft mit einem Walzer, die Freude mit Trauertönen begleitet, weil er entweder durch die Ueberfülle ſeiner ſüßlichen Melodien Ekel erregt, oder durch das Geraſſel der türkiſchen Trommel, durch das gellende Getöſe der Becken und Pikkelflöten die Ohren zerſprengt! Denn er inſtrumentirt wie ein Wahnſinniger.

Was halten Sie von Spontinis Veſtalin? unterbrach ihn Raymond.

Sie iſt ein ausgezeichnetes Werk, antwortete Doloroſo.

Und finden Sie darin nicht, fuhr Raymond fort, auch eine gewaltige Inſtrumentation; iſt dieſe nicht noch gewaltiger im Kortez, und am gewaltigſten in ſeiner eben erſchienenen Oper Olympia, die ich in Paris gehört?

Die Veſtalin nehme ich in Schutz; allein im Kortez macht mir dieſer Komponiſt einen eben ſo großen Skandal, als Roſſini, und wenn Sie mir ſagen, daß er in Olympia, die ich nicht kenne, mit noch größern Maſſen auftritt; ſo ſcheinen ſich Roſſini und Spontini verbrüdert zu haben, die Kunſt zu Grabe zu tragen.

Ludwig war aufgeſprungen. Ein Verehrer Spontini's glaubte er eine ſolche Verunglimpfung nicht ertragen zu dürfen. Beſter Herr Kapellmeiſter, rief er aus, wie mögen Sie doch Spontini und Roſſini in irgend eine Be-

ziehung zu einander bringen? Welch ein genialeß Werk iſt der Kortez!

Ja, aber Sänger und Sängerinnen werden durch die Inſtrumentation erdrückt.

Das fühle ich, wenn ich die Amazyli ſinge, ließ ſich hier Madame Farinetti vernehmen.

Genug, der jetzige Geſchmack iſt verderbt, ſprach Doloroſo weiter, und der Himmel weiß, wohin das führen wird.

Ich kann keineswegeß anerkennen, daß der jetzige Geſchmack verderbt ſei, nahm nun Raymond wieder das Wort.

Alſo Sie billigen, fragte Doloroſo, dieſe Waſſermuſik, welche die Ohren zerreißt? —

Jedenfalls, antwortete Raymond. Sie iſt nicht beſſer und nicht ſchlechter, alß die Muſik einer früheren Periode geweſen iſt, oder alß es die Muſik einer ſpätern Zeit ſein wird.

Aber es kann doch nur das Wahre und Schöne beſtehn.

O nein, o nein! Ach, auch ich träumte die-

ſen Traum! Was iſt das Wahre, was das Schöne? Laſſen Sie uns abbrechen, Herr Kapellmeiſter. Dies Geſpräch führt zu weit. Wir kennen uns noch zu wenig, um uns zu verſtehn. Mein Leben iſt der Kunſtbetrachtung geweiht geweſen. Das Reſultat, welches mir geworden, iſt für mich befriedigend, für Andre vernichtend. Laſſen Sie immerhin aus Tankred ſingen. Tankred oder Veſtalin, Iphigenie oder Cosi fan tutte, Axur oder Brennus — es iſt Alles eins! Sie zürnen über Roſſini's groſſe Trommel, über Spontini's Maſſen! — Lieber Gott, gedenken Sie nicht der Charfreitagsmuſik Sarti's in Petersburg, der ſein ungeheures Orcheſter und Geſangperſonal durch hundert ruſſiſche Hörner verſtärkte? Gedenken Sie nicht ſeines Te Deums nach der Einnahme von Oczakow, wo er dieſen Maſſen noch Kanonenſchüſſe hinzufügte, indem Kanonen von verſchiedenem Kaliber taktmäßig abgefeuert, an einzelnen Stellen den Baß brüllen muſten? Wo bleibt

dagegen Spontini's Orcheſter, Roſſini's Pickelflöte und Türkentrommel? Und Alles das geſchah im Jahre 1785, vor nunmehr faſt 30 Jahren! hat es Nachahmer gefunden? Nein, es iſt vorübergegangen. Nun ſehn Sie, ſo wird auch das neue Maſſenweſen vorübergehn! —

Doloroſo nickte freundlich. Ja, gewiß ſagte er, die Verderbniß des Geſchmacks iſt nur vorübergehend.

Aber Raymond war ſehr ernſt geworden. Armer Doloroſo, armer Komponiſt, dachte er bei ſich, Du verſtehſt mich nicht. Du befindeſt Dich auf derſelben niedrigen Stufe der Erkenntniß, wie alle übrigen, ſelbſt die größten Muſiker. — Die Wahrheit würde Dich, würde Alle vernichten.

Nun Konſtanze, fuhr der Vater zur Tochter gewandt fort, ſo ſei es denn Roſſini; ſingen Sie mit ihr, lieber Herr Ludwig, ein Duett aus Tankred.

Und beide ſangen; Ludwig akkompagnirte

Ihre jugendlichen, vollkräftigen Stimmen durchdrangen einander; die Empfindung und der Wunsch, sich gegenseitig in gröſter Vollkommenheit zu zeigen, machten die Leistung zu einer so außerordentlichen, daß die Zuhörer in laute Beifallsbezeigungen ausbrachen. Wie schön singen Sie! flüsterte der Jüngling. Konstanze aber bat ihn inständigst, sich oft zur Uebung bei ihr einzufinden. Wären Sie doch beim Theater, setzte sie leise hinzu, welche Triumphe würden wir Beide erleben!

Madame Farinetti empfahl sich. Konstanze überschüttete sie mit Küssen. Ich bin so voll Freude, sagte sie, als ihre Nebenbuhlerin das Zimmer verlassen hatte, leise zu Ludwig, der heutige Tag wird mir unvergeßlich bleiben.

Auch mir, sagte Ludwig entzückt; ach, könnte ich ewig bei Ihnen sein!

Beide traten, während Raymond mit dem Kapellmeister sprach, wieder in die Fensternische.

Widmen Sie Ihre ſchöne Stimme ebenfalls dem Theater, fuhr hier Konſtanze fort.

„Und wenn ich Ihnen bekenne, antwortete Ludwig, daß es ſchon meine Abſicht geweſen iſt, zum Theater überzugehn, um — Ihnen oft nahe zu ſein?“

Das wäre herrlich! flüſterte Konſtanze. Was iſt Farinetti gegen Sie. Thun Sie das, und er iſt vergeſſen; die ganze unerträgliche Clique iſt dann mit einem Male in die Flucht geſchlagen.

„Konſtanze, denken Sie nur daran?“

Ich habe ihnen ſchon vorhin geſagt, daß ich weiß, wie ſehr man mich haßt. Farinetti iſt ein Verleumder, es iſt natürlich, das ich ihn los ſein möchte.

Ludwig gedachte bei dieſen Worten der Scene vom geſtrigen Abend, und mußte ſich einräumen, daß Konſtanze Recht habe. Allein der Jüngling erblickt ſo gern in ſeiner erſten Liebe ein Ideal; es ſchmerzt ſo bitter, die Ge-

liebte auf moraliſcher Unvollkommenheit zu ertappen. Konſtanze erkannte ſeine Empfindungen.

Sie ſehn ſo ernſt, ſagte ſie mit bezaubernder Freundlichkeit, ich gebe mich Ihnen, wie ich bin, ohne Hehl, mit der Offenherzigkeit, welche Sie verlangen, und damit ſind Sie nun wieder nicht zufrieden!

Was konnte Ludwig anders thun, als dem Zauber, der ihn gefeſſelt hielt, nachgeben? Ja Konſtanze, ſagte er leidenſchaftlich, Sie ſind gewiß gut, ich werde Ihnen von jetzt an näher ſtehn, ich will Ihr Schutzgeiſt ſein. — Es iſt entſchieden; ich werde Sänger.

Das habe ich ſo eben dem Herrn Kapellmeiſter geſagt, unterbrach ihn Raymond, der die letzten Worte des Jünglings vernommen hatte. Herr Doloroſo findet, daß Sie einen guten Grund gelegt haben, und will ſich Ihrer fernern Ausbildung, ſo weit es ſeine koſtbare Zeit erlaubt, gütig unterziehn.

Wie ſoll ich Ihnen für dieſe große Auszeich-

mung danken, verehrter Herr Kapellmeiſter! ſagte Ludwig entzückt.

Nichts davon, antwortete Doloroſo, es macht mir Freude das Talent zu heben. Sie ſind ein Sänger für meine Heldenpartien, wie ich ihn noch nicht gehabt habe. Mit Ihnen und meiner Tochter zuſammen ſtürme ich den Parnaß.

Egoismus! dachte hier Raymond. Aber Ludwig war nur voller Freude. Er ſah ſich nun ſchon im Voraus täglich bei Konſtanzen. Raymond empfahl ſich; Doloroſo bat ihn inſtändigſt um recht baldige Wiederholung ſeines Beſuchs; Ludwig hatte den Muth, ſeiner Geliebten die Hand zu küſſen. Ein leiſer Druck machte ihn zum glücklichſten Menſchen.

Auf der Treppe begegnete ihnen Graf Riancourt, der ſich ſtolz und vornehm an ihnen vorbeidrängte und zu Konſtanzen hinaufging. Der Jüngling erblaßte vor Eiferſucht.

Das war er! flüſterte er Raymond zu, indem er heftig deſſen Hand faßte.

Wer? fragte Raymond ruhig.

Riancourt, mein — Nebenbuhler.

Raymond ſchwieg. Auf der Straſe angekommen, fragte er indeſſen: „Nun, mein Freund, wie gefällt Ihnen Konſtanze?“

Ach, was ſoll ich antworten? erwiederte Ludwig. Ich bete ſie an, das iſt Alles.

„Sie haben Flecke in ihrem Charakter gefunden, nicht wahr, Ludwig?“

Leider ja. Dennoch zweifle ich nicht an ihr.

„Ich habe ſie genauer beobachtet, als Sie glauben mögen. Das Mädchen gefällt mir nicht.“

Ach, ſchlecht iſt ſie gewiß nicht. Mein Freund und Wohlthäter, zerſtören Sie mir nicht dieſen Glauben, der das Glück meines Lebens ausmacht!

„Haben Sie die Ueberzeugung ihrer Gegenliebe?“

Ich glaube, ja.

„Ich glaube, nein. Sie liebt, wie ihr Vater, nur ſich ſelbſt.“

O Gott!

„Ich kann mich täuſchen. Wir wollen vorſichtig auf der betretenen Bahn fortſchreiten. Haben Sie des Verhältniſſes mit Riancourt erwähnt?“

Ja. Sie verſicherte, daß ſie genöthigt ſei, die Bewerbungen des Grafen anzuhören.

„Nun, von jetzt an werden wir Konſtanzen ja täglich beſuchen können. Es wird nicht ſchwer werden den Stand der Dinge zu erforſchen.“

Drittes Kapitel.

Schon waren mehrere Proben von Doloroſo's Oper abgehalten worden. Durch Madame Farinetti hatte derſelbe die ganze Wüſtewaſſerſche Partei gewonnen. Die Vorbereitungen zur Aufführung nahmen ſeine Zeit ſo ganz in Anſpruch, daß er ſich mit dem Unterricht Ludwigs nicht befaſſen konnte. Dieſer beſuchte Konſtanzen täglich, und war um ſo glücklicher, als ſich Riancourt einer dringenden Geſchäftsreiſe wegen auf einige Zeit von ihr beurlaubt hatte. Zuweilen lud Raymond die kleine Familie Abends zu ſich ein, wo man muſicirte und plauderte. Der Kapellmeiſter hatte beſonders Ludwig ſehr lieb gewonnen, deſſen feurige Begeiſterung für die Kunſt ihm wohlthat, während er die Zurückhaltung Raymonds, wenn

es ſich von Anſichten über die Muſik handelte, nicht begreifen konnte. Raymond verbreitete ſich über alle Gegenſtände des menſchlichen Wiſſens mit tiefer Einſicht, ſeine Betrachtungen über die Kunſt zeigten, daß er den Geweihten angehöre, über die Muſik insbeſondere ſprach er wenig, oder doch ſtets in Räthſeln.

So war endlich der Tag herangekommen, wo das Feſt des Belſazar aufgeführt werden ſollte, Morgens um 10 Uhr erhielt Doloroſo plötzlich folgendes Billet:

„So gern ich Ihnen gefällig ſein möchte, hochgeehrter Herr Kapellmeiſter, ſo ſehe ich mich doch zu meinem Bedauern genöthigt, Ihnen anzuzeigen, daß ich in Ihrer Oper nicht auftreten kann. Einerſeits darf ich die Stimme meiner Freunde nicht unbeachtet laſſen, welche mich wiederholentlich verſichern, daß ich mir einen unberechenbaren Schaden zufügen würde, wenn ich, ſo jung an Jahren, ſchon eine Mutterrolle übernehmen wollte, andererſeits aber befinde ich mich wirklich ſchon ſeit

einigen Tagen recht unwohl. Ich küsse meine liebe Konstanze und verharre hochachtungsvoll Ihre ergebene Dienerin

Leopoldine Farinetti-
Wüstewasser.

Man wird sich denken können, welchen Eindruck dieses Billet auf Doloroso machte. Konstanzens reizender Mund sprudelte über von häßlichen Verwünschungen. Da erschien Raymond. Man reichte ihm das Billet entgegen. Er lächelte blos. Was soll ich machen, rathen Sie! sagte der geängstigte Kapellmeister.

Aber mein theurer Freund, antwortete Raymond, wie kann ein so geringfügiger Umstand Sie, den erfahrenen Mann, in Harnisch jagen? Wie kann Sie das in Verlegenheit setzen? Ich bin doch überzeugt, daß Sie bei Ihren Opernaufführungen unzählige Mal ähnliche und viel schlimmere Verlegenheiten erlebt haben. Das sind die Seeligkeiten der Kunst!

Ich freilich, sind mir diese Kapricen nicht neu,

entgegnete Doloroſo; aber am Tage der Aufführung iſt mir ſo etwas doch noch nicht begegnet.

Nun, was ſchadet das? fuhr Raymond fort, — laſſen Sie die Partie von einer andern Sängerin einſtudiren und die Oper ſpäter geben.

Liebſter Freund, ſagte Doloroſo betreten, bedenken Sie doch — Alles iſt auf heut vorbereitet — die beiden Herzöge von **, die Fürſten von * und ** ſind ausdrücklich deshalb hergekommen. —

Ich will zu ihr, ſagte Konſtanze, ich will ihr vorhalten, daß ſie eine elende, wortbrüchige, eingebildete Närrin iſt!

Damit würden Sie Ihren Zweck ſchlecht erreichen, wandte Raymond ein. Ueberlaſſen Sie mir, die Sache in's Geleiſe zu bringen.

Wenn Ihnen das gelingt, vortrefflicher Herr Raymond, ſagte nun Doloroſo mit einem Schimmer von Hoffnung auf ſeinem traurigen Geſicht, ſo werden Sie mich zu Ihrem ewig

dankbaren Schuldner machen. Ich bitte Sie, die beiden Herzöge von **, welche Ehre!

Armer Mann! dachte hier Raymond wieder. Wie kann ein so ausgezeichneter Künstler so sehr von Eitelkeit und Ehrsucht durchdrungen sein! Und wie traurig, daß ein Komponist, dessen Werke die Welt entzücken, mit solchen Jämmerlichkeiten zu kämpfen hat, bevor es ihm gelingt, ein neues Werk nur zur Ansicht hinzustellen! —

Wenn Sie glauben, die Farinetti zur Nachgiebigkeit zu bewegen, bemerkte Konstanze, so sind Sie im Irrthum. O, nun begreife ich, weshalb sie in der gestrigen Generalprobe so höhnisch lachte! Das war Alles im Voraus abgekartet!

Nun, ich gehe sofort zu ihr, erwiderte Raymond. Ich habe einen Talismann, und ich denke, es soll mir gelingen.

Er empfahl sich, und Vater und Tochter blieben in großer Aufregung zurück. Nach drei

Viertelſtunden ungefähr wurde ein zweites Billet von Madame Farinetti gebracht. Es lautete:

„Beſter Herr Kapellmeiſter! Gleich nach Ab-
„ſendung meines Billets von vorhin, habe ich
„mir über daſſelbe recht große Vorwürfe gemacht.
„Das Vertrauen eines ſo ausgezeichneten Kom-
„poniſten iſt mir zu ſchmeichelhaft, als daß ich
„nicht, ſelbſt mit Aufopferung verſuchen ſollte,
„demſelben zu entſprechen. Wiewohl ich noch
„immer unwohl bin, ſo folge ich doch dem An-
„triebe der Freundſchaft und Verehrung für Sie,
„und dürfen Sie heut Abend und immer mit
„Beſtimmtheit auf mich zählen.

„Ihre ergebene Dienerin
F — W.“

Und wie war es Raymond gelungen, dieſe Umänderung des Entſchluſſes zu bewirken?

Am Abend der Aufführung ſtrahlte dem Publikum von dem blendend weißen Halſe Leopoldinens ein bis dahin noch nicht geſehener Schmuck entgegen, und am folgenden Tage las

man in der Hauptzeitung der Stadt folgende Recenſion:

„Geſtern Abend wurde hier bei überfülltem Hauſe das Feſt des Belſazar, eine neue große Oper des um die Kunſt ſo hochverdienten Kapellmeiſters Doloroſo gegeben. Wir behalten uns vor, über das klaſſiſche Werk nach mehrmaliger Anhörung ausführlicher zu berichten, und beſchränken uns für jetzt darauf zu erwähnen, daß es den Beifall aller Kenner erhalten hat. Die Aufführung war unter der Leitung des Komponiſten vorzüglich. Beſondern Dank und lebhafte Anerkennung verdient unſre gefeierte Sängerin, Madame Farinetti-Wüſtewaſſer, die, vom reinſten Kunſteifer beſeelt, mit der gütigſten Bereitwilligkeit die ihren Reizen und ihren Jahren durchaus nicht angemeſſene Rolle der Königin übernommen und ſelbſt ohne Rückſicht auf eine momentane Unpäßlichkeit mit Kunſt und Liebe durchgeführt hatte. Sie gab uns das Bild einer liebreizenden, jugendlichen Mutter. Nächſt ihr

verdient die Tochter des Komponiſten, Dlle. Doloroſo der dankbarſten Erwähnung u. ſ. w. u. ſ. w. Die Anweſenheit mehrerer fürſtlicher Perſonen verherrlichte den Abend.“

Es war aber jener Schmuck ein Geſchenk Raymonds, und ebenſo rührte dieſe Recenſion von ihm her. Durch die Ueberreichung des erſtern und durch das Verſprechen, in der letztern auf Leopoldinens Jugendlichkeit aufmerkſam machen wollen, hatte er die in ihrer Eitelkeit gekränkte Frau gewonnen. Bei ſeiner Unterredung mit Leopoldinen war deren Mann zugegen geweſen. Dieſer hatte nicht ohne Verlegenheit die Entdeckung gemacht, daß Raymond der Zeuge ſeiner neulichen Aeußerungen über Konſtanzen, ein Freund der Doloroſoſchen Familie ſei, ſich mit Trunkenheit entſchuldigt und um ſo bereitwilliger ſeine Zuſtimmung zu der Mitwirkung ſeiner Frau gegeben. —

Am Morgen nach der Aufführung erſchienen Raymond und Ludwig bei Doloroſo, um

ihm zur Aufführung Glück zu wünschen. Sie fanden Beide keineswegs in besonderer Laune. Die Oper hatte, wie sehr richtig in der Recension bemerkt worden war, den Beifall der Kenner erhalten; aber nicht den Beifall der Menge. Doloroſo's Zeit ſchien vorüber; die neuere italieniſche Schule begann ihre Rechte geltend zu machen. Konſtanze war in den Hauptſtellen nicht genug beklatſcht worden. Während Raymond ihren Vater tröſtete, warf ſie ſchmollend den ſchönen Mund auf und machte Ludwig den Vorwurf, daß er das Publikum nicht zu Beifallsbezeigungen anzuregen geſucht. Ludwig entſchuldigte ſich, und verſicherte, daß er im Gegentheil ſtets zuerſt geklatſcht habe, ja daß er einmal in die Gefahr gerathen wäre, ſich und Konſtanzen lächerlich zu machen, weil Niemand dem von ihm gegebenen Impulſe gefolgt ſei.

Wenn Sie mich liebten, ſagte nun Konſtanze verdrießlich, ſo würden Sie die nöthigen Freibillets gekauft und unter Ihre Freunde ver-

theilt haben. Wäre Riancourt hier, hätte die Oper einen andern Erfolg gehabt.

Konſtanze, antwortete der Jüngling ſchmerzlich verletzt, was muß ich hören! Es waren ja auch viele meiner Freunde anweſend; allein bedenken Sie doch, da das Publikum nicht einſtimmte, würden wir Ihnen ja geſchadet haben. Nichts iſt beſchämender, als wenn man einzeln klatſcht.

Nicht mehrere Freibillets; nein hundert mußten wenigſtens ausgetheilt ſein. Riancourt hätte dafür Sorge getragen.

„Konſtanze!“

Sie glauben, daß mir das gleichgiltig ſein könne. Sie werden ja nun bald ſelbſt auftreten und dann erfahren, wie es thut, wenn man gleichgiltig aufgenommen wird. Am meiſten beklage ich meinen Vater. Alle ſeine Hoffnungen ſind vernichtet.

„Nun, das nächſte Mal“ —

Das iſt vergebens. Die Oper wird nicht

wieder gegeben werden. Mein Vater ſieht dies voraus.

„Wie, das klaſſiſche Meiſterwerk eines anerkannten Komponiſten?“

Sie kennen die Leiden noch nicht, mit denen der Komponiſt zu kämpfen hat. Doch hören Sie, mein Vater ſpricht heftig.

Ich habe es ſatt! rief Doloroſo eben aus. Ich ſehe ein, daß ich ein Thor bin! Da habe ich nun ein Paar Jahre meines Lebens wieder darauf verwendet, dem Publikum einen Kunſtgenuß zu verſchaffen. Was iſt mein Lohn? Niemand denkt daran, daß dem Künſtler durch jedes Kunſtwerk, welches er mit Anſtrengung geſchaffen hat, ein guter Theil ſeiner Lebenskraft entzogen wird, weil er dieſe auf ſeine Schöpfung überträgt.

Nein, mein Freund, antwortete Raymond, das erkennt Niemand. Und mehr wie jede andre Kunſt reibt die Muſik auf. Der Komponiſt ſoll alle ſeine Lebensgeiſter anſtrengen, damit ein Maul-

affe ſein Werk göttlich ſchön, oder ein anderer unwiſſender Lump es ſchlecht finde. Er ſoll Mißgunſt, Neid und Intrigue ertragen um den Leuten ein Plaiſir zu machen, er ſoll ſein Lebensmark an ein Werk verſchwenden, welches, wie trefflich es auch ſei — zuverläſſig der Vergeſſenheit verfällt; er ſoll —

Halt, unterbrach ihn hier Doloroſo, Sie gehn zu weit! Der einzige wahre Lohn eines großen Komponiſten für alle Leiden hienieden iſt Unſterblichkeit.

Armer Freund! fuhr Raymond fort, während er den alten Mann mitleidig betrachtete. Es wäre grauſam Sie zu enttäuſchen, Ihnen den Lebensabend zu verkümmern! —

Sprechen Sie, ſprechen Sie, entgegnete Doloroſo; ob ich Ihrer Anſicht beitreten werde, iſt doch die Frage. Iſt Gluck nicht unſterblich?

„Laſſen Sie uns abbrechen.“

Indem wurde ein Brief gebracht. Er war von Brummbein, und enthielt ein Zeitungsblatt,

worin sich eine sehr lobende Recension über Doloroso's Oper befand. Der Schreiber des Briefes nannte sich enthusiastischer Verehrer des Kapellmeisters und schloß mit dem Ersuchen um ein Darlehn von 20 Thalern.

Wenn ich ihm die nicht schicke, sagte Doloroso, so reißt er mich morgen eben so sehr herunter, als er mich heute gelobt hat.

Das unterliegt keinem Zweifel, äußerte Konstanze.

Gestern früh, bemerkte Doloroso weiter, schickte mir ein hiesiger Journalist seine neue Zeitschrift und versprach mich zu loben, wenn ich sein Blatt halten würde. Da meine Oper bevorstand, sagte ich sogleich zu. Es hilft schon nichts; die Leute haben uns in Händen.

Beglücktes Dasein der Komponisten! rief hier Raymond mit Bitterkeit aus. Nun Ludwig, wie gefällt Ihnen das musikalische Leben und Treiben?

Die Vorwürfe welche hier gemacht werden,

entgegnete Ludwig, gelten dem Recenſentenweſen.

Nun ja, erwiderte Raymond; wir ſprechen hier aber vom Einfluß des Recenſentenweſens auf die Muſik und ihre Anhänger. Die Kritiker unſerer Tage ſind in der Regel nicht im Stande, ein Kunſtwerk zu durchdringen und kommen daher auch nicht zur Erkenntniß. Sie machen nur Ausſtellungen nach ihrer ſubjektiven Ueberzeugung. Kritiſiren heißt bei ihnen entweder herunterreißen, oder mit vornehmer Kälte abfertigen. Ihnen gegenüber ſtehn die Enthuſiaſten, die alles göttlich finden. Am jämmerlichſten aber ſind die Jüſtemilieu-Männer welche weder kalt noch warm werden. Nein, man muß warm ſein, wo der Strahl des Kunſtwerks trifft; kalt, wo das Feuer erloſchen iſt. — In der Regel iſt keiner dieſer Recenſenten werth, dem Künſtler die Schuriemen aufzulöſen. — Für ſolche Lumpe aber müht ſich der Künſtler. Bleiben Sie bei Ihrem Entſchluſſe mein Freund,

schreiben Sie keine Note mehr. Ruhen Sie aus auf Ihren Lorbeeren!

Aber theurer Herr Raymond, wandte Ludwig ein, ich denke der Komponist schreibt weder für die Menge noch für die Geweihten, noch endlich für die Recensenten; sondern nur für die Kunst selbst! —

Schöne Redensarten! antwortete Doloroso.

Das wäre der Mühe werth; setzte Konstanze hinzu.

Sie haben Recht, Ludwig, fuhr Raymond fort, nur läßt sich Ihr Princip nicht auf die Musik anwenden. Sie steht aus Kunst zu tief!

Wie, was sagen Sie? riefen Doloroso, Ludwig und Konstanze.

Ich wiederhole, lassen Sie uns abbrechen, antwortete Raymond.

Der Himmel weiß, was Sie für Ansichten von der Musik haben, versetzte der Kapellmeister.

Mein theurer Freund, sagte nun Ray-

mond, eine große musikalische Künstlerlaufbahn liegt hinter mir. Ich dachte einst, wie Sie. Auch Freund Ludwig ist noch tief durchdrungen von der Ueberzeugung, daß die Musik die erhabenste Kunst sei. Er träumt den schönen Traum; ich bin erwacht. Fremde Erfahrungen nützen nicht. Ich habe daher seinen Wünschen nachgegeben; der größte Meister wird ihn fördern; er mag Alles thun, was zum Ziel führt. Ich sorge dafür, daß ihm nach und nach die Schleier sich lösen. Was ich jetzt auch einwenden wollte, er würde mich noch nicht begreifen. Allein heut bei Ihnen ist ihm schon eine große Lehre geworden.

Alle Unannehmlichkeiten, welche Herrn Doloroso jetzt betroffen haben, ändern meine Ansicht von der Kunst keineswegs, antwortete Ludwig.

Empfänden Sie alle diese Qualen selbst, entgegnete Konstanze, so würden Sie doch etwas erschüttert werden.

Ich meinerseits, sagte Doloroso, fühle

mich wirklich angegriffen, und ich glaube, es ist der Inhalt des Gespräch's, der mich so afficirt hat.

Trösten Sie sich, erwiderte Raymond, ich werde eine Recension über Ihre Oper schreiben. Ich habe nur eins an dem Werke auszusetzen: es währt fast 4 Stunden. Eine Oper darf nicht länger als 3 Stunden dauern. Der Zuhörer wird sonst abgespannt. In dem Bestreben, Außerordentliches zu leisten, haben Sie zu viel gegeben. Kürzen Sie daher das Werk.

Man schied. Doloroso war betrübt. Er merkte wohl, daß er sich vor Raymonds tiefrer Einsicht beugen müsse; doch wollte er es noch nicht eingestehn. Die Erinnerung an alle früheren Triumphe seines Lebens vermochte seinen Geist nicht zu erheben. Er fühlte sich unaussprechlich arm und leer. Nachmittags, als ihn Konstanze verlassen hatte, nahm er seine Partitur zur Hand, und begann, nach Raymonds Rath, einzelne Musiknummern zu verkürzen.

„Eine Stunde soll heraus," murmelte er vor sich hin, „die Stunde, die ich wegschneide, enthält ein halbes Jahr ernster Anstrengung. Ich hab's mit Begeisterung geschrieben, und nun muß ich es opfern, bloß weil es zu lang sein soll! — Doch er hat Recht. Die Oper währt wirklich etwas lange. Es sei daher. — Dies Lied — fort. — Diese Arie? Fort mit dem Ritornell. — Aus dem Finale? — Diese 60 Takte mögen weichen. Dieser Chor, so originell, so großartig. Niemand hat ihn beklatscht. — Jämmerliche Menschheit! — Weshalb quält sich der Künstler? — Fort denn auch mit Dir, armseeliger Chor, von dem ich Wunder erwartete. Nein, ich will nicht mehr schreiben. Ich will in eine Einöde fliehn. Als ich hieher kam, wie betete man mich an! Mit welcher Begeisterung wurde meine Musik aufgenommen! — Das ist vorüber. Jene Werke, die noch vor wenigen Jahren entzückten, sind vom Repertoir verschwunden . . . . Ihn aber, der längst todt, ihn

hört man! Don Juan, die Zauberflöte, die Entführung, Figaro, cosi fan tutte, und wie sie alle heißen mögen, diese kostbaren Edelsteine, sie strahlen noch immer! — Das macht, weil er todt ist. . . . So war denn Alles vergebens! — Ich selbst habe dazu beigetragen, ihn zu heben! O Mozart!“

Doloroso hatte diesen Namen unwillkührlich laut ausgesprochen. Entsetzt sprang er auf und blickte wild umher. Dann fuhr er mit der Hand über die Stirn und seufzte tief. Langsam schritt er durch das Zimmer. Vor dem Spiegel blieb er stehn und betrachtete sein bleiches Gesicht, seine grauen Locken. „Er ruht in Frieden,“ dachte er bei sich, „und ich wandle, dem Alter verfallen, ruhelos umher. Was hab' ich gewonnen? — Wäre ich todt, dann würde auch ich erst vollständig erkannt werden. Ja, ich sehne mich nach dem Tode. Mit meinem Tode beginnt ja erst mein Leben.“

Er trat wieder an die Partitur; allein er

hatte die Luſt verloren, ſich damit zu beſchäftigen. Ihm war ſo ängſtlich im Zimmer; er kleidete ſich daher an, und beſuchte die Promenade, welche um die Stadt führte. Hier begegnete ihm der Baron von Klingen, ein Dilettant und guter Bekannter. Sie begrüßten ſich und der Baron gratulirte zur geſtrigen Aufführung der Oper. „Ein ſchönes Werk, ein gediegenes klaſſiſches Werk, liebſter Herr Kapellmeiſter,“ ſetzte er hinzu: „ganz Ihres Namens würdig; aber — nehmen Sie es nicht übel, ein wenig ernſt, viel Harmonie, viel Tiefe; man will jetzt leichtere Waare, Melodien, Tanzrhythmen. Sie und Cherubini ſind die größten jetzt lebenden Meiſter, ohne Zweifel; allein Roſſini und Konſorten und die neueren Franzoſen, geſtehn Sie's nur, haben ſo etwas Pikantes, ſo etwas Einſchmeichelndes. Wenn ein Mann wie Sie einmal eine Oper in dieſem Geiſte ſchreiben wollte, das müßte ein himmliſches Gaudium ſein!“

Wie dem Kapellmeiſter bei dieſer Anrede zu

Muthe wurde, läßt sich denken. Er antwortete nichts. Der redseelige Baron fuhr fort:

„Sie wissen, theuerster Herr Kapellmeister, daß ich einer Ihrer eifrigsten Verehrer bin; ich habe alle Ihre Opern studirt, ich kenne sie auswendig, aber Rossini hat eine Revolution im Gebiete der Musik hervorgebracht; von allen Seiten schließt man sich ihm an; warum thun Sie es nicht?“

Rossini hat ja den guten Geschmack verderbt, entgegnete nun Doloroso. Sie wollen doch nicht, daß ich das Streben nach Tiefe, dem ich mein ganzes Leben geweiht, plötzlich aufgeben soll, um seicht und fade und gegen alle dramatische Wahrheit zu schreiben? —

„Man muß sich in die Zeit fügen, Theuerster,“ erwiderte achselzuckend der Baron. „Thäten Sie das, nehmen Sie es Ihrem Verehrer nicht übel, hätten Sie gestern Abend furore gemacht. Die Kenner freilich, ich z. B., bin im

Stande, Ihre klaſſiſche Vollendung zu würdigen; aber — Klappern gehört zum Handwerk. Erwägen Sie das erſtaunliche Aufſehn, welches Roſſini's neuſte Oper Tankred jetzt macht. Schon zwei und funfzig Mal iſt ſie jetzt hier gegeben worden, heut Abend giebt man ſie wieder. Ich eile dahin. Es iſt bald Theaterzeit. Schade, daß Ihre Tochter nicht die Amenaide ſingt. Sehn Sie, ſolche Arien wie „di tanti palpiti“ müſſen Sie ſchreiben, recht melodiös, Koloraturen, Triolen, mit einem Bravourſchluß, der die Leute zum Bravobrüllen ſo recht eigentlich herausfordert. Sie opfern dergleichen Effekte ſtets der dramatiſchen Wahrheit; Sie laſſen den Leuten gar nicht Zeit zum Klatſchen; Sie reißen unaufhörlich fort. — Ich habe geſtern fleißig applaudirt; aber ich ſchwöre Ihnen, oft war es nicht möglich; wenn man anfangen wollte, ſaßen Sie ſchon wieder in der nächſtfolgenden Nummer mitten inne.“

Ich ſehe, ich kann von Ihnen lernen, Herr

Baron, ſagte nun Doloroſo lächelnd; allein ſeine Bruſt zitterte in Wehmuth.

„Habe ich nicht Recht?“ fragte fröhlich der Baron. „Wollen Sie mir folgen? Ich meine es gewiß gut mit Ihnen. Doch wir ſind am Thore. Es iſt ſchon ſpät, ich nehme einen Miethwagen; die Ouvertüre darf ich nicht verſäumen. Alſo Sie ſchwören von nun an zu Roſſini's Fahne? Nicht wahr? Adieu, liebſter Kapellmeiſter, adieu!“

Die Hände auf dem Rücken und das Haupt tief gebeugt, ſchlich Doloroſo durch die Straßen der Hauptſtadt ſeiner vor dem entgegengeſetzten Thore liegenden Villa zu. Indem er vor Raymonds Wohnung vorbeiging, trat dieſer mit Ludwig aus der Thür.

„Wohin des Weges? fragte Raymond.“

Ich komme von einem Spatziergange, verſetzte Doloroſo. Es lag ſo trüb auf mir, und da habe ich in der friſchen Luft mir friſchen Muth geholt. Gehn Sie ins Theater?

„Bewahre,“ antwortete Raymond; „aber wir gehen ebenfalls einem Ohren- und Seelenſchmauſe entgegen.“

Welchem? fragte der Kapellmeiſter.

Raymond hatte Doloroſo's Schwäche in Beziehung auf Mozart ebenfalls ſchon kennen gelernt. Er antwortete alſo lächelnd, „dem Requiem!“

Eine Sekunde lang überflog Leichenbläſſe das Geſicht des Kapellmeiſters. Dem Requiem? ſtammelte er endlich; es wird gegeben?

„Ja, zur Todesfeier des Fürſten S. in der Annenkirche. Kommen Sie mit uns.“

Ich? Nein — ich bin heut nicht fähig Muſik zu hören! —

„Aber Freund, wie wird ein ſo groſser Künſtler wie Sie, ſich ſo ganz hinreiſsen laſſen von dem verdammlichen Gefühl der Eiferſucht! Das Requiem werden Sie doch einmal wieder hören wollen; es iſt ja keine Theatermuſik; Mozart

war ja doch nur Ihr Rival als Theaterkomponiſt!“ —

O das iſt es nicht. — — Nein, nein, nur heut nicht! . . .

Das iſt mehr als Eiferſucht, dachte nun Raymond, das iſt abſcheulicher Neid! — „Was ſoll ich von Ihnen denken?“ hub er laut und mit mißbilligender Stimme wieder an, „iſt dies Benehmen eines groſſen Geiſtes würdig?“

Das iſt es nicht, wahrlich nicht! O Gott!

„Nun wohl, Sie ſind heute verſtimmt; zerſtreuen Sie ſich alſo. Geben Sie mir den Arm; nehmen Sie den andern, lieber Ludwig. So. Nun **dolens volens** zur Annenkirche. Dies Requiem wird ſich länger halten, als alle übrige Muſik Mozarts. Ludwig kennt es noch nicht; er möge es im Beiſein ſeines Lehrers hören.“

Ich muß! murmelte Doloroſo, vor ſich niederblickend. Auch das noch. O welche Qual!

Sie ſchritten nun langſam weiter. „Ken-

nen Sie," hub Raymond wieder an, „die merkwürdigen Umſtände, welche die Kompoſition des Requiems begleitet haben?"

Ja, antwortete der Kapellmeiſter mit gepreßter Stimme.

Ach, laſſen Sie hören, ſagte Ludwig, mir iſt davon nichts bekannt.

„Eines Tages," erzählte Raymond, „überbrachte ein unbekannter Bote einen Brief an Mozart, der damals in Wien lebte. Der Brief enthielt ſehr kleine Schriftzüge und war ohne Unterſchrift. In demſelben wurde Mozart gefragt, ob er die Kompoſition eines Requiems übernehmen wolle und wofür und wenn eher er daſſelbe liefern könne. Mozart erkundigte ſich natürlich bei dem Ueberbringer ſogleich, wer ihn ſende. Der Fremde ein finſter blickender, ältlicher, durchaus grau gekleideter Mann, verzog auf häßliche Weiſe den Mund und antwortete mit heiſerer Stimme: „Mein Herr ſchickt mich. Wer er iſt, darf ich nicht ſagen. Doch werden Sie wohl

ſeinen Namen leſen können, wenn Sie recht genau im Briefe nachſuchen.“ — Mozart näherte den Brief ſeinem Geſichte. Während er vergebens bemüht war, einen Namen zu finden, betrachtete ihn der Bote mit höhniſchen Blicken und murmelte: „ſo recht, ſo recht!“ — „„Hier ſteht nichts,““ äußerte endlich Mozart. „Suchen Sie nur recht ſorgfältig nach,“ fuhr der Fremde fort, „Sie werden den Namen ſchon finden. Mein Herr ſchreibt ſehr klein.“ — „„Ich ſage Ihnen, daß hier nichts ſteht,““ fuhr nun Mozart ungeduldig auf. „„Wer iſt der Schreiber des Briefes?““ — „Ich darf ihn nicht nennen,“ entgegnete der Bote, „geben Sie mir nur Antwort; fordern Sie was [illegible] wollen, ich bringe Ihnen das Geld.“ Mozart ſprach hierauf mit ſeiner Frau; dieſe rieth ihm, den Auftrag anzunehmen, und er ſchrieb dann dem unbekannten Beſteller zurück, daß er das Requiem komponiren wolle, daß er dafür 50 Dukaten verlange und daß man ihm den

Det anzeigen ſolle, wohin er die Partitur zu ſenden habe, da er die Zeit der Beendigung nicht im Voraus beſtimmen könne. Mit dieſer Antwort entfernte ſich der Bote. Nach ein Paar Tagen erſchien derſelbe abermals. Er übergab Mozart einen zweiten Brief und die verlangten 50 Dukaten. Der Brief war noch undeutlicher und mit noch kleinerer Schrift geſchrieben, als der erſte, ſo daß Mozart ihn nur langſam entziffern konnte und genöthigt war, ihn ſo viel als möglich dem Geſichte zu nähern. Man erklärte ihm darin, daß er ganz nach ſeiner Laune arbeiten könne, und daß er, bei der Ablieferung der Partitur noch 20 Dukaten erhalten ſolle. Der Bote richtete dies Mal ſo forſchend die Augen auf ihn, daß Mozart ihn befremdet fragte, weshalb er ihn ſo durchdringend anſehe. Jener antwortete ausweichend, lehnte auch dies Mal ab, den Namen ſeines Herrn zu nennen und entfernte ſich wieder. — Bald darauf erhielt Mozart den Auftrag, zur Krönung des Kaiſers Leopold

in Prag die Oper la clemenza di Tito zu komponiren, und er entſchloß ſich, mit ſeiner Frau dahin zu reiſen. Als Beide in den Wagen ſtiegen, fühlt die Frau plötzlich, daß ſie Jemand am Rocke zupft. Sie ſieht ſich um und erblickt einen langen, hagern, finſter drohenden Mann in grauer Kleidung. „Wie ſteht es mit dem Requiem?“ fragt derſelbe. Nun wird auch Mozart des Menſchen anſichtig. Der Fremde ſtiert ihn prüfend an, wie bei jeder früheren Erſcheinung. „„Ich muß nach Prag,““ antwortet Mozart, „„allein ſobald ich zurückkomme, iſt die Beendigung des Requiems mein erſtes Werk.““ — „Glückliche Reiſe,“ ruft jetzt der Bote mit heiſerem Lachen, „glückliches Wiederſehn.“ — Bei ſeiner Ankunft in Prag fing Mozart an zu kränkeln und zu mediziniren. Als er nach Wien zurückgekommen war, ſuchte er die Seelenmeſſe zu vollenden. Seine Kräfte nahmen indeſſen immer mehr ab und mit Thränen in den Augen ſagte er eines Tages zu ſeiner Gattin:

„Mit mir dauert es nicht mehr lange: gewiß, man hat mir Gift gegeben; ich kann mich von dem Gedanken nicht losmachen. Ich sehe das Requiem für mich selbst!“ — Noch am Tage seines Todes ließ er sich die unvollendete Partitur an sein Bette bringen. Mit nassen Augen las er sie durch; er sah sich im Sarge, hörte im Geiste die Trauerklänge, die er selbst erfunden. — In der Nacht starb er. Es war am 5. December 1791. — — „Aber was ist Ihnen, mein theurer Freund?“ schloß Raymond, indem er Doloroso mit Theilnahme betrachtete.

Die Erzählung von Mozarts Tode muß wohl ein fühlendes Herz erschüttern, sagte Ludwig, sich eine Thräne aus den Augen wischend.

Ja — so ist's — stammelte Doloroso, der sehr leidend aussah.

„Sie sind krank, mein Freund,“ fuhr Raymond fort, „Sie sind angegriffen; in diesem Zustande rathe ich Ihnen doch fast, das Requiem nicht anzuhören.“

Eben hatten ſie die Annenkirche erreicht.

Nein, nein, antwortete der alte Mann faſt ſchreiend, indem er ſich den Schweiß von der Stirn wiſchte, ich will, ich muß es hören. Ich bin bereit. Ich will, ſetzte er flüſternd hinzu, den Kelch bis auf die Hefen leeren.

Sie traten in die Kirche. Die Dämmerung war eingetreten, das düſtere Gotteshaus, deſſen kleine, gothiſche Fenſter ſelbſt bei Tage nur eine ſchwache Hellung in demſelben verbreiteten, war prächtig erleuchtet, rings mit ſchwarzem Tuche ausgeſchlagen und mit ſilbernen Feſtons verziert. In der Mitte der Kirche erhob ſich unter einem Thronhimmel der Katafalk von brennenden Kandelabern umgeben; das Wappen des Verſtorbenen und die Inſignien ſeines Ranges ſchmückten den Sarg und die ſchwarzen, mit Silber verzierten Tabourets. Ernſt, ſchweigend und regungslos hielten vier Marſchälle die Pfeiler des Thronhimmels. Raymond ließ ſich mit ſeinen

Begleitern im Hintergrunde der Kirche nieder, wo Halbdunkel herrſchte.

Und das Requiem begann. Doloroſo hatte ſich mit geſchloſſenen Augen hinten übergelehnt. Erſchütternd wogten die Klänge des Adagio's in D moll durch die weiten Räume. Jeder verſank in ſich ſelbſt; Niemand ſprach ein Wort. Doloroſo war ſehr blaß, zuweilen ſeufzte er, und wiſchte ſich den Schweiß von der Stirn. Beim Dies irae ergriff er krampfhaft Raymond's Hand. Bei dem Confutatis ſchaute er zu wiederholten Malen ſtarr auf den großen Kirchenpfeiler, dem er gegenüber ſaß und ſchloß dann wieder die Augen. Aber eine geſpenſtiſche Erſcheinung feſſelte mehr und mehr ſeinen Blick. An dem Pfeiler lehnte ein hagerer grau gekleideter Mann, der mit widerlich verzerrten Geſichtszügen aus tiefen Augenhölen ihn drohend anſtarrte. Unterdeſſen ſtöhnte und ſeufzte das Lacrymosa in unendlichem Schmerz. Fieberhaft zitterten alle Nerven der tief bewegten Zuhörer.

Dem alten Manne war, als ob ihm das Herz zerſpringen müſſe. Und immer drohender blickte die Erſcheinung auf ihn, und eben verhallte der letzte Akkord des **Lacrymosa**, als das Phantom langſam auf ihn zuſchritt. Seine Sinne verwirrten ſich. „Der Bote! der Bote!“ rief er mit lautem Angſtgeſchrei, welches ſchrillend durch die Kirche drang, und ſank ohnmächtig in Raymond's Arme.

Viertes Kapitel.

Doloroſo befand ſich nach dieſem Vorfalle ſo unwohl, daß er mehrere Tage das Bett hüten mußte. Es entging Raymond nicht, daß der Erfolg der Oper, die in dem Kapellmeiſter erſt am Ende eines kunſtthätigen Lebens entſtehende Ahnung eines verfehlten Daſeins, die Gewalt der Töne endlich über einen nervenſchwachen Körper die Einbildungskraft Doloroſo's ſo überreizt hatte, daß die Mittheilung über Mozarts Hinſcheiden und die Erwähnung des geheimnißvollen Boten leicht jenes geſpenſtiſche Phantom erzeugen konnte. Der Kapellmeiſter mied, über den Unfall zu ſprechen. Raymond trug Bedenken, ihn daran zu erinnern, und ſuchte ihn vielmehr auf alle erdenkliche Weiſe aufzuheitern. Ja, ſagte er zu ſich ſelbſt, wer die Wahrheit

erſt am Schluſſe ſeiner Laufbahn erkennt, den zerſchmettert ſie, weil dann das Leben unwiderbringlich verloren erſcheint; wem ſich aber in der vollen Kraft männlicher Wirkſamkeit die tiefere Einſicht erſchließt, der wirkt fort, der hat ein neues Leben gewonnen.

Es gelang ihm allmählig, den Kapellmeiſter wieder geiſtig zu erheben. Mit neuem Muthe ging derſelbe wieder an ſeine Partitur, mit unbedingtem Vertrauen zu des Freundes Einſicht kürzte und ſtrich er, und bald wurde die Oper zum zweiten Male aufgeführt. Raymond hatte auf Ludwigs Bitte gegen 100 Billets gekauft, und Letzterer dieſe an Studenten vertheilt. Die jungen Leute klatſchten nach Kräften; allein der Enthuſiasmus, mit dem man früher ganz allgemein Doloroſo's Werke anerkannt hatte, wollte nicht wiederkehren. Bei der dritten Aufführung war das Haus halb leer und die Intendanz legte daher die Oper bei Seite. Doloroſo der dies vorausgeſehn, ergoß ſich, wie gewöhnlich, in Ver-

wünſchungen gegen die neuere Schule der theatraliſchen Kompoſition.

Warum verwünſchen Sie die neue Schule Freund, ſagte Raymond zu ihm, weshalb ärgern Sie ſich, daß man Ihre Oper bei Seite gelegt hat? Wenn Sie den Geſchmack für verderbt halten und nicht durch ein Kunſtwerk dagegen ankämpfen können, ſo thun Sie es als Lehrer. Schaffen Sie Schüler, die Ihre Methode fortpflanzen. Bis jetzt haben Sie die Ausbildung Ludwigs als Sänger vor Augen gehabt, unterrichten Sie ihn auch in den Grundſätzen der dramatiſchen Kompoſition. Ich will Ihnen nur mittheilen, daß er eine Oper gedichtet hat und ſich mit deren Kompoſition eifrig beſchäftigt. Nehmen Sie das Werk mit ihm durch.

Sie haben Recht, antwortete ihm Doloroſo freudig, ja, einen Schüler will ich ziehn. Ihr Schützling ſoll es ſein. Meine Erfahrungen im Gebiete der dramatiſchen Muſik werden dann nicht verloren gehn; der junge Mann hat ein

treffliches Talent, in ihm werde ich wieder aufleben.

Ludwig mußte ihm das Textbuch und die angefangene Partitur bringen. Die Oper hieß „Miltiades, oder die Rettung Athens.“ In Gegenwart Raymonds und Konſtanzens las der junge Dichter das Buch vor. Es war wirklich gelungen zu nennen; raſcher Wechſel der Situationen und anmuthige Sprache zeichneten es vor andern aus. Doloroſo's Phantaſie entzündete ſich ſogleich an dem Dichterwerk. Dieſe Oper wollen wir zuſammen komponiren, mein junger Freund, ſprach er freundlich. Ich lobe vor allen Dingen, daß Sie ein Ereigniß des klaſſiſchen Alterthums behandelt haben. Auch einige meiner Opern ſpielen in Griechenland oder in Italien. Das wußte wohl mein alter Gluck und darum gefällt auch Spontini's Veſtalin ſo ſehr. Sind Sie nicht auch dieſer Meinung, lieber Herr Raymond?

Keineswegs, antwortete dieſer trocken. Es

giebt keinen größern Unſinn, als das klaſſiſche Alterthum muſikaliſch darzuſtellen. Die Muſik iſt ihrem innerſten Weſen nach romantiſch; ich kann daher auch nur eine romantiſche Oper gelten laſſen. Die Romantik beginnt geſchichtlich mit dem Untergange der Klaſſicität und iſt der Letztern durchaus entgegengeſetzt. Die Oper darf daher, wenn ſie ihre Grenzen nicht überſchreiten ſoll, auch nur die der romantiſchen Weltperiode angehörigen Zeitereigniſſe in ihren Kreis ziehn. Dieſe Periode beginnt mit dem Chriſtenthum und öffnet dem Dichter unermeßliche Fundgruben. Das Grundweſen der Romantik iſt Sehnſucht; dieſe Sehnſucht ſetzt Einbildungskraft voraus. Von allen Künſten beſchäftigt Muſik die Einbildungskraft am meiſten. Die Alten aber hatten Ausbildungskraft. Bei ihnen war mehr der Verſtand, bei uns iſt das Gefühl vorherrſchend. Das Organ des Verſtandes aber iſt das Wort: der Verſtand will Anſchauung. Das Organ des

Gefühls ist der Ton: der fühlende Mensch begnügt sich mit Vorstellungen. Darum waren Poesie, Bildhauerkunst und Baukunst die Künste des Alterthums, darum sind Mahlerei und Musik die Künste des romantischen Zeitalters. So erklärt es sich ferner, weshalb wir über die Musik der Alten so sehr unvollständige Nachrichten haben, und weshalb kein Werk der alten Tonkunst auf unsere Zeiten gekommen ist, während sich die Werke der klassischen Dichter erhalten haben; so erklärt sich endlich, weshalb das in Herkulanum gefundene Werk des Philodemos über die Musik nur den Zweck hat, die Unnützlichkeit dieser Kunst zu beweisen. Die gesunde Vernunft lehrt, daß ein Volk, welches Thaten liebte, bei dem jede Aeußerung der Kraft nach außen gerichtet war, sich nicht mit einer Kunst befreunden konnte, die rein innerlich wirkte. —

Ein minutenlanges Schweigen der kleinen Gesellschaft bewies, wie viel Stoff ein Jeder zum Nachdenken gefunden hatte. Solche Ansichten

hatten sich noch nie in dem 60jährigen Doloroso erzeugt. Die Richtigkeit des Gesagten drückte ihn mit Centnerschwere.

Ach, rief er endlich aus, glücklich der Komponist, dem Männer von Ihrer Einsicht schon dann zur Seite stehn, wenn er die Bahn der Kunst zu betreten anfängt. Es ist recht übel, daß Musiker, ja Künstler überhaupt, selten oder nie die wissenschaftlichen Kenntnisse besitzen, welche zur Begründung einer tiefern Kunstanschauung erforderlich sind. Da habe ich nun sechzig Jahre gelebt, und vielleicht einem falschen Ideal nachgestrebt. — Warum führte mich der Himmel nicht früher mit Ihnen zusammen? —

Sie sind gütig, mein Freund, versetzte Raymond. Aber früher stand ich selbst noch nicht auf der Stufe der Erkenntniß, auf der ich mich jetzt befinde. Mit den Komponisten, bei denen die wissenschaftliche Bildung vorherrscht, ist es übrigens auch nicht weit her. Man erkennt bei ihnen in der Regel zu sehr die Reflexion. Ihre

Werke sind geistreich, allein selten vom Genius durchdrungen. Zu diesen Musikern gehört z. B. Reichardt, der noch bei seinen Lebzeiten jetzt vergessen ist. Ihm nach schreitet Karl Maria v. Weber, ein junger Künstler, der wie Sie wissen, bis jetzt die Opern Silvana und Abu Hassan geschrieben hat. Er bekundet darin überall das Streben eines reinen Verstandesmenschen. Ruft ihn der Tod nicht frühzeitig ab, so wird er sich ebenfalls noch bei seinem Leben vergessen sehen.

Ich kenne Webers Opern nicht, nahm Doloroso wieder das Wort; aber Reichardt anlangend, so ist seine Oper Brennus gewiß ein vortreffliches Werk.

Ich ziehe die Geisterinsel vor, schaltete hier Konstanze ein.

Wo aber werden beide Werke noch gegeben? fragte Raymond. Wo hört man noch von seinem Tamerlan, von seiner Andromeda, Olympia, Rosmunde, dem bezauberten Walde, von

ſeinen Liederſpielen, von der groſſen Trauerkantate zum Tode Friedrichs, und wie vergöttert, wie angebetet war er vor etwa 25 Jahren? —

Traurig! rief Doloroſo aus, trauriges Schickſal, ſo vergeſſen zu werden!

Dennoch iſt Reichardt, antwortete Raymond, ein tief denkender Komponiſt, der das Innere der Kunſt tiefer erkannt hat, als hundert andre Muſiker.

Lieber Gott, äußerte nun Ludwig, wenn ſelbſt ein tieferes Kunſtſtreben in der Muſik ſo nichtig iſt, dann möchte man ja den Muth verlieren, in dieſer ſchönen Kunſt irgend etwas zu leiſten.

Es iſt nur der verderbte Geſchmack, wiederholte, um ſich ſelbſt zu tröſten, Doloroſo, die Zeit der geſunden Vernunft und des geläuterten reinen Gefühls kehrt wieder, das ſagt mir eine innere Stimme. Der neuere Plunder wird vorübergehn und man wird zurückkehren zur alten Schönheit.

Möglich, antwortete Raymond. Wir tragen auch die Perrücken des 17. Jahrhunderts vielleicht einmal wieder.

Sie sind schrecklich, sagte halb unwillig, halb lächelnd Konstanze; hat man je von solchen Vergleichen im Gebiete der Kunst gehört!

Ich vergesse mich schon wieder, fuhr Raymond fort, bleiben wir bei Freund Ludwigs Oper. Das Gedicht ist als Gedicht recht gut; das Süjet aber hätte nicht dem klassischen Alterthum entlehnt werden sollen. Das klassische Alterthum im romantischen Gewande kommt mir vor, wie Solon in der Hanswurstjacke, wie Sokrates in Frack und Pantalons.

Dennoch werden Sie nicht in Abrede stellen können, unterbrach ihn Ludwig nicht ohne sichtbaren Verdruß, daß das klassische Alterthum voll ist von ächt romantischen Ereignissen, wenn man gleich damals noch keine Bezeichnung dafür gefunden hatte.

Sie sprechen, wie ein Mensch sprechen muß,

deſſen Daſein in die Weltperiode der Romantik fällt, entgegnete Raymond. Nur nach unſerer in der Romantik befangenen Anſchauung ſind die Ereigniſſe des klaſſiſchen Alterthums, welche Sie meinen, romantiſch; in der Zeit aber, wo ſie Statt fanden, waren ſie es keineswegs. Alles das was man gegenwärtig wunderbar, ſeltſam, ſchauerlich und wonnig, was man ſehnſüchtige Hoffnung nennt, das Liebesſchmachten und wie es ſonſt heißen mag, war den Alten in unſerm Sinne gar nicht bekannt. Daher iſt ſelbſt jeder Roman, der ein klaſſiſches Süjet behandelt und in dem insbeſondere die Liebe eine Rolle ſpielt, Farce, ſo vortrefflich er ſonſt aus romantiſchem Geſichtspunkt betrachtet, ſein mag.

Sie gehn zu weit, warum ſollte ſich nicht die Phantaſie in jedem Gebiet ergehn dürfen? fragte hier der Kapellmeiſter.

Allerdings, ſetzte Ludwig hinzu, und wenn Sie mein Opernſüjet tadeln, weil es klaſſiſch iſt,

so dürfen Sie ja am Ende die bekannte Ansicht wiederholen, daß die Oper überhaupt Unsinn sei.

Bewahre, entgegnete Raymond. Die Oper ist ein ächtes Kunsterzeugniß der romantischen Periode. Sie kann eben so wenig für Unsinn erklärt werden, als die romantische Zeit überhaupt, obwohl diese einst zuverlässig einer neuen Weltperiode Platz machen wird. Ob die Oper aber nicht überflüssig ist, das will ich dahingestellt sein lassen.

O Himmel, rief nun Ludwig mit ernstlichem Unwillen, die Oper überflüssig, sagen Sie doch lieber die ganze Musik überflüssig, sie das schönste Geschenk des Himmels.

Allerdings, mein Theurer, erwiederte Raymond, ich bin geneigt, dies zu behaupten, und nichts würde sich leichter beweisen lassen, als die Richtigkeit dieser Behauptung.

Konstanze und Ludwig brachen in ein lautes Gelächter aus. Jetzt begreife ich, wie ich

Sie eigentlich nennen muß, ſagte Konſtanze. Sie ſind der böſe Feind der Muſik!

In gewiſſer Beziehung kann man alle Künſte überflüſſig nennen, fuhr Ludwig fort, warum behaupten Sie es gerade vorzugsweiſe von der Muſik! —

Doloroſo erwartete mit ängſtlicher Spannung Raymonds Antwort.

Nur die Muſik iſt überflüſſig, erwiederte Raymond; Dichtkunſt fördert den Geiſt, ſie giebt den ſpätern Zeiten Kunde von dem Kulturzuſtande der Vergangenheit; Bildhauerkunſt und Mahlerei gewähren der Nachwelt die ſinnliche Anſchauung der Vergangenheit, fördern durch Darſtellung wiſſenſchaftlicher Gegenſtände; die Baukunſt giebt den Menſchen Obdach; was thut die Muſik? —

Sie verſchönert das Leben! fiel Konſtanze ein.

Zweideutiges Lob! baſirt auf Sinnlichkeit des Erdenwurms!

Sie schwingt uns zur Gottheit empor! fuhr Konstanze fort.

Beklagenswerth der, welchem der liebe Gott erst diese Brücke bauen muß! Ich bedarf dazu der Musik nicht. Nein, die Musik ist im Gegentheil nichts als ein raffinirter Nervenkitzel, nichts weiter für das Ohr, als was ein Verein von Düften für die Nase ist.

Richtig sagte Doloroso, und was eine Pastete für den Gaumen. Vortrefflich. Jetzt sehe ich, daß Sie scherzen.

Aber der Kapellmeister sprach anders, als er dachte. Vermochte er auch dem Freunde nicht Recht zu geben, so fühlte er doch mit tiefem Schmerze, daß die Wahrheit in der Mitte liegen könne.

Ich denke doch, nahm Ludwig wieder das Wort, mit meiner Komposition etwas Besseres, als bloßen Nervenkitzel hervorzubringen.

Guter Ludwig, entgegnete Raymond, vermögen Sie denn Begriffe auszudrücken durch

die Muſik? — So lange Sie das nicht im Stande ſind, werden Sie mich nicht überzeugen, daß Sie mit der ſchönſten Kompoſition etwas Anderes als die Sinne beſchäftigen. Ja ſelbſt Empfindungen können Sie, ich nehme Schmerz und Freude aus, durch die Muſik keinesweges mit Beſtimmtheit ausdrücken.

Dennoch bin ich überzeugt, bemerkte der Kapellmeiſter, daß ſich, wie eine Blumenſprache, auch eine Muſikſprache denken läßt.

Sie ſind im Irrthum, antwortete Raymond, in der Blumenſprache iſt jeder Blume und jeder Zuſammenſtellung verſchiedener Blumen ein beſtimmter Begriff beigelegt; den Tönen oder Akkorden können Sie aber keinen beſtimmten Begriff unterlegen. In dem Augenblick, wo Sie zu ſprechen anfangen wollten, würde die Sprache nicht mehr Harmonie, ſondern Disharmonie ſein, mögen ſie ſich nun Töne oder Akkorde als Buchſtaben, Wörter oder als Redeſätze denken.

In dieſer Art iſt freilich muſikaliſche Sprache

nicht denkbar, sagte Ludwig, daß man aber durch Töne bestimmte Vorstellungen anregen könne, beweisen Beethovens unsterbliche Symphonien. Wo die Verständniß zweifelhaft wird, öffnet sich das Zaubergebiet der Ahnung; dadurch eben unterscheidet sich die Tonsprache von der Wortsprache.

Schön, fuhr Raymond fort; aber nun ist das Ahnungsvermögen verschieden: Hinz sieht den Himmel offen, wo Kunz im Gegentheil eine Pfütze erblickt.

Sie sind abscheulich, ließ sich hier Konstanze vernehmen. Sehn Sie hier liegt Beethovens A dur Symphonie, sie ist meine und meines Vaters Freude. Mein Vater sagt, Beethoven habe darin das Kriegerleben der Mauren in Granada schildern wollen. Kennen Sie die Symphonie?

Sehr genau, antwortete Raymond.

Sie ist meine Lieblingssymphonie, setzte Ludwig hinzu.

Nun wohl, nahm Doloroso das Wort,

so werden Sie mir auch beipflichten. Die Einleitung führt uns in das Lager der Mauren, in ein schönes Thal zwischen weinumkränzten Bergen. Man hört Musik und Gesang und fröhliches Gelächter. Der zweite Satz Allegretto überschrieben, welcher in A moll einen fremden, romanzenartigen Charakter hat, öffnet das Gezelt des mauriſchen Anführers, der auf seidenen Kissen ruhend, sich von einer Sclavin einen rührenden Gesang zur Zither singen läßt, während er sehnsüchtig der Geliebten denkt, der reizenden Tochter eines feindlichen Spaniers. Die Hoffnung gießt endlich milden Trost in seine Brust und er befiehlt fröhligen Tanz, der im dritten Satze sogleich aufgeführt wird. Und wie des Anführers Frohsinn zurückgekehrt ist, überläßt sich im Finale das ganze Lager der ausschweifendsten, südlichsten Fröhlichkeit.

Sehr schön aufgefaßt! rief hier Ludwig mit Begeisterung. Besonders muß ich Ihnen in Beziehung auf die Romanze beistimmen.

Raymonds Gesicht aber hatte sich zu einem sarkastischen Lächeln verzogen. Mein Theurer, sagte er zu Doloroso, Ihre geistvolle Auffassung macht mir Freude; allein Sie irren. Der Zufall hat mich in den Stand gesetzt, Ihnen diese Symphonie einfacher, aber vielleicht weniger nach Ihrem Sinn erklären zu können. Ich war im vorigen Sommer in Wien. Beethoven hatte eben auf dem Lande die Symphonie beendigt. Er selbst sagte mir, daß ihm eine Bauernhochzeit dazu Anlaß gegeben, daß er sich eine Hochzeitfeier dabei gedacht habe, daß er mit dem Allegretto die Trauung und im letztern Satze die Betrunkenheit der Hochzeitgäste andeuten wollen, welche sich auf gut deutsch prügeln, den Kronenleuchter zerschlagen und allerhand Excesse begehn *).

*) Geschichtlich. Gegen den Vorwurf, daß Beethoven die A dur Symphonie zu der Zeit, in welcher die Novelle spielt, noch nicht geschrieben hatte, glaube ich mich nicht weiter rechtfertigen zu dürfen. Sie erschien zwei Jahre später. Der Verf.

Es ist nicht zu beschreiben, welchen Eindruck diese Mittheilung auf die kleine Gesellschaft hervorbrachte. Ach, Sie scherzen, äußerte endlich Konstanze.

Nein wahrhaftig nicht, entgegnete Raymond. Sie sehn daraus wie thörigt es ist, Musik in Worte übersetzen zu wollen. Es ist diese Art einer poetischen Erklärung musikalischer Kunstwerke jetzt an der Tagesordnung. Die Kunst des Recensenten ist dabei größer, als die des Komponisten. Niemand lacht darüber mehr als die Musiker selbst.

Der Gesang- und Opernkomponist hat aber doch, wandte Doloroso ein, die Verpflichtung seine Töne, Akkorde und Melodien bestimmten Worten anzupassen und durch Musik dasselbe auszudrücken, was die Worte sagen.

Streichen Sie die Worte fort, sagte Raymond, und Niemand wird wissen, wovon die Rede ist. Was halten Sie für den Glanzpunkt in Spontini's Vestalin?

Das Finale des zweiten Aktes, antworteten Doloroſo, Ludwig und Konſtanze faſt auf einmal.

Ganz gewiß, nahm Raymond wieder das Wort. Neulich ſpielte ich Jemanden, der die Oper noch nicht kennt, das Finale ohne Singſtimme vor, und der Zuhörer erklärte es für einen ſehr hübſchen Walzer. Was ſollte ich ſagen? der Rhythmus des Chors iſt lebhafter Dreivierteltakt, wie er ſich oft bei Walzern findet. Es laſſen ſich nun einmal in der Muſik Begriffe und Vorſtellungen nicht ausdrücken, namentlich nicht allgemein verſtändlich beſtimmen, und ſo kann ſich der Komponiſt nicht beklagen, wenn ein Anderer in ſeiner Kompoſition keineswegs das gefunden hat, was er hineinlegen wollte. Sie werden mir vielleicht einwenden, das Beiſpiel paſſe nicht, weil hier der Takt den Unterſchied der Auffaſſung bewirkt. Allein hätte hier Spontini durch die Muſik, durch Melodie und Harmonie wirklich das ausgedrückt, was er ſich dachte, ſo würde

ihn Jedermann auch ohne Rückſicht auf den Takt, verſtehn müſſen.

Eine abſolute Verſtändlichkeit iſt freilich nicht möglich, bemerkte Doloroſo. Der Komponiſt muß ſich aber beſtreben wenigſtens ſo viel als möglich die Worte des Dichters wiederzugeben.

Was heißt ſo viel als möglich? fragte Raymond. Es giebt gar keine Möglichkeit in dieſer Beziehung, ſo lange nicht objektiv feſtſteht, welche Vorſtellungen, Begriffe und Empfindungen die Töne, Akkorde, oder Ton- und Akkordfolgen ausdrücken ſollen. Die Muſik iſt die ſubjektivſte aller Künſte. Dies geht ſo weit, daß nicht einmal das Weſen der Dur- und Molltonart ganz allgemein in derjenigen Verſchiedenheit anerkannt wird, welche wir geneigt ſind anzunehmen. Die Durtonarten ſollen Heiterkeit; die Molltonarten Trauer ausdrücken. Dennoch gehören die heiterſten Geſänge wilder Völker faſt ſtets dem weichen Klanggeſchlecht an, ſo wie ich Trauergeſänge wilder Nationen in Dur gehört habe.

Mag sein, entgegnete Ludwig; es giebt aber positive Regeln, welche die Tonkunst zur Wissenschaft erheben. Diese Regeln haben sich aus dem gebildet, was seit dem Bestehn, oder seit der Entwickelung der Tonkunst möglichst allgemeine Anerkennung gefunden hat.

Und nach diesen Regeln wollen wir die Oper komponiren, setzte Doloroso hinzu. Darf auch ich nicht mehr auf die Rückkehr des guten Geschmacks rechnen, wird doch Herr Ludwig sie erleben.

Niemand freut sich inniger über Ihren neuen Eifer, als ich, erwiderte Raymond. Lassen wir Schüler und Meister allein beisammen, fügte er zu Konstanzen sich wendend hinzu, der Tag ist schön, darf ich Sie in den Garten begleiten? —

Konstanze nahm Raymonds Arm und beide gingen hinaus. Raymond beabsichtigte, des Mädchens Herz zu erforschen. Konstanze ihrerseits hatte sich längst vorgenommen, Klarheit

über Raymonds und Ludwigs Verhältniſſe zu gewinnen. Beiden ſchien der Augenblick für ihre Abſicht günſtig. Dem gewandten, welterfahrnen Manne ſtand weibliche Schlauheit gegenüber. Konſtanze ſchien verlegen, zum erſten Male befand ſie ſich mit Raymond ganz allein, zum erſten Male ſagte ſie ſich, daß er ſchön und ganz geeignet ſei, die Gefühle eines Weibes zu beherrſchen. Beide ſchwiegen einige Augenblicke. Plötzlich blieb er ſtehn und ſah ihr mit Zärtlichkeit ins Geſicht. „Können Sie mir, theure Konſtanze," hub er an, „Ihr Vertrauen ſchenken?"

Warum nicht, entgegnete ſie leichthin.

„Ich frage beſonnen und ernſt," fuhr er fort.

Ich ſcherze nicht, antwortete ſie lächelnd.

„Halten Sie mich für Ihren wahren und aufrichtigen Freund?"

Gewiß.

„Nun denn, ſo zürnen Sie mir nicht, wenn

ich frage: iſt Ihr Herz noch frei, theure Konſtanze?“

Sie ſchlug die Augen nieder und antwortete nicht.

„Dies Schweigen,“ ſagte er langſam, „iſt eine verneinende Antwort.“

Nein, Herr Raymond. Ihre Frage war mir nur zu überraſchend; — mein Herz iſt frei.

„Wie gefällt Ihnen Ludwig?“

Er iſt ein geiſtvoller und angenehmer junger Mann.

„Er liebt ſie.“

Seine Zuneigung ehrt mich.

„Aus Liebe für Sie betritt er die Bühne.“

Vielleicht auch aus Liebe zur Kunſt.

„Was hat er zu hoffen?“

Sie ſetzen mich in Verlegenheit — ich kenne Herrn Ludwig noch zu wenig; — ich weiß nicht einmal, wer ſeine Aeltern waren —

„Brave, redliche Menſchen.“

Daran zweifle ich nicht. Wie kommt es, daß Sie sich so lebhaft seiner annehmen?

„Ich bin sein Freund.“ —

Zwei Freunde so verschieden an . . . .

„Sprechen Sie es nur aus, an Jahren, wollen Sie sagen.“

Es ist nicht gewöhnlich. Er ferner, ist von hier; Sie kommen aus der Fremde.

„Ich habe ihn kennen gelernt und lieb gewonnen.“

Seltsam. In so kurzer Zeit? —

Sie gingen weiter. Beide schwiegen abermals. Raymond war mit Konstanzens Antworten eben so wenig zufrieden, als sie mit den seinigen. Das muß ich herausbringen, dachte Konstanze, und zwar um jeden Preis.

„Also mein armer Freund hat' nichts zu hoffen,“ knüpfte Raymond das Gespräch wieder an.

Er ist mir sehr werth.

„Und Graf Riancourt?“ —

Aha, Herr Ludwig hat geplaudert.

„Nun?“

Iſt mein und meines Vaters Freund, wie Sie, wie Herr Ludwig.

„Wie aber, Theure, wenn er Ihr Feind wäre?“

Gewiß nicht.

„Er iſt Ihrem Herzen theuer; ſein Sie offen gegen den, der Ihr Glück will.“

Sie peinigen mich.

„Armer Ludwig! Du biſt freilich kein Graf, kein Edelmann!“ —

Wollen Sie tadeln, wenn ich, ein armes Mädchen, den Bewerbungen eines vornehmen und überdies reichen Mannes Gehör gebe? —

„Ach, möchten Sie ſich nicht täuſchen!“

Riancourt meint es gut.

„Ich wünſche es. Noch eine Frage: Wenn Riancourt und Ludwig von gleichem Stande und von gleichen Vermögensverhältniſſen wären, welchen von Beiden würden Sie vorziehen?“

Konſtanze bedachte ſich einige Augenblicke, dann antwortete ſie ſchalkhaft: Keinen. Aufrichtig geſagt, ich denke noch nicht an's Heirathen. Ich liebe die Freiheit!

„Wenn Sie ſich aber zu heirathen entſchlöſſen; gäbe es kein Mittel, durch welches Ludwig den Vorzug erlangen könnte?“

Ja, verſetzte Konſtanze zögernd, das myſtiſche Dunkel, welches ſeine Verhältniſſe umhüllt, müßte ſchwinden.

Mit einer haſtigen Bewegung wandte ſich Raymond ſchnell gegen ſeine Begleiterin und fragte: „Was wollen Sie wiſſen?“

Nun, es iſt doch verſetzte ſie, wenn man vernünftig ſein will, Pflicht, nach den Glücksgütern zu fragen.

Ha, wie plump! dachte Raymond. Pfui, das war eine arge Maulſchelle. Das hieſie wohl, die Perle fortwerfen! — „Ludwig iſt arm,“ ſagte er dann laut, indem er Konſtanzen fixirte.

Nun ſehen Sie Herr Raymond, antwortete dieſe lächelnd, und Riancourt iſt reich. Verkennen Sie mich nicht. Ich habe Herrn Ludwig recht lieb; aber nur die Zukunft kann über uns entſcheiden.

Verſtimmt ging Raymond neben Konſtanzen her. Dennoch fühlte er, daß er dem Mädchen nicht zürnen dürfe, denn ſie hatte ſich wenigſtens mit Offenheit gegen ihn ausgeſprochen. Sie ließen ſich in einer Laube nieder. Es ſteht bei dir, ſein Glück zu machen, dachte Raymond; aber iſt es auch ein Glück? Ich muß ſie noch länger beobachten.

Sie ſind ernſt geworden, begann Konſtanze wieder. Wie können Sie es mir verargen, wenn ich bei den nicht glänzenden Verhältniſſen in denen mein alter Vater lebt, den Wunſch hege, dieſe zu verbeſſern?

„Wenn es das nur wäre und Sie außerdem Ludwig wirklich liebten; — doch Sie ha-

ben ſelbſt geſagt: die Zukunft möge entſcheiden, und dabei wollen wir es laſſen.“

In dem Gange der zur Laube führte, klirrten Sporntritte. Ein Offizier näherte ſich. Konſtanze erröthete und ſprang auf. Es war Riancourt. Er trat in die Laube. Konſtanze begrüßte ihn verlegen und ſtellte die beiden Männer einander vor. Riancourt verneigte ſich kalt und vornehm.

Ich bin von meiner Reiſe heut früh zurückgekommen, ſagte er dann zu Konſtanzen, ich eile, Ihnen meine Huldigung darzubringen, finde aber, daß ich ſtöre.

Keineswegs, Herr Graf, antwortete Konſtanze, indem ſie ihn mit bezauberndem Lächeln anſah, Herr Raymond iſt ein Freund meines Vaters.

Ich war ſchon oben, fuhr Riancourt fort, er iſt beſchäftigt, daher ich ihn bald verließ. Ich finde die Verhältniſſe hier etwas geändert ſeit meiner Abweſenheit —

Ja, mein Vater unterrichtet einen Freund, Herrn Ludwig. —

Ihr Herr Vater hat unterdeſſen viel neue Freunde erworben.

Ja, Herr Ludwig iſt durch Herrn Raymond hier eingeführt worden.

So, ſo! — Nun, wie haben Sie ſich befunden, ſchöne Konſtanze? — Die Oper iſt gegeben, hat furore gemacht?

Leider nein; mein Vater iſt ganz betrübt darüber.

Hätten denn Ihre neuen Freunde nicht wirken können? Ich dachte wohl, daß ich fehlen würde. Mit dem Munde ſind die Leute gleich bei der Hand; nur nicht mit der That.

Herr Raymond hat wirklich ſehr viel für das Werk gethan.

Wirklich? So, ſo! —

Raymond ſtand mit verſchränkten Armen und betrachtete mit einem Blicke, der halb Mitleid, halb Verachtung zeigte, den Gecken, der

ſich nachläſſig auf die Bank niedergelaſſen hatte. Riancourt nahm tändelnd Konſtanzens Hand, die ihm nur widerſtrebend gelaſſen, und als er ſie küſſen wollte wirklich zurückgezogen wurde. Raymonds Nähe und das vorangegangene Geſpräch wirkten drückend auf das Mädchen. Riancourt that als ob er dieſe Zurückhaltung nicht gewohnt ſei.

Ah, ſagte er höhnend, indem er aufſtand, ich habe ein tête a tête geſtört. Nun freilich, das hätte ich vorausſehen können. Aber es wird, ſetzte er, gegen Raymond gewandt, mit ſcharf accentuirter Stimme hinzu, nicht ohne — Züchtigung hingehn.

Herr Graf, hub Konſtanze zitternd an, indem ſie ihn beim Arm faſste, ich bitte Sie Riancourt — weiter konnte ſie nichts hervorbringen.

Raymond verharrte noch immer in ſeiner Stellung. Es war als ob die Geſichtszüge des Offiziers eine unangenehme Erinnerung in ihm

geweckt hätten. Dies Benehmen verſetzte Riancourt in Wuth.

Herr, rief er leidenſchaftlich, was ſehen Sie mich ſo an? Sie glauben wohl, daß ich die Dupe bei Ihrem Rendezvous abgeben ſoll?

„Junger Mann,“ antwortete Raymond, „beruhigen Sie ſich. Die Leidenſchaft reißt ſie hin. Sie befinden ſich im Irrthum. Ich ſehe wie die Sachen hier ſtehn, und ich weiche, weil ich kein Recht habe fremden Verhältniſſen zu widerſtreben.“

Er verbeugte ſich und ging nach dem Hauſe zurück. Ja, ſie ſind einig, ſagte er zu ſich ſelbſt, Ludwig muß dies Haus meiden. Ich ſehe nur Wehe voraus. Täuſche ich mich nicht, ſo habe ich das Geſicht dieſes Riancourt ſchon irgendwo geſehn. Ich kenne dieſen Menſchen, und zwar nicht von guter Seite. Noch weiß ich nicht, wo ich ihn hinbringen ſoll. Die Uniform iſt fremd, — ſeine Sprache hat aus-

ländiſchen Accent. Ich will mich doch nach ihm erkundigen.

Konſtanze und Riancourt waren ihm gefolgt. Jene, die ein näheres Verſtändniß mit dem Offizier nicht einräumen konnte, hielt für unangemeſſen, länger mit ihm allein im Garten zu bleiben. Sie machte ihm Vorwürfe über ſeine Unart, und dies beſtärkte Riancourt in ſeinem Verdachte. Er nahm an dem Hauſe kurzen Abſchied von ihr. Sehr verſtimmt trat ſie mit Raymond, der ſein Bedauern über den Auftritt zu erkennen gab, in's Zimmer, wo Doloroſo eben ſeinen Unterricht geendigt hatte. Man trennte ſich bald.

Auf dem Rückwege theilte Raymond ſeinem Pflegeſohn die gehabte Unterredung mit und ſprach ihm unverholen die Vermuthung aus, daß Riancourt von Konſtanzen geliebt werde.

Auf Ludwig hatte die Rückkehr ſeines Nebenbuhlers, wie ſich denken läßt, einen ſehr un-

angenehmen Eindruck gemacht. Er fürchtete, daß die glückliche Zeit ſeines Umgangs mit der Geliebten nun vorüber ſein werde. Aber je mehr die Hinderniſſe zu wachſen ſchienen, um ſo mehr nahm ſeine Liebe zu. Raymond ſagte ihm Alles, wodurch er den Nimbus, der Konſtanzen in Ludwigs Augen umſtrahlte, verdunkeln zu können glaubte, er erwähnte ihrer Erkundigung nach ſeinen Vermögensumſtänden: — vergebens! — Ihr Vater iſt nicht vermögend, antwortete der Jüngling, es iſt natürlich, daß ſie für ihn ſorge. Bin ich nur erſt angeſtellt, mit der Zeit hoffe ich ein gutes Engagement zu bekommen; der Graf heirathet ſie doch nicht; im Uebrigen vertraue ich ihrer Sittlichkeit und dem, was ſie mir zur Erläuterung ihres Verhältniſſes mit Riancourt geſagt. Sie ſehen überall ſchwarz, mein lieber gütiger Herr Raymond! Freilich ſtehen mir nun manche Herzensleiden bevor, ich werde mit dem ſtolzen Gecken oft in Doloroſo's Hauſe zuſammentreffen —

ach, ich werde auch Eiferſucht fühlen; — allein darum raſch zum Ziel!

„Aber ſie liebt ja Riancourt!“

Nein, nein, ſie würde es mir geſagt haben. Sie wird uns Beide nun prüfen können. Sie wird bald ſehen, wer ihre Liebe mehr verdient; ich oder er. Die Liebe und das Vertrauen des Vaters habe ich mir ſchon erworben, und ich weiß, daß er den Grafen nicht recht leiden kann. Er äußerte ſich darüber, als Riancourt nach dem Garten ging.

Nun ſo gehe denn, dachte Raymond, nach allen Richtungen einer traurigen und zu ſpäten Erkenntniß entgegen. Die Reue wird nachfolgen.

Unterdeſſen lag Konſtanze in Betrachtungen vertieft, auf ihrem Ruhebette. Sie wußte ſelbſt nicht, was ſie aus ihrem Herzen machen ſollte; denn ſie mochte weder Riancourt, noch Ludwig aufgeben. Sie liebte entweder Beide, oder ſie liebte Keinen. Unerforſchliches Räthſel des weiblichen Herzens! — Sie hatte Ludwig

beim Vorübergehn vor ſeiner Wohnung kennen gelernt, und der beſcheidene Jüngling war ihr ſo theuer geworden, daß ſie ihm ſelbſt Muth zur Annäherung zu machen ſuchte; dennoch fühlte ſie ſich auch von Riancourt gefeſſelt, der ihr mit der unbeſcheidenen aber reizenden Kühnheit des feinen Weltmannes begegnete, und ſie mit Geſchenken überhäufte. Beide waren ſchön; auf Ludwigs Seite aber befand ſich das geiſtige Uebergewicht. Konſtanze kämpfte einen ſchweren Kampf. Warum kann man nicht zwei Männer heirathen? ſeufzte ſie aus der Tiefe ihres Herzens. Nun, ſagte ſie endlich ſich tröſtend, ich will Beide als Liebhaber behalten, ſo lange ich kann! Mit dieſen Geſinnungen ſchrieb ſie ſofort an Riancourt, ſagte ihm über Raymond und Ludwig, was ihn irgend beruhigen konnte, und war nun ſehr zufrieden mit ſich ſelbſt. —

Fünftes Kapitel.

Ludwig hatte zu ſeinem Debüt den Achill in Glucks Iphigenie in Aulis gewählt, Konſtanze die Partie der Iphigenie übernommen. Beide übten ſchon ſeit einigen Tagen ihre in der Oper vorkommenden Duette ein. Als er ſich am nächſtfolgenden Morgen bei Konſtanzen einfand, bemerkte ſie ſehr bald ſeine Unruhe. Allein ſie war ſo hold und freundlich gegen ihn, ſo durchaus unbefangen, daß die in ihm erweckten Zweifel ſchwanden. Noch hatte er eine eigentliche Liebeserklärung nicht gewagt, er wollte erſt dann um ihre Gegenliebe bitten, wenn er als Sänger angeſtellt und im Stande ſein würde, auch um ihre Hand anzuhalten. Dennoch erwähnte er Riancourts. Sie wurde nun ernſt. Wenn Sie mein Freund ſind, ſagte ſie, ſo ver-

trauen Sie mir, und vermeiden Sie jede Aufwallung. Riancourt iſt ſehr heftig, und ich möchte nicht, daß zwei Männer, die ich hochachte, meinetwegen ſich vergäßen. Ludwig war ungewöhnlich weich geſtimmt, und ſchon im Begriff, die Entſcheidung über ſein Lebensglück zu erflehen. Allein Konſtanze zeigte ſchnell wieder die gröſte Ausgelaſſenheit, und gewährte durchaus keinen Angriffspunkt. Sie begannen das erſte Duett. Als ſie ſangen, erſchien Riancourt. So höflich er war, entging ihnen doch nicht, daß er ſich Zwang auflegte. Er erkannte nur zu ſehr, welchen Vortheil Ludwig auch durch ſein muſikaliſches Talent vor ihm voraus habe. Auf der andern Seite fühlte Ludwig, daß die vornehme Nonchalance und die Vertraulichkeit, zu der ſich Riancourt berechtigt hielt, dem Letztern wieder den Vorrang vor ihm einräume. Konſtanze nahm ſich meiſterhaft. Jeder hielt ſich in ſeinem Innern für den Beglückten; dennoch fürchtete Jeder den Ne-

benbuhler. Ludwig insbeſondere ſah ein, daß ihm Riancourt auf die Dauer unerträglich werden würde. Er empfahl ſich, Riancourt blieb.

Verſtimmt kam er nach Hauſe. Sehr zerſtreut ſetzte er ſich an ſeine Partitur. Er ſann und ſann, ſchrieb, radirte und warf nach vergeblichen Bemühungen die Feder vor ſich hin. Raymond betrachtete ihn ſchweigend. Mit dieſer Unruhe im Herzen kann der Teufel komponiren, ſagte Ludwig endlich, und ſprang auf. Er nahm ſeinen Hut und begab ſich in den Park. Er hatte hier kaum einige Schritte zurückgelegt, als er den Sänger Farinetti mit einigen andern jungen Leuten jubelnd auf ſich zukommen ſah. Er bemerkte, daß Farinetti auf ihn zeigte und mit höhniſchem Blick einige Worte ſprach, worauf die Begleiter deſſelben in ein lautes Gelächter ausbrachen. Seit jenem Abend im Speiſehauſe noch immer erzürnt auf den Sänger, fühlte er, daß ſein Blut wallte. Indem die

Gesellschaft an ihm vorüberging, gab ihm einer der jungen Leute, unverkennbar absichtlich, mit dem Arme einen heftigen Stoß.

„Mein Herr,“ sagte Ludwig stehn bleibend, „haben Sie die Güte sich vorzusehn.“

Das ist der Prahlhans von neulich, rief der Angeredete.

Der Ritter der Doloroso, bemerkte ein Anderer.

Jetzt Riancourts Stellvertreter! lachte ein Dritter.

Der neue große Sänger, der Schüler Doloroso's! setzte Farinetti hinzu.

Er tritt ja wohl auf? fuhr der Erste fort.

Ja, er will mit mir anbinden, antwortete Farinetti; wie seine Dulcinea meine Frau, so denkt er mich todt zu singen.

Laß' ihn nur auftreten, schrien hier die Freunde des boßhaften Sängers.

„Meine Herrn,“ nahm nun Ludwig das

Wort, „ich vergebe Ihnen, in Rückſicht auf den Zuſtand, in dem ich Sie ſehe. Laſſen Sie mich gehn.“

Zuſtand? Was Zuſtand? Der Kerl hält uns wohl für beſoffen? riefen Jene durcheinander und drangen auf ihn ein. Da Ludwig einen Angriff fürchtete, ſo lehnte er ſich mit dem Rücken an einen Baum, ballte ſeine Fäuſte und drohte, den Erſten der ihn zu berühren wagen würde, ſogleich niederzuſchlagen. Farinetti, dem doch bange werden mochte, ſuchte ſeine Genoſſen zu beruhigen und entfernte ſich mit ihnen. Noch lange hörte Ludwig ihr wieherndes Gelächter, die niedrigſten Anſpielungen auf ſein und Konſtanzens Verhältniß. O Gott, ſeufzte er, welch' ein trauriger Anfang meiner Laufbahn! Aber freilich, es iſt bloß der Neid und die Mißgunſt des Theatervolks. Ach, wär' ich vermögend! Nie würde ich dann das Theater betreten, ich heirathete Konſtanzen, ſie müßte die Bühne verlaſſen, und wir lebten dann Beide unſerer Liebe

und der göttlichen Kunſt der Muſik! — Welche Werke wollte ich ſchaffen! —

Während Ludwig Konſtanzens mit ſo treuer Liebe gedachte, war Riancourt nicht müßig geweſen ſeinen Vortheil wahrzunehmen. Er liebte Konſtanzen, wie ein Bonvivant eine Sängerin zu lieben pflegt. Welche Abſicht er eigentlich mit ihr hatte, wird ſpäter klar werden. Allein trotz aller Huldigungen und Geſchenke welche er Konſtanzen brachte, hatte er nicht mehr von ihr erlangt, als die Verſicherung, daß er ihr nicht gleichgiltig ſei. Den Ausbruch der Leidenſchaft wuſte ſie ſtets durch fröhlichen Muthwillen zu verhindern. Das Weib hat kein beſſeres Schild für ihre Tugend, als wenn ſie der Leidenſchaft des Mannes Scherz entgegenſetzt. Konſtanzen zu heirathen, war Riancourt bis jetzt noch nicht in den Sinn gekommen. Die Abweſenheit von dem Gegenſtande ſeiner Sinnlichkeit hatte ſeine Leidenſchaft noch mehr entflammt, er fürchtete überdies nicht nur Lud-

wigs Vorzüge, sondern er konnte sich auch von dem Gedanken nicht befreien, daß Raymond selbst die Absicht hätte, sich um das schöne Mädchen zu bewerben, und so hielt er für nothwendig, nicht länger mit einer entscheidenden Maaßregel zu zögern. Er sank zu Konstanzens Füßen nieder, gestand ihr zum hundertsten Male in den glühendsten Ausdrücken seine Liebe, und erklärte ihr, daß er vor Eifersucht sterben müsse, wenn Raymond und Ludwig ferner das Haus besuchen sollten.

Konstanze wandte ein, daß sie dies nicht hindern könne.

„Angebetetes Mädchen, sagte er nun, indem er ihr einen kostbaren Ring an den Finger steckte, nehmen Sie diesen Ring, als ein Zeichen, daß ich mich Ihnen verlobe. Ich biete Ihnen Rang und Vermögen; doch zwingen mich Familienverhältnisse, dieselben, welche mich jetzt von hier abgerufen hatten, dies noch kurze Zeit geheim zu halten. Wollen Sie die Meine sein?

Er hielt ihr die Hand hin. Sie legte die ihrige verwirrt hinein, denn ſie ſah im Geiſte Ludwigs ſanftes, trauerndes Bild im ganzen Zauberreiz der Schönheit. Gönnen Sie mir, ſtammelte ſie, eine kurze Bedenkzeit. Er ſchloß ſie ſtürmiſch in ſeine Arme und küßte ihre Lippen. Sie duldete es ſchweigend. Er zweifelte nicht an ſeinem Siege und entfernte ſich.

Konſtanze ſtützte den Kopf in ihre Hand. Ich täuſchte mich nicht, ſagte ſie zu ſich ſelbſt, er meint es gut mit mir. Ich ſoll alſo Gräfin werden! Was würde die Farinetti ſagen! — Wäre ich nicht eine Thörin, wenn ich dies Glück ausſchlüge? Doch nein, ſo ſchnell kann ich mich nicht dem Ehejoche fügen! Und was ſollte ich mit Ludwig beginnen? — Er iſt ſo ſanft und ſchön! Raymond ſcheint mir reich, er liebt den Pflegeſohn. — — Auch meinen Vater hat Ludwig gewonnen. Man muß vorſichtig handeln; es gilt, ein Mittel zu finden, wie ich es mit Keinem verderbe. — Noch

hat ſich Riancourt ohnedies nicht öffentlich erklärt.

Am Nachmittag erſchien Ludwig wieder. Konſtanze ſchrieb eben einen Brief und ſuchte ihn, als Ludwig eintrat, ſchnell zu verſtecken. Er ſah ſie forſchend an und heftete dann ſeine Augen auf den Papierfloß, der den Brief bedeckte. Zwei Liebhaber, dachte Konſtanze, ſind doch wirklich eine läſtige Sache! —

Sie ſprachen erſt über einige gleichgiltige Gegenſtände. Dann theilte ihr Ludwig mit, daß auf morgen die Theaterprobe der Iphigenie angeſagt ſei, und erzählte ihr außerdem, daß er ſich mit Farinetti überworfen habe.

„Das ſind üble Ausſichten für die Aufführung, antwortete Konſtanze.

„Ich begreife aber dieſen Menſchen nicht, fuhr Ludwig fort, ſeine Frau kennt mein und Raymonds freundſchaftliches Verhältniß, Sie wiſſen theure Konſtanze, auf welche Weiſe es Ray-

mond gelungen iſt, uns die Farinetti zu gewinnen. —

Das iſt leicht erklärlich, erwiderte Konſtanze, Farinetti fürchtet, daß Sie ihm als Sänger ſchaden werden und deshalb iſt auch ſeine Frau ſchon wieder kühl gegen mich. Wenn wir auftreten, müſſen wir unſer Möglichſtes thun, dieſe falſchen Menſchen mit einem Schlage zu vernichten.

Warum ſo hart? fragte Ludwig.

Sein Sie nur erſt Mitglied der Oper, wie ich es bin, Sie werden ſich überzeugen, daß dann die Pflicht der Selbſterhaltung eintritt.... Aber aus welchem Grunde verſchlingen Sie denn das Papier hier ſo mit den Augen?

Ich überzeuge mich, theure Konſtanze, daß Sie Geheimniſſe haben für den Ihnen ſo ganz ergebnen Freund.

Und wäre dem ſo, welche Unbeſcheidenheit, mich in Verlegenheit zu ſetzen.

So täuſche ich mich alſo nicht! Geſtehn Sie es nur, es iſt ein Brief an den Grafen.

Ludwig trat leidenſchaftlich näher und legte die Hand an den Papierſtoß. Konſtanze ſuchte die Berührung zu verhindern, das Papier fiel auf die Erde und der Brief blieb offen auf dem Pulte liegen. Ein flüchtiger Blick zeigte dem Jüngling die Ueberſchrift „Theurer Riancourt.“ O Gott, Konſtanze, ſagte er nun traurig, ich ſehe, meine Hoffnungen ſind vernichtet!

Sie ſind unartig! erwiderte die Betroffene unwillig.

Vergeben Sie, antwortete Ludwig, ich habe kein Recht in Ihre Geheimniſſe einzudringen. Doch Konſtanze, warum erregten Sie Hoffnungen in mir? Warum ſchlugen Sie Ihr Auge nicht nieder, wenn Sie vor meinem Fenſter vorübergingen? Warum ſagten Sie mir nicht gleich, daß — Ihr Herz verſagt ſei? — Warum wiegten Sie mich in einen ſüßen Traum, wenn Sie die Abſicht hatten, mich zur ſchmerzlichſten Wirklichkeit zu wecken? —

Leſen Sie, leſen Sie, ſtammelte nun Kon-

ſtanze, die bald blaß bald roth geworden war, hier nehmen Sie den Brief; prüfen Sie erſt, bevor Sie urtheilen!

Er wollte, wagte es nicht. Sie drang ihm das Papier auf, und er las folgende Worte:

„Theurer Riancourt! Ihr Antrag hat „mich überraſcht, und iſt zu ſchmeichelhaft, als „daß er mich nicht mit Freude erfüllen ſollte. Al„lein er iſt zu ſchnell erfolgt, und im Zuſtande „der Aufregung. Sie verlangten Herrn Lud„wigs und Raymonds Entfernung, und als „ich mich dieſem Wunſche nicht fügen zu kön„nen erklärte, baten Sie um meine Hand. Beide „ſind vortreffliche Männer, von mir und mei„nem Vater hochgeachtet und Ihrer Freundſchaft „würdig. Wenn Sie mich lieben, wie Sie be„haupten, ſo beweiſen Sie mir dies vor Allem „dadurch, daß Sie den Frieden nicht ſtören, der „in unſerm Hauſe waltet. Schlieſſen Sie ſich „unſerm freundlichen Kreiſe an! Sollten Sie „ſpäter, wenn Sie ruhiger geworden ſind, Ih-

„ren Antrag wiederholen; ſo würde ich für Ernſt „halten, was ich jetzt nur als Uebereilung be„trachte und dann mein Herz um Antwort fra„gen. Bis dahin bin ich nach wie vor Ihre „Sie hochachtende Freundin Konſtanze.“

.Nun, was finden Sie in dem Briefe? fragte Konſtanze trotzig. Sie wiſſen es jetzt, er hat mir ſeine Hand angeboten, und ich habe ſie ausgeſchlagen, Undankbarer!

Der arme Jüngling ſank zu ihren Füßen nieder. Er war zu überraſcht, um den Inhalt des Briefes zergliedern zu können. Die Thränen ſtrömten ihm über die Wangen, er umfaßte des Mädchens Knie. Himmliſche Konſtanze, rief er aus, vergieb, vergieb, ich liebe Dich ja ſo unendlich. Ich habe es noch nicht auszuſprechen gewagt; ich wollte es nach meiner Anſtellung. Ich biete Dir nicht Rang, nicht Vermögen; aber ein Herz voll treuer Liebe. Unſre gemeinſchaftliche Gage wird uns nähren; die Opern, die ich komponire, werden uns auch Mittel zu Vergnü-

gungen gewähren. Im Mißgeſchick ſtünde Raymonds Edelmuth uns zur Seite! O Konſtanze, ſprich das Wort, welches mich zum glücklichſten Sterblichen machen würde! —

Konſtanze fühlte ſich hingeriſſen; ſie hob den Jüngling empor, und Beide umſchlangen ſich. Sprich das Wort, Du Engelgleiche, wiederholte er dringend. — Mit jenem himmliſchen Lächeln, womit ſie die Herzen aller Männer berückte, liſpelte ſie. Ich liebe Dich!

War Ludwig betrogen, oder war er es nicht? — — —

Du ſiehſt, flüſterte Konſtanze, daß ich nicht anders an Riancourt ſchreiben konnte. Sein edelmüthiger Antrag, ſeine Redlichkeit machen ihn der zarteſten Schonung werth.

Warum aber, Geliebte, entgegnete er, ſchreibſt Du ihm nicht einfach und wahr, daß Du ihm für die Dir zugedachte Ehre danken müßteſt? Iſt er ein Ehrenmann, kann er Dir nicht zürnen. —

„Aufrichtig gestanden, er hat mir und meinem Vater manchen Dienst geleistet, und“ —

Nun?

„Und ich kann noch — manchen Nutzen von ihm ziehen.“

Ach Konstanze, wie kannst Du doch so häßlich denken!

„Das ist Lebensklugheit. Ich bin Schauspielerin.“

Ach, auch vielleicht gegen mich!

„Ewiger Zweifler!“

So soll ich also mit dem Nebenbuhler ferner zusammen leben?

„Ja, und je vernünftiger Du Dich gegen ihn benimmst, je mehr werde ich Dich lieben!“

Er wird mit Dir oft allein sein! —

„Du beleidigst mich!“ —

Konstanze siegelte nun in Ludwigs Gegenwart den Brief an Riancourt, und sandte ihn ab. Dem Jüngling lag zu viel daran, die gute Laune der Geliebten zu erhalten, als daß

er noch Einwendungen gemacht hätte. Aber daß er die Flecken in ihrem Charakter erkannte, wird Niemand zweifeln.

Als er Konstanzen verlassen hatte, überließ sich die Wankelmüthige neuen Betrachtungen. Sie war sehr unzufrieden mit sich selbst. Das habe ich nicht gewollt, dachte sie. Die Schlingen ziehn sich zusammen. Wie habe ich mich so vergessen können! Nun werden sie gar Beide Ansprüche an mich machen. Ich hatte Alles so zweckmäßig überlegt! — Ludwig wird mich nun mit doppelter Wachsamkeit verfolgen; er ist im Stande, mich zu kompromittiren. Wahrlich, er macht mir Mühe, er wird mir lästig. Ist das Liebe? Dann ist die Liebe ja ein fatales Gefühl! — Zwei Liebhaber vollends sind unverträglich! Einer von ihnen muß weichen. — Machen sie es mir zu arg, gebe ich Beiden den Korb. Meine Selbstständigkeit will ich so schnell nicht opfern. Doch das Schicksal möge walten.

Armer Ludwig! —

Die Proben zu Iphigenia begannen. Doloroſo prophezeite ſeinem Schüler ein glänzendes Debüt. Die Theaterdamen ſteckten die Köpfe zuſammen; der Jüngling gefiel ihnen. Allein nur zu bald bemerkten ſie, daß die ſchöne Konſtanze ſein Herz ſchon gewonnen habe. Das kühlte denn die Begeiſterung für die neue Erſcheinung mächtig ab, und erregte noch mehr Neid gegen Konſtanzen.

Riancourts Leidenſchaft wuchs von Tag zu Tage. Konſtanzens Brief bewies ihm, daß er ſelbſt durch einen Heirathsantrag die gefürchteten Nebenbuhler nicht entfernen könne. Er kannte die Geheimniſſe des Kouliſſenlebens, und war überzeugt, daß Ludwig die ihm gebotenen Vortheile benutzen würde. Er ſuchte mit Konſtanzen allein zu ſein; ſie vermied dies aber.

Am Tage der Generalprobe war Doloroſo unwohl. Riancourt und Ludwig begleiteten die Geliebte bis an das Opernhaus. Raymond blieb bei dem Kranken. An der

Thür des Opernhauſes muſte Riancourt umkehren; denn es war den nicht zum Theater gehörigen Perſonen unterſagt, ſich hinter den Couliſſen aufzuhalten. Ludwig warf einen triumphirenden Blick auf ihn, verbeugte ſich und führte Konſtanzen in das Haus.

Riancourt fühlte ſich bitter gekränkt. Das will ich Dir gedenken! murmelte er vor ſich hin. Jämmerlicher Theaterprinz! Bei Gott, das Mädchen äfft mich. Ich biete ihr meine Hand an, und ſie umgeht eine beſtimmte Antwort, bloß um ſich von dieſem ſentimentalen Tenorſänger und von dem gelehrten, vornehmthuenden Freund, ſo der Vormund deſſelben, den Hof machen laſſen zu können! Es iſt zum toll werden. Des alten, hypochondriſchen Mannes wegen wird Raymond nicht täglich im Doloroſoſchen Hauſe liegen; er thuts alſo der Tochter wegen. Dennoch iſt er mit Ludwig befreundet; der Teufel vermag dies Verhältniß zu durchſchauen. — Weich' ein Narr bin ich, daß ich mich äffen laſſe! —

Aber ſollen ſo ſchwere Opfer vergeblich geweſen ſein? — Soll ich für alle meine Geſchenke leer ausgehn? — Nein, ich will, ich muß mein Ziel erreichen! Ich werde dieſe Ueberläſtigen fortzuſchaffen wiſſen! — Wer iſt dieſer Raymond? — Weshalb ruht jedes Mal ſein Auge ſo forſchend auf mir? — Ich muß ihn kennen. — — Sollte er in Pyrmont geweſen ſein? — Das wäre ein verzweifelter Streich! — Doch ruhig; er kennt mich nicht. — Der Mann iſt reich, das merkt man. Der Theaterprinz hat nichts; aber er ſingt. Es iſt klar, drum will es Konſtanze mit Beiden nicht verderben, und mich ſucht ſie obenein feſt zu halten. — Vielleicht will ſie auch nur meine Eiferſucht erregen, um mich zur entſcheidenden That zu treiben. Ja, ſo iſt's! Kluge Sängerin, ich durchſchaue Dich. Wenn ich morgen bei Deinem Vater um Dich anhielte, dann müßten Raymond und Ludwig zurücktreten. Aber das werde ich nicht thun. Heirathen! Ha, ha, ha, ha! In dies

Joch mich ſpannen — Mein Konſtanze, völlige Freiheit des Willens auf beiden Seiten, ſei Bedingniß unſerer Verbindung. Völlige Freiheit! — Du wirſt mir unermeßliche Schätze einbringen! — Ob es gelingen wird? — Es muß. Erſt ihr die glänzende Seite des freien Lebens noch reizender ausmahlen, dieſe beiden Muſikhelden vernichten — und wenn ſie ſich ganz verlaſſen fühlt, dann ſie in die neue Sphäre hinüberleiten. — — Schöne Träume! Wie weit bin ich noch von der Erfüllung entfernt. Denn dieſer Raymond, lehrt mich Vorſicht. Ich kann's nicht leugnen, ſein Anblick peinigt mich. Er iſt nicht nur ein ſchöner, ſondern auch ein ſehr weltkluger, tief erfahrner Mann. Nun, nun, wir wollen ja ſehn! — Vorerſt werde ich dem wackern Tenoriſten das Garaus machen. Nimm Dich in Acht Bürſchgen! — Ich finde ja wohl ein Mittel..... Richtig, ſo geht es! — Ich müßte Konſtanzen ſchlecht kennen, um nicht ſicher zu ſein, daß ſie dich wenn mein Plan ge-

lingt, nicht mehr anſehn wird. Hilf denn, Freund Kniepholz! —

Riancourt ſchritt durch mehrere Straßen und gelangte an eine enge Quergaſſe, die in einem Sack endete. Ein kleines einſtöckiges Haus verſchloß hier die Gaſſe. Ueber der Thüre des Hauſes erblickte man eine ſchwarze Tafel, auf welcher mit weißen Buchſtaben „Geſchäftskomtoir von Gottlieb Leberecht Kniepholz“ zu leſen war. Die Fenſterladen waren geſchloſſen und das Häuschen ſchien unbewohnt zu ſein. Riancourt zog eine Klingel, die Hausthür öffnete ſich geräuſchlos und ſchloß ſich wieder hinter ihm. Er ſtand eine Weile ganz allein auf der düſtern Hausflur. Er klopfte vergebens an die ſchmale Stubenthür.

„Ha, Kniepholz,“ rief er endlich ungeduldig, „wo bleibt Ihr denn in Teufelsnamen?“

Ich komme, antwortete es von oben, und gleich darauf hörte er es hüſtelnd die Bodentreppe hinab ſchlurfen.

„Ihr wolltet Euch wohl da oben aufhängen, alter Sünder?“ fuhr Riancourt fort, „warlet nur noch einen Augenblick, ich habe mit Euch zu ſprechen.“

Sie ſind es, Herr Graf, keuchte ein kleines geſpenſtiſches Weſen, welches hinten und vorn bucklicht, blaß, kahlköpfig, in einem ſchmutzigen Schlafrock gehüllt, nun vor ihm ſtand, hier bin ich, ehe, ehe, was ſteht zu Dienſten, ehe, ehe! Merk' ſchon!

Dabei ſchloß das Männchen die Stubenthür auf, und nöthigte Riancourt einzutreten. Das Haus lag in einer ſo dunklen Gegend, und die angrenzenden Häuſer der Gaſſe waren ſo hoch, daß Kniepholz ſelbſt bei Tage eine Lampe zu brennen genöthigt war. Um dem ſpärlichen Schein des Flämmchens mehr Kraft zu verleihen, hielt er die Laden ſtets geſchloſſen. In der kleinen niedrigen Stube ſtanden nur einige Schemel und ein hölzerner Tiſch. Er ſetzte ſich ohne Weiteres nieder, ſtützte die Hände auf ſeine kurzen, mage-

ren Lenden und ſah fragend zu Riancourt in die Höhe, wobei ſeine kleinen grauen Augen im Schein der Lampe funkelten.

„Kniepholz, gute Seele, Ihr müßt mir einen Gefallen thun,“ hub Riancourt nun an.

Merk' ſchon, Herr Graf, eche, eche — verdammter Huſten — haben 'n Fiſchgen irgend wo ſchwimmen ſehn, hi, hi, 'n Forellchen, eche, eche; ſoll's fangen, merk' ſchon, eche, eche! —

„Nein Freundchen, für dies Mal nicht.“

Merk' ſchon, 's Geld iſt all, eche, 's liebe Geld, 's runde Geld, 's rollt, eche, eche, eche! Soll pumpen.

„Nichts, von dem Allen. Dies Mal habe ich einen ganz beſondern Auftrag für Euch.“

Merk' ſchon. Wie vor drei Jahren, nicht wahr? Eche, eche! 'S Stübchen iſt leer. Können ſich gut verſtecken. Hi, hi! Polizei, Jammerpolizei! Haben ſchon Viele bei uns gewohnt, eche, eche, lauter brave Leutchen. Jammerpolizei! —

„Laßt mich nur endlich zu Worte kommen. Morgen wird die Oper Iphigenia in Aulis gegeben. In derſelben tritt ein neuer Sänger auf, der Ludwig heißt. Dieſer Menſch iſt mir verhaßt“ —

Hi, hi, hi, hi, ehe, ehe, ehe, und ſoll 'ne Tracht Prügel bekommen, merk' ſchon, ehe! Baſtian iſt über Land; doch in einer Stunde iſt er zurück.

Prügel könnten ihm auch nicht ſchaden, dachte Riancourt. Die beſſere Natur in ihm ſiegte indeſſen. „Nein,“ ſagte er dem Vorſchlag verwerfend, „der Menſch muß morgen ſo ausgepfiffen werden, daß er ſich nie wieder aufzutreten getraut. Ich habe zwar Bekannte hier, und könnte das ſelbſt veranſtalten, aber ich müßte mich mehreren Perſonen entdecken, und will, daß Niemand meine Hand im Spiel glaube.“

Auspfeifen, hi, hi! Auch recht hübſch! Spaßhaft! Aber viel Leute, viel Geld. Schwere Zeiten, ehe, ehe, und 'n verdammten Huſten!

„Es koſte, was es wolle. Ihr müßt raſſiniren, alter Freund, wie dem Menſchen eine rechte Blame zugefügt wird.“

Blame! hi, hi. Die Zeit iſt kurz; Baſtian iſt über Land; doch wir wollen ſehn. Werde morgen früh, ehe, ehe, durch Baſtian, ehe, ehe, ehe, Billets kaufen laſſen.

„Ihr ſollt mit meinem Dank zufrieden ſein.“

Nicht Dank, — Geld. Vorher, nicht nachher! Ehe, ehe, wir kennen uns.

„Mißtrauiſcher, alter Teufel! Nun, wie viel braucht Ihr?“

Mit funfzig Perſonen iſt die Sache abgemacht. Ehe. Zehn erſten Rang, zehn zweiten, ehe, ehe, zehn dritten, zwanzig Parterre. Ehe, ehe, o verdammter Huſten! — Macht zwanzig, macht dreißig, fünf und dreißig Thaler, Baſtians Mühe, meine Mühe — vielleicht Prügel, ehe, ehe, heraus 100 Thaler — die Zeit iſt kurz! —

„Unverſchämter alter Sünder, die Hälfte

wäre hinreichend. Ihr könnt ja Eure Helfershelfer gar nicht einmal mit Ehren in den ersten oder zweiten Rang schicken! — 20 Parterre-Billets genügen.“

Merk' schon, merk' schon! Nun, besorgen Sie's allein!

Riancourt machte Vorstellungen; Kniepholz aber blieb unerschütterlich bei seiner Forderung, und der Nachsichtige zahlte. Und dieses Racheplans hätte es nicht einmal bedurft; denn Farinetti und sein Anhang waren ebenfalls übereingekommen, den Jüngling gleich beim ersten Auftritt zu vernichten.

Die kurze Unterredung, welche wir so eben gehört haben, wird hinreichend gewesen sein, um einen Begriff von dem Charakter und der Beschäftigung des würdigen Kniepholz zu gewähren. Er war Kommissionair, und es gab in der That kein Geschäft, zu dem er seine Mitwirkung versagt hätte. Auf moralische Erörterungen ließ er sich nicht ein, wenn nur sein schmu-

ziger Geiz befriedigt wurde. Wiewohl ein Erzheuchler, hatte er dennoch den Ruf eines redlichen Mannes. Er ſtand mit dem ſchlechteſten Geſindel der Stadt in genauer Verbindung. Hinter ſeinem Häuschen befand ſich ein Garten, welcher durch einen hohen Zaun von dem Wege geſchieden war, der innerhalb der Stadtmauer rings um die Stadt führte. Auf dieſer Seite ſchlüpften ungeſehn zu allen Zeiten des Tages und der Nacht verdächtige Perſonen zu ihm ein, welche mit ihm verkehrten. Sein Faktotum war Baſtian, ein Taugenichts, der einſt durch die Leidenſchaft des Spiels in den Abgrund der Verzweiflung geſtürzt und dem Selbſtmorde nahe von ihm gerettet worden war, und ſeitdem ihm alle ſeine Dienſte geweiht hatte. Baſtian erkannte bald, daß Kniepholz ein nicht unbedeutendes Vermögen zuſammengewuchert haben müſſe, und dieſer der die Verlaſſenheit des Alters fürchtete, ſuchte ihn durch die Verſicherung an ſich zu ketten, daß er, kinder- und verwandtenlos, ihm

einſt ſeinen ganzen Nachlaß vermachen werde. Die Verbindung mit Baſtian gewährte dem Alten um ſo größere Vortheile als er nun nicht mehr die ihm ſchwer fallenden Gänge in die Stadt zu machen brauchte, und Baſtian aus ſeiner frühern Lebenszeit mit einer groſen Menge von Menſchen bekannt war, die bei Ausführung der verſchiedenartigſten Aufträge nützlich ſein konnten.

Riancourt hatte ſich kaum entfernt, als Baſtian zurückkam. Kniepholz erzählte ihm, was vorgefallen, und übergab ihm 25 Thaler, mit der Verſicherung, daß Riancourt nicht zu bewegen geweſen ſei, eine größere Summe zu zahlen. Der Famulus erklärte ſich ſehr unzufrieden mit einer ſo kleinen Summe, nannte ſeinen Herrn und Wohlthäter einen alten Narren, und verließ murrend das Haus, um die nöthigen Vorbereitungen zu treffen.

Aber Raymond und Ludwig waren ihrerſeits ebenfalls nicht unthätig geweſen. Jener

hatte hundert Billets gekauft, und Ludwig dieſelben im Univerſitätsgebäude an Studenten vertheilt. Bei dem herzlichen Antheil, den die jungen Leute an dem aus ihrer Mitte geſchiedenen Freund nahmen, glaubte Ludwig auf den günſtigſten Erfolg rechnen zu dürfen. Raymond wußte allerdings von Farinettis Eiferſucht und von den Drohungen im Park; ſowohl Ludwig als Konſtanze hatten hierüber mit ihm geſprochen; er erklärte indeſſen, daß die beabſichtigte Kabale, durch die Freunde ſeines Schützlings ſehr leicht unterdrückt werden würde. Im Herzen aber wünſchte er, daß derſelbe gleich anfangs durch kränkende Erfahrungen gezwungen werden möge, die Bühne zu verlaſſen. Er that alſo nichts, um in dieſer Beziehung vorzubeugen, und ſuchte Beide zu beruhigen.

So war der Abend der Aufführung herangekommen. Das Haus war überfüllt und ſchon vor dem Anfange der Oper bemerkte man eine ungewöhnliche Aufregung im Publikum, wie dies

immer der Fall zu ſein pflegt, wenn verſchiedene Parteien im Theater anweſend ſind. Hier und dort hörte man von dem neuen Sänger ſprechen.

„Kennen Sie den Herrn Ludwig, der heute debütirt,“ ließ ſich eine korpulente Dame, welche durch thurmhohen Kopfputz ihrem Hintermanne im Parkett alle Ausſicht benahm, gegen ihren Nachbar vernehmen, „er ſoll allerliebſt ſein und göttlich ſingen.“

Bitte um Vergebung, antwortete die Angeredete, eine Schuſterfrau, welche ein Freibillet von Wüſtewaſſers Köchin erhalten hatte, ich weiß ganz beſtimmt, daß er ein elender Anfänger iſt, ein impiger Student!

Ein junger Herr, welcher vor der wohlbeleibten Freundin Ludwigs ſaß und gleichfalls zum Farinettiſchen Anhang gehörte, drehte ſich hier ſchnell um. Ja, ſagte er beſtätigend, er ſoll ganz abſcheulich die Fiſtel ſingen, es iſt gar nichts an ihm. Geben Sie acht, meine Damen, er wird jämmerlich fiasco machen!

„Ach, wenn ihm nur nichts geſchieht,“ ſeufzte die Dicke, indem ſie ſich mit dem Operntextbuche fächelte, „ich habe ſehr ſenſible Nerven, ich fiele in Ohnmacht!“

Aber welche Arroganz auch, fuhr der junge Mann fort, in einer ſolchen Oper zu debütiren, in einer Partie, in welcher unſer Farinetti ſo groß iſt. Ueberhaupt, man nimmt dem Farinettiſchen Künſtlerpaare jetzt alle Partien, das muß das Publikum nicht leiden.

„Ach, aber die Doloroſo iſt doch auch eine gar zu liebliche Erſcheinung!“ wandte die gutmüthige Korpulenz ein.

Na, die Madame Farinetti ſingt doch wohl viel ſchöner, wandte die Schuſterfrau ein.

St! ertönte es jetzt laut im Hauſe. Kaballucchi hob den Taktſtab und die Ouverture begann.

Man kann den Gluck doch eigentlich kaum noch hören, ſagte ein bebrillter Fashionable im erſten Range zu ſeinem Nachbar, einem ältlichen

Herrn. Dieſer begnügte ſich, höflich bejahend zu nicken, da er ganz anderer Meinung war.

Hören Sie dieſe veralteten Wendungen, fuhr der Antigluckiſt fort, dieſe ſchwerfälligen deutſchen Melodien! Nehmen Sie dagegen Roſſini!

Der alte Herr that als ob er nichts gehört hätte.

Hören Sie, dideldidel, dideldideldum, dideldideldum, ſo gehts doch in einem fort, der Himmel weiß, was die Leute an dem Gluck finden.

Jenem floſſen groſſe Tropfen von der Stirn. Das Blut wallte ihm.

Nicht wahr, Sie ziehn auch Roſſini, Catel, Spontini, überhaupt die Neuern vor?

Laſſen Sie mich doch hören! platzte der alte Herr jetzt unwillig heraus.

Das hätte ich denken können, dachte der Zurückgewieſene, die alten Leute lieben ihren alten Schlendrian.

Beide ſprachen nicht mehr zuſammen.

In einem Winkel des dritten Ranges kauerte

ein kleines, buckliches Männchen, fratzenhaft vor ſich hin lachend und oft hüſtelnd. Muß doch auch ſehn, was wird, plapperte es vor ſich hin. Baſtian war heut ſehr guter Laune! —

Doloroſo befand ſich mit Raymond und *Blancourt* in der Theaterloge. Von der Wüſtewaſſerſchen Familie ließ ſich Niemand ſehn.

Endlich, im neunten Auftritt des erſten Aktes zeigte ſich der neue Sänger der erwartungsvollen Menge. Iphigenia hält Achilles für treulos und klagt, als er plötzlich vor ihr ſteht. „Täuſcht mich auch nicht ein Traum? O Himmel du in Aulis, Iphigenia?“ ruft er entzückt. Die jugendliche Heldengeſtalt Ludwigs und ſeine tönende Bruſtſtimme erregten ein freudiges Erſtaunen. Achill und Iphigenia ſangen und ſpielten meiſterhaft.

Die groſſe Scene eilt ihrem Schluſſe entgegen, ſchon ſcheint der Sieg gewiß. Da nimmt Ludwig, indem ſein Auge zufällig in die vorderſten Couliſſen blickt, einen einzelnen Mann wahr,

der ihm mit dem Ausdruck des alleräußerſten Entſetzens zuwinkt und in die Höhe zeigt. Betroffen, doch noch gefaßt, ſieht Ludwig empor; er bemerkt nichts und ſingt weiter. „Tyrannin,“ lauten die Worte des Textes, „niemals ward dein kaltes Herz gerührt, erwärmt von meiner glühend heißen Liebe . . . .“ Lautes Gelächter im Parterre unterbricht den Sänger. Ein unwilliges St! von vielen Seiten, wird von ihm für ein ihm geltendes Zeichen der Mißbilligung gehalten. Sein Auge fällt in dieſem Augenblicke wieder zwiſchen die Couliſſen. „Wenn ſtarr es nicht,“ ſingt er weiter, „bei meiner Liebe bliebe . . . .“ Das Geſicht des Mannes zeigt ſich ihm noch mehr von Angſt verzerrt, noch einmal und noch heftiger deutet derſelbe nach oben, als fürchte er, daß ein Balken dem duettirenden Paar auf den Kopf fallen werde. Konſtanze in Gefahr — iſt Ludwigs einziger Gedanke; er hört keine Muſik mehr. Hinweg! ruft er der Geliebten zu und

reißt ſie fort, — die Kapelle hält ein, — ein durchdringendes Pfeifen und Pochen ertönt aus allen Gegenden des Hauſes, — Konſtanze ſinkt in Ohnmacht. Die Studenten gebieten mit brüllendem Geſchrei Ruhe; vergebens, das Pfeifen tönt fort, das Haus erdröhnt unter den trommelnden Füßen, im Parterre und im Paradies hört man wieherndes Gelächter, das St! von Hunderten vermehrt nur den allgemeinen Lärm, Ludwigs Freunde gerathen mit verdächtig ausſehendem Geſindel in Streit, ein Knittel ſchwirrt, bald befindet ſich das ganze Parterre im Handgemenge, — Polizeibeamte ſuchen vergebens die Ruhe wiederherzuſtellen, Ludwig hält die ohnmächtige Konſtanze noch immer auf der Bühne in ſeinen Armen, — der Vorhang muß hinabgelaſſen werden.

Beide fühlen ſich unfähig weiter zu ſpielen. Dies wird dem Publikum verkündet.

Ludwig erzählt was ihm widerfahren. Man ſucht nach dem Manne, der ihn aus ſei-

ner Faſſung gebracht. Er iſt nicht zu finden, und Niemand will von ihm wiſſen. — Es war aber Baſtian geweſen, den einer der Arbeiter hineingelaſſen, und der ſich längſt wieder entfernt hatte. —

Sechstes Kapitel.

Das Ereigniß im Theater hatte über Ludwig entſchieden. Konſtanzens Eitelkeit war zu ſehr verletzt, als daß ſie nicht hätte aufs Aeuſſerſte aufgebracht ſein ſollen. Ihr Zorn wandte ſich gegen die unſchuldige Urſache der ihr widerfahrnen öffentlichen Beſchimpfung. Man brachte ſie ins Ankleidezimmer, wo ſie, als ſie wieder zu ſich gekommen war, in Thränen zerfloß. Ihr Vater und Ludwig waren anweſend. Raymond hatte ſich entfernt. Sie überſchüttete Ludwig mit Vorwürfen, und wollte ſein Flehen um Vergebung nicht hören. Sie allein ſind Schuld an dieſer mir öffentlich widerfahrnen unerhörten Schmach! ſagte ſie wiederholentlich zu dem Jüngling. Nun erſchien der Regiſſeur, um ſich zu erkundigen, ob weiter geſpielt werden könne. Kon-

ſtanze erklärte, daß ſie zu unwohl ſei, auch Ludwig wäre nicht im Stande geweſen, wieder aufzutreten. Mit dem Gefühl der Verzweiflung verließ er das Haus. Bis ſpät in die Nacht irrte er in der Stadt umher. Als er nach Hauſe kam, trat ihm Raymond heiter und ausgelaſſen entgegen. Was macht Konſtanze? fragte er leidenſchaftlich. „Faſſen Sie ſich,“ antwortete Raymond, „Sie und Konſtanze ſind die Opfer einer Intrigue. Behagt Ihnen das Künſtlerleben noch ſo ſehr? Kommen Sie, trinken Sie ein Glas Wein, die Muſik ſoll leben!“

Aber Ludwig ſtürzte ein Glas Waſſer hinab. Was macht Konſtanze? wiederholte er traurig.

„Konſtanze bleibt dabei,“ erwiderte Raymond, „daß Ihre Aengſtlichkeit, Ihre Faſſungsloſigkeit, lieber Ludwig an Allem Schuld ſei, und iſt bitterböſe!“

Und das erzählen Sie mir ſo ruhig?

„Ja, mein Theurer, der Unfall im Theater wird zu Ihrem Glück dienen?“

Wie ſo?

„Nun, die Direktion nimmt Sie doch gewiß nicht an und den Engel Konſtanze werden Sie jetzt ohne Glorie erblicken!“

Schrecklich, ſo hat man mir alſo den Todesſtoß gegeben!

„Thorheit! Wer ein Mann iſt, darf nicht unterliegen. Trinken Sie, es lebe die Muſik, der Sie den heutigen Abend danken!“

Sie ſind grauſam; denn Sie verhöhnen mich. Und was kann die Muſik für die Jämmerlichkeiten der Menſchen?

„Pah, pah, mein junger Freund, mehr als Sie denken; die Muſik iſt eben ſo jämmerlich als wir. Sie iſt nicht nur eine armſelige, ſondern auch eine unmoraliſche Kunſt!“

Ich bin im Zuſtande der Verzweiflung; aber über dieſe Aeußerung muß ich lachen!

Er iſt in der Stimmung, dachte Raymond, die zur Erkenntniß führt. Es ſei. „Ich weiß,“ antwortete er laut, „was ich ſage und ſie wer-

den ſich auch einſt noch davon überzeugen. Armſeelig iſt jede Kunſt, deren Schöpfungen jedes Mal nur durch große Vorbereitungen und Hilfsmittel wahrgenommen werden können. Die Muſik ſteht in dieſer Beziehung am tiefſten und kein Künſtler iſt beklagenswerther, als der Muſiker... Das Bild, die Bildſäule, das Bauwerk entzücken ohne weitere Vorbereitung jedes Auge, ſobald ſie fertig ſind, es bedarf nur des Anblicks, um in der Mahlerei, Bildhauer- oder Baukunſt das Kunſtwerk genieſſen zu können, eben ſo braucht man das Gedicht nur zu leſen, um den Eindruck zu erhalten, den der Dichter beabſichtigte; allein das muſikaliſche Kunſtwerk, die Partitur, liegt da wie ein Räthſel. Selbſt der geübte Partiturenleſer, der im Stande wäre, die Kompoſition ſich aufgeführt zu denken, würde doch auf dieſe Weiſe keinesweges den Eindruck empfinden, den die wirkliche Aufführung hervorbringt. Ein Partiturenleſer muß aber ein Eingeweihter ſein, während Bild, Bildſäule und Bauwerk von jedem

Individuum ohne Unterſchied wahrgenommen, und ein Gedicht ſchon von dem (wenigſtens im Allgemeinen) verſtanden werden kann, der leſen gelernt hat. Soll nun aber der Inhalt der Partitur den Ohren vernehmbar gemacht, oder die Kompoſition aufgeführt werden, was iſt da Alles erforderlich! — Die einzelnen Stimmen der Partitur werden ausgeſchrieben. Das dauert Wochen oft Monate. Nun muß der Komponiſt, oder wer ſonſt die Aufführung unternommen hat, erſt für ein Orcheſter und für Sänger Sorge tragen, und wenn er über Beides nicht gebieten kann, die zur Aufführung erforderlichen Perſonen mühſam zuſammen ſuchen und deren Mitwirkung erbitten. Iſt es ihm gelungen das nöthige Perſonal zuſammen zu bringen, wobei er ſtets einen Abſagebrief des Einen oder des Andern, der die Mitwirkung bereits zugeſichert hatte oder Intriguen aller Art zu befürchten hat; ſo beginnen erſt die Proben des Quartetts der Saiteninſtrumente und der Geſangchöre. Dabei quält

man ſich zunächſt, die in den ausgeſchriebenen Stimmen enthaltenen Schreibfehler heraus zu finden und zu verbeſſern. Sänger und Sängerinnen ſtudiren unterdeſſen am Clavier ihre Partien ein. Dann findet Orcheſterprobe Statt. Abermals korrigirt man zahlloſe Schreibfehler aus den Stimmen. So endlich gelangt man nach Monaten zu den Geſammtproben, bis endlich die erſehnte Generalprobe dem Komponiſten oder Dirigenten Hoffnung gewährt, die Kompoſition auf eine würdige Weiſe dem Publikum vorführen zu können. Wie viel anderweit mögliche Widerwärtigkeiten habe ich unerwähnt gelaſſen! — Nun endlich iſt der Komponiſt dahin gekommen, wo ſich Mahler, Bildhauer, Baukünſtler oder Dichter ſchon in dem Augenblicke befanden, wo ſie die letzte Hand an ihr Werk gelegt hatten. Sie ſind fertig und Jedermann kann ihr Werk, ſo lange er will, beſchauen. Aber ſelbſt jetzt iſt der Muſiker noch nicht ſo weit, denn die Töne verklingen, und ſo oft ſie wieder ins Leben gerufen

werden sollen, müssen alle die Menschen, welche bei der Aufführung thätig waren oder Andre an deren Stelle, sich zu stundenlanger Arbeit wieder vereinigen. Farben, Steine und Worte aber bleiben. Auch in Beziehung auf kleinere Musikwerke, auf Kompositionen für ein Instrument oder für eine Stimme oder für Instrument und Stimme steht der Tonkünstler gegen andre Künstler im Nachtheil. Es muß nicht nur ein Spieler oder ein Sänger da sein, der die Noten in's Leben ruft, sondern auch ein Instrument! Nicht überall kann man ein musikalisches Instrument mit sich schleppen: O traurige, schwerfällige Kunst! Und wie sehr kömmt es nun bei der Aufführung der Musikwerke auf die Individualität der ausführenden Personen an! Wie verschieden äußert sich das Gefühl bei den Menschen! Denkt oder fühlt der Beschauer beim Anblick eines Bildes, oder eines plastischen Kunstwerkes nicht, was der Künstler beabsichtigte, so schadet das seinem Werke nicht, es bleibt was es war; wie ganz anders

iſt dies aber bei den Individuen, welche ein Muſikwerk aufführen, weil ſie ihre Empfindungs- und Gefühlsweiſe in das Kunſtwerk übertragen. Eine Kunſt nun, welche ihrer Natur nach auf verführeriſche Weiſe die Sinne verlockt, aber keineswegs beſtimmte Regeln der Gefühlsweiſe aufzuſtellen vermag, muß ſich nothwendig der Individualität der darſtellenden Perſonen unterordnen. Eine Kunſt ferner, welche die Leidenſchaften erweckt und den Ausbruch derſelben unterſtützt, welche bei der Darſtellung ihrer größten Schöpfungen Individuen verſchiedenen Geſchlechts veranlaßt, öffentlich mit erlangter Kunſtfertigkeit zu prunken und ſich einander zu überbieten, um den Beifall der Menge zu erringen, regt nothwendig die Jämmerlichkeiten der menſchlichen Individualität an, und iſt wirklich die gefährliche Anſtifterin vieler Uebel. Die Muſik ſchuf das Ballet, das ſinnlichſte Spiel auf Erden! Zweifeln Sie noch an der Immoralität dieſer Kunſt? Wäre ſie ſo durchaus — moraliſch und göttlich, müßte

ſie ja die menſchliche Natur veredlen und deren Schwächen vermindern.“

Hören Sie auf! Ich fühle mich zu einem Kunſtgeſpräch nicht aufgelegt.

„Theurer Ludwig, mein geliebter junger Freund, Sie ſehn ein, daß ich Recht habe. Laſſen Sie die Erfahrung, welche Sie gemacht haben, nicht unbenutzt. Geben Sie dieſe Laufbahn auf. Wir wollen eine groſſe Reiſe antreten. Sie werden ſich zerſtreuen und dann eine neue Lebensbahn einſchlagen. Die Muſik diene Ihnen fortan nur in Mußeſtunden zur angenehmen Erholung!“

Ich Konſtanzen verlaſſen? —

„Wollen Sie mir folgen, wenn Sie Konſtanzens Unwerth erkannt haben?“

Ja dann; doch jetzt bleibe Alles beim Alten. Ich trete abermals auf; die Direktion wird nicht ſohart ſein, mich zurückzuweiſen. Mein Lebensglück hängt ja von der Anſtellung ab!

„Wenn man Sie aber zurückwieſe?“ —

So würde ich mich bemühen, Opernkomponiſt hier bei der Bühne zu werden. Meine Oper rückt vor; ſie giebt mir ferner Anlaß Doloroſo's Haus zu beſuchen; ich befeſtige mich in ſeiner Liebe —

„Wenn nun auch die Oper durchfiele?“

Dann — dann — würde ich Ihnen folgen. —

Am folgenden Morgen beſuchte Ludwig den Intendanten. Dieſer empfing ihn kalt. Was Raymond vorausgeſehn hatte, traf ein. Ludwig erhielt den Rath, ſein Glück auf einer andern Bühne zu verſuchen. Tief bekümmert begab er ſich zu Doloroſo. Dieſer zeigte ſich anfangs auch etwas kühl, da er ſich in ſeiner Tochter mit gekränkt fühlte; Ludwig erzählte ihm aber nochmals ausführlich den Hergang der Sache, und bewies, daß er das Opfer einer Kabale geworden ſei. Doloroſo, milde geſtimmt durch ſeine eigne letzten Erfahrungen vergab ihm und ſuchte ihn zu tröſten. Er vermehrte aber des Jünglings Gram, weil er den

Auftrag hatte, ihm zu ſagen, daß Konſtanze ſich unwohl fühle und ihn gar nicht ſprechen wolle.

Ludwig klopfte an ihre Thür. Konſtanze! rief er leiſe. Sie antwortete ihm aber nicht. Gram erfüllt kehrte er nach Hauſe zurück. Raymond konnte ſeine Freude nicht verbergen. Ludwig ſchrieb an Konſtanzen. Der Ueberbringer des Briefes kam ohne Antwort wieder. „'S war der Offizier bei der Mamſell," berichtete der Burſche, „ſie lachten und waren guter Dinge, und ich ſoll Ihnen ſagen, ſie hätte jetzt keine Zeit zum Antworten."

Riancourt hatte den Vorfall im Theater zu benutzen gewußt. Als der Vorhang herabgelaſſen worden war, empfand er zwar das Gefühl der befriedigten Rache; allein die nicht beabſichtigte Kränkung Konſtanzens war ihm ſehr unangenehm. Da er Baſtian nicht wahrgenommen hatte, ſo glaubte er, jenes plötzliche Gelächter im Parterre habe Ludwig verwirrt.

Die Schufte dachte er, wie können ſie auch ein Duett wählen, in dem Konſtanze ſingt! Freilich habe ich ſie darauf nicht aufmerkſam gemacht. Die Schuld iſt mein. — — Als für den Reſt des Abends ein anderes Stück angekündigt worden war, verließ er die Loge und ſandte nach ſeinem Wagen, den er erſt zum Schluſſe der Oper beſtellt hatte. Ein Trinkgeld öffnete ihm den Eingang zur Bühne. Ludwig hatte eben das Haus verlaſſen, als Riancourt zu Konſtanzen in's Ankleidezimmer trat. Die gedemüthigte Sängerin weinte noch immer. „Sehn Sie, theure Konſtanze,“ flüſterte er ihr zu, „das iſt Ihr Lohn für die Auszeichnung, welche Sie einem tölpelhaften Knaben gewährt haben! Wo ich ihn aber finde, er ſoll der verdienten Züchtigung nicht entgehn! — Faſſen Sie ſich, Sie müſſen nach Hauſe; mein Wagen wird ſogleich vorfahren.“ — Konſtanze war nicht in der Stimmung auf ſeine Troſtgründe und Drohungen zu hören; ſie ſprach wenig, und fuhr

nach der Villa, wo ſie ihm dankte und ihn dann bat, ſie allein zu laſſen.

In der Nacht überlegte Riancourt, was er zu thun habe. Der Zufall, dachte er, iſt mir günſtig; denn ihre Eitelkeit iſt ſo bitter gekränkt, daß ſie am Ende dem Theaterleben entſagt und nicht wieder auftritt. Es kann nicht fehlen, daß ich mein Ziel erreiche, ſie muß glauben, daß ich mich vor ihrem Geiſte beuge. Dann löſe ich noch die Bande die ſie an ihren Vater knüpfen. Der alte Myſantrop quält das arme Geſchöpf — Konſtanze iſt heiter und lebensluſtig — an der Redlichkeit meiner Abſichten kann ſie nicht zweifeln — gewiß, ſie folgt mir.

Am nächſten Tage begab er ſich zu Konſtanzen. Auch er ſollte nicht vorgelaſſen werden; ſie wollte Niemanden ſehn; allein er trat gegen das Verbot zu der Beſtürzten ein.

„Nun, meine ſüße Konſtanze,“ redete er ſie an, „Sie ſind doch hoffentlich wohl? Der

Schreck hat doch nicht Ihrer theuren Gesundheit geschadet?“

„Ich habe kein Auge geschlossen, antwortete sie, ich bin auf ewig beschimpft! Noch höre ich das schreckliche Pochen, Pfeifen und Ziſchen, o Gott! So wenig Rücksicht hatte man für mich, die erste Sängerin!

Sie legte das Schnupftuch an die Augen.

„Sie sind im Irrthum, liebe Konstanze,“ tröstete Riancourt, „das Pochen und Pfeifen galt dem Tölpel, dem Sie unverdient Ihre Freundschaft schenkten; hörten Sie denn nicht, wie man, in Rücksicht auf Sie, von allen Seiten Ruhe brüllte? — Was Sie für Ziſchen hielten war nichts als ein tausendfaches St! Ihrer Verehrer!“

Mag sein, dennoch mußte der Vorhang fallen; dennoch sank ich öffentlich in Ohnmacht, — konnte ich nicht weiter spielen! Das Publikum nahm keine Rücksicht auf seinen Liebling!

„Ich würde das Publikum beſtrafen und nicht wieder auftreten.“

Das ſagen Sie wohl; allein mein Vater iſt hier angeſtellt, ſoll ich anderwärts ein Engagement ſuchen? Bin ich nicht an meinen Kontrakt gebunden?

„Kontrakt! Wer kann Sie denn zwingen aufzutreten, wo Sie Mißhandlungen des Publikums befürchten müſſen? — Ich meine aber auch nicht, daß Sie ſich an einem andern Orte engagiren laſſen ſollen. Warum, Geliebte, erkennen Sie nicht den Wink der Vorſehung, dem Theaterleben ganz und gar zu entſagen?“

Sie vergeſſen, daß ich kein Vermögen habe.

„Sie vergeſſen, daß Riancourt der Ihre iſt, daß Sie über mich zu gebieten haben. Laſſen Sie dieſen Augenblick nicht vorüber, Konſtanze; er ſei entſcheidend. Sie ſind kein gewöhnliches Weib! Ich ſpreche zu dem hochgebildeten weiblichen Weſen, welches eben ſo wenig für den einſeitigen Wirkungskreis einer Schau-

bühne, als für den engen Kreis der Häuslichkeit, oder für den Strickstrumpf erzogen worden; sondern welches durch seine strahlende Schönheit, durch vorzügliche Talente berufen ist, in der Welt zu wirken, welches nie die unbedingte Sclavin eines Mannes werden, sondern seine angeborne Freiheit erhalten und über alle Männer herrschen muß.“

Konstanze hob voller Verwunderung die großen Augen fragend zu ihm empor.

„Sie staunen,“ fuhr der Verführer fort, „und doch glaube ich in Ihrem Geiste zu sprechen. Seitdem Sie mir eine ausweichende Antwort auf meine Bitte um Ihre Hand ertheilt haben, ist es mir klar geworden, daß Sie in Ihrer Geistesgröße, sich die angeborne Freiheit erhalten wollen. Noch einmal biete ich Ihnen meine Hand, meinen Rang, mein Vermögen; aber ich erkenne, daß ich solchen Glück's erst dann würdig bin, wenn längeres Zusammenleben Ihnen die Ueberzeugung gewähret hat, daß wir

für einander geſchaffen ſind, daß ich Ihrer wür-
dig bin. Aber dieſes Leben hier, überhaupt das
Leben auf dem Theater, wo Konſtanze von
der Laune des Publikums abhängt, wo ein We-
ſen, welches anbetungswürdig iſt wegen ſeiner
Vollkommenheiten, die Zielſcheibe des Uebermu-
thes eines betrunkenen Schuſters oder Schneiders
werden kann, iſt Ihrer unwürdig. Ein größe-
rer Wirkungskreis ſteht Ihnen offen Konſtanze.
Schließen Sie ſich mir an, folgen Sie dem, der
Sie mehr als ſein Leben liebt, er wird Sie ein-
führen in die Welt, wo Sie ſtrahlen können,
anlocken und begeiſtern, annehmen und zurückwei-
ſen. Sie gelten als meine Gattin, wenn Sie
es noch nicht ſein wollen; ich aber will Ihnen
nichts ſein, als Freund, als Bruder, bis Sie
ſelbſt mir einen andern Namen geben. Welch'
ein Daſein des Genuſſes ſtünde Ihnen bevor;
wir würden leben wo Sie es wünſchten. Wäh-
len Sie; ich gehe nach England, Italien, Frank-
reich — wohin Sie wollen."

Mein Kontrakt — mein Vater —

„Sie haben mir ſelbſt oft geklagt, daß Ihres Vaters Launen mit ſeiner Kränklichkeit zunähmen und kaum noch zu ertragen wären. Wenn Sie nun heiratheten, würden Sie ihn nicht auch verlaſſen müſſen — und — was ſchadet Ihr Kontrakt, wenn wir in fremdem Lande ſind“ —

Soll ich mich denn heimlich entfernen? —

„Allerdings, ſchöne Konſtanze! Welche Bedenklichkeiten für ein geiſtvolles Weib! —

Sie ſind ein böſer Verführer!

„Konſtanze, es iſt die Stimme des Himmels, der durch mich zu Ihnen ſpricht. Können Sie mir ableugnen, daß das geſtrige Ereigniß den entſcheidenden Augenblick Ihres Schickſals vorbereiten ſollte, daß dieſer jetzt gekommen iſt, daß Alles, was ich Ihnen ſage, mir durch Eingebung von oben in den Mund kömmt? Hören Sie mich! Noch ſind Sie jung und ſchön, noch zeigt ſich Ihnen das Leben im Roſenglanze, noch ſind Sie im Stande zu genieſſen. Wie kann ein

weibliches Weſen mit Ihrer geiſtigen Vollkommenheit ſich der Aufſicht eines grämlichen Vaters und den Plackereien des Theaterlebens fügen? Wie kann Konſtanzens Wirkſamkeit um die Gunſt des launenhaften Publikums ſich drehen? Lob und Tadel der thörigten Menge, was iſt Beides werth? — Fort aus dieſem ſchmachvollen Drucke, Riancourt wird Sie Ihrem wahren Glücke entgegenführen!“ —

Warum ſprachen Sie nie früher ſo?

„Ich glaubte daſſelbe Ziel zu erreichen, als ich Ihnen meine Hand bot; ich ſehe aber, wie geſagt, daß Ihnen Ihre Freiheit über Alles geht.“

Und wenn ich Ihnen folgte, würde ich dann nicht Ihre Sclavin ſein?

Riancourt umſchlang ſie leidenſchaftlich. „Nein, Konſtanze,“ rief er aus, „Du biſt ewig nur meine Gebieterin. Folgſt Du mir frei, ohne mein Weib zu ſein, habe ich ja keine Rechte über Dich; Du kannſt den Dir ſo ganz ergebenen Riancourt dann jeden Augenblick

verlaſſen; ich wäre Dein Sclave; ſtets müßte ich als Gunſt erbetteln, daß Du mich nicht verließeſt!“

Und wenn Ihre Leidenſchaft erkaltete?

„Unmöglich, mein Leben iſt Dir geweiht!“

Ach Riancourt, welche reizende Ausſicht haben Sie mir eröffnet! Ich leugne es nicht, lange ſchon ſehnte ich mich hinaus; — warum aber ſollte es heimlich geſchehn — mein Vater dauert mich doch! — Laſſen Sie mir Bedenkzeit. — Noch fehlt mir der Muth; — tauſend Gefühle beſtürmen mich! —

Riancourt hatte einen ſolchen Erfolg ſeiner frevelhaften Beredſamkeit kaum erwartet. Er hielt für zweckmäßig, für jetzt nicht weiter in Konſtanzen zu dringen. Das Geſpräch nahm eine andere Wendung. Sie ſcherzten und lachten, als der Diener Raymonds Ludwigs Brief brachte. Ludwig bat darin noch ein Mal in den rührendſten Ausdrücken um Vergebung, und beſchwor Konſtanzen, ihm einen

Beſuch bei ihr zu geſtatten. Nach dem Geſpräch, welches ſie ſo eben mit Riancourt gehabt hatte, erſchien ihr Ludwigs Charakter nur ſehr gewöhnlich. Sie begnügte ſich zu erklären, daß ſie jetzt nicht Zeit habe zu ſchreiben.

Riancourt ergoß ſich wie immer in Drohungen gegen den Nebenbuhler. Konſtanze, welche künftigen Unannehmlichkeiten vorbeugen wollte, und deren Phantaſie mit ganz neuen und freundlichen Bildern erfüllt war, gebot ihm jetzt ernſtlich, jede Fehde ruhen zu laſſen. Was werden Sie ihm antworten? fragte er geſpannt. Ich werde ſchweigen, antwortete Konſtanze, und triumphirend verließ er das bethörte Mädchen.

Sie überſann nun den Inhalt der gehabten Unterredung. Das ſind die Grundſätze eines kühnen Mannes, ſagte ſie zu ſich ſelbſt; wie alltäglich erſcheint doch Ludwig gegen ihn. Und Riancourt reich und angeſehn, Ludwig ein armer, ausgepfiffener Sänger! — Unter Riancourts Schutz ſoll ich die Welt ſehn, ſoll ich

frei und unabhängig bleiben. Ja, Unabhängigkeit iſt das gröſste Glück; nur ein ſchwaches Weib kann ſich nach der Laſt des Ehejoches ſehnen. Riancourt liebt mich, es iſt kein Zweifel. — Wie aber, wenn er mich verlieſe? — Nun, ſo ernährte mich ja mein Talent, wo ich auch ſein möchte. Ich bin und bleibe nur von mir abhängig. — Ludwig? — — Er dauert mich doch. Es war unrecht von mir, daſs ich ihn an mich zog! — Noch bin ich nicht mit mir einig; aber Riancourts Antrag iſt verführeriſch. Auf dieſer Seite erblicke ich nur Glanz und Wonne, auf jener das gewöhnliche Altagsleben mit ſeinen ſchwarzen Schattenſtrichen. Ich darf Ludwig keine Hoffnung mehr machen. Ich werde ihn vermeiden. Ich habe ja auch Grund ihm zu zürnen. Er ſchreibt zwar, daſs er das Herabſtürzen eines Balkens oder einer Kouliſſe befürchtet habe, daſs die Sorge um mich ihm den Kopf verwirrt. — Er liebt mich ohne Zweifel. . . . Aber macht dies die mir widerfahrne Beſchimpfung

ungeſchehn? Ich kann die Bühne nicht wieder betreten. Vor allen Dingen will ich mich krank melden. Dadurch gewinne ich Zeit! —

Unterdeſſen hatte Ludwig Raymond inſtändig gebeten, ſich für ihn bei Konſtanzen zu verwenden und durch ſeine Vermittelung eine Ausſöhnung herbeizuführen. Raymond war aber keineswegs geneigt, die Bitte ſeines Pfleglings zu erfüllen. „Wenn Konſtanze Sie wirklich liebt,“ ſagte er, „bedarf es nicht der Einmiſchung eines Dritten. Wir wollen nach wie vor das Haus beſuchen, und das Weitere erwarten.“ Noch an demſelben Tage begab er ſich indeſſen heimlich zu Doloroſo und beklagte ſich gegen denſelben über Konſtanzens Härte. Er zweifelte nicht, daß der förmliche Bruch erfolgen werde und wünſchte ihn zu beſchleunigen. Der Kapellmeiſter verſicherte aber, daß er Alles anwenden wolle, ſeine Tochter zu verſöhnen, und ſprach, als ſich Raymond entfernt hatte, ſofort mit ihr. Konſtanze beharrte nicht nur

in ihrer veränderten Geſinnung, ſondern ſie vergaß ſelbſt jede Rückſicht gegen ihrem Vater. Als er nicht aufhörte in ſie zu dringen, äußerte ſie verdrießlich: „Ich muß mich wundern, lieber Vater, daß Sie ſo gleichgiltig ſind, wo es ſich von einer Ihrer Tochter widerfahrnen öffentlichen Beſchimpfung handelt; ich möchte wohl wiſſen, wie Sie gegen Ludwig geſonnen wären, wenn ſich der Vorfall in einer von Ihren Opern ereignet, und deren Aufführung unterbrochen hätte! —

Doloroſo, der ſich getroffen fühlte, ſchwieg einen Augenblick. „Das iſt auch etwas Anderes,“ antwortete er dann kleinlaut, „eine Oper, das Kunſtwerk ſelbſt und der darſtellende Künſtler! —

Wirklich, erwiderte nun Konſtanze gereizt, Ihre Opern ſind Ihnen mehr werth, als Ihr Kind? Vortrefflich!

„So meinte ich das nicht,“ entgegnete Doloroſo, „Du biſt heut' ſehr übler Laune. Und

damit Du es nur wiſſeſt, ich will, daß Du Herrn Ludwig mit Freundlichkeit begegneſt, daß der Vorfall vergeſſen ſei, ich will es durchaus.“

Lieber Vater, ſie ſcherzen. Sie wiſſen, daß ich mir nicht gebieten laſſe. Ich werde vor Herrn Ludwig ſowohl als vor Herrn Raymond von nun an meine Thür verſchließen.

„Wage das,“ fuhr Doloroſo heftig auf.

Wie behandeln Sie mich denn? fragte Konſtanze trotzig. Ich dächte doch, den Kinderſchuhen wäre ich entwachſen. Ich werde thun was mir beliebt.

„Ungerathne Tochter, böſes Kind!“ rief nun Doloroſo. „Mir zittern die Glieder vor Zorn!“

Konſtanze hatte das Zimmer verlaſſen. Der alte Mann ſetzte ſich hin und weinte. Ach, Doloroſo, ſeufzte er, was iſt von Dir geblieben? — Nirgend Glück, nirgend Frieden! — Welch' ein Daſein! — Vom berühmteſten Muſiker herabgeſunken zum — Schulmeiſter, — der

Welt fremd — dem eignen Kinde entfremdet! — Das alſo hab' ich gewonnen! — O Mozart, wie viel glücklicher biſt Du, als ich! — —

Die Unterredung mit ihrem Vater, hatte übrigens noch mehr dazu beigetragen, des Mädchens verkehrten Sinn zu befeſtigen. Der Teufel trieb geſchäftig ſein Spiel.

Ludwig und Raymond ſetzten ihre Beſuche im Doloroſoſchen Hauſe fort. In den erſten Tagen ließ ſich Konſtanze nicht ſehn. Dann erſchien ſie im Zimmer des Vaters, wo ſie ſich anfangs kalt, nach und nach aber freundlich und höflich mit Ludwig unterhielt. Dagegen mied Riancourt das Zimmer des Vaters. Er allein genoß das Vorrecht, bei Konſtanzen eingelaſſen zu werden. Raymond ſprach darüber mit Doloroſo. Er ſagte ihm, bei dieſer Gelegenheit, daß Riancourts Geſichtszüge eine dunkle, aber unangenehme Erinnerung in ihm hervorrufen, und daß er Konſtanzen vor dem Umgange mit dieſem Menſchen

warnen müſſe. Der Kapellmeiſter zuckte die Achſeln und erklärte, daß er ſeiner Tochter nichts mehr zu ſagen wage. Ludwig aber härmte ſich und — liebte. Oft nahm er ſich vor, Riancourt zu fordern; bei reiflicher Ueberlegung aber ſah er ein, daß er dadurch der heiß Geliebten noch verhaßter werden müſſe, und Riancourt hielt, ſeit er ſich ſo augenſcheinlich begünſtigt ſah, es nicht der Mühe werth, noch auf ſeinen Nebenbuhler zu achten. —

In dieſer Spannung der Verhältniſſe fuhr der Jüngling fort, ſeine Oper zu komponiren. Aber mit ſeiner Begeiſterung war es aus. Doloroſo, deſſen mürriſches Weſen ſeit dem Zwiſte mit Konſtanzen den höchſten Grad erreicht hatte, fand nur noch Freude im Umgange und der gemeinſchaftlichen Arbeit mit Ludwig. Dieſer geſtand ihm jetzt, was Doloroſo freilich längſt wußte, daß er Konſtanzen liebe. Der Kapellmeiſter umarmte ihn. Gern würde ich Ihnen meiner Tochter Hand bewilligen, ſagte er,

Sie ſind der Schwiegerſohn wie ich ihn mir wünſche, voller Enthuſiaſmus für die Kunſt und voller Redlichkeit; allein was kann ich für Sie thun? Riancourt iſt wie der böſe Feind in's Haus getreten. Je gröſſer ſein Einfluß auf meine Tochter wird, um ſo mehr zieht ſich das Mädchen von mir zurück.

Warum verbieten Sie ihm nicht das Haus, fragte Ludwig, warum ſagen Sie Ihrer Tochter nicht, daß ihr Ruf leide?

Würde darauf geachtet werden? fragte ſeinerſeits Doloroſo. Hängt Konſtanze nicht von ſich ſelbſt ab und thäte ich dies, würde ſie nicht mein Haus ſofort verlaſſen? Ich bin ein unglücklicher Vater! — Wie ich Konſtanzen kenne, wird ſie ſelbſt aus dieſem Traume erwachen; ſie wird erröthen vor Schaam und bitter bereuen.

Ach, wenn es zu ſpät iſt! ſeufzte Ludwig.

Nein, lieber Ludwig, entgegnete Doloroſo, zweifeln Sie nicht an Konſtanzens

Tugend; ich ſchwöre Ihnen, das Mädchen hat feſte Grundſätze; ſie iſt tugendhaft aus Stolz und Eigenſinn. Darum laſſen Sie uns hoffen. Sie iſt verletzt und bekümmert über die ihr widerfahrne öffentliche Beleidigung; allein ſie wird wieder auftreten; — mit dem Beifall des Publikums wird ihre Luſt zum Singen wiederkehren. Sie werden mit ihr üben und Alles wird dann vergeſſen ſein.

Ludwig fühlte ſich nicht getröſtet. Er kam unruhiger als je nach Hauſe, und ſuchte durch die Kompoſition ſeine Gedanken abzulenken. Konſtanzens Bild lächelte ihm auch aus den Noten entgegen. Er ſchrieb am Finale. Aber die Gedanken wollten nicht kommen, ſich nicht zu einem Ganzen vereinigen. Er ſprang endlich mit allen Zeichen der Ungeduld auf, und warf die Feder fort. Raymond lächelte nach ſeiner Weiſe. Nun, warum ſo eifrig? fragte er den Pflegling.

„Hol' der Teufel das Komponiren," ant-

wortete Ludwig, „Sie haben Recht, es iſt eine, eine, eine —“

Jämmerliche Kunſt, fiel ihm Raymond in's Wort.

„Das wohl nicht,“ verſetzte Ludwig, „aber eine verteufelte Kunſt, die dem Komponiſten zahlloſe Qualen verurſacht!“

Ei, Sie ſind ja auf trefflichem Wege der Erkenntniß, bemerkte Raymond. Beglückte Liebe hüllt Alles in Roſenduft. Meinem jungen Freunde fehlt jetzt plötzlich das begeiſternde Princip, ſein Gemüth iſt zerriſſen, die heilige Cäcilie ſieht jetzt nicht mehr aus, wie Konſtanze, ſondern wie ein Weib mit dem Strickſtrumpfe; mit dem Nimbus, der die Geliebte umfloß, ſchwindet der Nimbus, der die Tonkunſt umgab.

„Kann man ſich aber auch etwas Unangenehmeres denken, etwas Unwürdigeres für einen Mann, als dieſe Qual des Notenmalens! Mein Inneres brennt und fiebert, ich will vorwärts und dieſe runden ſchwarzen Köpfe mit ihren

Schwänzen halten mich unaufhörlich feſt. An dieſem Muſikſtück, welches vielleicht fünf Minuten dauern wird, habe ich Tage lang zu ſchreiben, weil 20 Syſteme übereinander ſtehn!“

Ja, ja die Muſik iſt eine erbärmliche Kunſt! Schreibt man ein Buch, ſo fließen die Worte ſchnell, wie der Gedanke auf's Papier und die Buchſtaben bleiben für alle Zeit und für Jedermann, der leſen gelernt hat. Komponiren Sie für ein einzelnes Inſtrument, ſo läßt ſich zwar die Melodie auch ziemlich ſchnell auf's Papier bringen; es ſind aber doch immer erſt Inſtrumente und Spieler erforderlich, um die Melodie dem Ohr vernehmbar zu machen und wie ganz anders iſt es mit jeder größern Inſtrumental- und Vokalkompoſition. — Sie haben da 20 Syſteme; um alſo einen einzelnen Akkord ertönen zu laſſen, müſſen Sie 20 Reihen Noten übereinanderſetzen, wohl vierzig bis funfzig Notenköpfchen ausfüllen, Schwänze und Schnörkel hinzufügen — o würdige Beſchäftigung

eines dem Thatenleben beſtimmten Mannes! — Endlich ſteht ein Akkord da, und im Rühren und Kratzen mit der Feder und bei dem funfzigmaligen Eintauchen ins Tintefaß iſt die Begeiſterung zum Teufel gegangen! Einen ganzen Vormittag lang wird auf dieſe Weiſe punktirt und geſtrichen, und mühſeelig ſind endlich einige Seiten der Partitur, d. h. etwa 30 bis 40 Takte der Kompoſition zu Stande gebracht. Jetzt kommt, was ich ſchon neulich geſagt. Nun gehören ja erſt 50 oder 100 Perſonen dazu, um jeden Akkord dem Ohre für eine Sekunde hörbar darzuſtellen. Der Maler ſieht doch, wie die Farben unter ſeinen Händen Leben gewinnen, der Bildhauer und Baukünſtler, wie das Werk mit jedem Meiſſelſchlage oder Bauſteine mehr und mehr der Vollendung ſich nähert; der Komponiſt aber hat nach aller Mühe nur einen Bogen voller Schnörkel vor ſich liegen. Hol' der Teufel die Muſik!

„Liegt aber dieſe Unvollkommenheit, die, wie

ich bekenne, mir heut unerträglich erſcheint, nicht in einem Mangel an zweckmäßigen Notenzeichen.“

Gewiß, aber Zeichen zu erfinden, welche dieſe Unvollkommenheit beſeitigen, halte ich für unmöglich. Das innerſte Weſen dieſer ſinnlichen, weibiſchen, unmännlichen Kunſt iſt dem widerſtrebend. Und wofür endlich dieſe monatlange oder wenn wir von einer ganzen Oper, oder einem großen Oratorium ſprechen, jahrelange Mühe? — Um dem unausſprechlich dummen Jungen, der ſich Publikum nennt, ein Plaiſir zu machen!

Ludwig ſchwieg traurig ſtill. Raymonds Worte klangen in ſeiner Seele wieder, die Erfahrung hatte ihn dafür empfänglich gemacht, der Liebesgram ſeinem Enthuſiasmus für die Kunſt Feſſeln angelegt. Er ermuthigte ſich indeſſen wieder, und beendigte wenige Tage nachher die Oper, welche durch Doloroſo's Verwendung von der Intendanz angenommen wurde.

Die Ausſchreibung der Stimmen erfolgte, da Raymond gute Belohnung verhieß, ungewöhn-

lich ſchnell. Ludwig hatte darauf gerechnet, mit Konſtanzen die Hauptpartien zu ſingen. Das kam nun Alles ganz anders! Farinetti's, welche er nicht hätte übergehn dürfen, waren beurlaubt; er mußte ſich daher an die Sängerin Caballucchi wenden, der zweite eben nicht beliebte Tenoriſt übernahm die Partie des Miltiades. Ungeachtet Beide dienſtlich dazu verpflichtet waren, durfte Ludwig nicht unterlaſſen, ihnen ſeinen perſönlichen Beſuch abzuſtatten und ſein Werk ihrer Protektion zu empfehlen. Auch den übrigen Perſonen, die in der Oper mitwirken ſollten, machte er die Aufwartung. Ueberall empfing er die freundſchaftlichſten Verſicherungen. Raymond gab ein Diner, zu welchem Wüſtewaſſer, Caballucchi und funfzig Mitglieder der Oper und Kapelle eingeladen waren. Ludwigs Stimmung dabei läßt ſich denken; denn Konſtanze hatte ſich mit Unpäßlichkeit entſchuldigen laſſen und Doloroſo konnte wegen wirklichen Uebelbefindens nicht erſcheinen. Die Geſell-

ſchaft überſchüttete Ludwig mit Zärtlichkeit. Der Champagner floß in Strömen und auf Raymonds und Ludwigs Geſundheit, wie auf den glücklichen Erfolg der Oper, wurden Toaſte ausgebracht. Caballuechi hatte des Guten ſo viel gethan, daß er nach Hauſe gebracht werden muſte. Wüſtewaſſer heuchelte über Ludwigs Schickſal inniges Bedauren und tröſtete ihn mit der Verſicherung, daß die Oper Miltiades furore machen werde. Niemand aber wünſchte dies weniger als er.

Die Proben begannen und mit ihnen ſtürmte ein Heer von Unannehmlichkeiten und Plackereien auf Ludwig ein. Ueberall verlangte man ſeine Gegenwart. Kein Künſtler iſt intoleranter gegen Dilettanten, als die Muſiker vom Fache. Jeder Schreibfehler des Kopiſten wurde ihm zur Laſt gelegt. Wo ein ſolcher in den Quartettproben einen Miſton hervorbrachte, verzogen ſich die Mienen einzelner Orcheſtermitglieder zu einem höhnenden Lächeln. Wo ſich irgend ein etwas

ſchwieriger Satz fand, reichte man ihm die Stimme mit der trocknen Erklärung hin, das laſſe ſich nicht ſpielen. Die meiſten böswilligen Einwendungen hatte er von denen zu hören, welche zu dem Diner nicht eingeladen worden waren.

Alle dieſe Unannehmlichkeiten wiederholten ſich bei der Probe des ganzen Orcheſters. Der Eine wollte dies, der Andere jenes nicht ſpielen können. Er aber kannte die Technik der Inſtrumente ſehr genau, und ſeine Partitur war ja überdies von Doloroſo ſelbſt genau durchgeſehn worden. Noch übler erging es ihm mit dem Sängerperſonale. Eine ſchöne Sopranarie, die er für Konſtanzen geſchrieben hatte, mußte auf Antrag der Sängerin Caballucchi ſo vielfach geändert werden, daß der Charakter des Stückes verloren ging. Ludwig verlor die Geduld. Mit erhitztem Geſicht erklärte er ſowohl Raymond als Doloroſo, daß er von ſolchen Scheerereien keine Ahnung gehabt habe. Do-

ioroſo hatte die Oper dirigiren wollen; allein Caballuchi ließ ſich dies nicht nehmen, weil ſeine Tochter die Hauptſopranpartie ſingen ſollte. Auch dies war dem Komponiſten nicht erfreulich. Es kam zu einer unangenehmen Scene zwiſchen den beiden Kapellmeiſtern, und Caballuchi's Tochter erklärte nun, daß ſie die Partie gar nicht ſingen werde. Die Intendanz befahl; ſofort ſchickte Demoiſelle Caballuchi ein ärztliches Atteſt ein, welches bezeugte, daß ſie jetzt nicht im Stande ſei zu ſingen! — — —

Doloroſo und Ludwig wandten ſich hierauf nochmals an Konſtanzen, und baten ſie, die Partie zu übernehmen. Allein Konſtanze hatte erſt am Tage vorher auf eine fernere Anfrage der Intendanz erklärt, daß ſie noch immer unwohl ſei, und Riancourt, welcher befürchtete, daß, wenn ſie erſt wieder aufgetreten wäre und das Publikum ſeine Unart durch verdoppelten Beifall wieder gut gemacht hätte, die Vorliebe für die Bühne wieder in ihr erwachen würde,

nicht unterlaſſen, ſie in ihrem Entſchluſſe zu befeſtigen. Noch immer wiederholte er ſeinen verlockenden Antrag und Konſtanze ſchwankte immer mehr. —

Während dem hatten die Freunde der Farinettiſchen Familie, Wüſtewaſſer ſelbſt und viele neidiſche Mitglieder der Kapelle in der Stadt das Gerücht verbreitet, Ludwigs Oper ſei ſo ſchlecht, daß es nicht der Mühe lohne, ſie zu hören. Man erzählte hier und da auf eine den Komponiſten ſehr lächerlich machende Weiſe, daß ihm alle Kenntniß der Inſtrumente abgehe, daß er Geigenfiguren für das Horn, Violoncellpaſſagen für die Flöte und ähnlichen Unſinn geſetzt habe. Sein unglückliches Debüt als Sänger war noch in Aller Gedächtniß, und ſo läßt ſich denken, daß dem lügenhaften Gerüchte über ſeine Fähigkeit als Komponiſt voller Glaube beigemeſſen wurde.

Endlich fand die Aufführung Statt. Die verbreiteten Gerüchte hatten ſo nachtheilig gewirkt,

daß ſich außer den Inhabern der Freibillets nur noch wenig Zuhörer eingefunden hatten. Das Beifallklatſchen einer verhältnißmäßig ſo kleinen Verſammlung, klang in dem weiten Raume faſt wie Hohn. Miltiades ſang ſchlecht, die übrigen ausführenden Individuen vom Geſangperſonale zeigten ſich matt und ſchlaff, wie dies ſtets auf der Bühne der Fall zu ſein pflegt, wenn das Haus nicht beſetzt iſt.

Am folgenden Tage ſprach man überall von dem leeren Hauſe. Denen, die behaupteten, daß die Oper Treffliches enthalte, glaubte man nicht. Bei der Wiederholung derſelben hatten ſich noch weniger Zuhörer eingefunden und Miltiades wurde daher zurückgelegt.

Ludwig war außer ſich. —

Siebentes Kapitel.

An einem trüben regnigten Vormittag, bald nach der letzten Aufführung des Miltiades, befanden ſich Raymond und Ludwig wie gewöhnlich bei Doloroſo. Der Kapellmeiſter hatte aus den Zeitungen erſehn, daß eine ſeiner berühmteſten Opern an demſelben Tage in Paris, Wien und Neapel gegeben worden war und dies Ereigniß des Zufalls, insbeſondere aber eine ſehr günſtige Recenſion ſeines Werks in den Pariſer Blättern, ſtimmten ihn nach langer Zeit einmal wieder heiter und weckten den alten Stolz in ihm. Man giebt, ſagte er, das Haupt hin und her wiegend, denn doch noch etwas auf meine Werke in den Hauptländern Europa's. Gott ſei Dank, ich war in keiner Täuſchung befangen. Laſſen Sie nur, fügte er ſeinen ge-

wöhnlichen Refrain hinzu, dieſe Periode des verderbten Geſchmacks vorüber ſein, ſicherlich kehrt die beſſere Zeit zurück. Ich weiß was ich geleiſtet. Wenn der Klingklang der Gegenwart längſt vergeſſen ſein wird, dann meine Freunde wird Doloroſo erſt ganz erkannt werden. Faſſen Sie Muth, mein theurer Herr Ludwig, Ihnen iſt ein erſter Verſuch gemißglückt; allein das ſchadet nicht. Ich habe auch nicht gleich allgemeine Anerkennung gefunden. Bleiben Sie aber auf dem eingeſchlagenen Wege!

In dieſem Augenblicke brachte ihm der Briefträger einen Brief aus Petersburg. Man benachrichtigte ihn, daß dort eine andre ſeiner Opern mit außerordentlichem Beifalle gegeben worden ſei. Die Augen des alten Mannes ſtrahlten vor Freude. Ja, die Muſik iſt eine göttliche Kunſt! rief er mit Enthuſiasmus aus. Welche Triumphe gewährt ſie ihren Anhängern! Sie, Freund Raymond, loben die Malerei und Bildhauerkunſt ſo ſehr. Bilder und Sta-

tuen ſind nur an einem Orte; die muſikaliſchen Kompoſitionen können aber der ganzen Welt mitgetheilt werden: Melodien umkreiſen den Erdball! Ueberall erhält man das Werk ſelbſt, welches der Komponiſt geſchaffen hat; von Gemälden oder Bildſäulen kann man nur Kopien verſenden! Sie haben mich mißgeſtimmt geſehn, meine Freunde; allein das war vorübergehend. Ich nehme die hieſigen Verhältniſſe zu ernſt. Nicht den Muth verloren, mein Schüler! Ihr Werk war gut, Doloroſo ſagt es Ihnen, Sie haben ein ausgezeichnetes Talent und auf dieſe Verſicherung Ihres Freundes und Lehrers müſſen Sie mit Eifer an ein neues Werk gehn.

Dieſe veränderte Stimmung des Kapellmeiſters hatte Raymond nicht erwartet. Er ſah, daß die Aufmunterung Doloroſo's Eindruck auf den feurigen Jüngling machte, den er von ſeiner krankhaften Begeiſterung für eine Kunſt, die er für armſeelig, unnützlich und gefahrbringend hielt, faſt geheilt glaubte. Er zweifelte

nicht, daß, da sein Pflegling überdies unglücklich liebte, der Augenblick nahe sei, wo Ludwig über die beiden wichtigsten Interessen seines Lebens enttäuscht, sich ganz seiner fernern Leitung anvertrauen würde. Er konnte daher nicht länger schweigen. Ich muß jetzt endlich, sagte er zu sich selbst, ihr Ideal mit gewaltigen Schlägen zertrümmern. Gern möchte ich dem alten Manne, der mit einem Fuße schon im Grabe steht, die Täuschung gönnen, die ihn noch an das Leben fesselt. Allein ich darf nicht. Ludwigs Schicksal ist gefährdet. Auch hat Doloroso schon längst geäußert, daß er mein Glaubensbekenntniß über Musik endlich vollständig zu hören wünsche. — Er ahnt die Wahrheit, — es ist bei seinen Erfahrungen nicht anders möglich. Bin ich in einer Täuschung befangen, so möge er mich widerlegen. —

„Haben Sie denn," begann Raymond zu Doloroso gewandt, „in den Zeitungen auch gelesen, daß Reichardt gestorben ist?" —

Wie, Reichard iſt tod? fragte der Kapellmeiſter theilnehmend.

„Ja,“ antwortete Raymond, „und kaum ſpricht man davon. Das iſt der Lohn aller ſeiner Bemühungen. Glücklich der Komponiſt, der in ſeinen Triumphen, in ſüßer Täuſchung über den Werth ſeines Daſeins ſtirbt! Beneidenswerth iſt in dieſer Hinſicht z. B. Mozart! Er ſtarb zur rechten Zeit.“

Bei der plötzlichen Erwähnung dieſes Namens zuckten Doloroſo's Lippen; ein leiſer Seufzer rang ſich aus ſeiner Bruſt.

„Doch ich vergaß,“ fuhr Raymond fort, „Sie hören nicht gern von Mozart ſprechen. Tröſten Sie ſich, auch Mozart wird vergeſſen werden. Der Eine wandert früher, der Andere ſpäter ins Reich der Vergeſſenheit. Wenn aber auch geiſtiges Streben bei wirklichem Vorhandenſein des muſikaliſchen Talents die Komponiſten nicht vor dem Vergeſſenwerden ſichert, dann muß doch die Muſik ſelbſt daran Schuld ſein.“

Daraus, daß Reichardt bei ſeinen Lebzeiten vergeſſen worden, wandte Ludwig ein, folgt doch noch keineswegs, daß er überhaupt und auch künftig vergeſſen ſein werde. Ich hege vielmehr mit meinem verehrten Lehrer die Ueberzeugung, daß man, wenn alle krummen und holprigen Irrbahnen durchwandert worden, die alte breite und geebnete Hauptſtraße wieder eingeſchlagen werde. Dann wird man die alten Meiſter bewundern, dann wird ſich ihre Unſterblichkeit bewähren.

„Iſt man denn ſchon jemals zur Erkenntniß vergangener Jahrhunderte zurückgekehrt?“ fragte Raymond. „Findet nicht ein ſtetes Fortſchreiten Statt? Sind, um von der Muſik zu ſprechen, die Komponiſten vergangener Jahrhunderte wieder vorgeſucht worden? Sind nicht ſelbſt ſolche, die erſt vor funfzig Jahren die gebildete Welt entzückten, ſpurlos verſchwunden? Iſt es nicht bloß die Pietät, welche Händel und Bach noch hier und da aus dem Grabe der Vergeſſenheit

heraufbeſchwört? Iſt nicht ſelbſt um Ihre neuliche Frage zu beantworten, der herrliche Gluck faſt ſchon vergeſſen? — Sie glauben daß eine Zeit kommen werde, wo Händel, Bach, Gretry, Gluck, Traetta, Galuppi und wie ſie heißen mögen, wieder gelten, wo die Muſiker in dem Geiſte, in der Manier dieſer Männer ſchreiben werden? Nimmermehr, guter Ludwig. Eben ſo wenig als für Schriftſteller die Zeit der Meiſterſänger, oder gar das Zeitalter des Ulphilas zurückkehrt.“

Man wird, ſagte Ludwig, allerdings nicht zu Hans Sachs oder zu Ulphilas zurückkehren, wohl aber, wenn unſre Schriftſprache ausartet, zu den Schöpfern unſerer klaſſiſchen Schreibart. In der Muſik alſo auch zu den Vorbildern aus der Zeit der Vollendung.

Das war aus meiner Seele, bemerkte Doloroſo, welcher mit Aengſtlichkeit zuhörte.

„Schönklingende, aber hohle Phraſen,“ entgegnete Raymond; „iſt man denn im Alter-

thum, als der klaſſiſche Stil in Verfall gerieth, zurückgekehrt zur Periode der Vollendung, zum Stile Cicero's, Xenophon's oder Thucydides? Und vermögen Sie mir außerdem zu beweiſen, meine werthen Freunde, daß diejenige Periode in der Muſik, welche Sie für die der höchſten Vollendung halten, es wirklich ſei?"

Allerdings, antwortete Ludwig, Sie können dies nicht in Abrede ſtellen, wenn Sie erwägen, daß in der Periode, welche wir meinen, die mit Händel beginnt und mit Cherubini und Doloroſo abſchließt, die Muſik zur tiefſinnigen Wiſſenſchaft erhoben worden iſt.

„Schon im 15. Jahrhundert iſt das in Italien und Frankreich der Fall geweſen," entgegnete Raymond. „Gewiß glaubte man damals Alles erſchöpft zu haben, und dennoch war dem nicht ſo. Warum ſoll man annehmen, daß dies der nächſten Vergangenheit oder der Gegenwart gelungen ſei? — Aber nun habe ich Sie da, wo ich Sie am leichteſten bekämpfen kann. Auf

welcher tiefen Stufe der Erkenntniß ſtehn die muſikaliſchen Kunſtkritiker, welche bei einer Kompoſition immer zunächſt auf die wiſſenſchaftliche Behandlung ſehen, welche „Arbeit,“ (ihr beliebteſter Ausdruck) und möglichſte Ausbildung der Form für nöthig machten und überall die orthographiſchen Fehler rügen! Wie ſeicht und flach ſind dieſe Menſchen, wie wenig haben ſie die Geheimniſſe der Kunſt erforſcht! Sie beten Mozart an, weil er die Regeln der Grammatik inne hatte und ſorgfältig beachtete; ſie vergöttern Beethoven, weil er die künſtlichſten Formen beherrſcht; ſie bemitleiden oder verachten Roſſini und die neuern Italiener und Franzoſen, und nennen die Partituren derſelben leer. Lieber Gott, jeder Schulknabe kann den Generalbaß und doppelten Kontrapunkt erlernen und eine regelrechte Fuge ſchmieden. Alle dieſe Formen und Kombinationen entwürdigen die Kunſt zur Künſtelei, nimmer erheben ſie dieſelbe zur Wiſſenſchaft. Die Wiſſenſchaft hat Erkenntniß der Wahrheit zum

Zweck; was wird durch jene Formen und Kombinationen erreicht? Wer hat denn die orthographiſchen Regeln in der Muſik und jene künſtlichen Texturen erfunden? Das Ohr und der Wille des Komponiſten. Wie unſinnig iſt es alſo von orthographiſchen Fehlern zu ſprechen, wo die Autonomie des Komponiſten entſcheidet. Ihr armen, mit tiefer Gelehrſamkeit prunkenden Recenſenten, wißt ihr denn, ob nicht einſt allgemein als Fehler anerkannt wird, was man jetzt in der Muſik für richtig hält? — Ein verminderter Septimenakkord, ohne den die Muſik jetzt gar nicht beſtehen kann, galt noch vor nicht gar langer Zeit für einen außerordentlichen Fehler und erregte Ohrenzwang. Wahrlich, es iſt die jämmerlichſte Anforderung der Kritiker, bei einer Compoſition das, was ſie „Arbeit“ nennen, zu verlangen. Je freier ein Erguß der Phantaſie, je mehr entſpricht er dem Weſen der Muſik. Der Muſiker ſuche neue, überraſchende und charakteriſtiſche Melodien und Harmonienfol-

gen rhythmiſch mit einander zu verbinden und ein wohl organiſirtes Ganze zu ſchaffen. Auf dieſe Weiſe wird er Alles leiſten, was dem Weſen der Muſik zuträglich iſt. Die Muſik hat ihre Schulperiode durchgemacht und die friſche Jünglingskraft der Gegenwart wird ſelbſtthätig. Die neuern Komponiſten entſprechen den Anforderungen, deren ich hierbei erwähnt habe viel mehr, alle ihre Vorgänger. Allein wie bisher die verſchiedenen Richtungen des Kalküls, ſind jetzt Rhythmus und Vorhalte vorherrſchend geworden. Auch dieſe Manier wird ſich ändern, denn die Muſik iſt nur eine Kunſt der Mode; ihre Formen wechſeln wie die Mode. Dies iſt das traurige Reſultat aller meiner Forſchungen, eines Lebens, welches überreich iſt an Erfahrungen im Gebiete der Tonkunſt.“

Doloroſo ſchien außerordentlich aufgeregt und ächzte laut. Ludwig war ganz ſtill geworden.

„Es thut mir weh, dies ſagen zu müſſen,“

fuhr Raymond ruhig fort. „O auch ich habe lange gekämpft gegen dieſe Ueberzeugung, bis ich ihr erlag. Muſik iſt die Kunſt der Mode, wiederhole ich, und ich will es beweiſen. Darum währt die Blüthenperiode ſelbſt der beliebteſten Komponiſten nur wenige Jahre. Man kann füglich annehmen, daß alle zehn Jahre eine neue Modeform in der Muſik geſchaffen wird. Der Komponiſt, deſſen Blüthenperiode beendigt iſt, beginnt die zweite ſeines künſtleriſchen Daſeins. Die Jünglinge, die er begeiſtert, die unter ſeinen Tönen die erſten Schritte in die Welt gethan und den Himmel noch offen ſahen, ſind nun Männer geworden. Sie bleiben ſeine, wenn gleich ruhigeren Anhänger; denn ſeine Melodien erinnern ſie an die ſüße, nie wiederkehrende Jugendzeit. So vergehn abermals zehn Jahre. Schon iſt Mancher dieſer Anhänger in das Reich des Todes vorangegangen; die Uebrigbleibenden blicken nicht mehr den Berg hinauf, ſondern hinab. Sie ſind ernſt geworden. Ein zweite, ihnen

nicht mehr verſtändliche Periode der Muſik hat unterdeſſen begonnen. Noch theurer ſind ihnen deshalb die Melodien ihrer Jugend. Und noch mehr rafft der Tod dahin. Einige Wenige nur noch bleiben übrig, die mit grauem Haar, mit der Brille auf der Naſe, den immer ſeltner werdenden Aufführungen ihres Lieblingskomponiſten beiwohnen. Die Erinnerung an die Jugend wird um ſo wehmüthiger, als der Schöpfer der Töne, den ſie ſo lieb gewonnen, vielleicht nicht mehr unter den Lebenden wandelt. Auch ſie gehn endlich heim, und die letzte Periode des Künſtlers iſt vorüber. Für jede ſpätere Generation wird er nun Antiquität. Nur wenigen Komponiſten gelingt es, einzelne Spuren ihrer Schöpfungen in die zweite Hälfte eines Jahrhunderts zu übertragen. So ſind Bach, Händel, Porpora, Leonardo Leo, Pergoleſi u. ſ. w. jetzt Antiquitäten. Mozart beginnt bereits zu veralten, bald wird auch er eine ſchöne Antiquität ſein. Endlich folgt die Vergeſſenheit. Und kann

es denn anders ſein? Das Jahr hat 365 Tage. Der Tonſchöpfungen ſind ſo viel und ſie vermehren ſich ſo ſehr, daß man mehrere Jahre hindurch täglich eine derſelben aufführen laſſen könnte. Ein Muſikwerk verdrängt nothwendig das andre; man muß ja das ältere liegen laſſen, um das neuere nur hören zu können! Alſo auch die Zeit, als ſolche, ſteht der Muſik feindſelig gegenüber. Soll einem jeden Komponiſten nur das Recht widerfahren, gehört zu werden, ſo hat Jeder auch nur die Hoffnung, erſt nach Jahren, wenn der ganze Turnus durchgemacht worden, wieder einmal an die Reihe zu kommen. Ich ſpreche hier natürlich von gröſſern Muſikwerken. Kleinere Kompoſitionen gehn, aus andern Urſachen, ſchon viel früher unter. — Was würden die alten ehrwürdigen Muſiker der letztvergangenen Jahrhunderte ſagen, wenn ſie von den Todten auferſtünden? Sie, die fromm begeiſtert für die Ewigkeit zu ſchreiben glaubten, ſind zum gröſſern

Theile ſelbſt von Kunſtgenoſſen kaum noch dem Namen nach gekannt! — Iſt aber Raphaels vor 4 Jahrhunderten gemahlte Madonna Antiquität geworden? Sind Shakespeare, Dante, Calderon, Cervantes und wie ſie heißen mögen, Antiquitäten? Strahlen nicht alle Kunſtwerke der Mahlerei und Poeſie, ja die tauſendjährigen Pyramiden Aegyptens und die klaſſiſchen Bildwerke in ewiger Jugend? — O trübſelige Kunſt der Muſik, wie iſt es möglich, daß ein Vernünftiger für dich erglühen kann? Nun freilich, du vertreibſt auf angenehme Weiſe die Zeit, du läſſeſt den Fröhlichen tanzen. Das iſt Etwas. Bajazzo erheitert uns aber auch durch ſeine Späße und wenn er ſeine Bretterbude nicht mehr betritt, iſt er vergeſſen. Der Muſiker gehört alſo in dieſelbe Kategorie. Trefflich!..... Man ſagt zwar, daß die Muſik den Traurigen tröſte. Es iſt mit einem ſo ſinnlichen und luftigen Troſt nicht weit her. Der Anblick der Natur und religiöſe Betrachtungen tröſten wirkſamer.

Man ſagt ferner, daß die Muſik die Sprache des Himmels ſei und den Menſchen zu den Sternen emportrage! Das ſind Aeußerungen krankhafter Sentimentalität. Töne und Akkorde die nicht einmal das auszudrücken vermögen, was die unvollkommene menſchliche Sprache ausdrückt, ſind nimmer eine Himmelsſprache.“

Ich dächte aber, unterbrach Ludwig hier kleinlaut den Sprecher, daß, weil wir die Muſik nicht in Worte übertragen können, ſondern uns mit Gefühlen und Ahnungen begnügen müſſen, dies im Gegentheil als ein Beweis dafür gelten dürfte, daß ſie das Band ſei, welches uns mit dem unſichtbaren Jenſeits, mit höhern Weſen, mit der Gottheit ſelbſt verbindet.

„Keineswegs,“ antwortete Raymond kalt, „was in einem menſchlichen Hirn entſtanden iſt, gehört in den Kreis des Menſchlichen. Tönte die Muſik nur vom Himmel herab, dann könnten wir vielleicht annehmen, daß es eine Sprache

höherer Weſen ſei, die wir nicht verſtänden, dann würden jene krankhaften Lobpreiſungen, die das Gehirn irgend einer hyſteriſchen und nervenſchwachen Dame ausgeheckt haben mag, angemeſſen erſcheinen. — Muſik iſt alſo die Kunſt der Mode. Dieſer Satz erläutert, ohne alle Erklärung, weshalb auch von der Muſik des Alterthums keine Spur mehr auf unſere Zeiten gelangen konnte. Die Muſik der Alten iſt untergegangen und wie ihre Moden vergeſſen. Mag ſie im Vergleich zur unſrigen geweſen ſein, wie ſie wolle; genug ſie genügte ihnen. Das Chriſtenthum brachte den uniſono vorgetragene Choral. Die düſtere Beſchaulichkeit des Mönchslebens führte zu mathematiſchen Grübeleien. Erſt ſtellte man Noten übereinander, dann zwängte man ſie in Taktabſchnitte, dann wurde es klar, daß die Töne innerhalb eines Taktes von verſchiedener Länge und Kürze ſeien, und daß eine ganze Taktnote in halbe, Viertel, Sechszehntel u. ſ. w. bis zu Vierundſechzigtheilnoten aufgelö-

ſet werden könne. Hierdurch war die Erfindung der Fuge und des doppelten Kontrapunkts vorbereitet. Im ſechszehnten und ſiebenzehnten Jahrhundert begann mit Vermehrung und Verbeſſerung der Inſtrumente die weltliche Muſik ſich auszubilden. Rinuccinis Daphne, von Peri in Muſik geſetzt und gegen Ende des 16. Jahrhunderts in Florenz aufgeführt, ſcheint der erſte Verſuch einer Oper geweſen zu ſein. Von da bis auf Mozart, welche Erfindungen, welche Veränderungen! — Allmählig war die Muſik als Wiſſenſchaft vollſtändig ausgebildet worden. Die Mathematiker hatten die Verwandtſchaft dieſer Kunſt mit der Mathematik gezeigt. Die Fuge und der doppelte Kontrapunkt ſiegten. Mozart und ſeine Zeitgenoſſen, auch Sie, Freund Doloroſo, konnten ſich von dieſen Feſſeln noch nicht befreien. Allein ihr habt den Zand oft ſchon bei Seite geworfen. So wurde die Gegenwart vorbereitet. Jetzt liebt man den freien Erguß der Phantaſie; jetzt herrſcht, wie geſagt,

der Rhythmus. Wenn Roſſini, im Rhythmus befangen, zu einer Sterbeſcene einen Walzer raſſeln läßt, was ſchadet es? Wer wagt zu ſagen, daß er Unrecht thue? Bei einer ſo vergänglichen Kunſt iſt es ganz gleichgiltig welche Modeform gerade die herrſchende iſt. Vielleicht wird man einſt nach einem Choraltempo tanzen. Wie einſt der Kalcül in der Muſik anſprach, das verworrene Knäul der Fugen die höchſte Bewunderung erregte, ſo wird jetzt in der Muſik Rhythmus und Melodie vorgezogen. Ein Jeder hat Recht. Wie ſchwachköpfig ſind diejenigen, die ſich einbilden, daß Mozart, Beethoven, Cherubini, Spontini, laſſen Sie mich frei ſprechen, mein theurer alter Freund, daß auch Sie ſich länger halten werden, als Roſſini, den wir nun einmal als Repräſentanten der neuern Modeform gelten laſſen wollen! Wie ſchwachköpfig und einſeitig befangen ſind diejenigen Kunſtrichter, welche ſtets auf die gute alte Form verweiſen! Was glaubt Ihr denn, was von all' dem jetzi-

gen muſikaliſchen Plunder, Mozart und Beethoven an der Spitze, auf die künftige Weltperiode kommen wird? Ihr Armen, Mozarts und ſeiner Zeitgenoſſen Namen wird verſchwinden, wie Roſſinis! Ein Jeder hat ſeine Zeit erfüllt. Einſt werden ihre Namen dem Mythos angehören, dem Gebiete der Fabel. Einſt wird man ſprechen von Doloroſo, Mozart, Beethoven, Cherubini und wie die groſſen Komponiſten heiſſen mögen, wie jetzt von Orpheus. Das iſt Alles, was bleibt. Tauſend andre Namen aber zu ihrer Zeit hochberühmter Muſiker werden ſpurlos verſchwunden ſein. — Und dieſer vergänglichen Kunſt, die bedeutungslos iſt ihrem Weſen nach, ſinnlich in ihren Urſachen und Wirkungen, dieſem wichtigen Phantom der jedesmaligen Mode widmet ein Menſch ſein Daſein? Ihretwegen erträgt er ſo zahlloſe Plackereien? Sie ſagten neulich ſelbſt, mein theurer Freund, daß Sie keine Note mehr ſchreiben, daß Sie nicht Ihr Lebensmark dem Plaiſir des

Publikums, nicht den Anforderungen der Dummheit hohlköpfiger aufgeblaſener Kunſtrichter opfern würden! O geſtehn Sie mir, daß Sie fühlen, daß ich Recht habe, daß Sie ſelbſt lange ſchon erkannt, was ich nur in unvollſtändigen Andeutungen auszuſprechen verſucht!“ —

Hören Sie auf! antwortete Doloroſo. Ein tiefer Schmerz zitterte in ſeinen Geſichtsmuskeln. Ja ich fühle, ſetzte er tonlos hinzu, Sie haben Recht. Welch' ein Komponiſt hätte nicht in trüben Stunden ſeines Lebens geahnt, was Sie hier mit ſchrecklicher Klarheit mir vor's Auge ſtellen!

Ludwig ſah nachdenklich vor ſich nieder.

Schrecklich! fuhr Doloroſo fort, ſo habe ich nur für meine Zeitgenoſſen gelebt; mit allen meinen Studien und Anſtrengungen, mit meiner Begeiſterung für das Göttliche habe ich es nicht viel weiter gebracht, als — ein Bajazzo! Es geht Alles unter; ja, es unterliegt keinem Zweifel. Porpora wird der Patriarch der Melodie,

Leonardo Leo einer der größten Meiſter aller Zeiten genannt; aber kennt ſie die Gegenwart eigentlich mehr als den Namen nach? — Oft ſchon geſtand ich mir im Stillen, wenn ich Werke aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts hörte, daß man zu dieſer oft an Leerheit ſtreifenden Einfachheit nie zurückkehren könne; die Eitelkeit flüſterte mir zu, daß ich höher ſtände, ich glaubte die höchſte Stufe der Vollendung erreicht zu haben. Glaubten das aber die Muſiker der vergangenen Jahrhunderte nicht? Wird die Nachwelt von meinen Werken, von der Gegenwart anders denken, als ich über meine Vorgänger? — Ach, ich glaubte für die Unſterblichkeit zu arbeiten, und ſoll — untergehn! Dringt denn kein Lichtſtrahl in dieſe Nacht des Grames?

„Und würden Sie,“ fuhr Raymond fort, „nach Ihrem Tode zu den Sternen erhoben, was hätten Sie davon? Was hat Mozart denn gehabt? Lacht er nicht über die ganze Jämmer-

lichkeit hier unten? Was iſt es denn, hier auf dem Erdenball vergöttert zu werden, wenn man ihm nicht mehr angehört? Iſt es nicht völlig gleichgiltig, ob dieſes Staubgeſchlecht, welches zum Staube zurückkehrt, mich anbetet oder ob es mich geringſchätzt? — Wird es dort oben angeſchrieben, wenn man hier ein großer Künſtler geweſen iſt? Wird dort oben nicht vielleicht abgerechnet, weil man durch das Künſtlertalent hienieden einen Vorzug erhalten hatte? — Pah, Alles iſt eitel!“

Ach, Sie ſtürzen mich in Troſtloſigkeit! ſtöhnte Doloroſo.

„Faſſen Sie ſich; es giebt eine Unſterblichkeit, die Sie erringen werden, freilich eine andre als Sie denken. Jeder Komponiſt iſt ein Stein in dem großen noch immer im Bau begriffenen Obelisken der Tonkunſt. So lange der Muſiker lebt, wirkt und anerkannt iſt, kann man ihn dem offen liegenden Stein in der obern Schicht vergleichen. Allmählig wird derſelbe überbaut;

er füllt dann ſeine Stelle im Ganzen aus und beſteht alſo auf dieſe Weiſe fort. Viele verſchwinden dem Auge für immer; einige dagegen bilden kräftige Schlußquadern und bleiben theilweiſe ſichtbar. Zu ſolchen Schlußquadern dürfen Sie ſich zählen, mein Freund. Eine große Seele muß in dieſem Gleichniß ihre Tröſtung finden.“

Nein, rief Doloroſo aus, das tröſtet mich nicht. Zu ſolcher Größe kann ich mich nicht emporſchwingen. So war denn Alles umſonſt! So ſehe ich denn am Ende meines Lebens, daß ich umſonſt gelebt! All' mein Streben, mein Dulden, mein Ringen und Kämpfen iſt unnütz geweſen! Ja, ich habe gekämpft um die Unſterblichkeit! O Gott, und ſie koſtet mich — — — unendlich viel! Ach Sie wiſſen nicht, warum mich dies Geſpräch ſo furchtbar erſchüttert hat! Sie verſtehn mich nicht. Niemand verſteht mich! — Die Gefühle, die mich beſtürmen, werden mir den Verſtand rauben!

Doloroſo brach in Thränen aus. Einen ſolchen Eindruck ſeiner Worte hatte Raymond nicht vorausgeſehn und auch keineswegs beabſichtigt. „Warum rauben Sie dem Greiſe den Frieden ſeines Abends?“ fragte Ludwig ſehr unwillig. Raymond ſuchte einzulenken, und den Kapellmeiſter zu beruhigen. Es iſt ja nur eine individuelle Anſicht, ſagte er, ich kann ja irren und widerlegt werden! Aber Doloroſo ſchüttelte das Haupt. „Was Sie ſagen,“ entgegnete er, „iſt unwiderlegbar. Ueberzeugung drückt mich zu Boden. Ich bitte, verlaſſen Sie mich! Sie wiſſen nicht, ich wiederhole es, was mich ſo ſehr ergreift. — Ich muß allein ſein — allein.“

Raymond ging, während Ludwig im Hauſe wartete, zu Konſtanzen herüber. Ricancourt war bei ihr. Beide ſchienen verlegen. Ihr Herr Vater, ſagte Raymond zu Konſtanzen, befindet ſich in einer ſehr gereizten Stimmung. Er wünſcht, daß ich ihn

verlaſſe; wollen Sie ihm nicht Geſellſchaft leiſten? —

Mein Vater hat jetzt unerträgliche Launen, antwortete Konſtanze verdrießlich; ich danke für ſeine Geſellſchaft. Raymond ſchüttelte den Kopf und empfahl ſich mit einem Blick des Zornes auf Riancourt. Es beginnt immermehr in mir zu tagen; ſprach er zu ſich ſelbſt. Meine Nachforſchungen ſind nicht vergebens geweſen. Ich werde dieſen Buben doch noch ertappen. Seit drei Jahren läßt er ſich regelmäßig hier mehrere Monate lang ſehn; ſein Paß iſt in Florenz ausgeſtellt. Wir werden ja erfahren, ob er ein florentiniſcher Offizier iſt! Dem Namen nach ein Franzoſe, der Sprache nach ein Deutſcher und der Anſtellung nach ein Italiener, was ſoll man aus dieſem Menſchen machen? Ich täuſche mich nicht, er war in Pyrmont, er wurde dort als falſcher Spieler verhaftet. Damals trug er keine Uniform, eine Binde bedeckte das eine ſeiner Augen. Zwar habe ich Kon-

ſtanzen aufgegeben; aber ich bin es dem alten Freunde ſchuldig, ſeine Tochter vor Unglück zu wahren. Die Antwort aus Florenz kann nicht lange mehr ausbleiben; dann will ich Gericht halten! —

Er begab ſich mit Ludwig ſchweigend nach Hauſe. Abſichtlich ließ er dem Jüngling Zeit, über den Inhalt des entſcheidenden Geſprächs nachzudenken. Am Abend ſaßen Beide mit Büchern beſchäftigt am hellerleuchteten Tiſche. Ludwig war ſehr zerſtreut. Er blätterte, legte das Buch bei Seite, nahm es wieder und ſtieß endlich einen lauten Seufzer aus.

Was iſt Ihnen, fragte Raymond mit Theilnahme.

„Alle meine Hoffnungen ſind zerſtört,“ klagte der Leidende. „Ich befinde mich in einem Zuſtande, den ich nicht länger ertrage. Ich ſehe ein, daß es rathſam iſt, die Künſtlerlaufbahn aufzugeben, ich habe kein Glück und mag auch nicht mit zahlloſen Unannehmlichkeiten kämpfen,

und mir am Ende meines Lebens ſagen müſſen, daß mein Daſein unnütz geweſen ſei. Allein noch immer liebe ich Konſtanzen; dieſe Leidenſchaft wird mich ins Grab bringen; denn die Geliebte iſt für mich nun verloren!

Und was denken Sie zu beginnen? fuhr Raymond fort.

„Alles was Sie wollen, wenn es nur zum raſchen Ziel führt.“

Zum raſchen Ziel; das heißt?

„Zum Beſitz Konſtanzens.“

Sein Sie ein Mann. Konſtanze liebt Riancourt; das iſt nun wohl gewiß. Ich war, wie Sie wiſſen, heut noch bei ihr. Ich fand Riancourt anweſend. Ich lud ſie ein, dem kranken Vater Geſellſchaft zu leiſten; ſie zeigte ſich mir bei dieſer Gelegenheit in ihrem wahren Lichte. Ich wiederhole: ſie iſt Ihrer unwürdig.

„Sie wollen mein Unglück! Sie haſſen Konſtanzen, das iſt Alles. Wären Sie wirk-

lich mein Freund, wie leicht könnten Sie mich glücklich machen. Ich bin überzeugt, Konſtanze würde Ihrem Rathe folgen. Die Gewalt, welche Sie durch Ihre Ueberredungskunſt ausüben, iſt unwiderſtehlich. Giebt es denn kein Mittel Riancourt zu entfernen? Kaum halte ich mich, dieſen Elenden niederzuſchlagen!“

Und wäre Konſtanze Ihrer Liebe werth; wovon wolltet Ihr leben? —

„Iſt Riancourt entfernt, betritt ſie das Theater wieder, ihre Liebe zu mir kehrt zurück, ich widme mich dem Staatsdienſte — glückliche Zukunft!“

Mein Ludwig, ich darf nicht die Hand zur Vermittlung bieten, wo ich die Ueberzeugung habe, daß ich Ihr Unglück veranlaſſen würde. Mein theurer, theurer Freund, vertrauen Sie mir, verweilen Sie nicht länger an dieſem Orte, der Ihnen ſo bittere Kränkungen zugefügt und wo die Anweſenheit des Mädchens, welches Sie lieben, Ihrem Herzen ſtets neue Quaal bereiten

muß. Unſer Geſchäft bei Doloroſo iſt mit der heutigen Unterredung beendigt! Er hat ſicherlich den Muth verloren, noch für die Muſik zu wirken. Konſtanze geht ihrem Geſchick entgegen. Laſſen Sie uns abreiſen!

„Ich kann mich nicht von hier entfernen. Haben Sie Mitleid mit mir!“

Ich beſchwöre Sie, hören Sie auf die Stimme Ihres beſten Freundes! Ich kenne die Welt und das menſchliche Herz; mein Leben iſt reif an Erfahrungen! Sie werden ein ſchöneres, ein beſſeres Mädchen finden, eine Gattin, welche Ihren Jahren angemeſſen iſt! Lieber junger Freund, folgen Sie mir!

„Ich bleibe!“

Undankbarer, ſo wiſſe denn, daß ich Dir mein ganzes Vermögen beſtimmt hatte, daß ich reich bin, hörſt Du, Jüngling was ich ſage: reich; daß ich Dich zum glücklichſten Menſchen zu machen beabſichtigte; daß ich aber meine Hand

von Dir abziehe, weil Du Dich blindlings in den Abgrund ſtürzen willſt!

„Unbegreiflicher Mann, wer ſind Sie, was veranlaßt Sie zu einer ſolchen Theilnahme für mich?“

Nicht länger darf ich ſchweigen; vielleicht erkennſt Du dann, daß die uneigennützigſte Liebe aus mir ſpricht: ich bin Dein Vater!

Bei dieſen Worten zog Raymond den Jüngling mit Heftigkeit an ſeine Bruſt. Das ſo lange zurückgehaltene Geheimniß ſtrömte aus in zärtlichen Liebkoſungen, die Ludwig wie im Traume duldete und erwiderte. Laß mich gut machen an Dir, ſagte Raymond mit Thränen in den Augen was ich an meiner Roſalie verſchuldete. Ich will Dein Glück, möchten meine Erfahrungen Dir nützlich ſein. Du befindeſt Dich auf dem Wege, den ich wandelte. Höre auf meine Warnung, Dein Vater fleht darum!

Ludwig konnte ſich eines flüchtigen Gefühls des Unwillens nicht entwehren; denn er ſah den

Mann vor ſich, der ſeiner ſanften, angebeteten Mutter jahrelange Leiden bereitet. Aber er hatte Raymond ſo lieb gewonnen, und dieſer Umſtand ſo wohl, als der Gedanke, nun nicht mehr allein in der Welt zu ſtehn, ſondern einen Vater, einen Beſchützer zu haben, nicht mehr von den Wohlthaten eines Fremden abhängig zu ſein, vertilgten ſchnell jene herbe Erinnerung, ja er vergaß auf einige Augenblicke das Weh ſeines Herzens, und indem er Raymonds Hände küßte, fragte er zu wiederholten Malen mit dem Ausdrucke des Entzückens: Sie, mein Vater? Ihnen danke ich mein Daſein? Ihnen, den ich ſchon ſo ſehr geliebt und verehrt?

Beruhige Dich, mein theurer Sohn, antwortete Raymond, indem er ihn auf die Stirne küßte, höre mir aufmerkſam zu, ich will Dir die Ereigniſſe meines Lebens in gedrängter Kürze mittheilen. Kein Augenblick iſt geeigneter hierzu, als der jetzige, wo Deine Ideale von Dir gewichen ſind, wo Du Dich hilflos und einſam

fühlſt, und wo Dir die Gewißheit wird, daß Vaterliebe Dir alles Verlorne erſetzen werde. Ich muß mich anklagen; aber ich will mich gern vor dem Sohne demüthigen, damit er ſelbſt ſpäterer Reue entgehe. — Ich war jung, vermögend, der einzige Sohn eines Staatsmannes, der nur in ſeinen Akten lebte. Meine Mutter hatte ich frühzeitig verloren, und mein Vater glaubte dadurch, daß er mir einen Erzieher und eine Menge anderer Lehrer hielt, ſeine Pflichten gegen mich vollkommen erfüllt zu haben. Den größten Theil des Jahres verlebte ich mit Körber, meinem Erzieher, auf einem kleinen Familiengute. Körber war ein junger, hochgebildeter Mann und ein enthuſiaſtiſcher Verehrer der Muſik. Er ſang, ſpielte mehrere Inſtrumente vortrefflich und komponirte. Da er ſchon frühzeitig auch in mir muſikaliſches Talent entdeckte, ſo gab er ſich alle Mühe, es auszubilden. Bald wurde Körber, welcher überdies nur acht Jahre älter war, als ich, mein Freund. Wir ſchwelgten Beide in unſerer Ge-

fühlswelt. Die Muſik und die freie Natur leiteten unſere Empfindungen. Mein Vater wurde uns nur zuweilen ſichtbar, er war zufrieden, wenn er mich wohl fand, und kümmerte ſich nicht um meine Ausbildung. Körber betrieb dieſe aber ſehr gewiſſenhaft und erklärte, als ich achtzehn Jahr alt war, daß ich die Univerſität beziehen könne. Ich wählte des Freundes Vaterſtadt. Meine Liebe zur Muſik war Leidenſchaft geworden. Ich vernachläſſigte die Kollegia, und Körber, der mich nicht verlaſſen hatte, war ſchwach genug, meiner Neigung nachzugeben. Jeder Abend fand mich im Familienkreiſe meines Freundes. Sein Vater war Prediger; ſeine Schweſter ein liebliches Mädchen von 17 Jahren, der Muſik eben ſo eifrig ergeben als wir. Sie ſang mit innigſtem Gefühl. Die Kunſt vereinigte unſre Herzen. Mein Vater ſtarb; Körber wurde Muſikdirektor in einer entfernten Stadt. Ich war verliebt, nach den Landesgeſetzen majorenn, und heirathete Kör-

bers Schweſter, Roſalien, Deine Mutter, mein Sohn. Wir bezogen die Hauptſtadt und lebten einige Wochen recht glücklich. Doch mein exaltirtes Gemüth, meine Jugend paßten nicht für den Eheſtand. Ich überzeugte mich, daß ich Roſalien nur wegen ihrer ſchönen Stimme geliebt hatte. Dieſe verlor den Reiz der Neuheit für mich und der Rauſch war verflogen. Die Kunſt allein konnte meine Gattin ſein! — Roſaliens Vater war geſtorben; mein Schwager begab ſich nach Rußland, wo man ihm eine ſehr vortheilhafte Anſtellung angeboten hatte. Ich bekenne meine ganze Schuld: es war mir angenehm, daß ich mich von jeder Aufſicht frei wußte. Mit Ausnahme eines ſehr entfernt wohnenden Oheims, des Bruders meiner Mutter, hatte ich keine Verwandte, auch Roſalie ſtand allein. Um mir zu gefallen, bemühte ſich Deine Mutter, ihre Fertigkeit im Geſange immer mehr auszubilden; allein es genügte mir nicht mehr. Ich zog Muſiker und Muſikliebhaber in mein Haus,

gab große Soireen und beſuchte jede Oper, jedes Konzert. Roſalie fühlte ſich bald unbehaglich in dieſer Verwirrung; ſie ſehnte ſich nach Ruhe, und dies mißfiel mir. Die Feſſeln, welche mir die Ehe angelegt hatte drückten, und ich ſehnte mich nach Freiheit. Um dieſe Zeit lernte ich Karolinen, die Primadonna des Theaters kennen, welche durch Schönheit und Kunſtvollendung alle Männer bezauberte. Ich gab eine Soiree, wozu auch ſie eingeladen wurde. Roſalie ſang und entzückte; aber gleich darauf ſang Karoline, und erregte in meinem Herzen unbeſchreibliche und unwiderſtehliche Gefühle. Es war um unſer häusliches Glück geſchehn. Die Muſik beſtrafte mich für meinen Enthuſiasmus. Roſalie merkte meine Kälte und zog ſich verletzt zurück. Ich warf mich in einen Strudel von Vergnügungen. Das Vermögen ſchwand, zumal mein Vater beträchtliche Schulden hinterlaſſen hatte. Mein ſteter Umgang mit Sänger und Sängerinnen, mit reiſenden Künſtlern

erweckte in mir die glühendste Sehnsucht, die Welt sehen und als ein freier Mensch ganz der Kunst leben zu können. Mein gegenwärtiger Zustand ekelte mich an. Karoline allein fesselte mich noch an die Hauptstadt; sie liebte mich, ich sie. Eines Tages erklärte sie mir, daß ihr Engagement beendigt sei und daß sie nach Paris zu gehen beabsichtige. Ein Wortwechsel den ich unglücklicher Weise wenige Stunden darauf mit Rosalien hatte, entschied über mein Leben. Deine Mutter beklagte sich über meine Kälte; sie gab mir zu verstehn, daß ich unwürdigem Nichtsthun fröhne, wie sie wisse, daß ich Schulden hätte, und daß in den zwei Jahren unserer Ehe ein großer Theil meines Vermögens drauf gegangen sei, und bat mich, den Umgang mit meinen Kunstfreunden abzubrechen, mich einem thätigen Leben zu weihen und ein Staatsamt anzutreten. Ich antwortete heftig; auch sie, sonst sanft und weich, ließ sich vom Zorne hinreißen. Es kam zu sehr unangenehmen Erklärungen. „Das ist

der Dank dafür, daß ich ihr mein Leben geopfert!“ rief ich unwillig aus, indem ich mich für schwer beleidigt hielt. Ich eilte zu Karolinen und erklärte ihr, daß ich ihr folgen würde. Sie war leichtsinnig; ich war schlecht. Rosalien schrieb ich ein Billet: „Madame, da ich sehe, daß Sie mich nicht mehr lieben, so verlasse ich Sie. Ich werde indessen für Sie sorgen. Um öffentlichen Skandal zu vermeiden, schweigen Sie über den Vorfall. Verlassen Sie die Stadt, verkaufen Sie Haus und Ameublement; der Erlös ist Ihr Eigenthum.“ — Du zürnst mir, mein geliebter Sohn; ach, ich habe lange und bitter bereut und das redliche Weib nie wieder gesehn! — Diese Erzählung ist meine Beichte; sie wird mir endlich meine Ruhe wieder geben. Von nun an warf ich mich in den Strudel der Welt. Schon längst hatte ich mein Gut heimlich verkauft. Die Trümmer meines Vermögens nahm ich in Wechseln mit. Ich machte Karolinen unterweges bemerklich, daß man mein

Verschwinden mit ihrer Abreise in Verbindung bringen und mich in Paris aufsuchen lassen würde. Wir begaben uns daher nach Neapel, wo ich die Vorwürfe meines Gewissens in Genüssen aller Art zu betäuben suchte. Karoline schien mir das musikalische Ideal, welches für mich bestimmt sei. Wir lebten wirklich einige Zeit recht glücklich. Ich begleitete sie unter dem angenommenen Namen Raymond durch verschiedene Länder, und widmete meine Zeit der Liebe und der Musik. Diese Herrlichkeit dauerte so lange, als ich Geld hatte. Unsere Reisen kosteten mehr als sie einbrachten, ich erlitt alle Unannehmlichkeiten, welche mit dem Theaterleben meiner Geliebten verbunden waren, und opferte oft große Summen, um Kabalen gegen sie zu hintertreiben. So schmolz mein Vermögen. Unsere Liebe erkaltete; es kam zu Vorwürfen und unsere Trennung erfolgte in London. Sie setzte nach dem Kontinent über; ich aber blieb in England, wo ich längere Zeit als Sänger lebte. Ich hatte in-

zwiſchen oft Deiner Mutter gedacht. Unter der Hand war es mir gelungen zu erfahren, daß Körber aus Rußland zurückgekehrt, ſeiner Schweſter Verhältniſſe geordnet, Haus und Hausrath verkauft und dann mit ihr die Stadt verlaſſen habe. Auch erfuhr ich, daß Roſalie nach meiner Entfernung einen Sohn geboren. Furcht vor Körbers und Deiner Mutter gerechten Vorwürfen, Furcht vor Strafe endlich hielten mich ab, weitere Schritte zu thun. Ich verlor Roſaliens Spur. Einige Jahre ſpäter las ich Körbers Todesanzeige in der Zeitung. Nun ſuchte ich in dem Orte wo er geſtorben war, Erkundigungen einzuziehen; allein vergebens. Erſt ſpäter wurde mir klar, weshalb ich Euch nicht finden konnte. Roſalie hatte, weil ſie ſich des durch mich geſchändeten Familiennamens ſchämte, ſich längſt ſchon Wittwe Ludwig genannt, und war mit Dir offenbar deshalb hierher gezogen, weil ſie glaubte, Dir in dieſer großen Stadt eine beſſere Erziehung ge-

währen zu können. Ich aber forschte stets nach meinem Namen. Ach und ich glaubte Deine Mutter vor Mangel geschützt! Dies war stets ein Trost für mich, als ich mich unglücklich fühlte, als die Nemesis mich folterte; ich wäre in Verzweiflung gewesen, hätte ich ahnen können, daß Ihr mit Mangel kämpftet. Erst als es zu spät war, erfuhr ich, daß sich beim Verkauf des Hauses noch Gläubiger vorgefunden, daß ein Hauptgläubiger meines Vaters noch eine große Forderung erstritten hatte und daß, nach deren Bezahlung, für Rosalien und Dich nur ein so kleines Kapital übrig geblieben war, daß es nur zu bald sich aufzehren mußte. Vermöchte ich auf meinen Knieen des armen Weibes Vergebung zu erflehen; allein das Grab giebt seine Beute nimmer wieder! —

Die Mutter hat Ihnen vergeben, mein Vater, tröstete Ludwig, vielmals und von ganzer Seele.

Gott segne sie dafür, sagte Raymond leise mit vor Wehmuth zitternder Stimme. Er schwieg

eine Weile und fuhr dann fort: Ich wurde nun Sänger, war als ſolcher Mitglied der vorzüglichſten europäiſchen Theater, komponirte, ſchuf Opern, Oratorien, erlebte Triumphe und Entwürdigungen und machte die große Schule der bittern Erfahrungen durch, die Du, mein Sohn, nur andeutungsweiſe kennen gelernt haſt. Allmählich ſchwand der glänzende Irrthum, der mich begeiſtert hatte, nackte Wirklichkeit trat an deſſen Stelle, und ich ſtand endlich völlig enttäuſcht, zerfallen mit mir und der Welt dem Selbſtmorde nahe, an dem offenen Abgrunde moraliſcher Vernichtung. Tage lang müßte ich erzählen, wollte ich Dir mittheilen, wie ich für meinen Enthuſiasmus beſtraft worden bin, wie ich nothwendig zu Eis erſtarren mußte, nachdem mir klar geworden war, daß mein Streben vergeblich, unnütz, erbärmlich geweſen, daß ich für ein Phantom die ſchönſte Wirklichkeit des häuslichen Glücks geopfert. Tauſend Andere an meiner Stelle würden ihrem Schickſal unterlegen ſein; ein ſo

wüstes Leben, so bittere Enttäuschungen hätten ihr Haar gebleicht, sie frühzeitig zu Greisen gemacht. Nicht so ich, mein Sohn. Meinem eisernen Körper haben diese geistigen Anstrengungen nichts angethan. Mein Haar ist schwarz, mein Gesicht blühend und faltenlos. Es kommt dies daher, weil ich mich bald über mich selbst zu erheben verstand. Ich suchte allen Ereignissen mit philosophischem Gleichmuth zu trotzen. Ich forschte ernst und besonnen der Ursache und der Wirkung der Dinge nach. So gelang es mir, meinen Standpunkt in der Welt zu erkennen, ich drang tief ein in das Geheimniß der Kunst, und wurde ruhig. Seitdem stehe ich besonnen und fest auf meinem Platze und die Stürme des Lebens erschüttern mich nicht mehr. — Das Glück suchte mich wieder auf, als ich weise geworden war. Ich las in Paris, wo ich mich, nachdem ich der Musik längst entsagt, niedergelassen hatte, die Anzeige von dem Tode meines mütterlichen Oheims, der kinderlos mit Hinter-

laſſung eines großen Vermögens in Deutſchland geſtorben war. Ich wußte daß ich der einzige Erbe ſei, ich legitimirte mich, und erhob durch Bevollmächtigte die Erbſchaft. Der Briefwechſel mit Deutſchland regte meine Sehnſucht nach Roſalien und ihrem Kinde wieder mächtig in mir auf. Mehr wie zwanzig Jahre waren ſeit meiner verbrecheriſchen Flucht entſchwunden; — ich beſuchte die Vaterſtadt unter dem angenommenen Namen Raymond. Perſönliche Nachforſchungen führten weiter, als ſchriftliche aus der Entfernung. Als ich mich in dem Städtchen, wo Dein Onkel Körber geſtorben, erkundigte, erfuhr ich, daß die Schweſter welche mit ihrem Kinde bei ihm gewohnt, ſich Wittwe Ludwig genannt, und man ſprach dunkle Vermuthungen aus, daß ſie hierher gegangen ſei. Hier aber eine Wittwe Ludwig auszumitteln, war nicht ſchwer. Als ich endlich mit zitterndem Herzen, mit Thränen in den Augen vor Eurer kleinen Wohnung ſtand, war Roſalie — ſchon in

jene beſſere Welt hinübergegangen! — Noch einmal fühlte ich mich furchtbar erſchüttert. Allein dem, was ſich nicht ändern läßt, muß der Menſch ſich fügen. Ich umſchwebte, ich beobachtete Dich. Ich wußte nicht, wie ich mit Dir bekannt werden ſollte, ohne mich zu entdecken, und dieſe Entdeckung fürchtete ich, da Du ſo viel mir vorzuwerfen. Ich entſchloß mich, Dir unbekannt zu bleiben. Ich ſuchte Deine Neigungen zu ergründen, wollte Dir als Freund und Lehrer zur Seite ſtehn. Was mußte ich erfahren! Die Neigungen, die mich um einen großen Theil meines Daſeins betrogen haben, waren auch die Deinigen geworden. Mein Schickſal wiederholte ſich vor meinen Augen. Mit Gewalt konnte der Dir fremde Mann nicht auf Dich wirken; er mußte Deine Liebe, Dein Vertrauen erwerben. Ich ſah mich alſo genöthigt, Deiner Neigung nachzugeben; machte es aber zum Ziel meines Strebens, Dich möglichſt früh zur Erkenntniß zu leiten. In Beziehung auf die Muſik denke ich, iſt mein Werk vollbracht.

Allein noch hält Dich eine unwürdige Liebe in ihren Banden. Es wäre mir leicht geweſen, für Dich zu werben, Dich für meinen Sohn zu erklären, Euch mehr als das Nöthige zu Eurem Unterhalt zu geben; allein ich zog vor, Konſtanzen und Dich erſt zu prüfen. Eine Verbindung mit ihr wird Dein Unglück. Du mußt ihr entſagen!

O mein Vater, ſagte Ludwig, rauben Sie mir doch nur nicht alle Hoffnung. Ich füge mich allen Ihren Wünſchen und Befehlen; allein Konſtanze iſt gewiß edel und gut, o prüfen Sie länger, urtheilen Sie nicht zu hart ich beſchwöre Sie! Sie hat mir ja ihre Liebe geſtanden. Freilich liebe ich ſie mehr, als ſie mich; denn jetzt wo ſie mich für hilflos und arm hält, wo ſie mir noch zürnt über die ihr gegen meinen Willen zugefügte Kränkung, ſchließt ſie ſich an Riancourt. Sagen Sie ihr, daß Sie mein Vater ſind, daß Sie die Mittel in Händen haben, uns zu vereinigen, entfernen Sie Riancourt und mein Glück iſt gemacht.

Der Vater warnte, der Sohn flehte. Raymond vermochte endlich nicht zu widerstehn. Nun wohlan denn, Unbesonnener, sagte er, so will ich den letzten Versuch machen. Ich gestehe Dir, daß ich Hoffnung habe, Riancourt zu entfernen. Ich werde ihr sagen, wie nahe Du meinem Herzen stehst. Das Theater scheint sie nicht wieder betreten zu wollen. Das wäre schon ein Schritt. Von Dir aber verlange ich Dein Ehrenwort, daß Du, wenn es mir auch gelingt, sie Dir wieder geneigt zu machen, mit mir eine Reise antrittst und Konstanzen ein Jahr lang nicht siehst. Liebst Du sie, wenn wir zurückgekommen, noch, und überzeugen wir uns, daß auch sie Dich wirklich liebt; so will ich Euch nicht länger hinderlich sein, und Gott bitten, daß er Eure Vereinigung zum Glück führe.

Der Jüngling erklärte sich hiermit zufrieden; Raymond aber dachte mit väterlicher Vorsicht: Zeit gewonnen, Alles gewonnen!

Achtes Kapitel.

Die Antwort aus Florenz war eingegangen. Die dortige Polizeibehörde versicherte, daß ihr von einem Grafen Riancourt nichts bekannt sei, und daß sich, eingezogener Erkundigung nach, auch in den Militairlisten, der Name dieses Offiziers nicht finde. Raymond zweifelte nun nicht mehr; daß seine Vermuthungen gegründet seien und begab sich gleich nach Empfang des Briefes zu Doloroso.

Der alte Diener des Kapellmeisters empfing ihn mit verweinten Augen. „Das sich Gott erbarm," sagte er zu Raymond, „der Herr scheint mir sehr unwohl. Seit gestern läßt er Niemanden vor sich, er spricht vor sich hin; es ist allerlei verworrenes Zeug; ich weiß nicht, was ich denken soll."

Bestürzt eilte Raymond die Treppe hinauf. Doloroso hatte sich eingeschlossen und ging leise stöhnend im Zimmer umher. Raymond klopfte und nannte seinen Namen. Doloroso ließ einen durchdringenden Wehlaut hören. „Hinweg," schrie er, „noch ist es nicht Zeit. Hinweg graues Ungeheuer! Was mahnst Du mich, blutgieriger Bote? Dein ist die Schuld, nicht mein!"

Raymond suchte ihn mit sanfter Stimme zu beruhigen. „Ich bin es," wiederholte er, „Ihr Freund Raymond, öffnen Sie die Thür, ich habe Ihnen etwas sehr Wichtiges mitzutheilen."

„Raymond," erwiderte Doloroso, „ist mein Feind, mein größter Feind. Will Raymond mich wieder in's Requiem führen? Verfluchtes Requiem, verfluchter Bote!"

Großer Gott, dachte Raymond, das ist Wahnsinn! Wo ist Konstanze? fragte er den Diener, der neben ihm stand und die Hände

rang. Weiß ſie von dieſem Zuſtande ihres Vaters?

Sie iſt mit dem Herrn Grafen im Garten, antwortete der Alte. Sie weiß es, und hat mir verboten es Jemanden zu ſagen.

„Iſt denn nach einem Arzte geſandt?“

Nein, Mamſell Konſtanzchen will es nicht; ſie meint, es werde ſich ſchon wieder geben. Der Herr ſoll ſchon in früheren Jahren ſolche Anfälle gezeigt haben.

Noch einmal verſuchte Raymond, durch gütliche Vorſtellungen bei Doloroſo eingelaſſen zu werden. Dieſer aber war ſtill geworden und antwortete auf keine Anrede mehr. Raymond befahl dem Diener, in der Nähe ſeines Herrn zu bleiben und ging nach dem Garten. Ein edles, weibliches Gemüth, murmelte er vor ſich hin, fürwahr eine vortreffliche Tochter! Der Vater verlaſſen und geiſteskrank und ſie mit dem Buhlen vergnüglich im Garten! — Was will er mit dem Requiem; was mit dem Boten?

Eine fixe Idee hat sich seiner bemächtigt. Das sind die Folgen zu weit getriebenen Künstlerneides! Beklagenswerther Freund! — Beklagenswerthe Konstanze! Es ist gut daß sich der Betrüger gerade anwesend befindet. Ich will ihm und ihr das Gemüth erschüttern mit Donnerworten. Die Katastrophe naht! Nein, mein armer, edler Sohn, gieb Deine Hoffnung auf.

Er hatte unter diesen und ähnlichen Betrachtungen mehrere Gänge durchschritten ohne die Gesuchten zu finden. Endlich gerieth er in ein dichtes Bosket. Hier vernahm er Riancourts und Konstanzens Stimme. Er sah Niemand, war aber den Sprechenden so nahe, daß er jedes ihrer Worte verstehen konnte. Schnell suchte er weiter durch das Gebüsch vorzudringen; noch war ihm nicht in den Sinn gekommen zu lauschen, aber plötzlich erblickte er durch eine Lücke im dichten Laube Konstanzen auf Riancourts Schooße. Beide saßen, ihm den Rükken zukehrend, auf einer Bank. Konstanze

hatte beide Arme um den Verführer geſchlungen, ſein Haupt ruhte an ihrer Bruſt. Raymond ſtand unwillkürlich ſtill. Jede weitere Bewegung konnte ihn verrathen, und ſo war er gezwungen, ihr Geſpräch mit anzuhören.

Riancourt wiederholte die Gründe, womit er das Mädchen zu berücken gewußt hatte. Wohl Dir, äußerte er in dieſem Sinne, daß Du mich erhört. Du geſtehſt mir ſelbſt, daß Du nicht Luſt habeſt, länger die Kranken-Wärterin eines hypochondriſchen Greiſes zu ſein. Du ſiehſt, daß die Intendanz Deine Rollen der Caballuchi übertragen und daß das jämmerliche und wankelmüthige Publikum jetzt ſeine Gunſt dieſer jungen Sängerin zugewandt hat; es iſt keine Möglichkeit vorhanden, den, wie Du mir jetzt geſtehſt, Dir überläſtigen Ludwig los zu werden; von allen Seiten findeſt Du Dich hier, wie ich ſchon ſo oft geſagt, auf eine unwürdige Weiſe beſchränkt, während ich Dir die Welt öffne. Ich hänge fortan ganz von Deiner Will-

für ab. Du willſt mir folgen, Konſtanze; ich faſſe mein Glück noch nicht! — Nur ein Weib, wie Du, iſt im Stande auf den Vertrag einzugehen, den wir mit einander geſchloſſen. Freiheit auf beiden Seiten, bis wir fühlen, daß wir von einander nicht mehr laſſen können; dann iſt es noch immer Zeit zum proſaiſchen Ehebündniß. —

„Ja ich folge Dir,“ erwiderte Konſtanze, indem ſie die verführeriſchen Augen mit zärtlichſtem Ausdrucke auf ihn heftete; „ich ſage Dir nun frei und offen, daß ich Dich liebe. Für dieſe Liebe bitte ich um Deinen Schutz. Ich werde hinlänglich Gelegenheit haben, Dich kennen zu lernen; wir werden ja ſehn, ob wir uns entſchließen können für immer mit einander zu leben. Und wäreſt Du falſch, ſetzte ſie zögernd hinzu, indem ſie plötzlich ernſt wurde, ſo wähne nicht, daß mich dies zu Deiner Sclavin machen würde. Ich verließe Dich; bei der erſten, beſten Bühne fände ich mein Unterkommen.“ —

Riancourt verſchloß ihr mit Küſſen den Mund.

„Die Rückſicht für meinen Vater,“ fuhr Konſtanze fort, „feſſelte mich bis jetzt an den Ort meiner Geburt. Endlich ſoll durch Dich mein Sehnen geſtillt werden. Ich bin glücklich und danke Dir. Doch noch Eines, damit Du mich ganz verſtehſt. Unſer Verhältniß ſei durchaus rein. Ich wiederhole was Du geſagt: Konſtanze iſt kein gewöhnliches Weib. Ich werde meine Freiheit zu erhalten wiſſen; verſtehſt Du mich?“ —

Riancourt lächelte und dachte, das wird ſich finden. Konſtanze ſah ihn befremdet an und entwand ſich ſeinen Armen. „Unwiderruflich,“ ſagte ſie, „iſt mein Entſchluß; mein Geliebter irrt ſich in mir. Ich opfere ihm meine Ruhe, aber nicht meine Ehre! Gieb mir den Handſchlag, daß Du mich achten wolleſt, ſchwöre es mir!“

Ich ſchwöre, antwortete Riancourt leicht-

hin. Ich habe Dir schon einmal gesagt, daß ich Dir Freund und Bruder sein werde.

„Wohlan," hub Konstanze wieder an, „ich bin bereit. Ich war es gestern schon. Meine nothwendigsten Sachen sind heimlich gepackt, und befinden sich hier im Gartenhäuschen." —

Großherziges, kühnes Wesen, rief Riancourt aus, ich bewundere Dich! Laß uns augenblicklich reisen, bevor Dein Sinn sich ändert, bevor Bedenklichkeiten die weibliche Schüchternheit in Dir wieder hervorrufen. Wisse denn, daß seit drei Tagen schon, jedes Mal, so lange ich bei Dir bin, hier an der hintern Gartenmauer mein Wagen hält, um Dich aufzunehmen, falls Du Dich entschlossen hättest. Nimm Dein Schmuckkästchen, die übrigen Sachen holt diese Nacht ein verschwiegener Freund, und sendet sie uns nach.

Riancourt dachte an Kniepholz. Konstanze schwieg. Sieh, wie Du erschrocken bist,

fuhr er fort, jetzt, wo die Erfüllung plötzlich in's Leben tritt! — Du schweigst? —

„Ach, mein Freund, so schnell schon soll ich Dir folgen? — Den Vater muß ich doch noch einmal sehn.“ —

Weshalb Dir die Trennung erschweren? Soll uns der girrende Ludwig, der eingebildete, dünkelhafte Raymond erst noch in den Weg treten? Ist Konstanze nur kühn und groß, wenn sie spricht, und feig und weibisch, wenn sie handeln soll?

„Mein Vater ist ernstlich krank.“

Ich schwöre Dir, Du sollst von ihm Nachricht erhalten.

„Der Schreck würde ihn tödten!“

Nun wohlan, so bleib; sei noch jahrelang eine Kranken-Wärterin in dumpfer Stubenluft. Du kannst ja an ihn schreiben, ihn wiedersehn, ihn zu uns kommen lassen. — Du zögerst? — Welch' ein Thor war ich, Konstanzen für et-

was anderes, als ein gewöhnliches, weinerliches, sentimentales Weib zu halten!

„Nein, beim Himmel, Du thust mir Unrecht. Hier bin ich; ich folge Dir im Augenblick!“ —

Riancourt warf sich zu ihren Füßen nieder und umschlang ihren Leib. Jetzt konnte sich Raymond nicht länger halten, er drang durch das Gebüsch und stand mit zorniger Miene vor dem Paare, welches erschrocken auseinander fuhr. Bube! donnerte er dem Verführer entgegen, Du wagst die Tochter meines Freundes zur Flucht zu verleiten?

Riancourt war aufgesprungen und hatte seinen Degen gezogen. Konstanze rang die Hände. „Elender Horcher,“ rief er wüthend aus, „was hindert mich daß ich Dich niedersteche!“ Allein Raymond, welcher, nach der Gewohnheit viel gereiseter Personen, stets einen Stockdegen bei sich trug, riß denselben schnell aus der Scheide. „Ich bin willenlos Zeuge Ih-

rer Niederträchtigkeit geworden," ſagte er kalt. „Allein Ihr Werk ſoll Ihnen nicht gelingen. Wenn Sie glauben, daß ich Ihr Freund bin," wandte er ſich zu Konſtanzen, „ſo folgen Sie dieſem Manne nicht, den zu entlarven ich hierher kam!"

„Was wollen Sie damit ſagen?" ſchrie Riancourt, indem er den Degen hob.

„Ich kenne Sie, mein Herr," entgegnete Raymond. „Sie ſind nicht Offizier in Florentiniſchen Dienſten! Ich habe Beweiſe in den Händen."

Keine Spur von Verlegenheit in Riancourts Zügen. „Jämmerlicher Verläumder," rief er bitter lachend aus, „geben Sie mir Genugthuung für dieſe Beleidigung!"

Konſtanze war faſſunglos auf die Bank geſunken.

„Zittere," entgegnete nun Raymond, „gedenke Deines Schickſals in Pyrmont." —

„Nicht ein Wort weiter, oder Sie ſind des

Todes!“ unterbrach ihn Riancourt mit einem unſtäten Blicke auf Konſtanzen.

„Du warſt verhaftet, Elender,“ fuhr Raymond fort, „Du wareſt ein falſcher Spieler!“

„Ha, ſchurkiſcher Lügner, vertheidige Dich!“ ſchrie nun Riancourt einem Raſenden gleich, und ſtürzte auf Raymond zu. Eine Ohnmacht ſchloß Konſtanzens Augen. Die Klingen kreuzten ſich blitzend in der Luft. Ein hinterliſtiger Stoß und Raymond ſank mit einem Seufzer zu Boden. Der Stich war durch das Herz gegangen.

Riancourt ſtand einige Augenblicke regungslos. Raymond war verſchieden. Der Verbrecher lauſchte. Er ſteckte den blutigen Degen ein, nahm das ohnmächtige Mädchen in ſeine Arme und trug ſie durch die in der hintern Gartenmauer befindlichen Thür auf's Feld hinaus, wo ſein Wagen ſtand. Als Konſtanze zu ſich kam lag ſie an der Bruſt ihres Verführes und die galoppirenden Pferde trugen ſie wie im Fluge davon.

In dem Boskett herrſchte die Stille des Todes. —

Vergebens erwartete Ludwig die Zurückkunft ſeines Vaters. Es war drei Uhr Nachmittags als er Doloroſos Diener mit gramvollem Geſicht eiligſt die Straße hinauf kommen ſah. Ludwig trat ihm beſorgt entgegen. Ach, daß ich das erleben mußte, wimmerte der treue Alte, welch' Unglück iſt geſchehn! Herr Raymond liegt erſtochen bei uns im Gartenhauſe, Fräulein Konſtanze iſt nirgend zu finden und mein guter Herr hat den Verſtand verloren!

Ludwig fühlte, wie ſeine Füße zitterten. Groſſer Gott! war Alles, was er hervorzubringen vermochte. Er nahm ſeinen Hut und ſtürzte zum Hauſe hinaus. Doloroſo's Diener eilte, ſo ſchnell er konnte neben ihm her. Erzähle Alter, rief Ludwig ihm endlich mit erſtickter Stimme zu.

„Ach lieber Gott, was ſoll ich ſagen?“ entgegnete Jener; „ich war beim Herrn Kapellmei-

ſter, der ſich ſehr unwohl befand, im Vorzimmer; denn er hatte ſich eingeſchloſſen, und ſprach verworrenes Zeug, und Fräulein Konſtanze war mit dem Herrn Grafen im Garten.“ —

Mit Riancourt, ha, der Elende! —

„Ja, mit dem Herrn Grafen von Riancourt, und da kam Herr Raymond,“ und wollte zu meinem Herrn; aber dieſer ließ ihn nicht ein, und nun ging er in den Garten.“

Großer Gott, und da hat ihn Riancourt, der Bube, erſtochen, nicht wahr? —

„Daß weiß ich nicht; ich mußte beim kranken Herrn bleiben, und der öffnete nicht, und die Mittagszeit kam und das Mädchen ſagte mir, ich ſolle das Fräulein holen, und ich ging nun auch in den Garten; aber da war Alles ſtill und kein Fräulein und kein Herr Graf und kein Herr Raymond zu finden. — Ach Gott, den Herrn Raymond fand ich wohl, aber er war todt; mauſetodt lag er an der Erde hinten im Gebüſch und hatte einen Stockdegen in der Hand;

aber — uf, ich kann nicht weiter, — Sie laufen zu sehr — uf!“ —

O er iſt das Opfer ſeiner Liebe für mich geworden! Es iſt klar. Und der verruchte Mörder iſt verhaftet, Riancourt in Ketten nicht wahr? —

„Uf! — Gott bewahre! Iſt er es denn geweſen?“

Weiter, weiter!

„Als ich den guten Herrn Raymond fand, der mir ſo manches Trinkgeld gegeben, da ſchrie ich laut auf vor Schmerz und Entſetzen. Hilfe, Mörder, Hilfe! ſchrie ich aus Leibeskräften. Ein Bauer hörte mich auf dem Felde und trat in den Garten. Er erzählte mir, daß er vor ein Paar Stunden das Fräulein in einem Reiſewagen habe fortfahren ſehn. Wir hoben den Todten auf und brachten ihn in's Gartenhäuschen. Aber es war zu ſpät. Und nun lief ich ins Haus zurück. Dem kranken Herrn wagte ich erſt nichts zu ſagen; aber das Dienſtmädchen machte vor Angſt

Lärm und schrie ihm zu durchs Schlüsselloch — ah — puh! Ich kann nicht weiter!“

Weiter, weiter, ich beschwöre Dich!

„Nur einen Augenblick! Wir sind ja gleich am Thore! — Uf!“ —

Weiter, weiter! —

„Ja, Susanne schrie durchs Schlüsselloch, machen Sie auf Herr Kapellmeister, Fräulein Konstanze ist fort und Herrn Raymond haben sie todt geschlagen. Da machte der Herr Kapellmeister auf, und weinte und bat uns, daß wir ihm nichts vorreden möchten. Es war zum Erbarmen. Und nun rannte ich wieder in den Garten und das Mädchen zum Arzt; aber Alles war vergebens.“

Groß. Thränen rollten über des Jünglings Wangen hinab. Sie standen endlich vor der Villa, welche von Polizeibeamten und neugierigem Pöbel umgeben war. Er eilte in den Garten. Wer schildert seine Gefühle, als er vor der Leiche

des kaum wieder gefundenen Vaters niederkniete? — Er sandte sogleich nach Riancourts Wohnung. Man ließ ihm sagen, der Graf sei abgereiset. Dies vermehrte seinen Verdacht und er säumte nicht, sich darüber gegen die anwesenden obrigkeitlichen Personen auszusprechen. Es war ihm klar, daß Riancourt der Mörder und mit Konstanzen entwichen war. Man ordnete das Nöthige an, um Beider wieder habhaft zu werden.

Ludwig ließ den entseelten Körper seines Vaters ins Haus tragen, und nun erst dachte er an Doloroso.

Dieser hatte sich wieder eingeschlossen. Ludwig hörte, wie Doloroso langsam nach der Thür schwankte und den Riegel zurückzog. Mit Entsetzen betrachtete er den Kapellmeister, der geisterbleich mit ganz veränderten Zügen vor ihm stand. Er leitete ihn zum Armsessel.

Mein theurer Lehrer, Sie sind krank, sagte

er mit inniger Theilnahme. Doloroſo heftete den Blick ſtarr auf ihn, als ob er Mühe habe ihn zu verſtehn und ſchüttelte dann das Haupt.

Faſſen Sie ſich, fuhr Ludwig fort, Ihre Tochter wird wiederkehren.

Wiederkehren? fragte Doloroſo, indem er höhniſch vor ſich hin lachte; — wiederkehren? Er kommt nicht wieder, ſetzte er ernſt und feierlich mit erhobener Stimme hinzu.

Sie ſprechen von meinem unglücklichen Vater? fragte ſeinerſeits Ludwig. Ach, Sie wiſſen noch nicht, wie grauſam das Schickſal mich getroffen hat! — Ja, der kommt nicht wieder! —

Ha, ha, ha, ha! rief nun der Greis in ein ſchallendes Gelächter ausbrechend: nein, er kommt nicht wieder. Er war mein Feind, er raubte mir meine Triumphe, und betrog mich um mein ganzes Leben — dieſer teufliſche Don Juan, dieſe verführeriſche Zauberflöte, dies — dies — verfluchte Requiem —

Ich verſtehe Sie nicht, ſagte Ludwig, wen klagen Sie an, mein theurer Freund?

Wen? — Wen? ſchrie Doloroſo mit rollenden Augen und ſtürzte an den Schreibtiſch; — wen? Da, ſehn Sie ihn! Ha, er lebt, und ich bin todt; ich modre vergeſſen im Grabe!

Auf dem Schreibtiſch lag ein alter Kupferſtich, welcher Mozart darſtellte. Ludwig legte das Bild bei Seite und ſuchte den Kapellmeiſter auf andre Gedanken zu bringen. Allein der Verſtand des Unglücklichen war völlig gewichen.

Ich weiß ſchon, rief er, Ihr wollt mich wieder ins Requiem führen! Ich will's nicht hören. Ich kenne es! Ich habe es geſchaffen! Für mich iſt es geſchrieben! Verrathet mich nicht! Seid barmherzig, verrathet mich nicht! —

Ludwig ſuchte ihn im Seſſel zu erhalten. Auf Doloroſo's Stirn perlte dichter Schweiß, er ſtieß den Jüngling zurück.

Faßt mich nicht an! rief er mit Jammertö-

nen; ich bin ſchon beſtraft, ach, ich habe ſo unendlich lange Zeit gebüßt, gelitten! O begreift was ich Euch ſage: ich habe umſonſt gelebt; alle meine Beſtrebungen waren nutzlos! O frevelt nicht, begeht kein Verbrechen — es bringt keine Frucht! Verflucht die Frucht die mit Blut gedüngt iſt, — mit Blut — ha, ha, ha, ha! — Hinweg!

Mit ungewöhnlicher Kraft ſtieß er Ludwig bei Seite und ſtürzte an den offenen Schrank, in dem ſich ſeine Partituren befanden. Er riß ſie mit Wuth vom Geſtelle, warf ſie an die Erde und trat mit den Füßen darauf herum. Ludwig rief nach Hilfe. Der neugierige Pöbel hatte ſich verlaufen; der alte Diener und das Mädchen waren in die Stadt geſandt.

Doloroſa ſah ſich ängſtlich um. Schrei nicht ſo laut! ſagte er, indem er ſeine Stimme zum flüſternden Laute dämpfte, — er hört es ſonſt, der graue Bote. — Kennſt Du den grauen Boten? Den Schrecklichen, der ihm den

Brief brachte? — Höre mich an, ich weiß, Du bist mein Freund, mein lieber junger Freund, Du liebst meine Tochter, Du wirst mich nicht verrathen — ich kenne den Boten — — er starb, — ja, er starb; — aber er kam wieder; — er drohte mir — er stand am Kirchenpfeiler — er dehnte sich aus zum Riesen! — Kann ein Todter wiederkehren?

Nein, nein, theurer, verehrter Freund, antwortete Ludwig, ein Todter kehrt nicht wieder. Sie sagten es ja selbst vorher! — Sie sind krank, kommen Sie in's Bette; ich will Ihnen beim Entkleiden behilflich sein. Dabei versuchte er ihm den Schlafrock auszuziehen. Doloroso aber hielt den Rock mit durchdringendem Geschrei fest.

Erbarmen, rief er, schont meines Lebens! Ich habe zu lange gelitten! Ich habe gebüßt! Jesus Maria, ihr wollt mich richten! — Ihr wollt mir den Kopf abschlagen! — Aber ich verdiene es! Ja ich bekenne mich schuldig.

Ihr Ludwig ist bei Ihnen, fassen Sie sich,

tröſtete der Jüngling, dem ebenfalls der Schweiß von der Stirn troff und deſſen Herz im Begriff war, vor Wehmuth zu brechen. Legen Sie ſich zu Bett; ich hole augenblicklich einen Arzt, ein Aderlaß wird Ihnen wohlthun.

Aderlaß? Blut? rief nun Doloroſo aus. Blut, ja, ja, Du haſt Recht — Blut muß fließen! Ha, ha, ha, ha! Heißt es nicht: Blut um Blut?

Schnell zog er einen Kaſten ſeines Sekretairs auf. Er nahm daraus einen Gegenſtand, den er in der Hand verbarg, hervor, und kicherte liſtig vor ſich hin.

Da Ludwig bemerkte, daß Doloroſo durch gütliches Zureden nicht zu beruhigen war, ſo redete er ihn hart an und befahl ihm, augenblicklich zu Bett zu gehn. Der Greis fiel nun auf die Knie. Ich bin bereit zu ſterben, ſagte er; ich habe es verdient, tödtet mich; aber ſagt mir daß ich unſterblich bin! O nur das Eine

ſtehe ich! Nicht wahr, ich bin unſterblich? Doloroſo wird in ſeinen Werken fortleben nicht wahr? Ach, ich bin ein Märtyrer! —

Ludwig hob ihn empor. Ja, geliebter Lehrer und Freund, ſagte er, Sie ſind unſterblich. Und noch lange Zeit ſollen Sie hiernieden im Arme der Freundſchaft und kindlichen Liebe wandeln; Sie ſollen noch manchen Triumph als Künſtler erleben. Die Zeit der Trauer wird vorübergehn. Wir werden Alle wieder glücklich werden.

Glücklich werden? erwiderte Doloroſo. Nein, ich muß jetzt ſterben. Der graue Bote hat mich gerufen! Blut um Blut! Ich kann nicht mehr leben, zu groß iſt die Quaal: Niemand kennt was mich verzehrt! —

Was peinigt Sie denn ſo ſehr? fragte Ludwig; gießen Sie Ihre Klage aus in den Buſen der Freundſchaft, vielleicht kann ich Sie tröſten. Sprechen Sie, mein geliebter Freund! —

Doloroſo ſah den Jüngling einige Sekunden ſtill und nachdenklich an. Dann kicherte er wieder blödſinnig vor ſich hin. Plötzlich faßte er Ludwigs Kopf er neigte den Mund an des Jünglings Ohr und bewegte die Lippen, als ob er ſpräche.

Sprechen Sie, Theurer, wiederholte Ludwig mit ſanfter, eindringlicher Stimme.

Ich bin, hub nun Doloroſo leiſe an — ich bin —

Ich bin — wiederholte Ludwig erwartungsvoll.

Da zuckten krampfhaft die Hände des Greiſes, ſeine Bruſt arbeitete heftig, und mit Mark durchbohrenden Tönen ſchrie er plötzlich auf:

Ich bin der Mörder Mozarts!

Gleichzeitig ſtürzte der Kapellmeiſter, ohne daß Ludwig es hindern konnte, mit außerordentlicher Schnelligkeit in's Nebenzimmer und riegelte die Thür hinter ſich zu. Mit Entſetzen hatte

der Jüngling noch wahrgenommen, daß Doloroſo ein offenes Barbiermeſſer in ſeiner Hand hielt. Er eilte ihm ſogleich nach; allein die Thür widerſtand jeder Anſtrengung. Er bat, er flehte. Drinnen antwortete nur ein leiſes Kichern. Dann hörte er einen Seufzer, dem ein Fall und ſekundenlanges Röcheln folgte. Eine Blutſpur drang unter der Schwelle hervor. — —

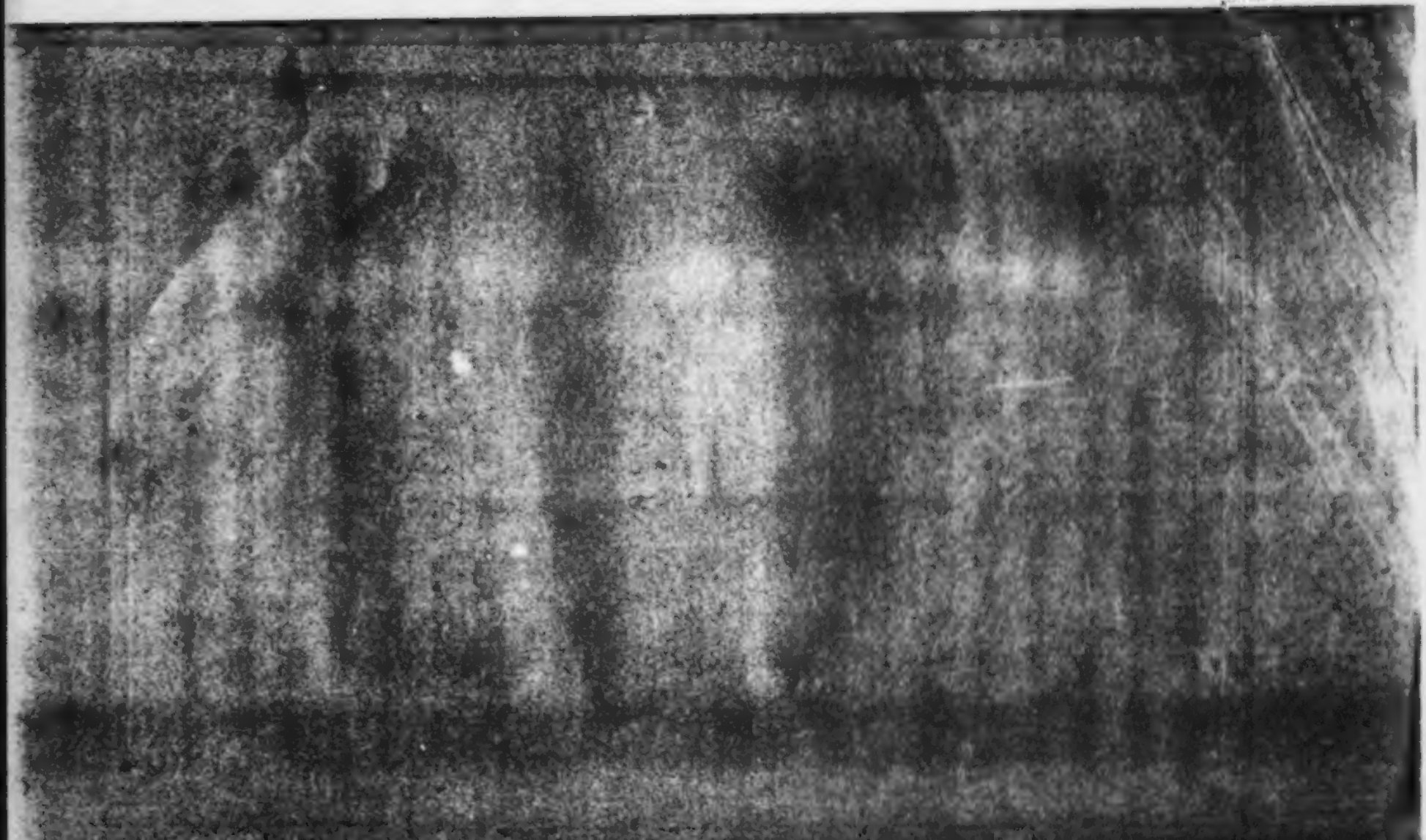
Ludwig verfiel in eine ſchwere Krankheit. —

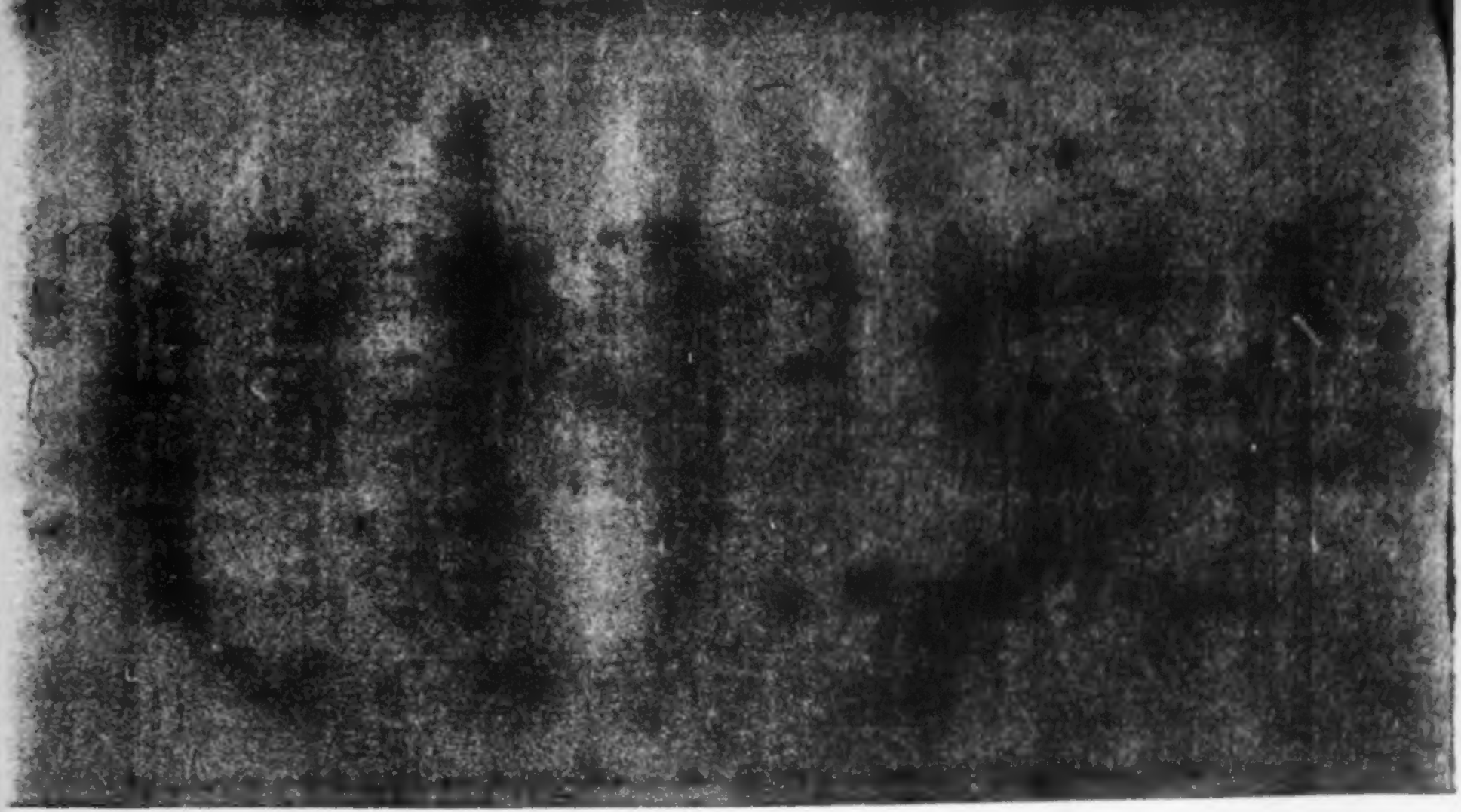
— ——

Zwanzig Jahre ſind ſeitdem verfloſſen, und noch weiß man nicht mit Beſtimmtheit, was aus Riancourt und Konſtanzen geworden iſt. Vor etlichen Jahren berichteten die franzöſiſchen Zeitungen, daß ein gefährlicher Avanturier, der in florentiniſchen Dienſten geſtanden zu haben behaupte und dem man ſeit längerer Zeit in den Spielhäuſern nachgeſpürt, zu den Galeeren verurtheilt und abgeführt worden ſei. In einer berühmten Sängerin, die noch jetzt raſtlos Eu-

ropa durchreiſet, will Jemand Konſtanzen erkannt haben.

Es fand ſich gleich nach der traurigen Kataſtrophe ein Teſtament Raymonds vor, in welchem Ludwig zu deſſen alleinigen Erben eingeſetzt worden war. Nach ſeiner Wiederherſtellung unternahm der Jüngling eine groſſe Reiſe. — Man hat nie wieder einen Ton von ihm gehört.





Arabesken

für

Musikfreunde,

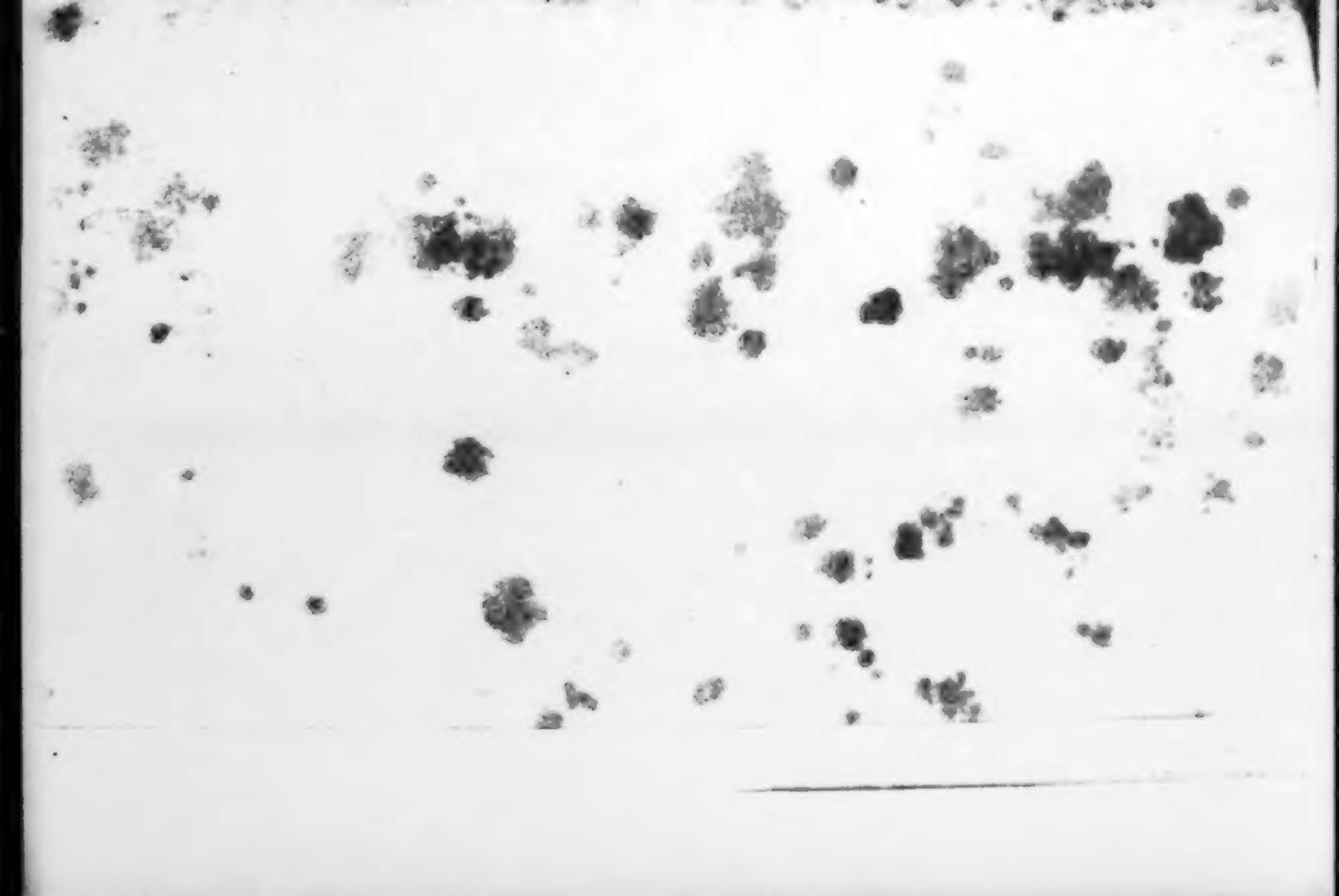
von

Gustav Nicolai,

(Verfasser »Italiens, wie es wirklich ist,« der »Geweihten oder des Kantors aus Fichtenhagen,« des »Jeremias« u. a.)

Zweiter Theil.

Leipzig,
Otto Wigand's Verlags-Expedition.
1835.



Novellen.

II.

Das Musikfest zu Ephyrá.

Ein Schwank.

Das Muſikfeſt zu Ephyrá.

Es war im November des Jahres 1824, als ſich in einer norddeutſchen Provinzialſtadt eine Geſellſchaft von Muſikfreunden Abends in der Schnitzerſchen Reſſource verſammelt hatte. Noch fehlte der Stadtrichter Kaulfuß, der Vorſtand und Stifter der Geſellſchaft, ein achtbarer Dilettant und Muſikgelehrter und Mehrere hatten bereits ihre Verwunderung über ſein Ausbleiben zu erkennen gegeben, da er ſonſt zuerſt im Kränzchen zu erſcheinen pflegte. Plötzlich öffnete ſich die Thür und der Vermißte ſtürzte mit freudeglänzenden Augen, eine Papierrolle in die Höhe haltend, in das Zimmer.

„Ganz was Neues!“ rief er haſtig, „Sie werden ſtaunen, meine Herren! Die alte Muſik iſt uns nun nicht mehr unbekannt!“

Wie, was? ſcholl es von allen Seiten ihm entgegen. Man rückte auseinander, der Stadtrichter ließ ſich nieder und blickte triumphirend umher. „Ja, ja,“ fuhr er fort, „ſo eben habe ich die beiden letzten Blätter der Berliner muſikaliſchen Zeitung erhalten, worin ein überaus merkwürdiger Aufſatz ſteht!“

O laſſen Sie hören! tönte es aus Aller Munde.

„Ja, theure Freunde,“ ſprach der Stadtrichter weiter, „man hat ein altes Manuſcript in Griechenland entdeckt. Alles iſt nun ſonnenklar. Man weiß welche Inſtrumente die Alten gehabt haben, — ein griechiſches Muſikfeſt wird in dem Manuſcript beſchrieben!“

Ein Muſikfeſt, iſt es möglich? ſcholl es wieder. O laſſen Sie hören, ſchnell, ſchnell! —

„Ja, Freunde, ein Konzert, ein Baßpommer, ein Kontrafagott, eine Sängerin, ein Hypanti proslam banomenon — o Gott, mir ſchwindet der Kopf!“

Geben Sie her, ſchrie der Organiſt Brummer, indem er dem Stadtrichter die Zeitungen zu entreißen ſuchte; Sie ſetzen uns auf die Folter!

Ein Baßpommer! rief ein Anderer.

Ein Kontrafagott! der Dritte.

„Ja, eine korinthiſche Säule!“ antwortete der Stadtrichter entzückt.

Korinthiſche Säule? wiederholte Brummer ungläubig den Kopf ſchüttelnd; wie kömmt denn die in die Muſik?

Her mit dem Blatte! ſchrieen nun Mehrere aufſtehend.

Aber wie der Blitz ſprang der Stadtrichter an die Thür. „Ruhig, meine Herrn,“ ſprach er, „ſetzen Sie ſich mäuschenſtill nieder, oder ich gehe. Ich will Ihnen augenblicklich den Aufſatz vorleſen; aber ich bedinge mir aus, daß mich Niemand unterbreche. Man muß das Ganze im Zuſammenhange hören. Nachher können wir dann wacker darüber disputiren.“

Wir ſchweigen! riefen die Mitglieder und Alle lauſchten mit unausſprechlicher Neugierde.

Der Stadtrichter aber entfaltete die gedruckten Blätter, räusperte ſich und las:

Ueber ein neuerlich aufgefundenes Manuſcript des Laſus von Hermione, betitelt: das Muſikfeſt zu Ephyrä (Korinth), im dritten Jahre der 16. Olympiade. (Mitgetheilt vom Herrn Profeſſor J. G. Murhard.)

Je mehr wir über das Weſen und die Beſchaffenheit der alten griechiſchen Muſik, vermöge der Dunkelheit der in dieſer Hinſicht auf uns gekommenen Nachrichten in Zweifel ſind, um ſo intereſſanter wird es dem muſikaliſchen Forſcher und den Freunden der Muſik überhaupt ſein, daß ich durch einen glücklichen Zufall in den Beſitz eines uralten griechiſchen Manuſcripts gekommen bin, welches den berühmten alten Muſiker Laſus von Hermione als Verfaſſer nennt und einen äußerſt wichtigen Beitrag zur Geſchichte altgriechiſcher Muſik liefert, auch über deren Be-

schaffenheit mehr Aufschluß gewährt, als bis jetzt durch mühseliges Studium der bisher vorhandenen wenigen Quellen erreicht werden konnte. Ich will, ehe ich meinen Fund mittheile, erzählen, wie ich dazu gekommen bin:

Mein Neffe Friedrich Krautmann (ich nenne seinen Namen, denn derselbe verdient auf die Nachwelt zu gelangen) hatte eben seine Studien auf der Universität zu Heidelberg absolvirt, als das jetzige Schicksal Griechenlands die Theilnahme von ganz Europa zu erregen anfing. Als kräftiger, leidenschaftlicher Jüngling beschloß er in Griechenland Dienste zu nehmen. Er begab sich nach Marseille und schiffte sich dort ein. Er kam glücklich in Griechenland an und focht hier unter Kolokotroni; hatte aber in einem Scharmützel das Unglück, seinen rechten Arm zu verlieren. Er wurde in ein Lazareth nach Tripolizza gebracht und geheilt. Als er nothdürftig wieder hergestellt war, ließ er seine Verwandten in Deutschland von seinem unglücklichen Schicksale

in Kenntniß ſetzen und ſie um Geld zur Rückreiſe in die Heimath erſuchen. Während er auf Antwort wartete und ſeine Geneſung vorſchritt, machte er kleine Exkurſionen in die umliegende Gegend. So kam er auch nach Gereme, dem alten Korinth. Begeiſtert von der Idee, daß er ſich auf klaſſiſchem Boden befinde, beſchloß er die in und um Gereme vorhandenen Trümmer genau in Augenſchein zu nehmen, die Denkmäler der Vergangenheit zu prüfen und namentlich alle ihm vorkommenden, alten Inſchriften zu entziffern, um hierüber bei ſeiner Zurückkunft nach Deutſchland intereſſante Mittheilungen machen zu können. (Er fand viel Merkwürdiges und hat mehre alte Inſchriften mühſam mit der linken Hand nachgezeichnet, deren Herausgabe bevorſteht.)

Eines Abends ging er mit ſeinem treuen, griechiſchen Bedienten Stephanos in einem Wäldchen von Oelbäumen an der ſüdöſtlichen Seite des Forts ſpazieren. Ermüdet warf ſich mein Neffe am Ausgange des Wäldchens an die Erde

nieder. Herr und Diener waren ohne Waffen und wegen Unſicherheit der Gegend erhielt Stephanos Befehl, einen jungen, ſchlanken Oelbaum abzuſchneiden, um ihn als Knittel gebrauchen zu können. Der Bediente, ein kräftiger Mann, verſuchte aus Uebermuth den Baum mit der Wurzel auszureißen. Da ihm dies nicht gelingen wollte und er, wie man zu ſagen pflegt, ſeinen Kopf darauf geſetzt hatte, den Baum mit der Wurzel zu erhalten, ſo fing er an, mit den Händen die Wurzel auszugraben. Je mehr Schwierigkeit dies machte, um ſo begieriger wurde der Bediente, ſeinen Willen zu erreichen. Mein Neffe war in tiefe Gedanken verſunken und achtete nicht auf Stephanos, als dieſer plötzlich ihm zurief:

Herr, hier unten ſteht ein Krug von Eiſen!

Mein Neffe ſprang auf. Der Oelbaum war ausgeriſſen; an der Stelle wo die Wurzel in der Erde gehaftet hatte, zeigte ſich das von Stephanos gegrabene Loch, und in der Mitte deſſelben ragte eine runde metallene Scheibe aus

der Erde. Den vereinten Bemühungen Beider gelang es, den Gegenſtand ihrer Neugier zu Tage zu fördern.

Es war eine ſogenannte Amphora von Metall, etwa 2 Fuß hoch und einen Fuß breit, und dieſelbe hermetiſch verſchloſſen.

Das Entzücken meines Neffen war unbeſchreiblich. Unter dem Schutze der bereits eingetretenen völligen Dunkelheit brachte er mit Stephanos ſeinen Fund glücklich nach Hauſe. Schon im Forttragen hatten Beide in dem Gefäße etwas klappern gehört. Als ſie in ihrer Wohnung angekommen waren, eilte Krautmann den Inhalt der Amphora zu erforſchen. Aeußerlich ließ ſich nichts beſonderes erkennen; nur bekundete ein dicker Grünſpan und der Umſtand, daß hier und da erdige Theile mit dem Gefäße feſt verwachſen waren, das hohe Alter des Gefäßes. Jede Bemühung es zu öffnen, blieb erfolglos und ſo mußte ſich mein Neffe mit unbefriedigter Neugier zu Bette legen.

Am folgenden Morgen wurden in aller Stille die nöthigen Werkzeuge herbeigeſchafft. Mein Neffe fürchtete, daß beim Hämmern der Inhalt der Amphora zerſpringen könne, und zog es daher vor, den Hals des Gefäßes mit einer Metallſäge zu durchſchneiden. Und dies gelang ihm glücklich.

Durch die auf dieſe Weiſe entſtandene ſchmale Oeffnung nahm nun mein Neffe wahr, daß in dem Gefäße zwei loſe Metalltafeln befindlich waren, auch überzeugte er ſich, daß ſich auf beiden Seiten dieſer Tafeln Schriftzüge befanden. Er trug kein Bedenken, die Amphora dieſen koſtbaren Heiligthümern aufzuopfern. Mit unendlicher Mühe und Sorgfalt wurde das Gefäß innerhalb mehrer Tage in der Mitte der bauchigen Rundung durchgeſägt und ſo der Inhalt völlig unbeſchädigt ans Licht gebracht. Die Wände der Amphora waren überall einen ſtarken Zoll dick, es läßt ſich daher denken, daß das Durchſägen mit einem vielleicht unvollkommenen Inſtrumente ſehr mühſam geweſen ſein muß. Wie es den

Verfertigern gelungen ſein mag, das Metallgefäß hermetiſch zu verſchließen, ohne die darin befindlichen Metalltafeln zu beſchädigen, dies mögen Sachkenner unterſuchen.

Mit unausſprechlicher Freude bemerkte mein Neffe, daß die Tafeln griechiſche Schriftzüge enthielten und dieſe ſcharf und deutlich in das Metall eingegraben waren. Als ein tüchtiger Philologe ſchritt er ſogleich zur Entzifferung und fand auf der mit A bezeichneten Tafel folgende Ueberſchrift:

„Laſus, des Eupolis Sohn, aus Her-
„mione, erzählt der Nachwelt das Muſikfeſt
„von Ephyrä.“

Mein guter Neffe verſichert mich, daß er ſogleich an mich gedacht und beſchloſſen habe, mir mit dieſem koſtbaren Funde ein Geſchenk zu machen. Der Wortreffliche!

Man erlaſſe mir die Erzählung, wie der junge Krautmann endlich durch ein Trieſter Kaufmannshaus in ſein Vaterland zurück ſpedirt

worden iſt. Genug, die beiden Kleinodien ſind in meinen Händen. Beide Tafeln beſtehen aus einem, mir und jedem Sachkenner unbekannten Metalle, welches eine goldflimmernde, grüne Farbe hat. Da das alte Ephyrä ſpäter Korinth genannt wurde (wir werden hören, aus welchem Grunde; auch darüber, wie über ſo manche hiſtoriſche Zweifel giebt das Metallmanuſcript Aufſchluß); ſo glaube ich keine zu kühne Vermuthung auszuſprechen, wenn ich behaupte, daß die Tafeln aus dem ſogenannten „korinthiſchen Erze“ geſchmiedet worden ſind, deſſen bisher unbekannte, chemiſche Analyſe nun möglich ſein wird. Florus und Plinius ſcheinen mir die richtigſte Anſicht gehabt zu haben, wenn ſie daſſelbe für eine Miſchung von Gold, Silber und Kupfer halten. So ſieht es aus, nicht aber wie Meſſing und der gelehrte Mineraloge Reil dürfte ſich ſonach geirrt haben. — Beide Tafeln ſind anderthalb Fuß hoch, acht Zoll breit und einen Viertelzoll dick. Die Schriftzeichen gehen von der rechten

zur linken in ſchräger Richtung. Nur hin und wieder hat eine grünſpanartige Materie ein Wort oder einen Buchſtaben zerfreſſen. Doch iſt es mir und meinem Neffen möglich geworden, das Fehlende bis auf zwei, dem Anſchein nach unweſentliche Zeilen zu ergänzen.

Ich will nunmehr eine getreue Ueberſetzung der erſten Tafel folgen laſſen und nur, wo es mir nöthig ſcheint, einige von mir und meinem Neffen herrührende Anmerkungen einſtreuen. Es lautet die erſte Tafel wörtlich folgendergeſtalt:

„Im dritten Jahre der 4 Olympiade der Re-
„gierung des Königs Teleſtes, des Herakli-
„den, war in Ephyrä ein Sammelplatz vieler
„geſangkundiger Männer und Jungfrauen. Auch
„waren viele Schauſpieler und Flöten- auch
„Zitherſpieler allda. Denn das Volk und der
„König waren fröhlich und liebten in ihrem
„Herzen die göttliche Kunſt des Geſanges.“

(Schon dieſer Anfang ſtößt die Reſultate jahrelanger hiſtoriſcher Forſchungen über den Haufen.

Wenn man nämlich annimmt, daß Troja im Jahre 1184 ante Christum zerstört worden ist, daß Teleſtes aber 500 Jahre ſpäter den Peloponnes beherrſcht hat; ſo folgt, daß Gatterer und die Neueren, namentlich v. Raumer Unrecht haben, wenn ſie die erſte Olympiade in das Jahr 776 vor Chriſti Geburt ſetzen, und daß Petavius ſehr richtig das 777ſte Jahr vor Chriſti Geburt annimmt. Ferner wird auch durch dieſen Eingang des Manuſcripts bewieſen, daß die Alten ihre Olympiaden wirklich nach dem Regenten, dem Könige, Archonten u. ſ. w. bezeichnet; keinesweges aber dieſelben vom Anfange dieſer Art ihrer Zeitrechnung fortgezählt haben.)

„Es waren aber auch zu Cyhyrä anweſend „Pherekydes aus Paträ, der Taktführer „ΡΥΘΜΑΙΟΣ und Damon aus Cyrend, „welcher die Schüler unterrichtete.“

(Ich überſetze ΡΥΘΜΑΙΟΣ wörtlich Taktführer, obwohl damit, wie aus dem Uebrigen erhellen wird, nichts anders verſtanden werden

kann, als das, was heut zu Tage Muſikdirektor oder Kapellmeiſter heiſst. Wenn hiernächſt Damon aus Cyrenä hier als Zeitgenoſſe des Teleſtes erwähnt wird, ſo wird dadurch die bisher gehegte Meinung widerlegt, daß er ein Zeitgenoſſe des Sokrates (422 ante Christum) geweſen ſei, indem er ſonſt über 200 Jahre alt geworden ſein müſte. Wie nichtig iſt doch all' unſer Streben nach Wahrheit!)

„Damon aber gab Unterricht in der hypo-
„kritiſchen Muſik."

(Leider fehlt hier die Erklärung.)

„Es waren ferner in Ephyrä Pyrene, des
„Teireſias Tochter, des Geſanges kundig
„und bewundert in ganz Hellas und auf dem
„Peloponnes. Dieſelbe ſang, wenn die Cho-
„ragen geſprochen hatten, in hypolydiſcher und
„hypomixolydiſcher Weiſe, Pherekydes aber
„hatte das Epigenion verbeſſert und den neun-
„ten und zehnten Ton erfunden, und der neunte

„Ton wird antinete, der zehnte aber anti-
„hypate genannt.“

(Wir hören also hier zum ersten Male von einer in ganz Griechenland bewunderter Sängerin, welche fast 700 Jahr vor Christus gelebt hat. Was hypolidisch und hypomixolydisch sei, glaubte ich früher zu wissen; jetzt überzeuge ich mich aber, daß ich es nicht weiß. Denn weiter unten heißt es: „Pyrene des Teiresias Tochter aber sang den Hypopotamon *), was nie vordem war erhöret worden, da er fünf Töne höher gelegen ist, denn der Hyperbolaion.“ Nun nehmen die Neuern an, daß der Hyperbolaion der Alten unser eingestrichenes a gewesen sei. Wäre dies richtig, so hätte Pyrene bis e in der zweigestrichenen Oktave gesungen und es ist nicht abzusehn, in wie fern dieser Ton in

*) Anmerkung des Professor Marbard. Wie schön und bezeichnend ist diese Benennung! Hyperetzmon ist etwas, was jenseits des Flusses liegt, was also unerreichbar ist.

ganz Griechenland hat Aufſehn machen können, da er ſehr bequem im Umfange einer weiblichen Sopranſtimme gelegen iſt und unſere Sopranſängerinnen eine volle Oktave höher ſingen. Es iſt ſonach viel wahrſcheinlicher, daß der Hyperbolaien der Alten etwa der Ton des 3 geſtrichenen b oder des 3 geſtrichenen c geweſen ſein mag; denn daß der Ton des 3 geſtrichenen f oder des 3 geſtrichenen g Erſtaunen erregte, iſt glaubhafter. Nun ſoll in der hypolydiſchen und hypermixolydiſchen Tonart der Hyperbolaion gar nicht vorgekommen ſein und dennoch hat Pyrene in dieſen Tonweiſen und darin 5 Töne höher geſungen, als der Hyperbolaion! — Epigonium iſt ſchon nach der Etimologie augenſcheinlich ein Saitninſtrument, welches auf oder zwiſchen die Knie geſetzt wird. Später werden wir erfahren, daß es unſerm Violon gleich kommt. — Was endlich mit dem 9. und 10. Ton gemeint iſt, weiß Gott.)

„Endlich war auch zu Ephyrä Laſus des

„Eupolis Sohn. Selbiger war aus Her-
„mione durch den König Teleſtes berufen
„worden. Denn es hatte Laſus viele Schrif-
„ten verfaßt über die Muſika, welche ein In-
„begriff iſt der Dichtkunſt, der Beredſamkeit,
„der Bildhauerkunſt, der Malerei, des Tan-
„zes und der Kunſt des Geſanges, des Flö-
„ten- und Saitenſpiels. Er hieß aber dieſe letz-
„tere Kunſt vorzugsweiſe Muſika. Auch hatte
„Laſus das Leben vieler großen Sänger und
„Zitherſpieler beſchrieben, und es war Kypſi-
„les der größte Zitherſpieler damaliger Zeit.“

(Nun erwähnt alſo Laſus auch ſeiner ſelbſt, von dem wir bisher weiter nichts wußten, als daß er etwa gegen 600 Jahre vor Chriſtus gelebt und ſchon etwas Theoretiſches über Muſik geſchrieben hat. Der chronologiſche Fehler fällt hier wieder in die Augen. Aber wichtiger als Alles iſt die Entdeckung, daß man zu Laſus Zeit unter Muſika keineswegs auch Philoſophie und Grammatik verſtanden hat, ſondern den In-

begriff aller Künſte überhaupt, und daß, da den Griechen für die Tonkunſt der Name fehlte, ſie den Kollektivnamen Muſika auch zum beſondern Namen der Tonkunſt gemacht hatten. Lasus war ſonach ferner der muſikaliſche Plutarch der Griechen. Welch' ein Verluſt für die Kunſt, daß ſeine Werke verloren gegangen ſind! Daß Kypſiles der größte Zitherſpieler ſeiner Zeit geweſen iſt, iſt auch eine intereſſante Notiz; wichtiger aber für Sprachforſcher iſt, wie mein Neffe bemerkt, der Umſtand, daß aus dieſem Namen, ſo wie aus dem alten Namen von Korinth, Ephyrä, überhaupt aber aus vielen Stellen des Manuſcripts zur Genüge hervorgeht, daß die Buchſtaben *Z. H. Ψ.* ſchon zur Zeit des Lasus bekannt geweſen ſind, daher es ganz unrichtig iſt, wenn man annimmt, daß Simonides aus Keos, welcher viel ſpäter, 467 vor Chriſti lebte, dieſe Buchſtaben erſt erfunden haben ſollte.)

„Teleſtes aber gebot, weil viele Sänger und „Zitherſpieler, ſo wie Tänzer und Schauſpie-

„ler anweſend waren, und weil ſein Thron „glänzend war, dem Pherekydes ein gro„ßes Feſt zu Ehren der Muſika zu veranſtalten. „Pherekydes aber gehorchte, und es eilten „ſchnelle Boten nach Hellas und nach dem „Peloponnes, daß ſie alle berühmten Künſtler „und Schiedsrichter herbeirufen, und viel „Volks aus allen Gegenden nach Ephyrä ſen„den möchten. Denn Alles nahm Theil an „dem Befehl des Königs, und ein Jegli„cher liebte damals muſikaliſche Wettſtreite: „ΑΓΩΝΕΣ ΜΟΥΣΙΚΟΙ.

„Es kamen aber alsbald Terpander aus „Antiſſa, Ibykos aus Rhegium, Kypſi„les aus Mitra und Thamyras, der Thra„cier, nach Ephyrä, um dem Feſte beizu„wohnen, und es war Terpander der Er„finder des Barbiton und der neuen Tonzei„chen, Ibykos der Erfinder der Sambuca, „und Thamyras der Erfinder der dryopi„ſchen Tonart.“

(Hier werden unſre chronologiſchen Feſtſtellungen plötzlich wieder über den Haufen geworfen. Denn Ibykos aus Rhegium wurde bisher etwa 550 ante Christum geſetzt, Thamyras aber, (oder wie ihn der gelehrte Herrmann zu Leipzig nennt: Thamyris) wird ſogar im Homer erwähnt. Sollte aber die vorliegende authentiſche Urkunde nicht die neuerlich viel beſprochene Behauptung unterſtützen, daß Homer gar nicht gelebt hat, daß die ſeinen Namen tragenden Werke die Schöpfungen einer viel ſpäteren Zeit ſind und daß der wahre Verfaſſer, oder, wenn man Homeriden annehmen will, die wahren Verfaſſer, frühestens nur im 7. Jahrhundert vor Chriſtus gelebt haben können? — War ferner Terpander der Erfinder der Tonzeichen, wie kann es denn Pythagoras geweſen ſein? — Dryopiſche Tonart iſt ſoviel als doriſche Tonart; denn Doris hieß anfänglich Dryopis.)

„Als nun alle beiſammen waren, da konnte
„die Stadt die verſammelte Menge nicht faſ-

„ſen. Denn es war viel Volk gekommen
„aus allen Ländern; Teleſtes aber gebot,
„daß das Volk in die Berge gehe. Allda
„war es fröhlig, denn der König war gaſt-
„frei und ließ das Volk ſpeiſen. Und viele
„opferten in den Bergen dem roſſelenkenden
„Gotte, woher die Iſthmiſchen Spiele in die-
„ſem Jahre wiederholt worden ſind. *TOTTO.*
„*ΓΑΡ. ΕΛΑΕΣΠΟΝΤΟΥ.* — — —
„— — — — — *ΑΚΟΤΕΣΘΑΙ.*
„*ΟΝΟΜΑ.*“

(„Daß das Volk in die Berge gehe;“ unter diesen Bergen iſt wahrſcheinlich die Hügelkette auf der Landenge zwiſchen Morea und dem feſten Lande verſtanden. Denn es heißt ja ausdrücklich, daß das Volk hier dem roſſelenkenden Gotte (Neptun) opferte, und die Iſthmiſchen Spiele erneuert hätte. Bekanntlich fanden die Iſthmiſchen Spiele auf dieſer Landenge zu Ehren Neptuns ſtatt. — Die angeführten griechiſchen Worte enthalten die eine Lücke des Manu-

ſcripts, und weiß ſie mein Neffe nicht zu ergänzen.)

„Teleſtes aber ließ bei der Stadt auf der „großen Wieſe gen Abend ein Amphitheater „bauen. Daſſelbe war überaus groß und hatte „für viele tauſend der herbeigekommenen Männer Raum. Aber auf den Kathedern ſaßen „die Jungfrauen und Hausfrauen.“

„Als nun Pherekydes Alles zugerichtet „hatte, wie ihm geboten war, eilte das Volk „herbei und das Feſt währte von da ab volle „acht Tage.“

(Daß die Weiber bei den Schauſpielen der Alten nicht erſchienen ſeien, läßt ſich ſonach nicht annehmen. Auffallend iſt es indeſſen, daß hier die Männer geſondert von den Weibern genannt werden und es ſcheint faſt, als ob die Weiber nicht mit im Amphitheater geſeſſen haben. Sollte man nun annehmen wollen, daß ſie auf dem Theater ſelbſt beſondere Sitze gehabt hätten, wohin das „auf den Kathedern“ zu deuten ſcheint; ſo

hätte das Theater von unermeßlicher Größe ſein müſſen, weil unzweifelhaft eine große Menge neugieriger Weiber dem Feſte beigewohnt haben wird. Vielleicht wurden indeſſen nur die Weiber der Vornehmen zugelaſſen.)

„Alſo aber begab ſich das Feſt. Am erſten „Tag tanzten die hymettiſchen Tänzer, und „die Prieſter ſangen die *NOMOI*. Denn „das Feſt war heilig.“

(Ueber dieſe wenigen Zeilen läßt ſich ein Buch ſchreiben, welches indeſſen die ſich aufdringenden Zweifel gewiß nicht vollkommen löſen würde. Denn wer vermag anzugeben, was hymettiſche Tänzen geweſen ſind? Daß es hymettiſchen Honig gegeben, und warum er ſo genannt wurde, iſt bekannt. Wenn man ſagen wollte: hymettiſche Tänzer waren Tänzer aus dem Gebirge Hymettus; ſo würde mit Recht eingewandt werden können, daß Gebirgsbewohner in der Regel nie beſondre Tänzer zu ſein pflegen. Der Wahrheit näher ſcheint zu liegen, daß es religiöſe Tänzer

geweſen ſind, da Jupiter bekanntlich den Beinamen Hymettius führte, und mithin die zu ſeinem Opferdienſte gehörigen Perſonen auch wohl hymettiſch genannt werden konnten. Ueberdieß iſt in dieſer Stelle des Textes von einer religiöſen Vorfeier die Rede. — Die Prieſter ſangen die „*νομοι*.“ Ich ſo wenig, als mein Neffe, haben gewagt dies Wort zu überſetzen. Offenbar ſind darunter gewiſſe unveränderliche, religiöſe Lieder verſtanden, deren Geſang bei Ausübung des Gottesdienſtes weſentlich und unerläßlich war. Denn *νομος* heißt Geſetz. Nach Claudius Ptolomäus lib. 3. cap. 4. §. 11, ſoll unter Nomos bei den Griechen ein Loblied auf Apollo verſtanden worden ſein. Boethius ſtellt dagegen die Anſicht auf, daß dieſer Name daher komme, weil man vor Erfindung der Schreibekunſt gewohnt geweſen ſei, die Geſetze des Staats in Muſik zu ſetzen und ſie abſingen zu laſſen, damit ſie das Volk deſto leichter ins Gedächtniß faſſen und unter ſich fortpflanzen könne. Zur

Zeit des Teleſtes brauchten die Muſiker aber die Geſetze nicht mehr zu komponiren, weil man ſchon ſchreiben konnte, alſo läßt ſich auch nicht annehmen, daß die in unſerm Manuſcript erwähnten Prieſter etwa geſetzliche Beſtimmungen abgeſungen hätten.)

„Am folgenden Tage führten die Schauſpieler „und die Tänzer, die Flöten- und Zitherſpieler „ein Trauerſpiel auf. Selbiges aber war „Theſeus geheißen, und Teleſtes der Hera„klide hatte es ſelbſt angefertigt. Daher war „große Pracht der Gewänder und der aufge„ſtellten Bilder. Es hatte aber Damon aus „Kyrenä zu den Strophen neue Weiſen für „die Flötenſpieler erfunden, und Kallias aus „Ephyrä zu den Antiſtrophen für die Zither„ſpieler. Was außerdem von den Chorägen „ſonſt geſprochen werden mußte, ſolches san„gen dieſelben nunmehr in phrygiſcher Tonart, „nachdem es von den Zither- und Flötenſpie„lern vorgeſungen worden war, und war dies

„eine neue Erfindung von Lasus, des Eu-
„polis Sohn. Pherekydes aber lebte in
„großer Feindschaft mit Damon von Kyrenä.
„denn einer neidete den Andern, weil Beide
„berühmt waren. Da nun die Flötenspieler
„sangen, hat Pherekydes dem Volke ge-
„schmeichelt. Und das Volk pfiff auf kleinen
„Pfeifen. Damon aus Kyrenä aber begab
„sich fort und weinte.“

(Abermals viel, was der Erörterung werth ist. Lasus erwähnt der Pracht der aufgestellten Bilder bei Aufführung des Trauerspiels. Von Dekorationen ist nicht die Rede. Sollten diese vielleicht darunter verstanden sein, oder haben etwa Bilder die Stelle der Dekorationen vertreten? Möchte doch Herr Hofrath Böttiger hierüber Untersuchungen anstellen; denn in der That hat dieser vortreffliche Archäolog in seinen „Ideen zur Geschichte der Malerei“ S. 194 auch ohne unser Manuscript zu kennen, diese Frage schon zur Sprache gebracht und sich deren Beantwor-

tung vorbehalten. — Aus den folgenden Zeilen des Manuſcripts erſehen wir, daß der Chor in der Tragödie der Alten ſeine Strophe und Antiſtrophe förmlich geſungen und nicht bloß recitirt hat. Als eine Erfindung der Zeit des Teleſtes wird erwähnt, daß der Geſang abwechſelnd von Inſtrumenten begleitet worden ſei. Eine ſpätere Stelle des Manuſcripts läßt es nicht in Zweifel, daß die Griechen damals ſchon Harmoniemuſik gekannt haben, ſo ſehr dies auch von den Neuen beſtritten worden iſt. Nachdem die Inſtrumente den Chor begleitet und dann eine Melodie vorausgeſpielt hatten, wurde letztere von den Chorführern allein in phrygiſcher Tonart geſungen. Nach Apulejus (ſiehe deſſen goldenen Eſel, edit. *Ruhnken*, cum not. var. Leidae 1786. Liber IX. Cap. 6.) bediente man ſich dieſer Tonart vorzugsweiſe zu ernſten, feierlichen Geſängen. Dies ſtimmt mit unſerm Manuſcripte überein, da die Chorägen, als Verkündiger der Schickſalſtimme, wohl nur in feierlichen, gehaltenen Tönen reciti-

ren oder ſingen konnten. — Wenn es hiernächſt ferner im Manuſcripte heißt, Pherekydes und Damon hätten, weil ſie beide berühmt geweſen wären, in groſſer Feindſchaft gelebt; ſo müſſen wir uns eingeſtehn, daß die Welt vor drittehalb tauſend Jahren durchaus ſo geweſen iſt, als jetzt, und ausrufen: **c'est tout comme chez nous!** Derſelbe Künſtlerneid, dieſelben Kabalen, dieſelben Mittel das Volk zu gewinnen, dieſelbe Wuth nach Volksthümlichkeit!)

„Am dritten Tage des Muſikfeſtes zu Ephyrä „wurde das Trauerſpiel auf alte Weiſe darge„ſtellt. Und es ſang der Chor, wenn die „Chorägen geſprochen hatten, in hypomixoly„diſcher Weiſe. Und es beſtand der Chor aus „Männern, aus Jünglingen, Knaben und Jung„frauen. Pyrene aber, des Teireſias „Tochter, ſang den Hypopotamon, was nie „vor dem war erhöret worden, da er fünf „Töne höher gelegen iſt, denn der Hyperbo„laion. Und alles Volk klatſchte laut in die

„Hände, ſo groſſe Freude war im Herzen der „Zuhörer. Der König Teleſtes aber ließ „der göttlichen Sängerin ein koſtbares Ge„ſchmeide einhändigen und zum Geſchenke ge„ben. Denn ſolches war vordem nie erhöret „worden.“

(Ueber das Hypomixolydiſch und den Hypopotamon habe ich mich ſchon ausgelaſſen. Beſonders auffallend ſcheint es mir, daß Laſus rückſichtlich des Hypopotamon zweimal anführt, daß derſelbe nie vordem ſei gehört worden. Er muß alſo doch wirklich außerordentlich hoch geweſen ſein! Hier wird übrigens noch erwähnt, daß der Chor aus Männern, Jünglingen, Knaben und Jungfrauen beſtanden habe. Daß der Chor geſungen, iſt ebenfalls angeführt. Wer kann hiernach noch zweifeln, daß die Alten ſchon zu Laſus Zeit die Verſchiedenheit der menſchlichen Stimme genau gekannt, und daß ſie Baß, Tenor, Alt und Diſcant harmoniſch zuſammengeſtellt haben? Denn, hoher Wahrſcheinlichkeit

nach, ſangen die Männer den Baß, die Jünglinge den Tenor, die Knaben den Alt und die Jungfrauen den Discant. Auch wird die Meinung widerlegt, daß weibliche Rollen bei den Alten durch Männer geſpielt worden wären, da wenigſtens unter dem Chor allerdings weibliche Individuen befindlich waren. — „Der König aber ließ der göttlichen Sängerin ein koſtbares Geſchmeide einhändigen.“ Alſo nicht blos unſere Zeit darf die enthuſiaſtiſche genannt werden; nicht wir allein vergöttern eine Sängerin, ſondern auch die alten Griechen waren Enthuſiaſten, wie ſie den überhaupt mit ihren θειος (göttlich) noch viel verſchwenderiſcher umgingen, als wir es jetzt thun, da ſie ſogar einem Sauhirten dies **epitheton ornans** gewährten. Nicht eine Catalani allein hat ferner von Königen koſtbare Geſchmeide erhalten; auch die Vergangenheit zählt kunſtliebende Monarchen.)

„Als nun der vierte Tag gekommen war, ge-
„ſchahen die großen muſikaliſchen Wettſtreite,

„und es hatte Teleſtes dem Sieger einen „Fichtenzweig beſtimmt. Pherekydes aber „begann den Wettſtreit, und ſetzte ſich vor „allem Volke nieder und ſpielte das Epigonion. „Denn er hatte ſelbiges verbeſſert; und er „ſpannte vier Sehnen über ein Hölzlein, und „ſtrich ſolche mit einem glatten Stabe. Es „klangen aber die Sehnen, daß das Volk „freudig jauchzte.“

(Wir erfahren nunmehr, wie die muſikaliſchen Wettſtreite der alten Griechen beſchaffen geweſen ſind. Schon das Daſein dieſer Wettſtreite zeigt, daß die Griechen eine ausgebildetere Muſik gehabt haben müſſen, als unſere muſikaliſchen Archäologen bisher anzunehmen geneigt waren. Ein Konzert, an welchem ganze Völker Theil nahmen, iſt denn doch etwas bedeutender, als unſere muſikaliſchen Soirees, die zum Theil weniger der Muſik gelten, als der Konverſation und der Reſtauration. — Für den Sieger war ein „Fichtenzweig“ beſtimmt. Wo bleibt der loh-

nende Lorbeerzweig? Strabo und Euklides erwähnen mit zu großer Bestimmtheit, daß den musikalischen Siegern ein Lorbeerzweig auf die Stirn gesetzt worden sei, als daß man hieran zweifeln könnte. Vermuthlich vertrat auf dem Peloponnes und Isthmus die Fichte die Stelle des Lorbeers; den Herodot berichtet, daß auch bei den Isthmischen Spielen der Sieger mit einem Fichtenzweige geschmückt worden sei. — Epigonium ist nach der jetzt folgenden Beschreibung wie schon erwähnt, unser Violon oder Violoncell. So unvollkommen das Instrument nach der Beschreibung gewesen zu sein scheint, so muß doch Pherekydes darauf die nöthige Fertigkeit besessen haben, da er durch die Töne, die er hervorbrachte, das Volk zu lauter Freude hinriß.)

„Darauf rang Damon aus Kyrenä um den „Preis. Denn er sang mit seinen Schülern „in der neuen dryopischen Weise. Und das „Volk weinete. Als aber Kypsiles die Sai„ten rührte, war wieder Freude in aller Her-

„zen. Nachdem ſang Ibykos aus Rhegium „zur Sambuka; Thadmis aber, der Phol„nikier ſchlug kunſtreich das Krotalon. Es „folgte endlich Terpander aus Antiſſa, und „ſpielte ſelbiger den Barbitos alſo, daß ihm „alles Volk lauten Beifall geklatſcht hat. Als „nun die Schiedsrichter ſich berathen, haben „ſie allen Kämpfern einſtimmig den Preis zu„erkannt. Teleſtes aber, der Heraklide, „mußte viel des Goldes aus ſeinem Schatze „vertheilen.“

(Ich habe nicht gewagt, Sambuka und Krotalon ins Deutſche zu übertragen. Daß Sambuka und Barbitos nicht einerlei ſein könne, wie man bisher geglaubt hat, fällt hier deutlich in die Augen, denn ſonſt würde es hier, wo beide Inſtrumente zuſammen erwähnt werden, gewiß bemerkt ſein. Krotalon wird gewöhnlich „Klapper“ überſetzt. Welche Entwürdigung iſt es für unſere Urbilder, die Alten, wenn man unter ihren muſikaliſchen Inſtrumenten die Klapper auf-

führt! Aus dem Zusatze unseres Manuscripts, Thadmis habe das Krotalon kunstreich geschlagen, geht schon hervor, daß es keine Klapper gewesen sein kann, denn diese hätte geschüttelt werden müssen. Welche Thorheit wäre es ferner gewesen, wenn sich Thadmis in einem Konzerte, welches durch Gesang und Saitenspiel verherrlicht wurde, dann plötzlich ganz allein auf der Klapper hätte hören lassen wollen! Wie konnte er endlich für ein bloßes Klappern den Preis erringen? Das Krotalon muß sonach ein ganz selbstständiges und angenehm klingendes Instrument gewesen sein, vielleicht eine Art von Glokkenspiel. Aristorenes erwähnt es leider in seiner Beschreibung der altgriechischen Instrumente gar nicht.)

„Als aber der fünfte Tag gekommen, hatte „sich noch mehr des Volkes eingefunden. Denn „der fünfte Tag war der schönste und merk„würdigste in dem Feste. Denn es hatte „Pherekydes, der Taktführer, eine neue

„Weiſe für alle Flöten und Zithern zuſam-
„men erfunden. Wer aber von muſikkundi-
„gen Leuten eine Zither oder Flöte ſpielte,
„hatte ſich verſammelt, auf daß alle zuſam-
„men die neue Weiſe ſpieleten, und es waren
„ihrer wohl 800 an der Zahl. Nachdem
„ſelbige der Rythmagos geordnet hatte,
„ſtellte er unterſchiedliche Untertaktführer an
„mit weißen Stäben. Es ſtanden dieſelben
„aber gegen Morgen, Mittag, Abend und
„Mitternacht. Pherekydes hatte die Mitte
„eingenommen und ſaß auf einem hohen Stuhle,
„einen goldnen Stab ſchwingend, und waren
„die Flöten- und Zitherſpieler im Kreiſe um
„ihn aufgeſtellt. Als nun Pherekydes mit
„ſeinem goldenen Stabe das Zeichen gab,
„haben alle kunſterfahrenen Männer mit ei-
„nem Male begonnen, ſo daß es weit hin bis
„an's Meer erſchollen iſt. Und hatte Phe-
„rekydes es alſo eingerichtet, daß
„von einander verſchiedene Töne zu-

„ſammentrafen, ſo daß dadurch eine „Harmonie entſtanden iſt.“

(Dieſer Text bedarf keiner Noten. Wer nun noch beſtreiten will, daß die alten Griechen eine ausgebildete Inſtrumental- und Harmoniemuſik gehabt haben, der ſuche zuvor die Authenticität meines Manuſcripts zweifelhaft zu machen. Hier iſt es zum erſten Male mit einfachen Worten klar und deutlich ausgeſprochen, daß durch das Zuſammentreffen ganz verſchiedener Töne eine Harmonie entſtanden ſei. Und welch' ein Orcheſter hatte man zu Ephyrä! Auch die Alten muſicirten mit Maſſen, und Pherekydes war ein umſichtiger erfahrner Dirigent, da er nur 4 Unterdirigenten brauchte, um ſeine 800 Mann in Ordnung zu halten. Zweckmäßig hatte er das Orcheſter im Kreiſe um ſich aufgeſtellt, weil auf dieſe Art alle äußern Linien ſeines Terrains gleichweit von ihm entfernt waren.)

„Es klang aber dieſe Muſik überaus herrlich.

„Denn als alle Flöten und Zithern zuſammen
„getönt hatten, kamen die Flöten allein an
„die Reihe, und es haben hierauf wieder die
„Zithern abgewechſelt. Wie nun ſolches Al-
„les geſchah, ſchlug der Rythmagos mit dem
„Stabe auf und nieder, woher die Namen
„entſtanden ſind **arsis** und **thesis**. Zum
„Schluſſe tönte Alles wieder in einander. Es
„waren aber allda an Flöten die lydiſche,
„dryopiſche und phrygiſche Flöte, das Horn,
„die celtiſche und paphlageniſche Salpinx,
„auch Syrinx und Bombyx, von den Zithern
„wurden gerühmt Sambuca, Barbitos, Tri-
„gonon, Phorminx, Lyra, Magrepha, Pek-
„tis, Chelis, Epigonion und Simicon. Das
„Simicon aber wurde mit einem Bogen ge-
„ſtrichen. Auch wurde allda das Krotalon,
„das Tympanon und das Siſtron geſchlagen.
„Die Rythmagoi aber ſchlugen mit den
„Stäben in gleichmäßiger Bewegung,
„auf daß alles beiſammen bleibe.“

(Hier haben wir den Beweis, daß die Griechen Symphonien hatten wie wir, und daß diejenige Art zu komponiren, bei welcher die Blase- und Saiteninſtrumente mit einander abwechſeln, die älteſte iſt. Denn daß unter den Flöten ſämmtliche Blase- unter den Zithern aber die Saiteninſtrumente verſtanden werden müſſen, wird durch unſern Text unumſtößlich erwieſen. Lafus rechnet nämlich zu den Flöten ſowohl das Horn, als die Salpinx oder Trompete, und warum ſollte es geſucht erſcheinen, wenn man unter der lydiſchen, dryopiſchen und phrygiſchen Flöte vielleicht unſere gewöhnliche Flöte, die elegiſche Schallmey und die Klarinette zu verſtehn geneigt wäre? Sind nicht alle dieſe Inſtrumente noch jetzt nur Abarten eines Geſchlechts? Ich weiß gar wohl, daß nach Anſicht der Neuern unter dem Ausdruck Bombyx die alte Schallmey verſtanden werden ſoll, aber wie iſt es dann möglich, daß man vor einigen Jahrhunderten die Bombardonen alſo benennen konnte? Auch beſchreibt Las-

par Bartholinus in ſeiner gelehrten Abhandlung de tibiis veterum, Cap. VI. den Bombyx als ein großes, wurmförmig gewundenes, hölzernes Inſtrument, mit der Bemerkung, daß er ſeinen Namen „Seidenwurm“ von der wurmförmigen Geſtalt erhalten habe. Der Bombyx der Alten war mithin augenſcheinlich unſer Serpent. Laſus zählt dann ferner bei dem Geſchlechte der Zithern alle diejenigen Inſtrumente auf, von denen wir wiſſen, daß ſie Saiten hatten. Mich über jedes der einzeln genannten Saiteninſtrumente auszulaſſen, würde zu weit führen, zumal Meibomius in collectione antiquae musicae scriptorum VII. edit. Amstelod. 1652, 4. tom. VII, libr. 2, Cap. 6. ſie faſt ſämmtlich benennt, und ſich ſehr gelehrt über ihre Konſtruktion äußert. Ich darf indeſſen nicht unerwähnt laſſen, daß das Simicon unmöglich fünf und dreißig Saiten gehabt haben kann, wie dies in Rochs muſikaliſchem Lexicon, Theil II, S. 1384. behauptet wird, da es ſonſt nicht füglich hätte

mit dem Bogen geſtrichen werden können. Das Simicon der Griechen muß ſonach eine Art Geige geweſen ſein. Wie Lafus übrigens die Magrepha unter den Zithern hat aufführen können, iſt mir unbegreiflich. Denn nach der heiligen Schrift und dem Talmud ſteht es unwiderruflich feſt, daß die Magrepha ein gottesdienſtliches Blaſeinſtrument der Hebräer geweſen iſt. Schon die Etymologie weiſet auf den hebraiſchen Urſprung zurück. — Unſer Text belehrt uns endlich noch, daß die Griechen den Takt ſehr wohl gekannt haben. Lafus kann ſich nicht deutlicher ausdrücken, als es in dieſer Hinſicht geſchehen iſt. Auch wiſſen wir nunmehr, was unter **arsis** und **thesis** zu verſtehn. Sehr unwichtig bemerkt Rouſſeau in ſeinem **dictionaire de musique, art. battre la mesure und arsis**, daß die Griechen die ſchweren Takttheile durch Aufheben und die leichten durch Niederſchlagen bezeichnet hätten und daß alſo bei ihnen der ſchwere Takt durch **arsis**, der leichte aber durch **thesis** angedeutet worden

ſei, und wenn Rouſſeau außerdem hinzu ſetzt, daß auch Scarlatti auf dieſe Weiſe den Takt geſchlagen habe, ſo geſtehe ich, daß mir wenigſtens dieſe Mittheilung nicht verſtändlich iſt.)

„Als nun dieſe neue Weiſe ausgeführt ward,
„hat ſich zu Ephyrä ein Wunder begeben.
„Denn es erſchien plötzlich ein Jüngling und
„miſchte ſich unter die geſangkundigen Män-
„ner, und es war derſelbe göttlichen Anſe-
„hens. Solcher aber nannte ſich Korinthos
„und es wußte Niemand, woher er gekom-
„men war. Derſelbige ſagte dem Volke, daß
„er eine Flöte erfunden habe, mächtiger denn
„alle Flöten und Zithern, über welche ſie
„herrſche. Korinthos aber nannte ſeine
„Flöte *ΠΟΜΠΡΑ*, und es war ſelbige be-
„ſchaffen gleichwie eine ſchlanke hohle Säule.
„Am Haupte befand ſich eine weite goldne
„Oeffnung, und es war der Schallkopf mit
„goldenem Schnitzwerk kunſtreich belegt und
„gleich wie das Haupt einer Säule geſtaltet.

„Als nun Korinthos hineingeblaſen, erſcholl „ein unbekannter Ton tief und gewaltig, wie „wenn die Meereswelle an's Ufer ſchlägt. Und „er ſang damit zur Weiſe des Pherekydes, „und es erklang ſelbige, wie — — — — „— *TE. AI'NOLIN.* Korinthos nannte „aber den tiefen Ton, der die ganze Weiſe „trug, den Hypantiproslambanomenon."

(Es liegt in der Natur des Menſchen, bei einem unerklärlichen Ereigniß die Wunderkraft der Götter wirkſam zu glauben. So auch hier. Ein unbekannter — vielleicht beſcheidener — Künſtler brachte etwas Neues und Schönes, und da er ſich dem Danke heimlich entzog, glaubte man die Hand der Götter im Spiel, hielt man den Jüngling wohl gar ſelbſt für einen verkappten Gott. Vielleicht wollte Laſus noch etwas viel Tieferes ausſprechen. Wir werden nämlich ſogleich ſehen, daß der unbekannte Jüngling das Geſchenk des Fundamentalbaſſes brachte. Wenn nun alle Melodie und Harmonie nichts iſt, ohne

den Fundamentalbaß, und wenn ſie dadurch erſt zur Bedeutung gelangt, iſt dann der Baß nicht recht eigentlich das geiſtige Prinzip, die belebende Kraft der Muſik? War es dann nicht ſchön und wahrhaft griechiſch gedacht, zu erweiſen, daß der Baß göttlichen Urſprungs ſei? — Daß aber das Inſtrument des Korinthos nichts anders geweſen ſein könne, als das Kontrafagott, fällt in die Augen. Denn dies Inſtrument ähnelt einer hohlen Säule, die große meſſingene Stürze auf demſelben iſt gar wohl dem Kapitäl einer Säule zu vergleichen, und wenn vielleicht das Inſtrument des Korinthos eine ungewöhnliche Länge und Dicke hatte, war dieſe Vergleichung nur um ſo natürlicher. Lafus ſagt ausdrücklich, der Ton ſei ſo ſtark geweſen, daß er alle übrigen Inſtrumente „getragen“ habe. Welch ein Fagott, oder welch ein Fundamentalbaß muß dies geweſen ſein! Bekanntlich hieß der Ton A bei den Griechen proslambanomenos. Nannte nun Korinthos ſeinen tiefſten Ton hypanti-

proslambanomenos, ſo iſt dieſer, vermöge des anti und des noch höher ſtellenden hypo, das 32füßige A geweſen. — Hier iſt übrigens die zweite Lücke im Texte.)

„Am 6. und 7. Tage wurde die Weiſe des „Pherekydes wiederholt; denn das Volk „wollte nichts Anders hören, und es warf „ſelbiges Blumenkränze dem Jüngling zu. „Korinthos aber verſchwand darauf und „ließ die Pomora in Ephyrä zurück.“

„Seitdem aber hat Teleſtes, der Hera„klide, den Säulen ſeines Pallaſtes die Ge„ſtalt der Pomora geben laſſen und anbefoh„len, daß ſelbige nach dem Jüngling korin„thiſche Säulen geheißen würden. Und ſol„ches iſt ſeitdem geſchehen.“

(Ich erwähne noch, daß vielleicht das tiefe Baßinſtrument Pomora, den vor mehreren Jahrhunderten noch gebräuchlichen, ſogenannten „Baßpommern“ ihren Namen gegeben hat; mache aber ganz vorzüglich auf den Umſtand aufmerkſam,

der die Bezeichnung „korinthiſche Säulen“ veranlaßte, indem daraus ganz augenſcheinlich hervorgeht, daß in ſpäterer Zeit mit Verbreitung dieſer Säulenordnung der Name Ephyrä untergegangen, und dieſer Stadt der Name ihrer Säulen beigelegt worden ſein muß.)

„Am achten Tage tanzten die hymettiſchen „Tänzer, wie beim Anfang des Feſtes, und „die Prieſter wiederholten die *NOMOI*, daß „das Feſt göttlich ende. Und das Volk blieb „noch lange Zeit zu Ephyrä, bis daß es ſich „zerſtreuete.“

„Alſo aber war das Muſikfeſt zu Ephyrä „im dritten Jahre der 4. Olympiade der Re„gierung des Königs Teleſtes, des Hera„kliden.“

(Und ſo endigt die erſte Tafel.)

Der Stadtrichter legte die Zeitungsblätter vor ſich hin. Alle ſchwiegen und warteten, daß er fortfahren ſolle. „S' iſt leider nichts wei-

ter zu leſen," ſagte er nun. „Ich brenne vor Begierde, die zweite Tafel kennen zu lernen."

Höchſt intereſſant in der That! bemerkte der Prediger. Da ſieht man, wie viel den gelehrten Forſchungen zu glauben iſt. Ich erinnere mich, immer gehört zu haben, daß die Alten eine Harmonie in unſerem Sinne nicht gekannt haben ſollen, und jetzt iſt das Gegentheil klar bewieſen.

Hätte ich das Manuſcript nur in der Urſprache, murmelte der Rektor.

Ja, Ihr Herren Sprachforſcher allein, bemerkte der Stadtrichter, verbreitet ſolche Irrthümer!

Wie ſollen denn aber die Alten keine Harmonie gekannt haben, wandte Brummer ein, da das Wort Harmonie, wie ich noch von der Schule weiß, griechiſch iſt?

Das iſt wahr! ließen ſich hier mehrere Stimmen vernehmen. Laſſen Sie hören, Stadtrichter; Sie ſind ja ein Muſikgelehrter.

„Das wird unſer Freund Rektor auch zu erklären wiſſen,“ entgegnete der Stadtrichter.

Bitte, antwortete der Rektor nicht ohne Verlegenheit, die Frage iſt in den beſten Händen.

„Meinetwegen,“ nahm nun der Stadtrichter das Wort. „Ueber die Harmonik der Griechen ſind uns gerade die meiſten Nachrichten aufbewahrt. Euklides ſagt: die Harmonik iſt die Wiſſenſchaft von der Natur des Hermoſmenon, ſowohl in theoretiſcher als praktiſcher Beziehung. Hermoſmenon aber iſt dasjenige, was aus Klängen und Klangräumen, die in gewiſſen Beziehungen zu einander ſtehen, zuſammengeſetzt iſt.“

Hm! — Hm! — Ei! — Sehr gelehrt! ſehr hübſch geſagt! flüſterte man hier und da.

Hermoſmenon! Ein köſtliches Wort, ſagte der Rektor.

„Und iſt es nach unſerm Manuſcript jetzt nicht klar, daß unter Hermoſmenon ein Akkord zu verſtehn?“ fragte der Stadtrichter.

Vollkommen klar, bekräftigte Brummer.

Ich dächte, die Geſellſchaft ſchriebe an den Herrn Profeſſor Murhard, ſagte nun der Rektor, und bäte um Mittheilung einer Abſchrift des Manuſcripts.

Schön, vortrefflich! rief man einſtimmig.

Wo lebt denn der Mann? fragte Brummer.

Unfehlbar in Berlin, erwiderte der Rektor. Auch müſſen wir ſeine eminente Gelehrſamkeit in dem Briefe anerkennen.

Ja, fiel der Prediger ein, ſeine kritiſchen Noten zum Texte ſind vortrefflich. Wie ſchön widerlegt er einzelne unſerer berühmten Alterthumskenner!

Die Thür ging auf und der Gaſtwirth Schnitzer, in deſſen Hauſe das Kränzchen ſeine Verſammlungen hielt, trat mit einem Fremden ein. Hochgeſchätzte Herren, begann Schnitzer, während der Fremde ſich verbeugte, dieſer Herr aus Berlin logirt bei mir und wartet auf die morgen hier durchgehende Schnellpoſt. Die Zeit wird ihm lang, erlauben Sie wohl, daß er heute im Kränzchen bleibe?

Ihre Güte möge die Zudringlichkeit des durchreisenden Fremden entſchuldigen, ſetzte der Eingeführte hinzu; ich höre daß Ihr Verein der Muſik gewidmet iſt, und da ich ein treuer Anhänger dieſer Kunſt bin, gönnen Sie mir vielleicht die Freude, an der heutigen Verſammlung Theil zu nehmen?

Viel Ehre! Von Herzen! Sehr gern! hallten verſchiedene Stimmen unter einander. Kaulfuß begrüßte den Fremden im Namen der Geſellſchaft und bald ſaß dieſer neben dem Vorſtande.

„Ihnen wird wohl,“ wandte ſich der Stadtrichter gegen ihn, „da Sie aus Berlin kommen, ſchon bekannt ſein, was uns hier freudig das Herz bewegt; wir haben die muſikaliſche Zeitung vor uns und zwar die beiden Nummern über das Muſikfeſt zu Ephyrä.“

Eine flüchtige Bewegung in den Geſichtsmuskeln des Fremden wurde von Niemand bemerkt. Ich kenne dieſe Nummern, antwortete er dann ſehr ruhig.

„Nun und was ſagen Sie?“ rief leidenſchaftlich der Stadtrichter. „Iſt das nicht ein Gewinn für die Wiſſenſchaft?“

Hm — ja — erwiderte zögernd der Fremde. Eine groſſe Wahrheit liegt darin.

„Sie ſcheinen nicht unſerer Meinung, hochgeſchätzter Herr; — doch wen haben wir die Ehre?“ fragte der Stadtrichter weiter.

Ich heiſſe Guſtav Nicolai, antwortete der Fremde; denn wirklich war es der Herausgeber dieſer Blätter, Ihr günſtigen Leſer, der damals auf einer Geſchäftsreiſe begriffen, einen Abend und eine Nacht in dem muſikaliſchen Städtchen verweilte und das Vergnügen hatte, der Verſammlung des Kränzchens beizuwohnen.

„Sehr angenehm, Ihre Bekanntſchaft zu machen,“ fuhr der Stadtrichter fort. „Sie ſcheinen alſo nicht unſerer Meinung?“

Ich zuckte die Achſeln.

„Aber erwägen Sie doch,“ eiferte der Stadt-

richter, „man iſt nunmehr über die Muſik der Alten völlig in Klarem!“

Die Alten kannten eine Harmonie ſo gut als wir! ſagte der Prediger.

Sie hatten Muſikfeſte wie wir! rief Brummer.

Ein Hermoſmenon! ſetzte der Rektor hinzu.

Eine Inſtrumentalmuſik wie wir, rief, da ich allen dieſen Verſicherungen ein ungläubiges Lächeln entgegenſetzte, ein Vierter.

Alle unſre Inſtrumente haben die Alten gekannt, Violinen und Bratſchen, Violoncells, Baßpommers, Fagotts, Glockenſpiele — iſt denn das keine Merkwürdigkeit? ließ ſich, roth vor Aerger der dicke Steuereinnehmer vernehmen. Sagen Sie mein Herr!

Nun antworten Sie doch, Herr Berliner! erſcholl es dringend von mehrern Seiten.

Ja, ja, meine Herren, rief ich endlich mit lautem Lachen, freilich iſt's eine Merkwürdigkeit! Aber es iſt zum Todtlachen!

„Nun, das wüßte ich doch nicht,“ äußerte

unwillig der Stadtrichter. Alle Augen waren zornflammend auf mich gerichtet.

Daß wir es ernſt meinen, ſagte der Rektor, wird Ihnen klar werden, wenn wir Ihnen mittheilen, daß wir uns das Manuſcript von dem Herrn Murhard ſelbſt erbitten werden.

Thun Sie das um Himmels willen nicht, antwortete ich nicht ohne Verlegenheit. Der Eifer der kleinen Geſellſchaft ward mir peinlich, aus Gründen die mir allein bekannt waren.

„Allerdings werden wir an Herr Profeſſor Murhard ſchreiben,“ fuhr der Stadtrichter fort. „Aus Ihnen kann man wirklich nicht klug werden, wertheſter Herr, bald lachen Sie, bald thun Sie ängſtlich“ —

Der Herr iſt ein Großſtädter, bemerkte der Einnehmer, er iſt ein Ungläubiger.

Ja die Herren Großſtädter treten das Heiligſte in den Koth! ſprudelte Brummer.

„Zur Ordnung!“ rief, mit der Lichtſcheere gegen ein leeres Bierglas klopfend, der Vorſtand.

Zürnen Sie mir nicht, meine Herren, nahm ich jetzt das Wort. Es ſchmerzt mich, Sie enttäuſchen zu müſſen. Der Aufſatz enthält eine groſe Wahrheit, die, daß alles wiſſenſchaftliche Forſchen, alles menſchliche Wiſſen mehr oder minder eitel iſt. Wie manche tiefſinnige Forſchung der gröſten Gelehrten mag doch nur einen Irrthum zu Tage gefördert haben! Wie wenig mag wahr ſein von dem, was uns über das Alterthum berichtet wird! — Mythos iſt Geſchichte, deren Geiſt uns fremd geworden, deren Weſen aus dem Weſen der ſpäteren Zeit nicht mehr erklärt werden kann. Auch das Alterthum wird bald Mythe werden.

Nun, und was gehört das hierher? — In wie fern können und wollen Sie uns enttäuſchen?

Meine ſehr gütigen und gaſtlichen Herren, ja, es gehört hierher, denn der ganze Aufſatz, betitelt „das Muſikfeſt zu Ephyrá,“ iſt eine Myſtifikation.

Eine lautloſe Stille von mehreren Sekunden.

Ha, ha, ha! lachte endlich höhniſch der Rektor; wie beweiſen Sie das, wertheſter Herr Verleger?

Sehr einfach, antwortete ich: das Ganze iſt ein von mir erfundener Scherz: Alles, was Sie da prieſen, iſt aus meinem Hirn und meiner Feder gefloſſen.

Verdammt! — Das iſt unrecht! — Das iſt zu toll! — Wie man ſich irren kann! — O ich dachte es gleich! — Ja, Sie! — Das iſt abſcheulich! — Sie Vokatinus! — Sie einmal! Alle Teufel! ſchrien wohl zwanzig Stimmen auf mich ein. Die muſikaliſchen Kannegieſſer waren außer ſich.

Erſt allmählig wurden ſie ruhig. Dann ward hin und her geſprochen und nach einer Stunde ſchieden wir verſöhnt und herzlich lachend von einander.

Muſikaliſche Gedichte.

Ueber muſikaliſche Dichtkunſt.

Es leben in Deutſchland viel reichbegabte Muſiker; demnach wird im Gebiet des lyriſchen Dramas ſo wenig geſchaffen. Wir haben keinen Text, lautet gewöhnlich die Entſchuldigung der Komponiſten und wirklich iſt unſer Vaterland arm an muſikaliſchen Dichtern. Dieß erklärt ſich, ſobald man erwägt, daß ein gutes muſikaliſches Gedicht nicht nur an ſich das Schwerſte iſt, was ein Dichter ſchaffen kann, ſondern daß es namentlich in Deutſchland keine undankbarere Arbeit giebt, als für einen Komponiſten zu dichten. Bei uns hat nur der Komponiſt den Ruhm; er ſteckt das Honorar in die Taſche; dem Dichter wird wenig oder gar keine Anerkennung; die Schmeichen der Muſik werden meiſt im Gedicht geſucht, und demnach iſt der Dichter in der Re-

gel gezwungen geweſen, ſein Werk nach der Laune oder der Fähigkeit des Muſikers zu ändern. Wird aber die Muſik vor dem Richterſtuhle des Publikums verdammt, ſo iſt mit ihr das Gedicht der Vergeſſenheit für alle Zeit übergeben. Auſerdem ſehen wir leider das literariſche Eigenthum der Bühnendichter bei uns nicht ſo geſichert, wie in Frankreich oder Italien. Verführe man bei uns, wie dort, könnte auch hier der Dichter auf einen Antheil am Ertrage der Aufführungen rechnen, würde auch Deutſchland bald ſeinen Quinault, Jouy, Apoſtolo Zeno oder Metaſtaſio haben. Allein in der Regel iſt bei uns der muſikaliſche Dichter auf das klägliche Honorar beſchränkt, mit dem ihn der arme Jünger Polyhymnias abſpeiſet und ſo wird bei uns nur durch Liebe zur Sache ein muſikaliſches Gedicht in's Leben gerufen.

Unter dieſen Umſtänden muſs aber das Streben in dieſem vernachläſsigten Theil der Kunſt etwas zu leiſten, erfreulich ſein, und vielleicht

wird man die muſikaliſch poetiſchen Verſuche des Verfaſſers der Betrachtung nicht unwerth halten. Da ihm faſt gar kein vaterländiſches Vorbild leuchtete, er ſich vielmehr ſelbſt einen Weg bahnen mußte, ſo ſei ihm vergönnt, die Grundſätze zu entwickeln, welche ihn bei dieſen Verſuchen geleitet haben. Eine Oper fehlt zwar in den nachfolgenden Blättern; dagegen iſt die Gattung des lyriſchen Dramas überhaupt durch zwei groſſe Oratorien, eine Kantate und eine lyriſch dramatiſche Scene vertreten. Außerdem findet ſich von jeder andern Art muſikaliſcher Dichtungen wenigſtens ein Beiſpiel.

Es iſt zwar über muſikaliſche Poeſie mancherlei in Deutſchland geſchrieben worden. Das älteſte dem Verfaſſer bekannte Werk, welches hieher gehört, iſt das von Krauſe (Von der muſikaliſchen Poeſie, Berlin 1752. 8.); außerdem befinden ſich zahlreiche Aufſätze über muſikaliſche Dichtkunſt in den Werken unſerer bekannteſten Aeſthetiker zerſtreut. — Allein alle dieſe Weg-

weiſer haben doch noch keinen unſerer muſikaliſchen Dichter in den Tempel des Ruhms geleitet. —

Was zuvörderſt den Gegenſtand eines muſikaliſchen Gedichts überhaupt anlangt, ſo ſtellt ſich als ſolcher jede lyriſche Situation, d. h. jeder Zuſtand der Empfindung dar, mag dieſe nun entweder ſubjektiv ausgeſprochen werden wie z. B. im Hymnus, im Liede, in der Arie, im Recitativ, in der Serenade, oder objektiv dargeſtellt werden, wie in der Ballade. Tritt Handlung zum Ausdruck lyriſcher Erhebung, ſo wird das ſinnliche Intereſſe noch erhöht. Als einfachſte Form iſt hier die Romanze und Ballade zu betrachten, worin entweder eine Begebenheit voller lyriſcher Momente erzählt wird, oder ſich die Handlung in dem Ausdruck abwechſelnder Empfindungen entwickelt. Im letztern Falle macht die Ballade den Uebergang zum eigentlichen lyriſchen Drama, zur Kantate, zum Oratorium und zur Oper, wie wohl die Kantate nicht immer

dramatiſch zu ſein braucht. Aus dem Allen geht aber hervor, daß der muſikaliſche Dichter bei der Wahl ſeines Stoffs vorzugsweiſe, ja faſt ausſchließlich auf Gefühl und Einbildungskraft zu wirken hat, und daß reine Verſtandesaufgaben, wiſſenſchaftliche und philoſophiſche Betrachtungen oder Erörterungen nie Gegenſtände eines muſikaliſchen Gedichts ſein können. Es giebt indeſſen Betrachtungen, die mit einer beſtimmten Empfindung ſo innig zuſammenhängen, daß ſie ſich wechſelſeitig bedingen. Dieſe eignen ſich gleichfalls zur Kompoſition, jedoch nur in der Form des Liedes*), der Arie und des Recitativs.

Was hiernächſt die Individualität des muſikaliſchen Dichters betrifft, ſo muß derſelbe nicht nur mit allen Erforderniſſen eines Dichters überhaupt, namentlich mit einer lebhaften und beweglichen Phantaſie ausgerüſtet; ſondern insbeſondere auch mit der Natur und den Mitteln des

*) Wie z. B. in den nachfolgenden Gedichten „Schatten“ und „Licht.“

muſikaliſchen Ausdrucks vertraut ſein. Hierbei reicht Liebe zur Muſik und oberflächliche Kenntniß dieſer Kunſt keineswegs aus, ſondern es muß der Dichter, um Vollendetes leiſten zu können, die Tiefen der Harmonie und die techniſche Konſtruktion aller Gattungen von Muſikſtücken durchdrungen, ja ſich mit dem Geiſte der Inſtrumente und mit der Geſchicklichkeit, ſie anzuwenden, bekannt gemacht haben. Ein muſikaliſcher Dichter dieſer Art wird nie dem Komponiſten untergeordnet ſein, ſondern er wird ſeine Selbſtſtändigkeit behaupten und dem Muſiker die Bahn vorzeichnen, die derſelbe gehn muß. Hat er überdies ſeinen Gegenſtand nicht dem Zeitgeiſte entnommen, ſondern denſelben auf rein menſchliche Empfindungen baſirt; ſo darf er auch nicht befürchten, daß ſein Gedicht untergehen werde. Er ſteht höher als der Komponiſt, und wenn dieſer und ſeine Schreibart längſt vergeſſen ſind, darf er hoffen, in der ſpäteren muſikaliſchen Schreibart abermals komponirt zu werden.

Betrachten wir ferner die Ausführung eines muſikaliſchen Gedichts. Hier iſt vor Allem darauf zu ſehen, daß in dem Gedichte entweder der Ausdruck einer einzelnen Leidenſchaft oder Empfindung, oder in harmoniſcher Abwechſelung der Ausdruck verſchiedenartiger Leidenſchaften oder Empfindungen erfolge, und wo nicht ein beſonders vorwaltender Seelenzuſtand geſchildert werden ſoll, das lebhafte Fortſchreiten einer intereſſanten Handlung erkennbar werde. Dieſe Handlung muß ihrerſeits die verſchiedenartigſten Empfindungen in ſchöner Abwechſelung aus ſich ſelbſt entwickeln, oder umgekehrt, es müſſen dieſe Empfindungen, dieſe Zuſtände der Seele, das Fortſchreiten der Handlung bedingen. Bei einem für die Darſtellung beſtimmten Gedichte ſehe man daß die Handlung auch ohne Verſtändniß der Worte dem Zuſchauer klar werde. Beſonders iſt dies bei der großen Oper mit durchgehendem Recitativ erforderlich. Man muß ohne Textbuch überall wiſſen, wovon die Rede iſt. Bis jetzt hat freilich

noch Niemand ein ſolches Buch geſchrieben! — Außerdem iſt darauf zu achten, daß dem Muſiker auch Gelegenheit gegeben werde, die möglichſte Mannigfaltigkeit in Form und Inhalt der Muſikſtücke zu beobachten. Der Komponiſt muß im Stande ſein, im lyriſchen Drama Recitative, Arien, Duette, Terzette, Quartette, Quintette, Sextette u. ſ. w. und untermiſchte Chöre und am Schluſſe des Ganzen oder der einzelnen Abtheilungen oder Akte ein Finale anzubringen. Ein Finale iſt wieder an und für ſich wie ein ſelbſtſtändiges lyriſch-dramatiſches Gedicht zu behandeln. Auch dieſe Abwechſelung genügt indeſſen noch nicht; es muß dabei ferner noch auf die Geſchlechtsverſchiedenheit der ausführenden Perſonen und darauf Rückſicht genommen werden, daß Sopran- Alt- Tenor- Bariton- und Baßſtimmen einander ablöſen. Mehrere Muſiknummern gleicher Art, z. B. mehrere Arien, oder Duette hintereinander, ſind fehlerhaft, es ſei denn daß Frauen und Männer mit einander wechſelten, in

welchem Falle der Reiz der Geſchlechts- und Stimmenverſchiedenheit bliebe. Wo kein durchlaufendes Recitativ die einzelnen Muſiknummern zuſammenknüpft, muß der Dialog kunſtvoll und unmerklich jedesmal zu einer Situation der Empfindung oder Leidenſchaft hingeführt werden, und da erſt plötzlich mit überraſchender Gewalt die Muſik eintreten, wo die gewöhnliche Sprache zum Ausdruck des Gefühls zu ſchwach erſcheint.

Iſt nun ein muſikaliſches Gedicht im Entwurf ſo angelegt, daß alle dieſe Erforderniſſe berückſichtigt erſcheinen, ſo hat man in Beziehung auf die Ausführung, insbeſondere noch:

1) die Sprache, oder die Wahl des Ausdrucks,

2) das Versmaas und

3) den Reim

in Erwägung zu ziehn.

Die Sprache des muſikaliſchen Dichters iſt eine andere, als die poetiſche überhaupt. Ein und derſelbe Gegenſtand wird in der Regel von

dem muſikaliſchen Dichter ganz anders vorgetragen werden müſſen, als von dem bloß dramatiſchen Dichter. Dieſem iſt die Handlung, jenem die Empfindung das Weſentlichſte. Sieht ſchon der dramatiſche Dichter auf Schönheit und Wohllaut des Ausdrucks, ſo wird dies noch mehr der muſikaliſche Dichter thun müſſen, weil viele Wortfügungen, ja ſogar einzelne Sprachlaute entweder gar nicht, oder doch nur ſehr ſchwer geſungen werden können. Man füge alſo die Wörter überall in der Art zuſammen, daß ſie ſangbar ſind, dennoch aber der auszudrückenden Empfindung möglichſt entſprechen. Insbeſondere vermeide man viele Ziſchlaute, Konſonanten, ſchnarrende r und offene Vokale (o, a, u) hintereinander. Worte des Schreckens, des Zorns oder einer andern tief erſchütternden Gemüthsbewegung, bei denen die Sprachhärte im Drama von vortrefflicher Wirkung ſein kann, bringen geſungen in der Oper leicht einen komiſchen Effekt hervor. Doch kann freilich, mit weiſer Vorſicht ange-

wandt, das was im Allgemeinen fehlerhaft iſt, unter Umſtänden von groſſer Wirkung und daher erlaubt ſein. Dieß iſt der Fall, wo die Sprache malt' und dieſer Effekt bei der Uebertragung in den Geſang nicht verloren geht. In den Worten: „Horch, der rollende Donner!“ ahmt z. B. die Stimme augenſcheinlich das Rollen des Donners nach, es ſind darin vier r und drei o hörbar, und gerade dieſer Umſtand begründet den Effekt, der durch den Komponiſten leicht noch vermehrt werden kann. Auch in der Wahl der Namen ſei man vorſichtig. Mancher hiſtoriſche, an ſich muſikaliſche Stoff iſt unbrauchbar, weil die vorkommenden Eigennamen zu barbariſch lauten, als daß ſie geſungen werden könnten. Nicht immer läßt ſich die Nennung der Namen in den Geſangſtücken vermeiden.

Der Periodenbau unterſcheide ſich durch möglichſte Kürze. Sollen die Redeſätze gut und wirkſam komponirt und geſungen werden, müſſen ſie nur drei bis vier kürzere, oder nur einen, zwei

oder drei längere Verſe (Zeilen) umfaſſen. Doch kann zuweilen, wenn auf einen größeren Vorderſatz, ein kurzer, aber gewichtiger Nachſatz folgt, in ſo fern der Komponiſt genialer Auffaſſung fähig iſt, dieſer Nachſatz von großer Wirkung ſein. Beiſpielsweiſe bezieht ſich der Verfaſſer hier auf die kleinen Gedichte: Mannskraft und Frauenlieb. In beiden bildet das „dann“ einen ächt muſikaliſchen Nachſatz, was von jedem Muſiker ſogleich erkannt werden wird. Vorſichtig gebraucht und an der richtigen Stelle angebracht, kann im lyriſchen Drama ein ſolcher Vor- und Nachſatz von koloſſaler Wirkung ſein. In einem dramatiſchen Gedichte überhaupt ſind willkürlich kurze oder lange Perioden geſtattet, der Dichter darf ja auch Gedanken ausſprechen, die den Verſtand beſchäftigen. Gänzlich unerlaubt iſt im muſikaliſchen Gedicht die Parentheſe, die der dramatiſche Dichter ebenfalls anwenden darf, wiewohl ein genialer Komponiſt auch dieſe Klippe glücklich umſchiffen würde„ ſo wie es Bei-

ſpiele giebt, daß Parentheſen wirklich ſehr geiſtvoll, und ſelbſt dem muſikaliſchen Auge erkennbar, komponirt worden ſind. Auch bloße Zwiſchenworte, mehrere Beiwörter hintereinander und überhaupt ſchleppende Redeſätze widerſtreben dem muſikaliſchen Ausdruck.

Versmaaß und Reim ſind bei einem muſikaliſchen Gedichte eben ſo unweſentlich, wie bei der Poeſie überhaupt. Man weiß, daß es Oratorien giebt, bei denen die ſchlichte Proſa der heiligen Schrift komponirt worden iſt. Allein der Rhythmus gehört zum Weſen der Muſik, und es erſcheint daher durchaus natürlich, in der muſikaliſchen Dichtkunſt die Metrik anzuwenden, welche ebenfalls ohne Rhythmus nicht denkbar iſt. Denn Rhythmus iſt eine beſtimmte Ordnung der Zeittheile in Muſik, Sprache oder Bewegung; metriſch heißt ein Wortvortrag, in dem die Sylben nach den Geſetzen des Rhythmus geordnet ſind. Der Takt iſt das Maaß des muſikaliſchen Rhythmus (Tonmaaß), ihm ent-

ſprechend iſt in der Poeſie das Versmaaß (Metrum, Sylbenmaaß). Die Taktart eines Muſikſtücks wird daher durch das Versmaaß bedingt. Es eignen ſich übrigens alle Versarten zur muſikaliſchen Kompoſition; ſowohl die einfachen (welche aus gleichartigen), wie die vermiſchten (welche aus ungleichartigen Füßen beſtehen). Abwechſelung von Trochäen und Jamben bringt Leben und Färbung in die Kompoſition. Für das lyriſche Drama iſt der fünffüßige Jambus am meiſten zu empfehlen; ſechsfüßige Jamben (ſeien es nun Senare oder Alexandriner) erſcheinen, häufig angewandt, für den muſikaliſchen Rhythmus zu gedehnt. Noch längere Verſe ſind ganz unſtatthaft. Die Proſodie der Komponiſten weicht freilich oft von der Regel ab; allein dies darf den Dichter nicht abhalten, der Vorſchrift treu zu bleiben.

Was endlich den Reim anlangt, ſo vermeide man im Allgemeinen viel weibliche Reime hinter-

einander. Eine harmoniſche Abwechſelung weiblicher und männlicher Reime iſt unerläßlich, weil ſonſt in der Muſik die Doppelſylbe des weiblichen Reimes zu viel ſchleppende und matte Tonſchlußfälle verurſacht. Unbedenklich darf man dagegen mehrere männliche Reime hintereinander anbringen; ſie geben einer muſikaliſchen Fortſchreitung markige Einſchnitte, und da dem Muſiker erlaubt iſt, ein einſylbiges Wort oder eine männliche Schlußſylbe in zwei, ja mehrere Töne zu zerlegen; ſo kann er ſich, wo ihm ein weiblicher Reim nöthig erſcheint, ſehr leicht helfen. Hieraus folgt aber, daß es der muſikaliſche Dichter mit der gleichförmigen Bildung verſchiedener Strophen nicht ſo ſtrenge zu nehmen hat, wie der Dichter überhaupt, da es im Gegentheil von muſikaliſcher Wirkung ſein kann, wenn z. B. an der Stelle eines Verſes, wo in der erſten Strophe ein Daktylus ſteht, in einer andern Strophe ein Spondeus, oder umgekehrt, oder an die Stelle eines Trochäus ein Jambus geſetzt

wird*). Auch iſt es dem Komponiſten oft angenehm die Anfangsſylbe eines Verſes anceps zu gebrauchen. Aufhören muß der Reim, wenn ſich auf das denſelben vorbereitende Schlußwort kein Reim finden läßt, welcher der muſikaliſchen Situation oder dem muſikaliſchen Ausdruck entſpräche. Hier ſieht man recht deutlich den Unterſchied zwiſchen dem muſikaliſchen und dem gewöhnlichen Gedicht. Der Dichter überhaupt kann vielleicht mit den Reimen, die ihm ein durch die Situation bedingtes Schlußwort geſtattet, in ſeinem Gedicht auf verſchiedene Weiſe und überall dem Gegenſtande vollkommen entſprechend fortfahren; der muſikaliſche Dichter, an deſſen Aſſociationsvermö-

*) Bei einer Ballade iſt die gleichförmige Bildung der verſchiedenen Strophen nur dann erforderlich, wenn alle Strophen nach einer und derſelben Melodie geſungen werden ſollen. In dieſem Falle hat der Dichter allerdings darauf zu ſehn, daß die, der Reihenfolge nach ſich einander gegenüberſtehenden, einzelnen Verſe der verſchiedenen Strophen, eine möglichſt gleiche muſikaliſche Auffaſſung geſtatten und daß insbeſondre der Sylbenaccent in allen gegenüberſtehenden Verſen durchaus derſelbe ſei.

gen in Anſehung ähnlicher Ideen noch viel gröſſere Anſprüche gemacht werden, muß dagegen, aus muſikaliſchen Rückſichten, oft nicht nur einzelne Reime aufgeben, ſondern er ſieht ſich zuweilen ſogar genöthigt, längere Redeſätze und Strophen ganz ohne Reim folgen zu laſſen. Dieß Letztere rechtfertigt ſich insbeſondere dann, wenn der Dichter fühlt, daß keine gereimte Wortfügung das, was er auszudrücken beabſichtigt, ſo kurz und ergreifend, ſo ſangbar und ſo geeignet für die Kompoſition auszudrücken vermöchte. Ueberhaupt muß der muſikaliſche Dichter, indem er ſein Gedicht niederſchreibt, daſſelbe in Tönen denken, d. h. er muß es verſuchsweiſe in ſeinem Geiſte komponiren, jedes rauh klingende Wort mit lauter Stimme ſingen und prüfen ob es ſich für den Geſang eigne; — was ihn muſikaliſch unrichtig dünkt, ändere er ſogleich.

Daß Reimſpiele, Aſſonanzen, Alliterationen in einem muſikaliſchen Gedichte Thorheit ſein

würden, weil ſie bei der Uebertragung in Töne verloren gehn, leuchtet von ſelbſt ein. —

Dieß ſind die Grundſätze, welche den Verfaſſer der nachfolgenden muſikaliſchen Gedichte geleitet haben. Wie werthlos ſie auch ſein mögen; der Leſer wird wenigſtens erkennen, daß ſie ernſtem Streben ihr Daſein verdanken. Im Oratorium glaubt der Verfaſſer eine neue Bahn bezeichnet zu haben. In der Zerſtörung von Jeruſalem hat er das Höchſte geleiſtet, was er nach ſeinen Kräften zu leiſten vermag. Es iſt dies daſſelbe Oratorium, welches ein ihm feindlich geſinnter, muſikaliſcher Recenſent, den er nie gekränkt, in dem Konverſations-Lexicon der neuern Zeit unter dem Artikel „Componiſten“ bei dem Eigennamen „Löwe“ für abgeſchmackt und unſinnig erklärt hat. *) Das öffentliche Urtheil

*) Dieſer Recenſent iſt Herr Ludwig Rellſtab. Zu ſeiner Freude ſei die Stelle im Converſationslexicon hier nochmals abgedruckt:

„Im Mai 1832 wurde in Berlin am Bußtag ein großes Oratorium von Löwe gegeben: Die Zerſtörung Jeru-

möge ihn oder den Verfaſſer widerlegen. Es wäre dem Letztern leicht geweſen, ein Oratorium im gewöhnlichen Schlendrian zu ſchaffen, bei deſſen Anhörung man den Dichter in Schlafrock und Pantoffeln, auf dem Großvaterſtuhl bei einem Schälchen Kaffee, auch etwas hüſtelnd vor ſich zu ſehn glaubt, und ſanft einnickt; allein er wollte dies nicht. Mit ernſtem Bewußtſein hat er ſein Werk geſchaffen, ſo wie es iſt. Schon Eſchenburg ſagt in ſeiner Theorie von der Kantate, (und das Oratorium iſt eine ausgeführtere Kantate geiſtlichen Inhalts): Empfindung und Handlung oder das Lyriſche und Dramatiſche der Kantate müſſen einander wechſelsweiſe beleben und unterſtützen. Vorſtellung auf der Bühne iſt zwar nicht die eigentliche und gewöhn-

---

ſalems betitelt. Es rechtfertigt das obige Urtheil, (daß nämlich Löwe's Kompoſitionen aus äſthetiſchem Geſichtspunkte ſchwer zu vertheidigen ſeien). Indeß würde das Werk nicht ohne Wirkung geweſen ſein, wenn das Gedicht von Nicolai nicht ſo abſolut, abgeſchmackt und unſinnig geweſen wäre." —

liche Beſtimmung derſelben; aber Dichter und Tonkünſtler müſſen deſto mehr dahin arbeiten, der Phantaſie des Zuſchauers die Handlung mit möglichſter Lebhaftigkeit gegenwärtig zu machen.“ Hieraus mögen ſich diejenigen belehren, die eine fortreißende Handlung und erſchütternde Momente der Leidenſchaft aus dem Oratorium verbannen zu müſſen glauben; wiewohl ſie bedenken ſollten, die Zerſtörung Jeruſalems ſei ein Ereigniß; Eſchenburgs Anſicht wird um ſo größeres Gewicht bei ihnen haben, als dieſer Aeſthetiker dem vorigen Jahrhundert angehört, jener Zeit der Beſonnenheit, wo das Oratorium mehr galt als jetzt, wo der ruhige Kirchenſtyl vorherrſchend war, und wo man die jetzige Zeit feuriger Romantik kaum ahnte. — In gleichem Sinne iſt übrigens das Oratorium Johannes der Täufer geſchaffen.

Rückſichtlich der übrigen muſikaliſchen Gedichte hat der Verfaſſer nichts weiter anzufüh-

ren. Er giebt ſie nur als Belege zu ſeiner Theorie.

Hat er übrigens bei ſeinen muſikaliſch-dichteriſchen Verſuchen allen obigen Anforderungen genügt und dürfte er hoffen, günſtiger Leſer, nach Deinem Urtheil dennoch etwas geſchaffen zu haben, was als Dichterwerk, auch ohne Rückſicht auf die muſikaliſche Nebenabſicht beſtehen kann, ſo würde er ſich für ſeine Mühe hinlänglich belohnt fühlen.

Muſikaliſche Gedichte.

Hymnus an die Liebe.

Daß des Allmächt'chen Flamme lohre
Hoch empor!
Alle Völker jauchzen ihm Preis und Dank! —
Einſt war es Nacht und Finſterniß
Lag dräuend auf dem Chaos,
Und die Wäſſer rollten und flutheten
In ungeheurem Kampfe.
Es ſtürzten die dunklen Maſſen
Donnernd zuſammen,
Und das All zerfloß in graue Nebel.
Und Alles ward feucht und kalt
Und öde, und ſtill. — — —
Da entzündete die Liebe
Den Sonnenball,
Es löchelt ihr Engelblick
Aus tiefblauem Himmel.

Und das Leben regt ſich in bunten Farben,
Es keimt die Knoſpe, die Blume blüht,
Und gefiederte Sänger durchjauchzen die Lüfte.
Siehe: Der Himmel ſchuf Menſchen.
Und ſie herzten und küßten ſich,
Und beteten Gott an.
Glückſeelig preiſet die Herzen
Die ſich zu Liebe verbinden,
Denn der Menſch währet fort durch Liebe.
Doch des Himmels eingeborner Sohn
Vermählt der Menſchheit ſich, und ſtarb für ſie.
Denn Liebe iſt ſtark, wie der Tod,
Ihre Glut iſt feurig und eine Flamme des
Herrn.

Freiheitsdithyrambe.

Frei biſt Du Vaterland!
Herrliches deutſches Land,
Frei durch der Söhne That!
Blutige Leichen thürmt,
Prangend, der Obelisk
Hoch in die Wolken hin.
Kündend der Rache Werk!
Frei biſt Du, Vaterland!

Aus Hela's ſchrecklichen Gebieten
Selbſt von der Brüderſchaft verbannt,
Durchtobt mit mordbegier'gem Wüthen
Das Ungethüm ſchnell jedes Land.
Berauſcht in Blut, die Quaal zu lindern
Dringt es verheerend auf uns ein:
Allvater wird das Elend mindern,
Wird uns befreien von der Pein!

Frei biſt Du, Vaterland!
Löwenmuth in der Bruſt
Kämpfte der Männer Hort.
Herrlicher Frauenſinn,
Schmückend die kühne That,
Lohnend die edle That:
Schönheit und Heldenkraft
Einten der Deutſchen Volk.

Das Elend drang durch ſtille Auen,
In frommen Thälern hallte Krieg,
Und ſonder göttliches Vertrauen
Errang ſich Frevelmuth den Sieg.
Es blickt vertrauend im Gemüthe
Der Dulder auf die ernſte Zeit,
Wohl ahnend, daß des Himmels Güte
Sich auch im ernſten Werk' erneut.

Schauerlich roſ'te das
Rächende Strafgericht
Ueber der Feinde Flur.
Glänzenden Flügelſchlags

Rauſchte der Genius,
Sieg uns verkündigend
Ueber der Rache Schaar.
Frei biſt Du, Vaterland!

Ja, Rache war dem Volk verſprochen,
In Ohnmacht knirſchte feige Wuth;
Schnell war das Sclavenjoch zerbrochen,
Und Brüdertod verſühnte Blut.
Nun lindert trüben Sinn und Schmerzen
Des Friedens ſüße Zaubermacht,
Und jeder fühlt in ſeinem Herzen,
Welch' edles Opfer er gebracht.

Vaterlands freies Kind,
Bebſt Du in Wonne nicht,
Daß Dir das Werk gelang?
Sende den frommen Hauch
Aus der entzückten Bruſt,
Preiſe der Väter Gott,
Der uns geleitet hat:
Preiſe das Vaterland!

Das Leben kehret mit neuer Wonne
In das bedrängte Herz zurück;
Im milden Strahl der Friedenssonne
Blüht uns ein lang vermißtes Glück:
Und unter himmliſchem Vertrauen
Darf lächelnd ſich die Liebe nahn,
Vereint umfaßt ſie alle Gauen,
Und leitet ſie auf ſchöner Bahn.

Frei iſt des Vaterlands
Heldenumwehrte Flur!
Frei iſt der Heimath Gau!
Segen dem tapfern Hort;
Aber vor Allen preiſ't
Strahlendes Herrſcherbild
Preiſet den König hoch,
Preiſet das Vaterland!

Heil uns! Die Freiheit iſt errungen,
Vereint durch Kraft und deutſchen Muth;
Der Waffenreigen iſt verklungen,
Und unſre fromme Erde ruht.

Nun gießt der Friede, was entriſſen,
Mit reichem Wucher uns zurück,
Und aus den Blüthen: Kunſt und Wiſſen
Entfaltet ſich Walhall's Glück.

Seht ihr verheißend dort
Himmliſcher Farben Duft
Bilden Walhalla's Thor? —
Heiligem Schauers voll,
Blicket der Väter Kreis
Betend um Wodans Thron.
Sehet, ſie winken uns:
Frei iſt das Vaterland!

Schatten.

Ach, ſo ſchnell entflieht die Jugend,
Und das Herz wird nimmer alt! —
Und vergebens iſt die Tugend;
Denn der Tod behält Gewalt.

Warum dichten, warum trachten;
Weiß ich ob ich morgen bin? —
Tod und Leben zu verachten,
Glaubt, das bringt allein Gewinn! —

Tod und Leben, Luſt und Schmerzen: —
Wahrlich mir wird leicht die Wahl;
Denn das Leben wohnt im Herzen,
Und das Herz macht ſtete Qual.

Doch der Tod, giebt er uns Frieden?
Ja Vernichtung iſt ſein Ziel.
Warum weilten wir hienieden?
Sind wir nur der Gottheit Spiel?

Fort, ihr Zweifel, glaube wieder!
Wer nicht gläubet, iſt ein Thor.
Nur der Körper ſinkt hernieder;
Doch die Seele ſchwebt empor.

Ach, und gäb's ein größ'res Leiden
Als noch länger fortbeſtehn?
Tod will ich und Leben meiden,
Ganz ſei es um mich geſchehn! —

L i c h t.

Wenn Ihr Thränen weint in Sorgen,
Glaubt, es ſei um Euch geſchehn,
O ſo denkt: es tagt der Morgen
Auf den Tod folgt Auferſtehn.

Zwar die Welt iſt voller Leiden,
Doch der Wonnen giebt es mehr.
Wer da weiß, den Gram zu meiden,
Dem wird auch die Freude ſchwer.

Nur der Wechſel, Licht und Schatten,
Stellen her das Gleichgewicht:
Drum muß unſre Kraft ermatten,
Und das Herz im Tode bricht.

Doch der Geiſter Flamme lodert,
Ruhn die Leiber in der Gruft:
Sind die Blumen längſt vermodert,
Weilt in Aether noch ihr Duft.

Darum freuet Euch des Lebens,
Fühlet dankbar Freud und Leid:
Ziel des irdiſchen Beſtrebens
Iſt des Glaubens Ewigkeit!

Mannskraft.

Wenn das Lebensblut
Hoch aufschäumt,
Wenn das Roß sich stäts
Emporbäumt,
Wenn das Jagdgewühl
Herumbraus't,
Wenn im dunklen Forst
Der Sturm saus't: —
Dann glüht Leidenschaft,
Dann wirkt Mannskraft! —

Fraenlich.

Wenn uns der Demuth
Süßer Frieden,
In stiller Hütte
Ist beschieden;
Wenn Gattenarme
Uns umfangen,
Wenn Säuglings Lippen
Uns verlangen: —
Dann kennt das Herz nicht
Wilde Triebe;
Dann ist befreit das
Weib von — Liebe!

Frohſinn.

Nimm den Kranz; mit friſcher Luſt
Sei er um das Haupt gewunden!
An der Freunde treuer Bruſt
Soll der trübe Muth geſunden.
Nimm den Becher,
Junger Zecher;
Mit dem Jubelchor der Deinen,
Soll ſich Becherklang vereinen.

Fort die Sorge, fort der Harm:
Frieden ſollſt Du Dir erringen!
Traulich ſoll der Liebe Arm,
Sich um Deinen Nacken ſchlingen.
Küſſend nippe
Von der Lippe
Süße Glut im Wonnespiele,
Rabe ſeelig Dich dem Ziele!

In der Liebe Zauberkreis,
Fühlt das Herz sich bald gezogen;
Wird der Mann ein schwacher Greis,
Bleibt die Göttin nicht gewogen.
Drum genieße,
Und versüße
Tändelnd, bei dem Saft der Reben,
Dir das junge Blüthenleben! —

Serenade.

Lieschen, durch die ſtille Nacht
Schwebt der leiſe Klang der Saiten!
Lieschen! Biſt Du aufgewacht? —
Komm heraus, mich zu begleiten;
Und verbirgt der Sterne Licht! — — — —
Alles ſchweigt. Sie hört mich nicht. —

„Alma liebt im falſchen Herzen
Ihren Buhlen Roderich.
Und Fernando ſteht mit Schmerzen,
Sich verrathen bitterlich.“

„Und er harrt an ihrer Schwelle
Jede Nacht auf ihren Wink.
Und er harrt auf kalter Stelle;
Doch ſie achtet ihn gering!“ —

Lieschen! Durch die ſtille Nacht
Schwebt der leiſe Klang der Saiten.
Lieschen, biſt Du aufgewacht? —
Komm heraus, mich zu begleiten;
Und verbirgt der Sterne Licht! —
Alles ſchweigt. Noch hört ſie nicht. —

»Alma lachte seiner Treue,
Lag an ihres Buhlen Brust.
Bald ergreift sie bittre Reue,
Schrecklich nahet ihre Lust.«

»Bei des Morgensternes Funkeln,
Schlüpft der Buhle still hinaus.
Doch ein Degen blitzt im Dunkeln,
Und er fällt durchbohret! — O Graus!« —

Horch, da klingt es durch die Nacht;
Ward das Zeichen mir gegeben! —
Ja sie ist nun aufgewacht,
Komm, Geliebte, süßes Leben! —

Die Romanze vom Bache.

Muß ich noch alleine liegen?
Tritt ſie nimmer freundlich nah?
Muthlos werd' ich bald verzagen,
Ach, und möcht' das Leben wagen,
Seit ich Theudelinden ſah!

Auf der Bank aus weichen Moosen,
Barg mich jüngſt ein kühler Baum,
Bei der Blätter leiſem Koſen,
In dem Dufte junger Roſen,
Hatt' ich manchen ſüßen Traum.

Und das Bächlein floß daneben,
Sonnte auf der Wieſe ſich,
Und ich athmete das Leben,
Und ich fühlt' mit Ahnungsbeben,
Wie mich ſüße Luſt beſchlich.

Da vernahm ich aus den Wellen,
Plätſchernd, Scherz und Liebesmuth,
Und aus klarem Bächlein quellen
Zarte Glieder, und die hellen
Augen blickten aus der Flut.

Lautlos, ſpähend blieb ich liegen,
Und der Athem ſtockte mir;
Sah ſie auf den Wellen wiegen,
Bächlein an den Buſen ſchmiegen:
Murmelnd buhlte es mit ihr.

Süßes Bild im treuen Herzen,
Nimmer endet Deine Macht!
Unbewußt in holden Scherzen
Regſt Du tiefe Liebesſchmerzen,
Süßes Bild durch Deine Macht!

Schäfer endet ſeine Klagen,
Und die treue Flöte ſchweigt.
Hoffend, unter blödem Zagen,
Sieht er bald das Mädchen ragen,
Das ſich flüſternd zu ihm neigt.

Und er fördert ſeine Schritte,
Bald der Liebe nah zu ſein,
Und es laden aus der Mitte
Baum und Bach mit ſüßer Bitte
Ihn zu neuer Wonne ein.

Zitternd, unter manchen Thränen
Weilt er ahnend ſetzt und lauſcht,
Und es faßt ihn dunkles Sehnen,
Und er horcht mit bangem Wähnen,
Wie das klare Bächlein rauſcht.

Ach! Noch will ſie nicht erſcheinen,
Und ihm ſinket faſt der Muth; —
Viele Thränen muß er weinen,
Die, um ſich mit ihr zu einen,
Unterſinken in die Flut.

Horcht, da tauchen aus dem Grunde
Silbertöne zu ihm auf,
Laden ihn aus ſüßem Munde
Koſend ein zum ew'gen Bunde: —
Schneller wird des Baches Lauf.

Und die dunklen Wellen ſchäumen:
Doch mit Luſt ſpringt er hinab,
Will die Wonne nicht verſäumen! —
Schauer zittert auf den Bäumen,
Und die Welle wird ſein Grab.

Der Lebensabend.

Ballade.

Der Abend kam, die Sonne ſank,
Hoch ragt' ein Felſenſchloß am Meere.
Vom Söller tönt' der Laute Klang
Der ſchönſten Maid zu Preis und Ehre
Der Ritter weilt im Feſtgewande:
Heut kömmt die Braut aus fernem Lande.

»Du holde Maid, du ſüßes Kind,
Dich feiern täglich meine Leiden!
Ihr Wellen tragt ſie her geſchwind,
Bringt mir die heiß Geliebte wieder!
Verweile noch, du goldene Sonne:
Sie kehrt zurück, o Glück, o Wonne!«

»Bald Emma, hat voll Seligkeit
Dein Jüngling wieder Dich gefunden;
Bald werden wir für alle Zeit
In keuſcher Minne nun verbunden!
O kehre heim, laß Dich umfangen:
Ich warte Dein mit Glutverlangen!« —

»Treu hing an Dir Dein Theobald,
Stets dacht er Dein mit ſüßem Regen!
Ich ſah Dich .... Welche Huldgeſtalt
Streckt dort die Arme mir entgegen? ...
Naht Emma dieß Gefühl zu lindern? ...
Sie iſt es! — — Ha, wer will mich hindern?« —

»»O edler Herr, Ihr ſtürzt hinab,
Der treue Hugo muß Euch halten!
Das finſtre Meer wird Euer Grab,
Laßt Ihr den Wahn zu mächtig walten.
Geht ins Gemach und legt Euch nieder; — —
Mein theurer Herr, kennt Ihr mich wieder?«« —

»Du biſt es Hugh ... Sahſt Du ſie nicht? —
Ja, aller Gram wird uns genommen:
Eh' dort verſinkt des Tages Licht
Wird unſre Herrin wieder kommen,
Ich bleibe. Niemand ſoll mich ſtören:
Laß, bis ſie kömmt, von Ihr mich hören.«

»»Mein theurer Herr, ſchon weht es kalt,
Und Nebel tauchen aus dem Meere«« —
»Ich bleibe, Hügh; ſie kömmt ja bald; —

Erzähle mir, wie ich begehre!« — —
»»O Herr! — Gott, möcht' es mir gelingen
Das was geſchah Euch nah' zu bringen!««

»»Emma, mit dem frommen Sinne,
Mit der lieblichen Geſtalt,
Neigt' ihr Herz in ſüßer Minne
Zu dem Jüngling Theobald.
Und ſie fühlten kurze Zeit
Lebens höchſte Seligkeit.««

»»Doch ein böſer Vater ſtörte
Grauſam dieſes ſtille Glück;
Denn es wieß der Goldbethörte
Theobald mit Hohn zurück,
Und er ſperrt' die Tochter ein:
Seinen Günſtling ſoll ſie frei'n.««

»»Schmerzlich ſucht' er ſie zu quälen,
Und er zwang die Dulderin
Sich dem Günſtling zu vermählen;
Doch — ihr Leben ſank dahin! —
Theobald den bittern Gram
Sich zu ſehr zu Herzen nahm!««

»»Fünfzig Jahre ſind entſchwunden;
Silberlocken zeigt ſein Haupt;
Täglich hofft er ſoll geſunden,
Die der Tod ihm längſt geraubt! —
Was der alte Hugh auch ſpricht:
Theobald, ach, glaubt ihm nicht!««

»Mein Hugh, mein Freund, Du rührſt mich ſehr!
Der Treue Lohn iſt nicht hiernieden.
Ach, iſt's denn ſchon ſo lange her
Daß meine Emma abgeſchieden? — —
Ja, lange bin ich krank geweſen —
Doch bald, ja bald, werd' ich geneſen!« —

Entzückt ſinkt Hugo in den Staub:
Er ſieht den theuren Herrn geſunden,
Es läßt der Wahnſinn ſeinen Raub! —
Und wie der Sonne Strahl entſchwunden,
Seufzt Theobald; ſein Aug' wird trüber; —
Er neigt das Haupt und — ſchwebt hinüber.

Margarethens Nacht.

Ballade.

Es leuchtet die Flamme im Dunkel der Nacht,
Noch rollen die Donner der gräßlichen Schlacht,
Es ziehen die Wolken, es heulet der Sturm,
Es wimmern die Glocken vom fernen Thurm! —
Und Mutter und Tochter vergehen in Pein:
Sie wohnen im Walde ſo ganz allein.

»O Mutter, o Mutter, welch' gräßliche Nacht!
Ach endet ſie nimmer die blutige Schlacht?
Mein Theodor, lebſt Du? O ſchreckliche Noth!
Nie ſeh' ich ihn wieder; ich weiß, er iſt todt!« —
»»Ach Tochter, wer gläubig zum Himmel fleht,
Dem wird ja erhört ſein frommes Gebet!«« —

Und Beide weinen laut: »»o Herr der Schlachten, ende,
Erbarme Dich, o Gott, beſchütze gnädig ihn!«« —
Und ferner toſ't die Schlacht, die Feinde fliehn,
Und Margarethe hält gefaltet ihre Hände, —

Und endlich ſinkt auf ſie ein milder Schlummer nieder,
Und Friede ſtiller Nacht herrſcht in der Gegend wieder.

Und als der Morgen graut und Alles ſtill geblieben,
Erhebt die Jungfrau ſich und ſpäht hinaus. —
Die Mutter ſchläft, die Braut verläßt das Haus;
Zum Todtenfelde zieht es ſie mit mächt'gem Trieben.
»Ja Theodor ich muß Dich wiederfinden,
Mag dann mein Leben auch entſchwinden!« —

Und vorwärts treibt ſie der brennende Schmerz;
Die Liebe ermuthigt das bebende Herz;
Es flattert im Winde ihr ſeidenes Haar;
Rings ſtöhnt der Erſchlagenen luftige Schaar:
Auf rollt ſich des Mordes blutiges Bild,
Und ſchaudernd betritt ſie das Leichengefield.

Mit ſcheuem Blick irrt die Jungfrau umher
Es laſtet ihr Ahnung im Herzen ſo ſchwer! —
Was ſeufzt Du, o Luft? Welch' Klagegetön?
Wer biſt Du o Jüngling, ſo bleich und ſchön?
Hochſträubt vor Entſetzen ihr Haar ſich empor:
»Barmherziger Gott es iſt Theodor!« —

Und tiefe Ohnmacht hüllt in Nebel ihre Sinne. —
Da flüſtert es zu ihr mit ſüßem Schmeichellaut:
Erwache! Höre mich, Du holde Braut! —
Ein weicher Mund berühret ſie zart mit heißer Minne:
Erwache ſüßes Lieb, hier iſt Dein Jüngling wieder!
Und Margarethe ſeufzt und regt die zarten Glieder.

»Wo bin ich? Ach! ein Traum! — Mein Theodor am Leben!
Du biſt nicht todt? O Gott, ich bin mit ihm vereint?« —
Die Mutter wacht und ſüße Thränen weint;
Doch er umſchlingt die Braut und ruft mit ſel'gem Beben;
Vorüber iſt der Kampf, ich kehre froh zurück,
In Deinen Armen winkt mir nun der Liebe Glück!

Elisabeth.

Musikalisch dramatische Scene.

Elisabeth.

(Recitativ.)

Ha endlich; endlich! — Ja, nun ist's entschieden,
Ich leb' und herrsche; sie bestraft der Tod!
Es fällt die Heuchlerin auf mein Gebot,
Und so erring' ich endlich mir den Frieden,
Den Frieden? Ach, und fühlt ihn wohl mein Herz?
Ich athme kaum und meine Knie wanken,
In dunkler Ahnung schwinden die Gedanken,
Und mit der Freude ringt der Schmerz! —
Ist's Mitleid denn, was ich so trüb' empfinde? —
Ja Unglückseel'ge, ich beweine Dich;
Doch Dir vergeben? Nein! Du mordest mich,
Daß er sich ganz mit Dir verbinde! — —

Aria.

Ach, mein Auge schwimmt in Thränen,
Denk ich sein verlockend Bild!
Nimmer wird dieß heiße Sehnen
Der Verlassnen wohl gestillt! —

Mit der Liebe ſüßem Beben
Lag er einſt an meiner Bruſt;
Und ich war ihm treu ergeben,
Fühlte Wonne nur und Luſt;
Sog aus ſeinen klaren Blicken
Himmliſches Entzücken! — —
Ach, wo biſt Du hingeſchwunden,
Selige Vergangenheit?
Warum hab' ich ihn gefunden,
War es nicht für alle Zeit? —
Seine Treu' iſt nicht erlogen;
Seine Liebe war nicht Schein: —
Du haſt mich um ihn betrogen,
O Maria, Du allein!
Mußt Du ganz das Leben meiden,
Soll ich leben, aber leiden! —

Ach, mein Auge ſtirbt in Thränen,
Denk ich ſein verlockend Bild!
Nimmer wird dieß heiße Sehnen,
Der verlaſſnen Bruſt geſtillt! —

(Recitativ.)

Wie Königin, klagſt Du? — Still du ſchwaches Herz! —

Doch welch' Getöſe? Was beginnt das Volk?
Ein dumpfes Murmeln nahet dem Palaſt! — — —
Nun iſt's geſchehn! — Wie, hör' ich Waffenklang? —
Ich zittre wohl? Und wenn ſie lebte noch,
Wenn Leiceſter*) ſie befreite, wenn das Volk —

Ferner Ruf.

Unglückliche Maria!

Eliſabeth.

Was rufen ſie? Es faßt mich ungeheure Angſt;
Ihr Name war's! — Wer wagt ſie zu beklagen? —
Doch ſtille wird's! — Sie nahn. Sei ſtark, Eliſabeth! — —
Nun, und ihr ſchweigt? — — Iſt das Geſetz erfüllt?
Was ſchaut ihr bleichen Angeſichts, verſtört mich an?

Der Chor.

Unglückliche Maria!

Eliſabeth.

(Recitativ.)

Was ſtarrt ihr her auf mich? Wer wagt
Vermeſſen ſo der Königin zu nahn? — —
Ha, was iſt das? Aus ihren Augen flammt

*) Sprich Leſter.

Verzehrend Feuer! — —
Wer ſeid ihr? Kunde gebt mir, iſt's geſchehn?

Der Chor.

Unglückliche Maria!

Eliſabeth, (wankt.)

Iſt ſie gerichtet? Sprecht!

Der Chor.

Sie iſt gerichtet!
Wehe!!

Eliſabeth, (in halber Wuth.)
(Allegro.)

Triumph, Triumph, die Rache hat geſiegt,
Ha, mich durchſtrömt ein wüthendes Entzücken!
Es bebt mein Herz vor nie gefühlter Luſt:
Mein war die Macht, die Schlange zu erdrücken!
Ja, ich bin Königin! Ob Schmerz, ob Hohn
Das Volk erfüllt, mich durft' es nicht erweichen,
Und ob in Trümmer ſtürzt mein Thron,
Was ich gewollt, das mußt' ich erſt erreichen:
Und wenn der Liebling ſelbſt ſich von mir wendet,
So ſei es denn, ſo ſei das Spiel geendet!
Triumph, Triumph, die Rache hat geſiegt,
Ha, mich durchſtrömt ein wüthendes Entzücken!

Es bebt mein Herz vor nie gefühlter Luſt:
Mein war die Macht, die Schlange zu erdrücken
Ja, ich bin Königin! —

Der Chor. (einſtimmig.)

Unglückliche Eliſabeth,
Dich ſelbſt haſt Du gerichtet!
Schon folgt der Fluch der blut'gen That,
Und rettungslos biſt Du vernichtet!
Umſonſt erheb' ich im Gebet,
Beweinend Dich, die frommen Hände,
Daß ſich das Unheil von Dir wende: —
Den Liebling ſchau' ich kühn empört,
Wie er die Rache wild beſchwört,
Und wenn Du ihm den Tod gegeben,
Löſt dunkler Wahnſinn Dir das Leben!

Heldenſinn und Liebe.

Kantate.

Chor der Liebenden.

Selig, ſelig, wem beſchieden
Heiliger Liebe ſüßer Frieden!
Sanfte Frühlingsklänge tönen
Ewig ihm in ſtiller Bruſt;
Wo die Liebe eingezogen
Iſt das Leben Himmelsluſt!
Selig, ſelig, wem beſchieden
Heiliger Liebe ſüßer Frieden.

Chor der Krieger.

Friſches Leben, Jugendkraft
Treibt den Helden fort in's Weite.

Voller Muth die Eiſenbruſt,
Hebt er kühn die Fauſt zum Streite!

Jungfrau.

Was ſchwellt ſo wunderbar mein Herz,
Als ſei ich fremd auf Erden?
Bald fühl' ich Luſt, bald fühl' ich Schmerz,
Und ſtill und traurig muß ich werden.
O, ſagt mir, folg' ich böſem Triebe? —

Chor der Jungfrauen.

Der Liebe folgſt Du, ſüßer Liebe!

Heldenjüngling.

Ich wandle einſam ohne Schwert;
Dort hängt es bei verwelkten Kränzen!
Zwei Himmelsaugen ſah' ich glänzen,
Die mich zu ſanftem Sinn bekehret.
Der holden Jungfrau lieblich Bild,
Es hat mich tief und ganz erfüllt;
O, daß es ewig in mir bliebe! —
Welch ein Gefühl! Iſt's ſüße Liebe? —

Echo.

Liebe!

Chor der Krieger.

Weckt ihn durch der Schwerter Klang,
Daß ſich ſeine Bruſt erhebe!
Stimmet an den Heldenſang,
Daß die Halle weit erbebe!

Chor der Liebenden.

O ſelig, wem beſchieden,
Der Liebe ſtiller Frieden!
Das Weh löſt ſich in Wonne,
Durch Wolken bricht die Sonne
Im Leben und im Lieben.

Heldenjüngling.

Ihr ſanften Klänge,
Mit welcher Sehnſucht habt ihr mich erfüllt!
Mit Wonneblicken
Dort ſanft verſchlung'ne Paare nahn; —
Es hat Entzücken
Längſt ihre Sehnſucht ſanft geſtillt.
O daß auch Sie mich bald umſchlänge,
Zu Ihr mich führte meine Bahn!
Doch die Holde, die ich meine,
Wandelt fern im ſtillen Haine,

Blumen küſſen ihr Gewand,
Zephyr buhlt mit ihrer Hand.
O blickſt Du, Engelgleiche,
Aus Deinem Blumenreiche
Sehnſüchtig auch zu mir herüber?

Echo.

Herüber! —

Heldenjüngling.

Ihr ſanften Klänge,
Mit welcher Sehnſucht habt ihr mich erfüllt!

Chor der Krieger.

Laßt den Helden uns erheitern
Durch der Schwerter Blitz und Klang.
Daß ſich ſeine Bruſt erhebe,
Schalle laut der Schlachtgeſang!

Schlachtgeſang.

Einer. Was ſtürmet und wüthet mit Donnergeraſſel,
Was flammet und blitzet mit lautem Gepraſſel,
Uns dort ſo verwegen
Entgegen?

Chor. Es iſt der Feind!
Hei! Drauf und dran!

Einer. Was jauchzet mit mordlichem Löwengebrülle,
Was ſtampfet die Erde zu Schutt und Geröllle,
Und will ſie in Wettern
Zerſchmettern?

Chor. Es iſt der Feind;
Hei! drauf und dran!

Einer. Was bräuet in Wolken von qualmenden Dampfe,
Entflammt die Karthaunen zu ſchrecklichem Kampfe,
Zu grauſem Verderben
Und Sterben? —

Chor. Es iſt der Feind;
Hei! drauf und dran!

Einer. Wer harret und haftet wie Felſen im Meere,
Wer glüht vor Begierde mit ſchützender Wehre,
Den Feind zu vernichten,
Zu richten? —

Chor. Hei, Das ſind wir!
Nun drauf und dran! —

Jungfrau.

Ach, es flammet ſein Aug! —
Es kämpft in ihm der Heldenſinn — die Liebe. —
Sein Antlitz wendet ſich — zu mir —
O Glück! — Er naht, mein iſt der Sieg! —

Prieſter.

Zwei Herzen haben ſich gefunden;
Der Roſenhain dort birgt ihr ſtilles Glück.
Er Heldenkraft, ſie zarte Liebe:
So folgten Beide heil'gem Triebe.
Nur Du, o Herr, haſt ſie verbunden:
Denn Du biſt Kraft, Du biſt die Liebe!

Chor der Prieſter.

Gott iſt die Kraft, Gott iſt die Liebe!

Jungfrau. Heldenjüngling.

Er. Ich nahte Dir, all' meine Pulſe bebten,
Als Du holdſelig reichteſt mir die Hand.

Sie. Mein Auge dunkelte, vorüberſchwebten
Die Welt, das All, und mein Bewußtſein ſchwand.

Er. Ich hielt Dich ſanft mit Zärtlichkeit umfangen,
Und küßte zitternd Deinen Blüthenmund.

Sie. Da weckte mich ein himmliſches Verlangen,
Und die Verwirrung that mein Inneres kund.

Er. Du Liebliche, welch' ſeliges Entzücken
Erfüllt in Deiner Nähe meine Bruſt!

Sie. Du Herrlicher, auf ewig Dich beglücken,
O könnt' ich es mit edler, ſüßer Luſt!

Er. Zurückgekehret iſt mir der holde Frieden,
Kaum weiß ich's noch, daß ich in Schmerz gelebt!

Sie. Auch mir iſt ſtille Ruhe jetzt beſchieden,
Seit auf der Lippe Dir das Lächeln ſchwebt!

Beide. O Welt, o Leben! O wie ſüß ſeid ihr!
O Herr der Liebe, ſieh, wir danken Dir!

Prieſter.

Ihr Krieger, ſchaut der Liebe Glück,
Seht dort die Kraft von ihr beſiegt.
An ihrer Bruſt erſcheint der Held verklärt!
Sie leuchte Euch auf dunkler Bahn,
Sie ſei der Urquell Eurer Thaten,
Einſt wird ſie zur Vergeltung nahn!

Heldenchor.

Herrlich, herrlich, iſt die Liebe:
Sie begeiſtert uns zu Thaten!

Jungfrau.

Herrlich herrlich ſind uns Thaten;
Sie begeiſtern uns zum Lohne.

Beide Chöre.

Herrlich eint ſich Kraft und Liebe!

Prieſter.

Denn Einer war! Der war der größte Held, —
Die größte Liebe.
Und Einer iſt! Der iſt die größte Kraft, —
Die größte Liebe!

Heldenjüngling.

Ja, ich fühl's! Den Himmel ſeh' ich offen,
Und ſüß erfüllt iſt all' mein Hoffen.
Drum weih' ich mich fortan mit heil'gem Triebe
Dem Heldenmuth und frommer Liebe.

Alle.

Heil'ge Liebe,
Heil'ge Kraft,
Durch Euch iſt, was
War und ſein wird.

Ohne Liebe
Iſt das Leben,
Wildem Triebe
Hingegeben!
Kraft erhält,
Schützt die Welt! —
Heil'ge Liebe,
Heil'ge Kraft,
Durch Euch iſt, was
War und ſein wird! —

Johannes der Täufer.

Großes Oratorium

in

zwei Abtheilungen.

Perſonen.

König Herodes Antipas, Vierfürſt in Galiläa.
Herodias.
Salome, deren Tochter.
Johannes, Zacharias Sohn.
Andreas, Jonas Sohn, ein Jünger des Johannes; ſpäter Jeſus Jünger.
Chor der Jünger Johannes.
Chor frommer Prieſter und Leviten.
Chor der Phariſäer.
Chor des Volks in Judäa.
Chor des Volks in Galiläa.
Chor galiläiſcher Männer.
Chor galiläiſcher Frauen und Jungfrauen.
Chor der Getauften.
Chöre der himmliſchen Heerſchaaren.
Chöre der Höllengeiſter.
Eine Stimme vom Himmel.

Erſte Abtheilung.

Chor der frommen Prieſter und Leviten.

Klagt um Zion! Juda iſt gefallen —
Ach, ihr Untergang iſt nicht mehr fern!
Denn verödet ſind die heil'gen Hallen
Und verachtet iſt das Haus des Herrn.

Chor der Phariſäer. (laſſe.)

Zeigt ihr fromm euch im Gebet,
Mögt ihr blinde Heiden ſein! —
Wer beachtet klug den Schein,
Iſt dem Volke ein Prophet.

Andreas.

O Herr, wie ruht ſo ſchwer
Auf Juda Deine Hand! —
Den Heiden zinsbar iſt getheilt das Land
Und unſre Fürſten ſind der Heiden Knechte! —
Das Volk liebt ſeiner Väter Gott nicht mehr,
Dich treuen Gott, den Schützer unſrer Rechte!

Der Dienſt des Heiligthums iſt eine Laſt, o Schmerz!
Und Heuchelei erfüllt der Prieſter falſches Herz. —
Laß weinen mich, laß blut'ge Thränen weinen!
Die Noth iſt groß: Meſſias muß erſcheinen!

Chor des Volks in Judäa.

Zu der Pfeifen lautem Klang
Laßt die Cymbeln luſtig tönen!
Mag der Heide uns verhöhnen:
Froh ſind wir bei Spiel und Sang! —

Chor der frommen Prieſter und Leviten.

Die Sünde waltet fern und nah:
Die Zeit iſt da!

Andreas.

Schon kündet eine Stimme
Und predigt in der Wüſte:
»Den Weg des Herrn bereitet;
Macht ſein Steige richtig!« —*)
Jenſeits des Jordans komm' ich her.
Dort in der Wüſte weilet der Prophet.
Ein zottig Fell deckt ſeinen Gürtel,
Nackt iſt ſein Leib und dürftig ſeine Speiſe.

*) Alle durchſchoſſen gedruckten Stellen der beiden Oratorien ſind aus der heiligen Schrift.

Und wie der Sturm braus't es von seiner Lippe:
Thut Buße; kommt zum Flusse des Gerichts
Daß in der Taufe eure Sünde weiche! —

Chor der frommen Priester und Leviten.

Eilt zum Propheten, hört auf sein Geheiß,
Und fastet dort, bekennet eure Sünden!

Chor der Pharisäer.

Laßt sehen doch, was er uns will verkünden,
Von wannen er gekommen, was er weiß!

Chor des Volks.

Lust ziehen uns, das Reisen ist so schön —
Weib und Gesang mag unsre Lust erhöh'n!

Alle.

Hinaus, hinaus, zum Jordan hin,
Nach Taufe strebt des Volkes Sinn!

Johannes, in der Wüste.

Hallet wider von meinem Angstgeschrei,
Ihr wilden Felsen,
Ihr dunklen Höhlen der Wüstenei!
Der Herr donnert im Himmel,
Sein Zorn schleudert hinab
Flammende Blitze,
Strömende Wasser:

Vernichtet wird der öden Wüſte Grab!
Die Berge bebten vor dem Zorne des Herrn!
Herr Zebaoth, ſchrecklicher Gott:
Sie fürchten nicht
Dein Strafgericht! —
Hört ihn, ſeine Donner rollen:
Thut Buße, thut Buße!

Jünger.

Herr, Du umſchlingſt Dein Volk mit Vaterarmen,
Drum hab' Erbarmen! —

Johannes.

Arie.

Sie hielten nicht an ſeinem Bunde,
Vergaßen was er für ſie that,
Und würgt er ſie auf ſchlechtem Pfad',
So heuchelten ſie mit dem Munde,
Und logen ihm mit falſchem Herzen,
Vergaßen Noth und Todesſchmerzen! —
Ach, unſrer frommen Väter Zeit
War ſelige Vergangenheit!

Buße thut, dann kehrt zurück
Unſrer Väter ſtilles Glück

Wahrlich; denn ich ſage euch
Nahe iſt das Himmelreich! —
Der Donner ſchweigt, die Wolken fliehn,
Der blaue Himmel lächelt wieder.
Ja, gnädig blickt Er zur Verheißung nieder:
Bald hat den Sündern Er verziehn! —

Chor frommer Prieſter und Leviten.

Dem Gott der Gnade brachen wir die Treue;
Sinkt in den Staub voll bittrer Reue! —

Andreas.

Schau Rabbi, aus Jeruſalem,
Aus allen Fernen naht das Volk,
Daß es die Sünden Dir bekenne,
Und in der Taufe reinige ſich von Schuld.

Chor des Volks aus Judäa und Galiläa.

Gieb ein Zeichen, frommer Mann,
Daß wir Gottes Kraft erkennen,
Nehmen dann die Taufe an,
Wollen Dich Propheten nennen!

Chor der Phariſäer.

Laßt uns ſeine Worte hören,
Ob er das Geſetz verſteht.

Nein, uns ſoll er nicht bethören!
Zeige Dich, Du Volksprophet!

Johannes.

Hinweg ihr Otterngezücht!
Glaubt ihr durch heuchleriſch Beginnen,
Dem Zorne Gottes zu entrinnen?
Züchtet das Strafgericht! —
Buße thut, Buße thut!
Geißelt euch bis auf's Blut;
Denn wahrlich ich ſage Euch
Nahe iſt das Himmelreich!

Chor der Phariſäer.

Sag an, wer biſt Du? Biſt Du Chriſtus?

Johannes.

Ich bin es nicht.

Phariſäer.

Biſt Du Elias?

Johannes.

Ich bin es nicht.

Phariſäer.

So biſt Du ein Prophet.

Johannes.

Ich bin es nicht. Nein, ſag' ich, nein!

Phariſäer.

Nun, Frevler denn, was willſt Du ſein?
Was taufeſt Du und mahnſt zum Bußgebet? —

Johannes.

Selbſt bin ich Sünder vor dem Herrn;
Doch meinen Brüdern helf' ich gern:
Ich kann mit Waſſer nur euch taufen;
Doch kommt ein Stärkerer nach mir, der wird
Mit Feuer und dem heil'gen Geiſte taufen.
Ihr die ihr ſündig euch verirrt,
Die ihr am Bunde nicht gehalten —
Vertrauet denn: kommt her zu mir!

Phariſäer. (leiſe.)

Er iſt Scheinheiliger, wie wir; —
Drum laßt ihn walten! —

Chor der Getauften.

Hymne.

Heil'ge Taufe,
Nimmſt von uns der Sünde Schuld!
Wie das Waſſer unſern Leib,

Reinigt Buße unſre Herzen.
Fleckenlos, wie unſre Glieder,
Spiegelt ſich die Seele wieder!
Und es fliehen alle Schmerzen,
Wieder ſtrahlet Gottes Huld.
Heil'ge Taufe,
Löſcheſt aus die ſchwere Schuld!

Chor der Phariſäer.

Werden wir durch Waſſer rein,
Braucht die Buße nicht zu ſein!

Chor der Getauften. (Nach der Taufhandlung.)

Heil'ge Taufe,
Löſcheſt aus der Sünde Schuld! —

Johannes.

Sie ziehen fort die Böſen und die Frommen;
Die Zeit des Segens aber iſt gekommen,
Dem Strom des Laſters wird ein Damm!
Beglückt bin ich, daß ich es euch verkünde:
Sehet dort iſt Gottes Lamm
Welches trägt der Völker Sünde!
Herr, ja, ja,
Die Zeit iſt da!

Chor der Jünger.

Was nahet uns? Mit Himmelsluft
Erfüllet Heil die fromme Bruſt! —

Andreas.

Ein Fremdling iſt's, ein Jüngling mild und ſchön.
Sein Antlitz lächelt, ſeine Augen ſtrahlen,
Der Wangen Roth gleicht blühenden Granaten,
Die duftig rings von Lilien umkränzt. —
Von ſeiner Purpurlippe träufelt Honig,
Mit ſeinen dunklen Locken koſ't der Wind.
Herr, nimmer ſah ich ſolch' ein Angeſicht!
Voll Ehrfurcht naht der Meiſter ſich;
Doch mild begrüßend eint der Jüngling
Beſcheidenheit mit hoher Majeſtät.
Entfernet euch, ihr theuren Brüder,
Nicht ziemt es uns, ihr Zwiegeſpräch zu hören. —
Hier laßt uns weilen. — Echt, zum Jordan hin
Führt ihn Johannes, und mit Demuth tritt
Der Fremdling in den Fluß — das Waſſer rauſcht —
Die Wellen funkeln in der Morgenſonne, —
Der Meiſter hebt die fromme Hand. — Es lauſcht
Rings um und her die ſchweigende Natur. — —
Was hör' ich? — O der ſel'gen Wonne,

Die Himmelsharfen und der Engel Lieder!
Die Felsenöde wird zur Himmelsflur — —
O Herr, o Herr, anbetend ſink ich nieder! —

Stimme vom Himmel.

Das iſt mein lieber Sohn,
An dem ich Wohlgefallen habe! (Donner.)

Johannes.

Wie iſt mir? Leb' ich? — Himmelslohn
Ward mir für meine ſchwache Gabe! — —
Das iſt ſein Sohn! —
Er geht; — er ſegnet mich! — Es iſt geſchehn! —

Andreas.

O Meiſter, ſprich, was Du geſehn?

Johannes.

Wie eine Taube ſchwebt der Geiſt hernieder
Vom Himmel und verblieb auf ihm,
Wahrlich, ich ſage Dir,
Dieſer iſt Gottes Sohn!

Chor der himmliſchen Heerſchaaren.

Wahrlich, ich ſage Dir,
Dieſer iſt Gottes Sohn! — .

Johannes.

Der Tag bricht an nach langer Nacht!
Ja Herr, hier iſt mein Werk vollbracht.
Nach Galiläa nun, daß ſich Dein Wille
An Deinem treuen Knecht erfülle.
In Grauſamkeit und Luſt
Schwelgt dort Herodes; er, der Fürſt,
Geht auf der Laſterbahn dem Volk voran.
Doch warnen will ich ihn mit lauter Stimme,
Daß er erzittere vor Deinem Grimme! —
Ihr, meine Jünger, lebet wohl!
Dem Stärkern folgt, mich ſollt ihr meiden.

Chor der Jünger.

Du willſt, o Rabbi, von uns ſcheiden,
Und trauernd ſagen wir Dir Lebewohl! —

Chor des Volks in Galiläa. (Leiſe.)

Geſchworen ſei dem König und Herodias
Des Volkes ew'ger Haß!

Herodias.

O wie ſüß iſt doch das Leben,
Winkt uns Glanz und Ueberfluß.
Ja, des Herzens ſüßes Streben
Iſt nur Frohſinn und Genuß!

Zwar, wenn im Dunkel ſtiller Nacht
Mir die Erinnerung erwacht, —
Mag wohl der frohe Muth erkranken. — —
Hinweg ihr feindlichen Gedanken! —
O wie ſüß iſt doch das Leben,
Winkt uns Frohſinn und Genuß! —

Chor der Frauen.

Singt der Herrin frohe Lieder
Schmücket ſie zum Feiertanz
Und umſchlingt die zarten Glieder
Mit der Seide Purpurglanz.

Herodes, Herodias.

Herodes.

Herodias, wie biſt Du ſchön und mild:
Ein Lilienfeld mit zarten Roſen,
Aus denen Milch und Honig quillt. —
O küſſe mich, laß ſüß uns koſen!

Sie.

Wie biſt ſo herrlich Du und ſchön,
Umſtrahlt von Herrſcherglanz und Ehre:
Ein Felſen im bewegten Meere;
Die Sonne glänzt auf ſeinen Höh'n!

Beide.

Vor Deiner Zärtlichkeit umſchlungen.
Hab' ich des Lebens höchſtes Glück errungen:

Johannes.

Ha ſchnöde Luſt! Gottloſes Treiben!
So ſprecht ihr aller Tugend Hohn?

Herodias.

Wahnſinniger, willſt Du dem König drohn?

Herodes.

Hinweg! — Wie, Thörigter, Du wagſt zu bleiben? —

Johannes.

Ja, ſünd'ger König, erſt ſollſt Du mich hören:
Ein Frevel iſt's, des Bruders Weib begehren! —

Chor der Frauen.

Hört, wie der Wahnſinn aus ihm ſpricht!

Chor der Pariſäer.

Es iſt der Täufer! — Hört ihn nicht!

Herodes, Herodias.

Erſtarrung feſſelt mir die Glieder! —

Johannes.

Thut Buße, ſchrei' ich, kniet nieder!
Dein Haupt verhülle, freche Sünderin!

Herodias.

Das iſt zu viel! Herodes, räche mich!

Herodes.

Verwegner, zittre! Fürchteſt Du den Herrſcher,
Den König nicht? —

Johannes.

Gott fürcht' ich mehr als Dich'

Herodes.

Herbei, ergreift den Frevler!

Chor der Weiber

Weh geſchrieen!

Johannes.

Thut Buße! Hört's: die Sünde ſollt ihr fliehen!

Phariſäer.

Fah't ihn den Tollen!

Herodes.

Schlaget ihn in Bande!

Herodias.

Nein, ſtoßt ihn nieder, denn er gab mir Schande!

Johannes.

Thut Buße!

Herodes, Herodiae.

Nein!

Johannes.

O Herr, ſie ſind verrucht —

Thut Buße!

Herodes, Herodias.

Nein!

Johannes.

So ſeid verflucht!

Alle.

Weh' ihm, welch' furchtbar Schreckenswort! —

Herodias.

Ich lache ſeiner!

Herodes.

In den Kerker, fort!

Chor der Phariſäer.

Im dunklen Kerker, ja, mag ſelbſt er Buße thun,

Herodes, Herodias, Chor der Frauen.

Der Prediger mag dort von ſeinem Werke ruhn!

Johannes.

Mit Donnerſtimme ſchrei ich: Buße ſollt ihr thun!

Johannes.

Ich bin allein im tiefen Kerker,
Die Kette klirrt an meiner Hand. —
So ſoll es ſein, es war mir längſt bekannt!
Ja, Er muß wachſen, und ich muß abnehmen; —
Denn Er iſt ſtärker! —
Wer höhnt mich dort? — Wer triumphirt? — Wer lacht? —
Ich kenn' euch wohl ihr feindlichen Gewalten!
Ihr nah'tet mir ſchon in der Wüſte Nacht;
Doch hab' ich feſt an Gotteskraft gehalten. — —
Hinweg, Du gräßliches Geſicht! —
Nein, ſelbſt die Hölle fürcht' ich nicht!

Chor der Höllengeiſter.

Triumph, Triumph, Johannes liegt in Ketten:
Noch iſt das Reich der Finſterniß zu retten! —

Zweite Abtheilung.

Herodes. (allein.)

Nichtig Leben,
Eitel Streben!
Ekelhaft iſt mir die Welt:
Jede Freude mir vergällt! —
O Trauertag, der mich geboren,
Der mich zum Leiden auserkoren! —
Rings um mich waltet froher Scherz;
Doch mir zerreißt die Schuld das Herz!
Manch' blutig Haupt grinzt mir entgegen! —
Der eigne Bruder, dem das Weib ich ſtahl,
Hat mir geflucht, — o herbe Qual,
Und nirgend hebt ſich eine Hand zum Segen! —
Herodias, hätt' ich Dich nie geſehn! — —
Man ſagt, daß Zeichen jetzt geſchehn,
Daß der Meſſias angekommen.
Zur Buße mahnen alle Frommen:
Auch er, der tief mein Herz bewegt.
Den ich in Banden nun gelegt,

Johannes; — nein, ich kann ihn nicht verdammen! — —

Das Feſt beginnt, die frohen Klänge nahn. —
Noch einmal gieb Dich hin dem ſüßen Wahn.
Bald iſt's vorbei, bald ſtürzt das Werk zuſammen! —

Chor der Gäſte aus Galiläa.

Heil Dir Herodes! Heil und Segen!
Die Hallen ſind geſchmückt zum Feſte.
Es nah'n ſich huldigend die Gäſte,
Und jauchzen freudig Dir entgegen!

Andreas und Johannes im Gefängniß.

Andreas.

Ach mich treibt der Schmerz zu Dir; —
Theurer Rabbi, Du gefangen!

Johannes.

Faſſe Muth, Du ſiehſt mich hier
Gott vertrauend, ohne Bangen.

Andreas.

Ach, ich flehe, laß Dich retten;
Laß mich löſen Deine Ketten!

Johannes.

Nein, laß ab, ich bleibe hier,
Daß ſich mein Geſchick erfülle.

Andreas.

Scheint es doch des Königs Wille,
Daß Du flieheſt! — Folge mir!
Deine treuen Jünger ſind
Feſt entſchloſſen, Dich zu retten.

Johannes.

Folget dem, des Werk beginnt:
Ich verbleibe hier in Ketten.

Andreas.

Lebe wohl! Vergebens iſt mein Flehn!
Droben werden wir uns wiederſehn! —

Johannes.

Lebe wohl! Vergebens iſt Dein Flehn!
Droben werden wir uns wiederſehn! —

Chor der Gäſte.

Heil Dir Herodes! Heil und Segen!
Die Hallen ſind geſchmückt zum Feſte;
Es nah'n ſich huldigend die Gäſte,
Und jauchzen freudig Dir entgegen!

Chor der Jungfrauen.

Wie der Vögel bunt Gefieder
Flattre luſtig das Gewand!
Auf und regt die ſchlanken Glieder,

Nehmt das Saitenſpiel zur Hand!
Fächelt ihm die Stirne leiſe,
Und umgaukelt ihn im Kreiſe!

Herodias.

Wie heut des Königs Aug' von Unmuth glüht!
Was mag ihm ſein? Mein Reiz iſt nicht verblüht,
Doch ſeit Johannes ſprach, fühlt er ſich ſchuldbewußt,
Und ſeine Liebe will erkalten! —
Ha, bald ſoll finſtre Rache walten!
Längſt wagt Herodes ſchon den Blick der Luſt
Auf meine Tochter Salome zu richten, —
Dern will ich auf ſein Herz verzichten,
erglüht in Rache ſeine falſche Bruſt! —
Die vollen Becher ſtürzt er ſchnell hinab:
Bald iſt auch Trunkenheit mit mir im Bunde!
Bald, kühner Fremdling, ſchlägt der Rache Stunde,
Bald nimmt Dich auf das dunkle Grab! —

Salome. (Tanzend und ſingend.)

Mein Freund iſt weiß und roth.
Seine Locken ſind kraus und ſchwarz.
Seine Augen wie Taubenaugen,
Seine Lippen wie Roſen, die von Myr-
rhen fließen,

Seine Kehle iſt ſüß und lieblich: — *)
Ein ſolcher iſt mein Freund; —
Der Freund biſt Du, mein König! —

Herodes.

Wie ſchön iſt ſie! — Füllt mir den Becher wieder! —
Entzücken ſtrömt durch meine Glieder!

Chor der Gäſte.

Wie ſchön iſt ſie! — Füllt uns die Becher wieder! —
Entzücken ſtrömt durch unſre Glieder!

Salome. (tanzend und ſingend.)

Mein Freund iſt auserkoren
Unter vielen Tauſenden.
Sein Haupt iſt das feinſte Gold.
Sein Leib iſt wie reines Elfenbein,
Seine Füße ſind Marmorſäulen! **)
Ein ſolcher iſt mein Freund,
Der Freund biſt Du, mein König! —

*) Aus dem hohen Liede.
**) Eben daher.

Terzett.

Herodes, Herodias, Salome.

Herodes. Komm, küſſe mich, holdſelig Bild,
Du weißt das Leben zu verſüßen!

Salome. Du biſt ſo gnädig, Herr, und mild,
Sieh dankbar mich zu Deinen Füßen!

Herodes. Wer kann dem Zauber widerſtreben? —
Sag Mägdlein, haſt Du eine Bitte?

Salome. Nur Deine Gnade iſt mein Glück.

Herodes. Nein, was Du willſt, ſei Dir gegeben:
Ich ſchwör's in meiner Gäſte Mitte! —

Salome. (leiſe.) Die Mutter winkt mit ernſtem Blick.
Sag, Mutter, was ſoll ich verlangen,
Daß es Dir ſei genehm und recht?

Herodias. (leiſe.) Ha, es gelingt! — Er iſt gefangen! —
Hör' Tochter mich: der ſich erfrecht,
Mich, Deine Mutter, Sünderinn zu nennen:
Des Haupt ſoll er vom Rumpfe trennen!

Salome. (leiſe.) Johannes Haupt? Es ſei gewagt! —

Herodes. Noch einen Becher! Fordre holde Magd!

Salome. Du läßt, o König, mir die Wahl? —
Nur eine Schüſſel wünſch' ich noch zum Mahl!

Herodes. Sprich Mägdlein!

Salome. Herr, Du haſt es mir erlaubt:
Gieb auf der Schüſſel mir des Täufers Haupt!

Herodes. Wie, hör' ich recht? Das iſt zu viel;
Nein, dieſen Frevel kann ich nicht begehn!

Herodias. Iſt, König, Dir Dein Eid ein Spiel?

Salome. (tanzend.) Mein Freund iſt auserkoren,
Unter vielen Tauſenden! —

Herodes. Noch einen Becher ſchnell! — Das iſt zu viel —
Ach, welcher Reiz! Wie ſchwebt ſie hold vorbei!

Herodias. Bedenke Deinen Eid!

Herodes. Nun denn es ſei!

Herodias. Ha, ihre Liebe will er ſich erwerben:
Und darum ſoll der Täufer ſterben!

Salome. Ha, meine Liebe will er ſich erwerben:
Und darum ſoll der Täufer ſterben!

Herodes. Ja, ihre Liebe will ich mir erwerben.
Und darum ſoll der Täufer ſterben! —

Johannes im Kerker.

Aus der Tiefe
Ruf ich, Herr, zu Dir!
Meine Seele
Harret auf Dein Wort!
Denn bei Dir iſt Gnade
Und Erlöſung!
Wer naht? — Was blickſt Du wild mich an?
Sag an, was willſt Du, finſtrer Mann?
Was ſoll das Schwert in Deinen Händen? —
Ich kenne Dich — jetzt ſoll ich enden —
Bald iſt der grüne Stamm entlaubt! —
Hier, willig biet' ich Dir mein Haupt! —
Ich ſterbe gern — — Chriſt folgt mir nach! —
Hoſſannah!

Chor der Höllengeiſter.

Abaddon!
Fürſt auf dem Flammenthron!
Jauchze mit wildem Hohn:

Siehe, der Feind iſt vernichtet! —
Bald, bald,
Werden die Mörder gerichtet,
Sinken zu uns ſie herab
Ewig in's Flammengrab!
Ja, unſer Siegesruf ſchallt
Bald, bald! —

Chor der Jungfrauen.

Wie der Vögel bunt Gefieder
Flattre luftig das Gewand!
Auf und regt die ſchlanken Glieder,
Nehmt das Saitenſpiel zur Hand!
Fächelt ihm die Stirne leiſe,
Und umgaukelt ihn im Kreiſe!

Chor der Gäſte.

Wie ſo voll Anmuth ſie vorüberziehn! —

Salome.

Hier bring', ihr Galiläer, ich das Schlußgericht!

Chor der Männer und Frauen.

Ein blutig Haupt — ha, gräßlich! Laßt uns fliehn!

Herodes.

Weh mir!

Herodias.

Hab' Dank, es war der Liebe Pflicht! —

Chor der Männer und Frauen.

Es iſt des Täufers Haupt! Verlaßt die Hallen!

Chor der Jünger.

Zerreißt die Kleider und das Haupt verhüllt;
Denn der Gerechte iſt durch Mord gefallen! —
Doch ſeine fromme Sendung wird erfüllt;
Vergeblich war der Frevler ſünd'ges Treiben:
Der Chriſt iſt da, und wird es ewig bleiben!

Andreas.

Gnade dem der fromm und gut —
Gnade dem, der Buße thut;
Doch verdammt ſei in der Hölle Glut,
Wer vergeſſen hat der Frommen Blut!

Chor.

Entfliehet! Wir ſind in Nacht gehüllt,
Und gräßlich leuchtet nur das todte Haupt!

Herodes, Herodias, Salome.

Weh uns!

Andreas. Schaut an, das Haupt ſo bleich
Es klagt euch an im Himmel oben!

Herodes. Ich hab das Leben ihm geraubt!
Gieb's ihm zurück und nimm mein ganzes Reich!

Herodias. Der Muth iſt hin; die Hoffnung iſt zerſtoben! —

Salome. Mein König!

Herodes. Weib — die Schuld iſt Dein!

Andreas. Laut ſchreit empor das Blut des Frommen!

Herodias. Weh' mir, ich fühl's, die Schuld iſt mein!

Salome. O Qual, mir iſt ſo ſchwer beklommen;
Warum, o Mutter, folgt' ich Deinem Rath?

Andreas. Bald wird Verzweiflung an euch nagen,
Denn ſchaudervoll iſt eure That!

Herodes, Herodias, Salome.

O Herr der Rache, wir verzagen:
Ja ſchaudervoll iſt unſre That!

Andreas. Seht wie der Himmel ſchon in Blitzen flammt!

Herodes. Ach, nur zu oft vergaß ich meine Pflicht!

Andreas. Drum hält Verzweiflung jetzt Gericht!

Herodias, Salome.

O wär' ich nimmermehr geboren!

Andreas. Ja, euer Lebensglück iſt nun verloren,
Zur Höllenqual ſeid ihr verdammt! —

Herodes, Herodias, Salome.

Ja, unſer Lebensglück iſt nun verloren:
Zur Höllenqual ſind wir verdammt! —

Chor der himmliſchen Heerſchaaren.

Ihr Harfen tönt der Seraphim! —
Seht ihn, den Märtyrer der Wahrheit,
Voll Seligkeit im Reich der ew'gen Klarheit:
Die Siegespalme reichet ihm!
Dort an Jehovas Sonnenthron
Empfängt er ew'gen Himmelslohn!

Die
Zerſtörung von Jeruſalem.

Perſonen.

Agrippa, König der Juden.
Berenice, ſeine Schweſter.
Phanniaß, Hoherprieſter.
Johannes von Giscala,
Simon von Gerafa,
Eleazar,
} Häupter der jüdiſchen Aufrührer.
Joſephus Flavius, jüdiſcher Feldherr, bei den Römern gefangen.
Titus, Feldherr der Römer.
Geſſius Florus, römiſcher Statthalter in Judäa.
Anakletus, chriſtlicher Biſchof in Jeruſalem.
Chöre jüdiſcher Aufrührer und Soldaten.
Chöre der Prieſter und Leviten.
Chöre jüdiſchen Volks.
Chöre jüdiſcher Frauen.
Einzelne Stimmen aus den Chören der Juden.
Chor der römiſchen Krieger.
Chor der Chriſten.
Einzelne Stimmen aus dem Chor der Chriſten.
Chor der Propheten.
Geiſterſtimmen.

Erſt: Abtheilung.

Die Verkündigung.

Muſikaliſche Einleitung.

Jüdiſches Volk in Paläſtina.

Chor.

Nein, ich ertrage nicht das Joch!
Nicht länger will als Knecht ich leben!

Gegenchor.

Von Wuth fühl' ich die Bruſt erbeben:
Zertrümmern ſoll dies Sclavenjoch!

Beide Chöre.

Die Rache naht in Sturmgewittern;
Bald Göhenroma ſollſt Du zittern! —

Eine Stimme.

Vorſicht! — Der Tyrann erſcheint!
Iſt auch zornbewegt das Herz,
Heuchelt jetzt mit kluger Falſchheit:

Jauchzet freudig ihm entgegen!
Schändlich, ha! in ſeiner Nähe
Seht Agrippa, Berniceen; —
Seit ſie von Jeruſalem geflohen,
Weilen ſchamlos ſie bei unſern Feinden! —

Chor der Juden.

Heil ſei dem mächt'gen Kaiſer! Heil ſei, Florus, Dir!

Geſſius Florus.

Unwürdig Volk; nein, Du betrügſt mich nicht! —
Längſt hat Jeruſalem die Treue uns gebrochen,
Hat es in mir den kaiſerlichen Herrn geſchmäht;
Das ganze Land iſt voller Tück' und Falſchheit!
Doch freudig zieht heran mit kühnen Legionen
Rom, euch zu züchtigen mit Thränen der Verzweiflung.
Ihr Götter, ja, mit ſüßer Luſt
Kocht dem, der ſich der Kraft bewußt,
Die Rache heiß in voller Bruſt!
Das Blut durch alle Adern brauſ't
Das Auge flammt, es zuckt die Fauſt,
Und liegt ein Volk zu ſeinen Füßen,
Es muß mit Blut und Leben büßen.

Chor des jüdiſchen Volks. (leiſe.)

Knirſchend trag' ich meine Ohnmacht!

Agrippa.

Unglücklich Volk, weih' dem Gehorſam Dich!
Sieh Judas König um Dich weinen.
Seit Glück und Friede innrer Zwietracht wich
Fleh' täglich ich zu Gott, Dich wieder zu vereinen!

Berenice.

O Florus, Herr, bezähme Deinen Zorn!
Schau meinen tiefgebeugten Bruder!
Vergieb dem irrgeführten, armen Volk
Um unſrer willen, was es jetzt verſchuldet.

(Arie.)

Laß durch Thränen Dich erweichen,
Ende meinen tiefen Schmerz.
Gieb der Gnade frommes Zeichen,
Und der Milde weih' Dein Herz!

Einſt, ach, kannt' ich keine Sorgen!
Heiter weckte mich der Morgen,
Lächelnd ſah mein trunkner Blick
Frohſinn überall und Glück!

Da naht' der Jammer unſerm Throne,
Sein hohles Aug' verzehrte matte Glut;
Mit Aſche war ſein bleiches Haupt bedeckt;
Aus hundert tiefen Wunden floß ſein Blut.

Und Deinem Namen rief mit bitterm Hohne,
Das Schattenbild, und angſtvoll aufgeſchreckt
Erkannt' ich, Florus, ach, mein unglückſelig Volk!
Laß durch Thränen Dich erweichen,
Ende meinen tiefen Schmerz,
Gieb der Gnade frommes Zeichen,
Und der Milde weih' Dein Herz.

Geſſius Florus.

Du flehſt vergebens, Fürſtin. Nein,
Und wenn ich ſelbſt im wilden Kampf erblaſſe,
Nicht duld' ich länger, was ich haſſe:
Die Rach' iſt nahe; ſie iſt mein!

Chor der römiſchen Krieger.

Gott des Krieges!
Roma's Adler hebt die Schwingen!
Lohn des Sieges
Laß die Heldenfauſt erringen!

Jüdiſches Volk.

Nach Jeruſalem, nach Jeruſalem!
Laß Herr der Gnade nimmermehr
Ihr freches Werk gelingen! —
Laß durch ein glühend Flammenmeer
Des Tempels Feind verſchlingen! —
Nach Jeruſalem, nach Jeruſalem!

Agrippa.

Bethörtes Volk, dort, wo Parteien wüthen,
Stieß man den eignen König aus!
Noch läßt Dein Untergang ſich hier verhüten,
Weilſt folgſam Du und treu im Vaterhaus.
Dein König will's; folgt er der höhern Macht,
Sei auch von Dir ſolch Opfer dargebracht.

Jüdiſches Volk.

Feiger König! Volksverräther!
Steinigt ihn den Uebelthäter!
Treue heiſcht er unſerm Henker:
Kein Gehorſam ſolchen Lenker!

Agrippa.

Auch Ihr? Unglücklich Volk, wenn ich mich Dir entziehe —
Vollendet denn! — Lebt wohl — Unglückliche — ich fliehe!

Berenice.

Weh! Das Volk! Es ſteinigt ſeinen König,
Verhöhnet Judas heilig Haupt! —
Mit rauher Hand verſtößt er treue Liebe!
O laß uns fliehn, mein königlicher Bruder,
Daß Roma's Held uns ſeinen Schutz gewähre!

Duett.

Agrippa.

So ſoll ich meine Kinder laſſen,
Die ich ſo zärtlich ſtets geliebt. —
Ich kann ſie nimmer, nimmer haſſen,
Ob ſie auch bitter mich betrübt.

Berenice.

Ob ſie uns zwingen, ſie zu meiden,
Wir bleiben nahe im Gebet.
Der Herr will daß wir ſchuldlos leiden;
Doch ſeine Gnade fortbeſteht.

Beide.

Hör' unſer Flehen, Gott der Welten:
Durch Liebe wollen wir vergelten.

Muſikaliſcher Zwiſchenſatz.

Jüdiſche Aufrührer zu Jeruſalem.

Erſter Chor.

Es herrſcht Johannes! Welt bekannt;
Sein iſt der Tempel, ſein das Land!

Gegenchor.

Verräther ſchweigt! Gioras Sohn
Herrſcht bald auf Juda's heil'gem Thron!

Dritter Chor.

Vor Eleazar beugt das Knie!
Er herrſcht mit uns; Ihr ſollt es nie!

Geſammtchor.

Kaum bald' ich ſie die Meutrerbrut:
Sie zu zermalmen, fühl' ich Wuth!

Johannes v. Giscala, Simon, Eleazar.

Johannes.

Ja, bald nun wird mein Plan gelingen!

Simon.

Den Tempel noch muß ich erringen!

Eleazar.

Ich halte ſie in feſten Schlingen!

Alle drei.

Ha, bald nun herrſch' ich über Juda!

Hoherprieſter.

O Jammer! O verblendet Volk!
Sei einig, fleh' ich, tief bekümmert.

Der Feind verwüſtet unſer Land,
Und eure Sünde Davids heil'ge Stadt.
Vergeudet wird des Stammes koſtbar Blut —
Entblättert iſt ſein Haupt, bald ſtirbt es ab.
O einigt euch, daß nicht der Feind,
Das Volk der Götzen, Gottes Volk vernichte!

Chor des Volks von Jeruſalem.

Vom eignen Stamme ſchwer bedrückt,
Läßt Tod uns nur Erlöſung hoffen,
Von Brüdern wird der Dolch gezückt:
Vom Freunde wird der Freund getroffen.

Eine Stimme.

Sie ſchlugen mir den Vater nieder!

Zweite Stimme.

Sie raubten mir mein holdes Weib!

Dritte Stimme.

Sie mordeten mir meine Brüder!

Vierte Stimme.

Sie meines Kindes zarten Leib!

Alle Vier.

In Ohnmacht liegen wir und zagen;
Nichts können wir als bitter klagen!

Johannes. Simon. Eleazar.

Was acht' ich Gram in fremder Bruſt,
Ich diene mir und meiner Luſt.
Das Volk iſt mein, was Dein iſt — ſterbe!

Chor des Volks von Jeruſalem.

Will der Meſſias nicht erſcheinen?
Wird er nicht retten bald die Seinen.

Hoherprieſter.

Ihr Söhne Abrahams, ſeid einig!
Es naht der Feind!
Von allen Seiten flüchtet Juda ſich
Nach Jeruſalem, wo Gottes Tempel ſchützt.
So wächſt die Macht zu ſichrem Widerſtande;
Doch blut'ger Zwiſt bringt uns gewiſſe Schande!

(Betet.)

Gott Abrahams, Du Gott der Gnade,
Erleuchte Deines Volkes Herz,
Daß es der Sünde ſich entlade,
Und einig ſei in Angſt und Schmerz!
Du, der Du Moſen haſt erhalten
Auf daß wir Kanaan geſehn,
Laß Deine Vaterhände walten,
Laß dieſe Noth vorübergehn!

Simon.

Wohin ich ſchaue, naht der Feind; —
Nein, ich vermag ihm nicht zu wehren! —

Johannes und Eleazar.

Und kämpfen Beide wir vereint,
Nicht widerſtehen wir ſo allgewalt'gen Heeren!

Chor der Frauen.

Tapfre Männer,
Theure Männer,
Einig, einig!

Schützt die Bruſt die Euch genähret,
Die in Liebe für Euch wallet,
Schützt der Gattin keuſchen Leib,
Schützt der Kinder zartes Leben,
Stellt dem Feinde Euch entgegen, —
Eure Weiber flehn um Segen!

Hoherprieſter.

Herr, ſchon erhörſt Du Deinen Knecht.
Aus ihrer Frauen Mund
Dringt die Beredſamkeit in ihr bewegtes Herz!

Schon wankt der Häupter Sinn. —
O hört mich an; hör' mich, o Volk!
Soll dieſes Tempels Heiligthum
Bei blut'gem Mord in Flammen lodern?
Wollt ihr ein Götzenbild in Davids Tempel ſehn? —
So reiß' ich mein Gewand in Stücke,
Und Zeter ſchrei ich mit Entſetzen:
Denn Jeruſalem wird dann in Trümmer fallen.

Chor der Prieſter und Leviten.

Ja, Zeter ſchrei ich mit Entſetzen;
Denn Jeruſalem wird dann in Trümmer fallen!

Johannes und Eleazar.

Wir ſind verloren, ja, ich ſchau's mit Klarheit!

Simon.

O hört ſie an; ihr Mund ſpricht Wahrheit!

Alle drei.

Ich reiche willig Dir die Hand;
Herr, ſchütze Deines Volkes Land!

Chor der Aufrührer.

Wir ſind vereint durch gleiche Noth:
Zum Tempel folgt uns in den Tod! —

Das Volk.

Wie? Dulden wir's? Der Tempel in Gefahr?
Vernichtet nicht ein Blitz der Feinde freche Schaar?

Hoherpriester.

Sie hören mich und Alle sind vereint!
Herr Zebaoth, anbetend sink ich nieder!
Allmächtiger, gieb uns die Freiheit wieder,
Und sende Fluch hinab auf Deines Tempels Feind!

Chor der Aufrührer und des Volks, der Priester und der Leviten.

Heidenroma,
Bist verflucht!
Götzenroma,
Sei verflucht!

Anaklet.

Auch dem Feinde wohlzuthun,
Andre, wie sich selbst, zu lieben,
Lehret Christus, der Erlöser.
Juda fluchet, stimmet denn ihr Christen
Fromm ein Lied von heil'ger Liebe an.

(Hymnus.)

Zwei weibliche Stimmen.

Heilige Liebe, du warest von Anfang an;
Himmliſche Liebe, du wirſt in Ewigkeit ſein.
Gott iſt die Liebe!

Chor.

Gott iſt die Liebe!

Zwei männliche Stimmen.

Der Du um uns gelitten
Durch Deinen frommen Sohn,
Stets gnädig unſern Bitten
Giebſt Liebe Du zum Lohn.

Chor.

Stets gnädig unſern Bitten
Giebſt Liebe Du zum Lohn!

Zwei weibliche Stimmen.

Und ſendeſt Du uns Leiden
Und ſtrafſt Du bitterlich;
So dulden wir mit Freuden,
Denn Du erbarmeſt Dich!

Chor.

So dulden wir mit Freuden,
Denn Du erbarmeſt Dich!

Vier Soloſtimmen.

Heilige Liebe, Du warſt von Anfang an;
Himmliſche Liebe, Du wirſt in Ewigkeit ſein:
Gott iſt die Liebe!

Chor der Chriſten.

Gott iſt die Liebe!

Chor der Römer.

Der Kaiſer ſchickt den Heldenſohn:
Bald habt ihr Knechte euren Lohn;
Denn Roma's mächt'ge Krieger
Sind aller Völker Sieger!

Chor der Juden.

Heldenroma,
Biſt verflucht! —
Götzenroma,
Sei verflucht!

Anaklet.

Beharret fromm in dem Gebete,
Ihr Chriſtenbrüder, fürchtet nichts!
Veſpaſian iſt milde uns und gnädig:
Nur den Empörern bringt er Zorn und Strafe

(Choral.)

Der Heiland iſt für uns geſtorben,
Hier hat die Krone er erworben,
Und für uns Alle floß ſein Blut.
Drum nahet uns das letzte Leiden,
So ſterben alle wir mit Freuden,
Vertrauen ihm mit frommen Muth. —

Chor der Römer.

Der Kaiſer ſchickt den Heldenſohn:
Bald habt ihr Knechte euren Lohn;
Denn Roma's mächt'ge Krieger,
Sind aller Völker Sieger.

Chor der Juden.

Heidenroma,
Biſt verflucht!
Götzenroma,
Sei verflucht!

Anaklet.

Enteilt der Stadt. Laßt uns auf Golgatha,
Mit Weib und Kindern flüchten.
Dort ſingen wir, fern vom Verderben,
Ein frommes Lied dem Gott der Gnade.

Hoherpriester.

Schon ſtrömt das ganze Volk hin zu den Mauern
Ihr Römer, zittert jetzt in bangen Todesſchauern!

Chor der Propheten.

Und des Fürſten Volk wird kommen,
Stadt und Heiligthum zerſtören.

Zweite Abtheilung.

Die Erfüllung.

Muſikaliſche Einleitung.

Chor der Römer.

Roma! Heil dir, mächt'ge Roma!
Heil, Beherrſcherin der Welt!
Titus naht, der Götterheld;
Hochgeſchwungen iſt die Rechte
Zittern ſie die feigen Knechte,
Ha! —
Ihr Untergang iſt da! —

Joſephus.

Gefangen ſteh, ein Jüd', ich in der Feinde Mitte,
Jeruſalem vor deinen Mauern!
Wann endlich Herr gewährſt Du meine Bitte, —
Wann läßt Du mich im ſtillen Grabe trauern? —
Verſtummt im Tempel ſind der Harfen heil'ge Klänge,
Verhöhnt wirſt Zion, Du, durch wilde Kriegsgeſänge;

Seit Monden ſchon biſt Du nun eingeſchloſſen
Von feindlichen Geſchoſſen! —
Weh muß ich ſchrein, daß Du, verblendet, nicht
Geachtet der Propheten Drohung. Denn mit Völker-
ſchaaren
Iſt Titus jetzt gekommen zum Gericht; —
Wird dich der Väter Gott vor Untergang bewahren? —
In ſeinem Purpurzelt
Weilt ſinnend dort der kaiſerliche Held,
Und heiße Thränen ſeh ich bei ihm fließen. —
Agrippa weint und Berenice ringt
Die zarten Hände wund, und Beider Flehen dringt
Zum Himmel brünſtig, ſeit ſie dich verließen.
O Jeruſalem, wie möcht' ich gern dich retten;
Doch machtlos beug' ich mich in Ketten! —

Opferhymnus der Prieſter und Leviten im Tempel.

Der Du über den Sternen wohnſt,
Der Du auf feurigen Wolken thronſt,
Herr Zebaoth, ſei hochgeprieſen!
Siehe, der Opferrauch ſteiget empor,
Oeffne ihm gnädig das goldene Thor,
Nimmer ſei Juda zurückgewieſen!

Vernichte den Feind in ſchrecklichem Zorne,
Gieb ihm den Tod aus giftigem Borne!
Herr ſei gelobt
In Ewigkeit, Amen!

Titus.

Seit Berenicen ich geſehen,
Ihr Götter ſagt, was iſt mit mir geſchehen?
Wohl deut ich mir dies qualvoll ſüße Regen:
All meine Pulſe klopfen ihr entgegen! —
Und ihren Stamm ſoll ich vernichten? —
O Kampf der Liebe und der Pflichten! —
Süß iſt's, ein mächt'ger Held zu ſein,
Der Lorbeer winkt dem kühnen Muthe;
Doch ſüßer iſt's dem Feinde zu verzeihn,
Dem Feinde, ach! iſt er von ihrem Blute.
Doch darf ich's denn? Muß nicht die Liebe ſchweigen,
Wo ſich der Heldenbruſt ſo ernſte Pflichten zeigen?

(Quintett.)

Titus. Berenice. Agrippa. Joſephus. Geſſius Florus.

Titus.

Wohl ſinn' ich nach in tiefem Schmerz,
Wie Juda's Fall ich ſoll verhüten:

Doch in Verſtockung grollt ihr Herz
Beſeligt gegen Rom zu wüthen!

Florus.

Da ſinnt er nun in tiefem Schmerz,
Als woll' ein Unglück er verhüten.
Mir aber ſchwillt vor Zorn das Herz: —
Bald will ich unter Trümmern wüthen!

Joſephus.

Der Feldherr ſinnt in tiefem Schmerz,
Wie er das Unglück ſoll verhüten.
Beſänft'ge Herr, ihr grollend Herz,
Und ſtille ihres Zornes Wüthen!

Berenice.

O Titus, den ſo heiß ich liebe,
Verkünde Gnade ihrer Noth,
Gehorche gern dem ſanftern Triebe.
Und Juda lebt auf dein Gebot!

Agrippa.

O Titus, ſieh die Theure beben
In namenloſer, tiefer Qual!
Die Angſt zerſtört ihr Blüthenleben;
Du liebſt ſie, — wird Dir ſchwer die Wahl?

Geſſius Florus.

Ob auch die Liebe ihn berücke;
Ich bleibe feſt, bin ihm entgegen.
Ich will, zum Lohn für Juda's Tücke,
Die Mauern dort in Trümmer legen.

Berenice. Agrippa. Joſephus.

Erhabner Fürſt,
Laß Dich durch unſern Schmerz bewegen,
Und hebe mild
Die Heldenhand zum Segen!

Titus.

So ſei es denn! Ich kann nicht widerſtehn;
Doch muß ich reuig ſie zu meinen Füßen ſehn!

Berenice. Agrippa. Joſephus.

O heil'ger Gott, er kann nicht widerſtehn;
Doch will in Reu' er ſie zu ſeinen Füßen ſehn!

Florus.

Wohl dacht ich mir's; er kann nicht widerſtehn;
Doch wird er reuig nie dies Volk zu Füßen ſehn!

Joſephus.

Hört mich, Ihr Männer von Jeruſalem!
Verzeihung will der Feldherr Euch gewähren,

Wenn treuvoll Ihr ihm die Thore öffnet!
Ich danke ihm, dem Feind mein Leben;
Nur wohlzuthun iſt ſeines Herzens Streben:
Vertrauet drum dem edlen Kaiſerſohne.
Ihr ſchweigt? — Blickt finſter vor Euch hin? —
Was lachſt, o Simon Du, mit bittrem Hohne? —
Was drückſt, Du aus Giscala dort, die Fauſt auf's Schwert?
Wohl ſeh ich's, Eleazar, Deine Lippen beben! —
So beugt denn nichts bei Euch den ſtarren Sinn?
Ein dumpf Gemurmel rollt, wie ferner Donner,
Jetzt durch die Menge! — Hört den treuen Freund;
Verſtoßt ihn nicht, wie Euren König!

Hoherprieſter.

Niemand wage ihn zu hören!

Johannes. Simon. Eleazar.

Nichts will er, als uns bethören!

Joſephus.

Laßt, o Freunde, Euch beſchwören!

Hoherprieſter. Johannes. Simon. Eleazar.

Falſch, Verräther, iſt Dein Wort!

Das Volk.

Frecher Greis, fort ſag ich, fort!

Joſephus.

O höret mich, um unſers Tempels willen,
Um Eurer ſelbſt; laßt Eure Noth mich ſtillen! —

(Arie.)

Ach, ihr bleichen Schatten klaget,
Was vergebens ihr verhehlt,
Daß Verzweiflung an euch naget,
Daß des Hungers Wuth euch quält! —
O wie biſt Du morſch geworden,
Juda, hoher Cedernſtamm,
Ja Du biſt das Opferlamm
In den Händen roher Horden! —
O höret mich, um unſers Tempels willen,
Um Eurer ſelbſt, um Eure Qual zu ſtillen!

Hoherprieſter.

Den Tempel läſtert er!
Den Götzendienern ſollt ihr Preis ihn geben!

Volk.

In Jeruſalem dort die verruchten Horden?
Eh will ich ſelbſt mit dieſem Stahl mich morden!

Chor der Prieſter und Leviten.

Nein, nimmer will ich Zion laſſen,
Nie meines Gottes Heiligthum!

Und ſoll des Todes Noth mich faſſen;
Für Zion ſterben iſt mein höchſter Ruhm!

Hoherprieſter. Johannes. Simon. Eleazar. Aufrührer. Volk.

Fort, Verräther, fort! —
Steine rollen hinab,
Werden Dein blutiges Grab,
Naheſt Du ferner dem heiligen Ort! —
Fort, Abtrünniger, fort!

Joſephus.

Du undankbares Vaterland,
Das mich zum Märtyrer erkoren;
Mit bitterm Schmerz zerreiß ich mein Gewand:
Du biſt verloren! —

Titus. Berenice. Agrippa.

Er kehrt zurück. —
Der Schmerz in ſeinen Zügen
Kann nicht mehr trügen —
Verkündet ihr Geſchick.

Joſephus.

Nur bange Qual iſt unſer Sein hienieden!
O hoher Herr, was ſoll ich ſagen?

Jeruſalem — es hat — ſein Loos entſchieden —
Ein Jüde bin ich, laß mich klagen!

Titus.

So werde denn, ihr Krieger, hört's,
Die Meuterſtadt mit Sturm genommen!
Ruft zürnend es ihr Kriegstrommeten
Zur Tempelburg Antonia empor:
Gericht zu halten bin ich kommen!
Beginnt den Heldenkampf!

Chor der Römer.

Roma, Heil dir mächt'ge Roma!
Heil! Beherrſcherin der Welt!
Zittern ſieh die feigen Knechte,
Hochgeſchwungen iſt die Rechte:
Titus naht der Götterheld!
Ha!
Ihr Untergang iſt da!

Berenice.

So ſoll ich von dem Hügel hier,
Die Meinen qualvoll enden ſehn? —
Ha, ſchrecklich! Welche Mordbegier!
Jeruſalem, es iſt um dich geſchehn! —
O Herr der Schlachten ſei jetzt gnädig Deinem Volke!

Muth Juda! Muth! So recht! Wie eine Wolke
Deckt deiner Pfeile Schaar die blutigen Gefilde.
Doch ach — ſie prallen ab von ihrem feſten
Schilde! —
Was ſeh ich? Ha! dort ſtürzt der Feind hervor,
Er klimmt mit Sturmgeräth zur Felſenzinn empor!
Ob es gelingt? O Titus, höre mich!
Wo weileſt Du? Weh, ſeine Augen flammen!
Die Erde dröhnt — die Mauer ſtürzt zuſammen!
Gott Abrahams, erbarme Dich!
Wie iſt mir? Ach! — Mir ſchwinden die Gedanken!

Geſammtchor der Juden.

Gott Abrahams, Du Herr der Noth —
Gieb uns den Tod!

Berenice.

Die Meinen klagen — weh — der Schmerz — wie
herbe —
Ich zittre — meine Kniee wanken —
Es iſt vorbei — Jeruſalem — ich ſterbe! —

Chriſten auf Golgatha.

Gieb ihnen Muth in ſchweren Tagen, —
Gieb ihnen Kraft ihr Leid zu tragen!

Agrippa.

Die Mauer ſinkt!
Von allen Seiten ſtürmt der Feind hinein —
Die Marterkrone winkt;
Ja Juda, ja, es muß geſtorben ſein!

Römer.

Zur Tempelburg Antonia!
Der Tempel ſtürze in Ruinen!
Mit eurem Blute ſollt ihr ſühnen;
Verruchte Meutrer, wir ſind da! —

Jüdiſcher Geſammtchor.

(In wahnſinniger Verzweiflung)

Raſen will ich! —
Morden will ich; —
Ich lache; ich lache; —
Rache! —

Chriſten auf Golgatha.

(Choral.)

(Die Schlacht währt unterdeſſen fort.)

Jeſus, meine Zuverſicht
Und mein Heiland iſt im Leben:
Dieſes weiß ich; ſollt' ich nicht
Darum mich zufrieden geben; —

Was die lange Todesnacht,
Mir auch für Gedanken macht?

Titus.

Auf Golgatha die Chriſten mögen leben,
Den Meutrern aber ſei der Tod gegeben!

Jüdiſcher Geſammtchor.

Nein! —
Gott Abrahams kennt kein Erbarmen!

Chriſten.

Seht! —
Schon faßt Verzweiflung ſie, die Armen! —

Hoherprieſter.

Was hat, o Herr, Dein armes Volk verbrochen?

Geiſterſtimmen.

Sein Blut komme über uns
Und unſre Kinder!

Jüden.

Wehe!

Römer.

Raubt und mordet, fengt und brennet,
Nun wir Herrn des Tempels ſind! —
Raubt und mordet, fengt und brennet,
Und verſchont nicht Weib, nicht Kind!

Hoherprieſter.

Gott Abrahams, o wende dieſes Unheil ab,
Und Zions Tempel ſei der Götzen blut'ges Grab!

Geiſterſtimmen.

Mein Vater, iſt's möglich,
So gehe dieſer Kelch von mir,
Doch nicht wie ich will,
Sondern wie Du willſt.

Jüden.

Wehe, — Wehe!

Römer.

Zur Tempelburg Antonia!
Der Tempel ſtürze in Ruinen!
Mit eurem Blute ſollt ihr ſühnen:
Verruchte Meutrer, wir ſind da!

Hoherprieſter.

O Herr, o groſſer, all' barmherz'ger Gott!
Die Tempelburg iſt nun erſtiegen,
Und Tigerwuth ſpricht aus der Heiden Blick!
Ihr Kinder Davids, ſchützt ſein heil'ges Haus.
Entſetzlich! Ha, wie Zion ſie entweihn! —
Herr ſtürzen Deine Himmel denn nicht ein? —
Vergebens! — Juda ſoll erliegen,

Schon ſtrömt das Blut durch alle Gaſſen,
Vollendet ſchau ich knieſchend mein Geſchick.
Wie Wahnſinn zuckt's mir durch's Gehirn, o Graus!
Warum, o Herr, haſt Du Dein Volk verlaſſen?

Geiſterſtimmen.

Mein Gott, mein Gott!
Warum haſt Du mich verlaſſen?

Jüden.

Wehe! — Wehe! — Wehe!

Römer.

Triumph! Triumph! Singt Jubellieder;
Es ſiegt die Macht!
In Flammen ſtürze jetzt darnieder
Des Tempels Pracht!

Hoherprieſter, (verzweiflungsvoll.)

In Flammen — Entſetzen — der Tempel —
In Flammen lodert der Tempel auf! —

Groſser allgemeiner Chor aller Jüden.

Jehovah! Jehovah! — (Groſse Pauſe.)

Chor der Propheten und Chriſten.

Denn das ſind der Rache Tage,
Daſs erfüllt ſei, was verheiſsen.

Miscellen.

Nicolo Paganini.

Die Kunſt iſt unendlich. Wer darf hiernach ein Künſtler genannt werden? — Wer in der Muſik iſt ein Virtuos? — Beſchaut man bei Lichte die Kunſt gefeierter Virtuoſen, wie ſinkt ſie oft zu einer geiſtloſen, bloß mechaniſchen Fertigkeit herab! Es giebt Virtuoſen, die nicht Künſtler ſind, ſo parador dies klingen mag. Die mechaniſche Fertigkeit im Spiel oder Geſange iſt das untergeordnete Requiſit; höher ſteht ſchon, wer nach ſeelenvollem Ausdruck ſtrebt; am höchſten aber, wer in der ſchaffenden und ausübenden Kunſt gleich groß iſt. Allein was heißt hier groß? In der Unendlichkeit der Kunſt geht ja jede Größe unter. Man wende nicht ein, Kunſtfertigkeit ſei von Kunſt verſchieden, ſei ihrerſeits begrenzt. Auch die Kunſt iſt begrenzt, da ſich

das Gebiet menſchlicher Empfindung und Kraft nicht überſchreiten läßt; aber im Laufe der Jahrtauſende, während welcher unſer Erdball beſteht, ſind wenigſtens dieſe Grenzen noch nicht erreicht worden. Man vergeſſe nicht, daß, wenn große Naturrevolutionen die Oberfläche der Erde verändern, neue Anſchauung auch neue Empfindungen und Kräfte im Menſchen entwickeln muß. Darum können Billionen Jahre dahinrollen und die Kunſt, obwohl ſie in menſchlicher Grenze liegt, wird dennoch ewig neu ſein. Hieraus erklärt ſich, was unter Unendlichkeit der Kunſt zu verſtehn iſt. Im gemeinen Leben heißt ſchon der ein Künſtler, der in ſeiner Kunſtſphäre die Grenzen des Gewöhnlichen überſchritten hat; ein großer Künſtler aber wird genannt, wer Originalität der ſchaffenden oder ausübenden Kraft oder Genialität entwickelt. Die Anzahl dieſer Geweihten iſt zwar gering; doch bringt jedes Jahrhundert deren in jedem Volke hervor. Allein es gehören mehrere Jahrhunderte dazu, um Künſtler zu erzeugen, welche

als unbegreifliche Erſcheinungen angeſtaunt werden müſſen. In der Muſik war Mozart ein ſolches Wunder, und iſt es jetzt der Geigenfürſt Paganini. Der Ruf von den unerhörten Leiſtungen dieſes Künſtlers iſt durch ganz Europa erſchollen. Die früheren Ereigniſſe ſeines Lebens ſind in ein myſtiſches Dunkel gehüllt. Das Gerücht ſagte, er habe ſeine Gattin in einem Anfall von Eiferſucht ermordet, ſei darauf Jahre lang im Gefängniß geweſen und habe hier in ſtiller Einſamkeit Gelegenheit gefunden, ſich auf ſeinem Inſtrumente zu der an ihm bewunderten, faſt unglaublichen Fertigkeit auszubilden. Der Profeſſor Schottky in Prag hat indeſſen in ſeinem Werke „Paganinis Leben und Treiben als Künſtler und Menſch, mit unparteiiſcher Berückſichtigung der Meinungen ſeiner Anhänger und Gegner. Prag bei Calve," die von den Gegnern des Künſtlers über denſelben verbreiteten nachtheiligen Gerüchte authentiſch widerlegt. Ich benutze dieſe Schrift zu einer Zuſammenſtellung

desjenigen, was ich darin freilich sehr zerstreut und nicht ohne mühsames Aufsuchen über Paganinis Vergangenheit gefunden habe. Später werde ich den Letztern als Künstler und Mensch beurtheilen.

Nicolo Paganini wurde im Februar 1784 zu Genua als der zweite Sohn seinen Aeltern geboren. Sein Vater, Antonio Paganini, war ein unbemittelter Geschäftsmann, der, selbst musikalisch, bald die Anlagen des jungen Nicolo erkannte, und ihn mit großer Strenge in den Anfangsgründen des Violinspiels unterrichtete. Er war fast beständig zu Hause, wo er ein Vergnügen daran fand, durch gewisse Berechnungen und Combinationen glückbringende Lotterienummern aufzusuchen. Während er nachgrübelte, mußte Nicolo bei ihm bleiben und sich auf der Violine üben. Schien ihm der Knabe nicht fleißig genug, so zwang er ihn durch Hunger, seine Anstrengungen zu verdoppeln, so daß des Kindes Gesundheit zu leiden begann.

Nicolo war nichts deſto weniger für ſein Inſtrument begeiſtert, und fühlte ſich glücklich, wenn er durch nie geſehene Griffe die ſeltſamſten Accorde hervorzubringen im Stande war. Bald prophezeite man in den engen Kreiſen der väterlichen Bekanntſchaft, daß er ein großer Violinſpieler werden würde. Ein Traum den ſeine Mutter, Thereſe, geborne Bocciardo hatte, ſpornte ihn noch mehr an, das Außerordentlichſte zu erreichen. Es erſchien ihr nämlich ein Genius, der ihr die Zuſicherung ertheilte, daß ihr Sohn ein großer Violinſpieler werden würde.

Schon in ſeinem achten Jahre ſchrieb Nicolo unter Leitung ſeines Vaters eine Sonate, die aber ſo ſchwer war, daß ſie nicht geſpielt werden konnte und mit unzähligen andern Verſuchen dieſer Art wieder zerriſſen wurde. Um dieſelbe Zeit ſpielte er faſt jede Woche drei Mal in den Kirchen, auch ließ er ſich in Geſellſchaften hören.

Bald verbreitete ſich ſein Ruf in Genua,

und im neunten Jahre trat er zum erſten Male bei Gelegenheit einer Benefizvorſtellung für den berühmten Sopranſänger Jnarcheſi im Theater auf, wo er Variationen von ſeiner Compoſition über die Carmagnola, ein bekanntes franzöſiſches Volkslied, vortrug. Sein Vater überzeugte ſich nunmehr, daß er ihn nichts mehr lehren könne und vertraute ſeine weitere Ausbildung Genuas erſtem Violinſpieler Coſta an, der dem Knaben in ſechs Monaten dreißig Lektionen gab. Alsdann brachte ihn der Vater zu Rolla nach Parma. Rolla war gerade krank und bettlägrig, ſeine Frau führte daher die Angekommenen in ein Nebenzimmer. Hier lag eine Violine und das neueſte Conzert des Meiſters auf dem Tiſche. Nicolo nahm das Inſtrument in die Hand und ſpielte das Conzert ſofort a vista. Der kranke Compoſiteur fragte mit Heiterkeit, wer ſich hören ließe und wollte durchaus nicht glauben, daß es ein Knabe ſei. Als er ſich indeſſen davon überzeugt hatte, rief

er aus: „Hier kann ich nichts mehr lehren, geht in Gottes Namen zu Paer.“

Dieſer berühmte Componiſt, welcher damals dem Conſervatorium zu Parma vorſtand, wies den Knaben an ſeinen eigenen Lehrer, den alten, aber viel erfahrnen Kapellmeiſter Giretti, der denſelben nun in die Lehre nahm und ihm ein halbes Jahr hindurch jede Woche drei Mal Unterricht im Kontrapunkte gab. Paganini componirte bei ihm 24 Fugen zu 4 Händen, ohne Inſtrument, als Studium. Bald intereſſirte ſich Paer ſo ſehr für den Knaben, daß er ihn aufforderte, täglich zwei Mal zu ihm zu kommen und mit ihm zu arbeiten. Nach etwa vier Monaten trug ihm Paer die Compoſition eines Duetts auf, welche Aufgabe Nicolo zur vollkommenen Zufriedenheit des Meiſters löſete.

Als Paër darauf nach Venedig gegangen war, bereiſete der junge Künſtler mit ſeinem Vater die meiſten oberitaliſchen Städte, beſonders Mailand, Bologna, Florenz, Piſa, Livorno,

wo er überall Konzerte veranſtaltete und groſſen Beifall erhielt.

Nicolo war nun vierzehn Jahr alt, und die groſſe Strenge des Vaters wurde ihm immer drückender. Nur mit Mühe erhielt er von demſelben die Erlaubniß, mit ſeinem Bruder nach Lukka zu einem Muſikfeſte zu reiſen. Zum erſten Male fühlte er ſich von der hemmenden Feſſel befreit und machte als Soloſpieler furore. Seitdem unternahm er ſeine muſikaliſchen Ausflüge allein. Man ſuchte ihn in mehreren Städten feſtzuhalten; doch gefiel ihm das Reiſen ſo ſehr, daß es ihm unmöglich war, lange an demſelben Orte zu verweilen.

Neben dem Violinſpiel wußte Nicolo auch das Guitarreſpiel zu einer ſeltenen Vollendung auszubilden. Doch iſt ihm die Guitarre nur ein untergeordnetes Inſtrument. Er ſagt ſelbſt darüber: „Ich liebe dies Inſtrument nicht, ſondern betrachte es nur als einen Gedankenleiter; ich ergreife es zuweilen, um meine Phantaſie für

die Compoſition anzuregen, oder eine Harmonie hervorzubringen, was ich auf der Violine nicht kann.“

Daß der leidenſchaftliche Jüngling bald in die Fehler geringer Erfahrung verfallen mußte, bedarf kaum der Erwähnung. Er liebte das Spiel und das ſchöne Geſchlecht, und gab ſich Freunden hin, die eben nicht für Tugendmuſter gelten konnten. Herr Schottky theilt mehrere erotiſche Abenteuer des Künſtlers mit. Paganini war einige und zwanzig Jahr alt, als er endlich eine fixe Anſtellung am Hofe zu Lukka annahm. Unmittelbar vor dieſer Anſtellung nun, oder, wie Andere ſagen, erſt ſpäter von 1811 bis 1813 ſoll er entweder in Mantua, Genua oder Mailand wegen Ermordung ſeiner Gattin verhaftet geweſen ſein. Als Paganini im December 1828 in Prag war, erlaubte ſich Herr Schottky ihn bei Gelegenheit eines vertraulichen Geſprächs zu fragen, ob dieſem Gerüchte irgend eine Veranlaſſung zum Grunde liege?

„Teufel,“ rief Paganini aus, „das ſind ja verdammte Sachen, wiſſen denn die Leute nicht, daß ich niemals verheirathet war?“ Er nahm hierauf aus einem Portefeuille den osservatore Triestino vom 26. April 1828, ſo wie einige Nummern des öſterreichiſchen Beobachters, und der Wiener Theaterzeitung vom Jahre 1828 heraus, in welchen er öffentlich und feierlich erklärt, zu keiner Zeit und unter keiner Regierung, welche es auch ſei, anders gelebt zu haben, als es einem freien, geachteten, die Geſetze treulich befolgenden Manne zukomme, und daß dies, wo es nöthig ſei, alle Behörden beſtätigen würden, unter deren Schutz er ſeither ſich, ſeiner Familie und der Kunſt gelebt habe. Es leuchtet ein, daß Paganini, wenn er ſich eines Vergehens oder der Beeinträchtigung ſeiner Freiheit bewußt wäre, nicht hätte wagen können, in einem italieniſchen Blatte auf den Ausſpruch der Behörde zu provociren.

Bei einem ähnlichen Geſpräche über dieſen

Gegenſtand, äußerte er gegen ſeinen Biographen, daß er mit dem eben ſo leichtſinnigen als berühmten Violinſpieler Duranowsky, einem Polen, den er in ſeiner Jugend oft geſehen und gehört habe, verwechſelt werden müſſe, und bat H. Schottky von dem Ritter Va.... zu Genua nähere Nachricht hierüber einzuholen. H. S. that nicht nur dies, ſondern ſchrieb außerdem noch an mehrere andere in Italien wohnende Perſonen, deren Antworten er in ſeinem Werke mitgetheilt hat. In einer derſelben, deren Verfaſſer, wie H. S. anführt, in Modena lebt und ungenannt zu bleiben wünſcht, heißt es: Paganini ſei in eine junge Dame leidenſchaftlich verliebt geweſen, und habe, in der Ueberzeugung, daß ſeine Neigung erwidert worden, ſich eine eben nicht zarte Liebeserklärung erlaubt. Die ſchwer Beleidigte ſei klagbar geworden und eine Folge davon ſei geweſen, daß er für ſeine Kühnheit ein Vierteljahr im Gefängniß büßen müſſen. Dann fährt der Berichterſtatter fort:

„Die übrigen durchweg überſpannten Gerüchte ſcheinen auf einer Verwechſelung mit dem Pohlen Duranowsky zu beruhen, der ebenfalls ein ſehr berühmter Violinſpieler war, der ſich mit Paganini gleichzeitig in Mailand befand und mit dem er in mehrerer Beziehung Aehnlichkeit hatte. Dieſer Duranowsky kam in's Gefängniß, weil er mit einigen andern bewaffneten Liederlichen zur Nachtzeit das Haus eines Pächters überfallen hatte. Man weiß es, daß er die Erlaubniß erhielt ſein Inſtrument mit in den Kerker zu nehmen, wo er Zeit genug fand, ſich in ſeiner Kunſt zu vervollkommnen.“ Uebereinſtimmend hiermit ſagt der Ritter Va.... zu Genua in ſeinem Antwortſchreiben vom 25. Februar 1829:

„Il-ya bien 28 ans, qu'un Polonais (Duranowsky), officier fort jeune dans la Legion Polonaise à l'Armée républicaine à Milan, se fit témarquer par son habilité étonnante sur le violon, fréquentoit plu-

sieurs maisons de Lombardie et même se fit entendre au Théatre de la Scala. Mais ce jeune libertin et sans patrie fut si fou de se joindre a des assassins et concourir a l'assaut d'un honnête habitant d'une campagne voisine a Milan: ce qui le fit arrêter avec eux et condamner a plusieurs années de fer. Son defenseur fit briller parmi ses points de defense l'extrême jeunesse de ce Polonais et son grand art sur le violon. J'ai lu sa defense à Milan, il y étoit répeté, qu'un Peritus in arte non debeat mori. Pourtant il dût subir un long emprisonnement, et on a même dit depuis, qu'il termina mal sa carrière en Pologne."

Wir wollen zur Ehre Paganinis glauben, daß das Gerücht ihm Unrecht thue, und fahren in ſeiner Lebensgeſchichte fort. Ungeachtet er am Hofe zu Lukka ſchlecht beſoldet wurde, ſo hielt ihn doch eine zärtliche Neigung an dieſem Orte feſt,

und hier war es, wo er das merkwürdige Spiel auf der G-Saite ausbildete. Er erzählte in dieſer Hinſicht bei ſeiner Anweſenheit in Prag folgendes:

„Ich ſpielte zu Lukka, (wo ich jedesmal die Opern zu dirigiren hatte, wenn die regierende Familie das Theater beſuchte), jede Woche drei Mal bei Hofe, und veranſtaltete alle vierzehn Tage in den feierlichen Zirkeln ebenfalls ein großes Conzert, wobei aber die regierende Fürſtin Eliſa Bacciochi, Prinzeß von Lukka und Piombino, Napoleon's geliebteſte Schweſter, nicht jedesmal erſchien oder bis an den Schluß ausharrte, weil die Flageolettöne meiner Violine ihre Nerven zu ſehr erſchütterten. Dagegen fehlte niemals eine andere liebenswürdige Dame, die ſich, ſo wähnte ich wenigſtens, zu mir hingezogen fühlte, während ich ſie ſchon längſt bewunderte. Unſere gegenſeitige Neigung befeſtigte ſich allmählig immer mehr, mußte aber verborgen gehalten werden, wodurch ſie an Innigkeit und in-

tereſſanten Beziehungen zunahm. Eines Tages verſprach ich ihr, ſie am nächſten Conzerttage durch einen muſikaliſchen Scherz zu überraſchen, der auf unſer Verhältniß Bezug haben ſollte; zugleich kündigte ich bei Hofe eine komiſche Neuigkeit an, der ich den Titel: „Liebesſcene“ gab. Man war auf die ſonderbare Erſcheinung ſehr geſpannt, bis ich endlich mit meiner Violine erſchien, der ich die beiden mittleren Saiten genommen hatte, ſo daß nur E und G geblieben waren. Die erſte Saite ließ ich das Mädchen, die zweite den Mann repräſentiren und begann nun eine Art Dialog vorzutragen, worin leichte Streit- und Verſöhnungsſcenen eines Liebespaares angedeutet werden ſollten. Die Saiten mußten bald grollen, bald ſeufzen, ſie muſiten liſpeln, ſtöhnen, ſcherzen, ſich freuen und endlich jubeln. Zuletzt iſt die Verſöhnung endlich wieder geſchloſſen und die Neuvereinten führen ein Pas de deux auf, welches mit einer brillanten Coda ſchließt. Dieſe muſikaliſche Scene fand großen

Beifall; die Dame, der das Ganze eigentlich gegolten, belohnte mich mit den zärtlichſten Blicken; die Fürſtin aber war voll Huld, überſchüttete mich mit Lobſprüchen und meinte endlich: „Da Sie bereits auf zwei Saiten ſo etwas Schönes leiſteten, wäre es Ihnen denn nicht möglich, uns auf einer Etwas hören zu laſſen?“ Ich ſagte augenblicklich zu, der Gedanke regte meine Phantaſie an, und da einige Wochen darauf des Kaiſers Namenstag einfiel, ſchrieb ich eine Sonate: „Napoleon“ bezeichnet, für die G Saite, welche ich dann vor dem verſammelten Hofe mit einem ſolchen Applaus ſpielte, daß eine an demſelben Abend unmittelbar darauf gegebene Cantate von Cimaroſa dadurch geſchlagen wurde und keinen Effekt hervorbringen wollte. Dies iſt die erſte und eigentliche Veranlaſſung zu meiner Vorliebe für die G Saite, man wollte ſpäter immer mehr darauf hören, und ſo lehrte ein Tag den andern, bis meine Sicherheit in dieſer Spielart endlich immer vollkommener wurde.“ —

„Nachdem ich längere Zeit," fährt Paganini an einer andern Stelle fort, „am Hofe von Lucca gelebt hatte, beſchloß ich, wieder ſelbſtſtändig aufzutreten und als ungebundener Künſtler zu reiſen. Ich hatte die Summe von zwanzig tauſend Franken baar geſammelt und nahm mir vor, einen Theil derſelben meinen Eltern als Unterſtützung anzubieten. Mit einigen tauſend Franken wollte ſich mein Vater jedoch nicht zufrieden ſtellen; er verlangte das Ganze und drohte mir ſelbſt mit dem Tode, wollte ich ſeinem Begehren nicht willfahren. Er war mit den Intereſſen nicht zufrieden, wie ich es wünſchte, ſondern verlangte den Geſammtbetrag auf ſeinen Namen in die Gerichtsakten eingetragen zu ſehen. Um Frieden zu behalten, opferte ich wenigſtens das Meiſte davon auf und unterließ nicht, weil ich die Pflichten eines Sohnes ehrte, meine Mutter unausgeſetzt zu unterſtützen, als der Vater geſtorben war. Einer Schweſter, welche einen Glashändler zum Manne hat, machte ich ein

Darlehn von fünf tauſend Franken, welches aber bald verſchwendet war; die zweite, deren Mann ſich dem Spiele ganz ergeben hatte und die von ihm zu wiederholten Malen verlaſſen worden war, blieb ihm dennoch mit blinder Liebe zugethan und wußte die Mutter zu bewegen, von mir ſehr beträchtliche Summen zu fordern, die ich auch ſtets überſandte, in der Meinung, meine Mutter bedürfe das Geld; während ſie es ſtets dem Schwiegerſohne einhändigte, der es bald verſpielt hatte. Mir wurde Alles verheimlicht; wiewohl die Mutter ſieben Monate lang allein bei mir lebte, ſagte ſie mir doch kein Wort davon, bis ich in Genua alle dieſe Verhältniſſe von fremden Menſchen erfahren mußte. Dieſer Mangel an Zutrauen und die gewonnene Ueberzeugung, daß man mich nur als Mittel zu habſüchtigen Zwekken betrachte, empörten mich auf das Aeußerſte, und ich beſchloß, mich einige Zeit von dieſen Undankbaren loszuſagen, die keine andere Liebe, als die eigennützige kannten.“

Allein nur zu bald gab Paganini den ſanften Regungen wieder nach, er unterſtützte nicht nur die Seinigen, ſondern er machte ihnen zu wiederholten Malen groſſe Geſchenke.

Ueber Paganinis Wirkſamkeit als Künſtler nach ſeiner Abreiſe aus Lukka bis zum Jahre 1813 finden ſich keine näheren Nachrichten. Dagegen wird erwähnt, daß er ſich 1813, 14, 15 und 19 in Mailand befunden, und hier ſieben und dreißig ſtark beſuchte Conzerte gegeben habe. Gewiß iſt es intereſſant, das Urtheil eines Berichterſtatters aus jener Zeit zu hören. In der Leipziger muſikaliſchen Zeitung heißt es nämlich in dem Blatte vom 6. April 1814 aus Mailand:

„Den 29. Oktober 1813 gab Herr Paganini, aus Genua, der in Italien allgemein für den erſten Violinſpieler unſerer Zeit gehalten wird, im hieſigen Theater alla Scala eine muſikaliſche Akademie, worin er ein Violinconzert von Kreuzer (E moll) und Variationen auf der G Saite ſpielte. Der Zulauf war außerordentlich. Alles

wollte dieſen Wunderthäter ſehen und hören, und Alles wurde auch wirklich auf die frappanteſte Weiſe überraſcht. Herr Paganini iſt ohne Zweifel der erſte und gröſte Violinſpieler der Welt. Sein Spiel iſt wahrhaft unbegreiflich. Er hat gewiſſe Gänge, Sprünge und Doppelgriffe, die man noch von keinem Violinſpieler, wer er auch ſei, gehört hat; er ſpielt (mit einer ganz eigenen Applikatur) die ſchwerſten zwei-, drei- und vierſtimmigen Sätze; er ahmt viele Blasinſtrumente nach; er giebt in den allerhöchſten Tönen ganz dicht am Steg die chromatiſche Scala ſo rein zu hören, daß es beinahe unglaublich ſcheint; er ſpielt zum Erſtaunen die ſchwierigſten Sätze auf einer Saite, kneipt auch wohl, im Scherze, auf der andern den Baß dazu; oft überzeugt man ſich kaum, daß man nicht mehrere Inſtrumente höre; — kurz er iſt — was auch ein Rolla und andere berühmte Männer behaupten, einer der künſtlichſten Violinſpieler, die je die Welt gehabt hat. Ich ſage künſtlich;

denn im einfachen, gefühlvollen und ſchönen Violinſpiele giebt es wohl allenthalben mehrere ſeines Gleichen, und gewiß hin und wieder, ſelbſt nicht allzuſelten, ſolche, die ihn übertreffen — wie hier Herr Rolla. — Daß Paganini in ſeiner Akademie Furore gemacht, werden Sie ſich denken. Einige unparteiiſche Muſikkenner bemerkten jedoch mit Recht, daß er das Kreuzerſche Conzert gar nicht in dem Sinne des Componiſten geſpielt, ja Manches darin faſt unkennbar gemacht habe. Hingegen haben ſeine Variationen auf der G Saite (die er wegen des lauten Geſchreis: Bis! wiederholte), Jedermann in Verwunderung geſetzt; denn wahrlich eben ſo was hat noch Niemand gehört. — Freilich befriedigte dieſer in ſeiner Art einzige Künſtler mit einer Akademie das hieſige Publikum nicht, und ſo gab er denn in einem Zeitraum von ſechs Wochen eilf Akademien, theils in der Scala, theils im Teatro Carcano. Beſonderen Beifall erhielten ſeine Variationen, betitelt: le streghe

(die Herren). Paganini hat auch mehrmals am hiesigen Hofe gespielt.“ — So also urtheilte man vor Jahren; wie sehr hat sich der Künstler seitdem vervollkommnet! —

Im Jahr 1814 leitete Paganini in Mailand die philharmonische Gesellschaft Gli Orfei; 1816 aber bestand er siegreich daselbst mit Lafond den Kampf um die Meisterschaft. Hören wir, was nach Herrn Professor Schottky's Mittheilung ein Franzose, dem man wohl eher ein parteiisches Urtheil für seinen Landsmann Lafond zutrauen sollte, hierüber schreibt:

„Alle Künstler, die sich mit Paganini messen wollten, ohne ihn früher vernommen zu haben, zögerten nicht, ihren Leichtsinn zu bedauren. Wir beklagen es, von unserem vortrefflichen Violinspieler Lafond berichten zu müssen, daß auch er in dieser Hinsicht eine sehr grausame Erfahrung machte. Er befand sich in Mailand, wo er als sein erstes Debüt in Italien ein Conzert zu veranstalten gedachte; kaum vernimmt er,

daß auch Paganini anwesend ist, so beeilt er sich, ihn zu besuchen, und fordert ihn, sei's aus Artigkeit oder in der Hoffnung, sich einen Triumph zu bereiten, dringend auf, ein Doppelconzert mit ihm zu spielen. Paganini nimmt es an; in der Probe hütet sich der boshafte Genueſe wohl, alle seine Mittel zu verrathen; kaum deutet er die Phraſen an, so daß sich Lafond des Erfolges für gewiß hält. Das Publikum aber, welches den großen Saal überfüllt, kann den Augenblick nicht erwarten, dem Sieger den Preis zuzuerkennen. Lafond spielt zuerst, und die Verſammlung bezeigt ihre Zufriedenheit; jetzt aber kommt an Paganini die Reihe, und nun wird das Entzücken allgemein; es ist nicht mehr dies anmuthige Spiel, worin er nur eine relative Vollkommenheit beſitzt, es ist eine Macht des Bogens, die empor hebt und zu gleicher Zeit bezaubert. Paganini spielt in Doppelgriffen, was sein Gegner sich glücklich schätzt, durch einfache zu erreichen; gewiſſe Gänge, die dieſer in

Zehnteln ausgeführt hatte, wiederholt er in Vierzehn- und Sechzehntheilen. Endlich ist seine Ausführung so allgewaltig, daß Lafond, der sich mit Recht eines sehr schönen Talents rühmen konnte, von diesem Augenblick an nicht länger daran zweifelt, den kühnen Genuesen bis zum Unmöglichen gelangen zu sehen; er steht von dem Versuche ab, seine Niederlage noch mehr zu offenbaren, und einem so mächtigen Gegner das Feld überlassend, verzichtet er darauf, seinen Aufenthalt in Italien zu verlängern. Zu Lafond's Lobe müssen wir jedoch bemerken, daß dies Abenteuer, worin er offenbar weniger geschlagen wurde, als es der eitelste seiner Mitbürger zu befürchten Grund hätte, durchaus keinen Groll in ihm zurück ließ. Vielmehr gewann er daraus die Ueberzeugung, daß er seine Methode umbilden müsse, und alle Kenner bemerkten, daß seit jener Epoche sein Spiel an Kern zugenommen habe. Lafond macht aus diesem Begebniß mit Paganini durchaus kein Geheimniß, vielmehr

ſpricht er ſtets in den unzweifelhafteſten Ausdrükken der Bewunderung von dem erſten Violinſpieler der Welt.“ (**Notice sur le celébre violiniste Nicolo Paganini, par G. Imbert de Caphalepue, Paris 1830.**)

In demſelben Jahre (1816) gab Paganini in Venedig Conzerte. Hier hörte er Spohr, den er ſehr bezeichnend den erſten Sänger auf der Violine nannte. 1817 finden wir ihn in Verona, von wo er auf einige Zeit nach ſeiner Vaterſtadt Genua zurückkehrte. 1818 war er anfangs in Turin und dann in Piacenza, wo er mit Lipinski zuſammentraf. 1819 entzückte er Florenz, Rom und Neapel.

Am letztern Orte gab er am 20. Juli und am 1. September des gedachten Jahres zwei Akademien. 1821 kehrte er nach Rom, 1822 nach der ihm beſonders theuren Stadt Mailand zurück. Im Jahre 1823 verband er ſich zu einer Kunſtreiſe mit der liebenswürdigen Antonia Bianchi, einer trefflichen Sängerin. Gegenſeitige Liebe

hatte Beide zuſammen geführt. Fünf Jahre währte dies zärtliche Verhältniß, während welcher Zeit Madame Bianchi ſeine Conzerte ſtets durch ihren Geſang verſchönte. Im Jahre 1824 befanden ſie ſich zu Genua und Pavia, worauf ſie 1825 nach Neapel und Sicilien reiſeten. Am 23. Juli 1825 gebar ihm Antonia zu Palermo einen Knaben, der die Namen Achilles Cyrus Alexander erhielt und von dem Vater mit unbegränzter Zärtlichkeit geliebt wird. Paganini's Conzerte zu Palermo im Jahre 1826 waren (mirabile dictu!) nur wenig beſucht. Er begab ſich daher zur Karnevalszeit des Jahres 1827 wieder nach Rom, wo er Begeiſterung erregte, und Papſt Leo XII. ihn zum Ritter des Ordens vom goldenen Sporn ernannte.

Wohl iſt es unbegreiflich, daß Paganini, der nun bereits 43 Jahr alt geworden war, ſeine Kunſtreiſen ſtets auf Italien beſchränkt und das Vaterland noch nie verlaſſen hatte. Seine

Gefährtin scheint zuerst den Gedanken in ihm angeregt zu haben, eine größere Kunstreise durch Europa zu machen. Denn von Rom aus begaben sie sich nun endlich durch das nördliche Italien nach Deutschland, und im März 1828 kamen Beide in Wien an. Daß Paganini dort unbeschreiblichen Enthusiasmus erregte, daß seine Leistungen für fast übernatürlich erklärt, und das ganze übrige Deutschland in die lebhaftigste Ungeduld versetzt wurde, den wunderbaren Künstler ebenfalls zu hören, ist uns Allen noch im Gedächtnisse. Der Kaiser ehrte ihn durch die Ernennung zum Kammervirtuosen und durch das Geschenk einer goldenen Dose und die entzückte Stadt übersandte ihm mit einem schmeichelhaften Schreiben die große Salvator-Medaille.

Inzwischen hatten Mißverständnisse Paganini's Zuneigung zu seiner Reisegefährtin allmälig erkaltet. Er scheint manche Laune von ihr ertragen zu haben. In einem Anfall von Zorn gegen ihn nahm sie z. B., während seiner Ab-

weſenheit, die beſte ſeiner Kremoneſer Violinen aus dem Kaſten und ſchlug ſie ſo oft gegen die Erde, daß die unten Wohnenden herauf kamen und glücklicher Weiſe das Inſtrument retteten. Nicht nur alle Saiten waren geſprungen, ſondern die Violine hatte auch einige weſentlichere Verletzungen erlitten. Madame Bianchi, ebenfalls erkaltet, wünſchte ſich nun von Paganini zu trennen. Letzterer ging hierauf ein, zahlte ihr ein für allemal 2000 Scudi aus, und übernahm die Erziehung des Knaben, der ihn ſeitdem begleitet.

Von Wien aus hat Paganini im Laufe der Jahre 1828 und 1829 folgende Städte: Prag, Dresden, Leipzig, Berlin, Warſchau, Breslau, Frankfurt am Main, Halle, Magdeburg, Deſſau, Halberſtadt, Erfurt, Gotha, Weimar, Rudolſtadt, Koburg, Bamberg, Regensburg, Nürnberg, München, Augsburg und Stuttgard beſucht. Seine Reiſe glich einem Triumphzuge! In Berlin ernannte ihn der König von

Preußen zum Conzertmeiſter. Er ging darauf nach Frankreich und England, und hielt ſich beſonders lange in London auf. Gegenwärtig (1834) iſt er nach Frankreich zurückgekehrt. In wie weit ihm die in den Zeitungen berichtete Entführung der Mß. Watſon zur Laſt fällt, läßt ſich für jetzt noch nicht genau beſtimmen. So viel über das bewegte Leben des Künſtlers.

Welche Stufe der Künſtlerſchaft er einnimmt, glauben wir in der Einleitung zu dieſem Aufſatze im Allgemeinen bereits angedeutet zu haben. Allein es muß noch erörtert werden, durch welche äußerlich erkennbaren Mittel er ſo allmächtig auf die Seele des Zuhöres zu wirken verſteht. Es trifft mancherlei bei ihm zuſammen, was eine ſo unerhörte Geſammtwirkung hervorbringt. Seine perſönliche Erſcheinung hat etwas Geſpenſtiſches. Ich werde nie den Eindruck vergeſſen, den dieſelbe auf mich machte. Das große Opernhaus zu Berlin war mit Menſchen überfüllt; das Orcheſter hatte geſtimmt, geſpannt blickte Alles auf

die Bühne. Rasch trat plötzlich der hagere, leichenblasse, durchaus schwarz gekleidete Mann, mit verkohltem Auge und mit den rabenschwarzen, flatternden Haaren seitwärts aus den Kouliſſen und eilte mit unhörbaren Schritten bis zur Mitte des Proſceniums. Hier machte er Halt und verbeugte ſich, wobei es ſchien, als müſſe ſich der Oberleib ſogleich vom untern trennen. Dann ſtellte er ſich zum Spiel. Das Conzert begann. Paganini blieb regungslos, der rechte Oberarm lag feſt an und nur die rechte Hand leitete den Bogen, der in einigen großartigen Strichen ſiegend über dem Tutti ſchwebte. Nun kam das Solo. Während der Unbegreifliche den Himmel nie geahnter Entzückungen öffnete, verharrte er in unheimlicher Regungsloſigkeit; nur die Hände bewegten ſich; es war, als ſeien es die Hände eines Automaten; das bleiche Antlitz blieb ohne Ausdruck; das erloſchene Auge ſchaute in ſich hinein: es war der tönende Tod! Wie Andere in Paganini Hoffmanns Johan-

nes Kreisler, oder den Rath Krespel, oder wie ſie in ſeinen Zügen Ironie, bittern Hohn und Gott weiß was ſonſt für odiosa finden können, begreife ich nicht. Als der Künſtler geendet hatte und donnernder, minutenlanger Applaus erfolgte, verzog ſich ſein bleiches Geſicht zu einem flüchtigen Lächeln. So lächelt ein Sterbender. Seine Züge verkünden nahe Auflöſung. Mit tiefem Schmerze ahnet dem Zuhörer, daß der nie wieder zu erſetzende Tonmeiſter bald, bald heimkehren müſſe! — Dieſe innere unwillkürliche Ueberzeugung iſt es, wodurch Paganini den Eindruck ſeines Spiels noch vermehrt und zur tiefſten Rührung ſtimmt. Die Schwächlichkeit ſeines Körpers iſt leicht erklärlich. Als Kind ſchon von einem harten Vater angeſtrengt, mit ſüdlicher Gluth einer Kunſt hingegeben, die unwiderſtehlich auf die Nerven wirkt, und oftmals in bewegten Lebensverhältniſſen leidenſchaftlich angeregt, litt Paganini ſchon frühzeitig an der Bruſt. Zu wiederholten Malen wäre er gefähr-

lichen Krankheitsfällen beinahe erlegen; ein Augenübel machte eine Operation nöthig, bei welcher er beinahe das linke Auge eingebüßt hätte. Gesteht er gleich selbst, daß er sich in der Jugend zu mancher Unbesonnenheit hinreißen lassen, so wird doch von Allen, die ihn näher kennen, versichert, daß er schon seit langen Jahren ein Muster der Mäßigkeit und Lebensvorsicht ist, und daß er mit weiser Oekonomie die ihm noch beschiedenen Tage genießt. Mit Offenheit hat Paganini seine Jugendfehler bekannt. Er sagt in dieser Hinsicht bei Gelegenheit eines Gesprächs mit Herrn Schottky: „Gegenwärtig, als Mann, an dem ein viel bewegtes Leben oft stürmisch genug vorüberzog, darf ich es wohl gestehen, daß meine Jugend keineswegs frei von den Fehlern aller jungen Leute war, die, längere Zeit fast sclavisch erzogen, sich dann plötzlich jeder Bande los und sich selbst überlassen fühlen, und nun für lange Entbehrung, Genuß auf Genuß zusammendrängen wollen. Mein Talent fand von al-

len Seiten außerordentliche, ja für einen jungen, feurigen Mann zu große Anerkennung; das ungebundene Umherreisen, der Enthusiasmus, den fast jeder Italiener für die Kunst empfindet, das genuesische Blut, welches ein klein wenig schneller zu strömen scheint, als das deutsche, — Alles dies, und so manches Andere der Art mehr, ließ mich oft in Gesellschaften gerathen, die in der That nicht die besten waren. Ich muß es aufrichtig sagen, daß ich mehr als ein Mal in die Hände solcher Leute fiel, die weit fertiger und glücklicher spielten als ich, aber freilich weder die Violine, noch die Guitarre. Ich verlor oft an einem Abende die Frucht mehrerer Conzerte und sah mich nicht selten durch Leichtsinn in Verlegenheiten, woraus mich nur die eigene Kunst immer wieder zu retten vermochte. Aber diese Perioden waren zum Glück vorübergehend; ich bedaure es, daß sie statt fanden, will aber durchaus nicht glänzender erscheinen, als ich es bin, und bitte Sie auch, die einfache Wahrheit Ihren Le-

fern mitzutheilen, unter denen es doch vielleicht Einige giebt, die den Stein nicht gegen mich aufheben, die in ihren eigenen Busen greifen, oder doch nicht Luſt haben, geradezu zu verdammen, bevor ſie nicht in die andere Wageſchale legten, was Klima, mangelhafte Erziehung, italieniſche Sitte und die Art und Weiſe des Künſtlerlebens überhaupt verſchuldeten.“ Wer vermöchte den erſten Stein auf ihn zu werfen?

Was hiernächſt ſein Spiel anlangt, ſo wird es ſchwer halten, in Worte zu kleiden, was ſich nicht beſchreiben läßt. Aus der Beſchreibung ſeiner äußern Erſcheinung geht ſchon hervor, daß ſeine Bogenführung von derjenigen ganz abweicht, welche bisher als die richtige anerkannt worden iſt. Bald trägt er den Auftakt mit dem Niederſtrich vor; bald zieht er mit vollem, bald mit ſeitwärts gehaltenem Bogen über die Saiten; bald eilt er mit raſchen Bogenſtößen darüber hin; bald ſchlägt er, bald ſtreichelt er dieſelben:

ſtets iſt es, als wolle er mit dem Bogen ein Spiel treiben. Man kann ſeine Bogenführung zwar nicht ſchulgerecht, aber man muß ſie genial nennen. Sein Ton iſt nicht ſehr ſtark, aber voll und weich und durchaus verſchieden von dem Tone aller übrigen Violinſpieler. Könnte man die jetzt lebenden Virtuoſen auf der Violine mit geſchloſſenen Augen hinter einander in einem Conzerte hören, gewiß würde man Paganini ſogleich an ſeinem Tone erkennen. Selbſt im mächtigſten Tutti der Inſtrumente bleibt derſelbe vorwaltend, ohne dabei durchdringend zu ſein, wie bei andern Violinſpielern.

Paganini iſt Meiſter des ſeelenvollſten Geſanges. Wem wäre das Auge trocken geblieben, wenn er in Wehmuth ſüßer klagt, als die Nachtigall? Wem hätte er nicht mit unſaglichem Schmerze die innerſten Fibern des Herzens zerriſſen, wenn er verzweiflungsvoll dem Jammer ſich hingab? Wer hätte nicht ſüßeſte Wolluſt empfunden, wenn er in ſchwellenden Tönen einen

Hymnus an die Liebe ſang? Es iſt ſein Sprichwort: **Bisogna forte sentire, per far sentire** (man muß ſelbſt ſtark empfinden, um andere empfinden zu laſſen), und dies beweiſet er namentlich im Vortrag des Adagio.

Allein am bewunderungswürdigſten erſcheint er, wenn er ſich der unbeſchreiblichen Fertigkeit ſeiner Finger überläßt und kecken Humors mit Kraft und Feuer dahinſtrömt. Diatoniſche und chromatiſche Läufe in der Terze, Serte, Oktave oder Decime, abgeſtoßen oder gezogen, Pizzikato- und Staccatoläufe mit und ohne Bogen in rapideſter Schnelligkeit, wobei den Umſtänden nach die ſogenannten ſchlechten Zeittheile deutlich markirt werden, Triller, Trillerketten, Arpeggi, Sprünge mit goldreiner Intonation, zuweilen ein ſeltſames Abknipſen der Saiten, verſchieden noch vom **pizzicato** und **staccato**, ſo wie ein wunderbares Gerölle des Tons, welches durch das Schlagen der Saiten und durch ein momentanes Liegenlaſſen des Bogens auf der vibriren-

den Schwinge hervorgebracht wird; Flageolett-töne von nie gekannter Vollendung, Flageolett-doppeltöne und Flageoletttriller auf zweien Saiten mit rasch gestoßenem Bogen, einfache und Doppelläufe auf einer Saite (den tiefern Ton jedesmal in so außerordentlich schnellen Vorschlägen, daß man beide Töne zusammen zu hören wähnt); zweistimmige, dreistimmige und vierstimmige Sätze mit verschiedener, vollkommen deutlicher Stimmenführung, und in den vierstimmigen Sätzen zuweilen der Baß **pizzicato**, die Mittelstimme **tremolo** und die beiden Oberstimmen im Flageolett; oder den Baß tremulirend, die Mittelstimme **pizzicato** und die Oberstimme **col arco**: — Alles dieß sind die äußerlich erkennbaren Eigenthümlichkeiten des Paganinischen Violinspiels, welches spätere Geschlechter einst für Fabel halten werden! —

Sein Spiel auf der G-Saite wird nur von Neidern für eine Charlatanerie des Künstlers erklärt. Durch das Auf- und Abgleiten der Fin-

ger auf der tiefen Saite, entſteht ein Klang der ſich dem elegiſchen Klange des Violoncells nähert, ohne darum die Eigenthümlichkeit des Geigentones zu verlieren. Auch hier hat er den Geiſt des Inſtrumentes feſtgehalten, und darum leiſtet er auch auf dieſe Weiſe etwas Außerordentliches und Unbegreifliches, während ſeine Nachahmer durch das Herumfingern auf einer Saite oft nur ein jämmerliches Geheul hervorzubringen im Stande ſind. Welche Kadenzen Paganini bei ſo überreichen, ihm zu Gebote ſtehenden Mitteln zu ſchaffen vermag, leuchtet von ſelbſt ein. Athemlos lauſcht der Zuhörer, daß nicht ein Farbenton dieſer wunderbaren Gebilde ihm verloren gehe. In ihnen erhebt ſich die Seele des Künſtlers entweder zu ſchwindelnder Höhe, oder ſie weilt mit tiefem Humor in den Bergthälern des Lebens.

Wohl muß man fragen, wie es ihm möglich geworden iſt, eine ſo unbegreifliche Meiſterſchaft zu erringen. Der Künſtler behauptet, wie

Hr. Schottky anführt in dem Beſitze eines muſikaliſchen Geheimniſſes zu ſein, welches in keinem Konſervatorium der Muſik zu erlernen ſei, und mit Hilfe deſſen ſich jeder junge Menſch binnen drei Jahren zu einem vollkommenen Violinſpieler ausbilden könne. Herr Schottky fährt an der betreffenden Stelle fort: „Ich fragte Paggnini wiederholt, ob er nicht ſcherze, ob es ihm wirklich mit dieſer Verſicherung Ernſt ſei, worauf er jedes Mal erwiderte: „Ich ſchwöre es Ihnen zu, daß ich die Wahrheit ſage, und berechtige Sie, dies in meiner Biographie ausdrücklich zu erwähnen. Nur ein einziger Menſch, der jetzt etwa 24 Jahr alt iſt, Herr Gaetano Giaudelli zu Neapel, kennt mein Geheimniß. Er ſpielte ſchon längere Zeit das Violoncell auf eine mittelmäßige Art, ſo daß ſein Spiel für alltäglich galt und mit Recht ohne Beachtung blieb. Da mich der junge Mann aber intereſſirte, und ihn begünſtigen wollte, ſo machte ich ihn mit meiner Entdeckung bekannt, welche ſo

vortheilhaft auf ihn wirkte, daß er in dem Zeitraume von drei Tagen ein ganz anderer Mensch wurde, und man über die plötzliche Umschaffung seines Spieles Wunder über Wunder rief. Während er früher kratzte, daß es den Ohren wehe that, und er die schülerhafteste Bogenführung hatte, war sein Ton jetzt rein, voll und lieblich; er hatte den Bogenstrich ganz in seiner Gewalt und brachte auf seine erstaunten Zuhörer den bedeutendsten Eindruck hervor.“ — Paganini soll wiederholentlich versprochen haben, nach Beendigung seiner Reisen, sein Geheimniß der Welt mittheilen zu wollen. Gewiß wird ein Jeder wünschen, daß dies geschehe; denn es wäre ein unersetzlicher Verlust, wenn die Elemente seiner Kunstmittel mit ihm zu Grabe gehen müßten. Ich meinerseits glaube, das Wesen des Geheimnisses bereits entdeckt zu haben. Es ist bekannt, daß Paganini in der Regel seine Conzerte einen halben oder einen ganzen Ton höher spielt, als sie gesetzt sind und vom Orchester be

gleitet werden. Hieraus erklärt ſich die fremdartige Qualität ſeines Tons im Gegenſatz zu dem Tone der Orcheſtergeigen, und dies wäre ſchon eine Spur, die zur Entdeckung ſeines Geheimniſſes leitet. Zu wiederholten Malen iſt es hiernächſt dem Künſtler begegnet, daß Violinſpieler, welche in den Conzerten ſeine Violine in die Hände nahmen und unterſuchten, dieſelbe mit Aeußerungen des höchſten Erſtaunens und mit der Bemerkung zurückgegeben haben, Paganini ſpiele auf einer verſtimmten Geige. Hierin liegt nun meines Erachtens abermals eine Andeutung des Geheimniſſes. Nicht verſtimmt iſt ſein Inſtrument, ſondern eigenthümlich und auf beſondere Weiſe geſtimmt. Paganini hat höchſtwahrſcheinlich eine Art der Stimmung ausgemittelt, welche die Schwierigkeit der Applikatur ſehr vermindert und alle Läufe und Doppelgriffe ungewöhnlich erleichtert. Sachkenner mögen dieſe Vermuthung weiter verfolgen! Hiernach würde freilich nur die Fertigkeit des Künſtlers auch von

Andern künftig erreicht werden können; ſein Genius — wird leider untergehn! —

Auch als Komponiſt hat Paganini einen ſeltnen Werth. Tiefer Humor, ſüdliches Feuer, Energie, beſonnene Charakteriſtik und effektvolle Inſtrumentirung in der originellſten und kühnſten Verbindung ſind die Elemente ſeiner Kompoſitionen. Ihnen verdankt er hauptſächlich den auſſerordentlichen Erfolg ſeiner Conzerte. Das Publikum fühlt ſich eben ſo hingeriſſen von der unwiderſtehlichen Gewalt ſeiner muſikaliſchen Gedanken, wie von ſeiner Virtuoſität; doch hat die Begeiſterung über ſein glänzendes Spiel es ſeither noch nie recht zu einer ruhigen Würdigung ſeiner Kompoſitionen kommen laſſen, und hieraus erklärt es ſich allein, weshalb ſein Werth als Komponiſt noch nicht ſo allgemein anerkannt iſt.

Seine Conzerte und Variationen ſind Tongemälde, den Symphonien und Variationen Beethovens an Tiefe und Fülle der Gedanken vollkommen ähnlich, und nicht ohne Ue-

bertreibung kann man ihn den Beethoven Italiens nennen, den er nächſt Mozart von allen deutſchen Komponiſten auch am meiſten verehrt. Man erinnere ſich ſeines unvergleichlichen Conzerts in E dur, des Glöckchenconzerts, der wahnſinnig wilden Hexenvariationen, des majeſtätiſchen Allegros ſeines Conzerts aus Es dur u. ſ. w. „Paganini's Kompoſitionen heißt es in der Theaterzeitung, vom 5. April 1828, geben keine künſtliche Texturen, ſie geben nur Muſik. Der Verſtand wird nirgends an ſein Schiedsrichteramt gemahnt, das Herz überall entzückt. Wie im Spiele ſo auch in der Kompoſition hallen die Bebungen einer tiefen Rührung, in denen ein ewiger Geiſt ſich in das Unendliche aufſchwingt, von unwiderſtehlicher Sehnſucht beflügelt. Auch ſeine heitern Tongemälde ſind Scenen, wo ſich der Mond in den Wieſenquellen ſpiegelt, und das Herz ſich nach dem ewigen Tage ſehnt. Seine Scherze ſind das Lächeln eines ſüßträumenden, kindlichen Engels. Sein Ada-

gio ist Sphärengesang.“ — Nach Beendigung seiner Reisen beabsichtigt Paganini eine Oper zu schreiben, und gewiß, läßt sich, wenn er einen ihm zusagenden Text findet etwas Treffliches erwarten.

Was endlich seinen Werth als Mensch anlangt, so geht es ihm wie allen großen Künstlern. Neid und Mißgunst haben auch seine Ehre angetastet, auch ihm Fehler in Menge angedichtet. In wie weit sich Paganini über die Vergangenheit Vorwürfe zu machen, ist bereits erwähnt worden, — doch haben wir gehört, daß sein Gewissen frei ist, von dem ihm zur Last gelegten Verbrechen. Er soll geizig sein. Allein sein Benehmen gegen die Seinigen, dessen wir oben bereits erwähnt haben, und zahllose Conzerte, die er seit mehr als 30 Jahren in zahllosen Städten für die Armen gegeben, beweisen genügend das Gegentheil. Wer ihm näher gestanden, weiß, daß er ein stiller, freundlicher, höchst bescheidener Mann ist, der allen andern Virtuosen auf der Violine freudig Gerechtigkeit

wiederfahren läßt, und innig empfänglich iſt für die edelſten, menſchlichen Empfindungen.

Wie ſehr er ſein Kind liebt, iſt ſchon angeführt worden. Sehr intereſſant iſt, was in dieſer Hinſicht ein Herr Gordiani in Herr Schottky's Werke erzählt. „Es war an einem trüben Wintertage," ſagt derſelbe, „als ich Nachmittags zu ihm eintrat und ihn ſchlafend fand. Bald darauf erwachte er; jedoch ſo düſter geſtimmt, (ſeiner Aeußerung nach durch die Abweſenheit ſeines Sohnes und meine Verſpätung, da ich Mittags anderwärts eingeladen war), daß ich ihm zur Ermunterung die Violine reichte. Er nahm ſie lächelnd, und begrüßte ſie mit den lieblichſten Accorden. Doch nicht lange währte es, da ſanken die Töne und wurden immer herber, bis ſie endlich ſich zur erſchütterndſten Klage geſtalteten, und ſo heftig, ſo wirr und dennoch ſo melodienreich in einander klangen, daß ich mit ſchaudervollem Entzücken ihrem Zauber horchte, und als ſie längſt ſchon verhallt waren, immer

noch ihren Nachklang in mir zu vernehmen wähnte. Auch Paganini ſchien in ſtilles Sinnen verſunken. — Es war ganz dunkel geworden; und draußen ſtürmte es ſo heftig, daß es wild durch die Straße pfiff, und Fenſter und Thüren zu ſprengen drohte. Da wendete ſich plötzlich Paganini mit den mich nicht wenig befremdenden Fragen zu mir: „„Was bedeutet dieſes Getöſe? Wo bin ich? Wo iſt mein Sohn? O, ich ſehe mein Kind nicht mehr!! Wo iſt es, wo iſt es?““ — Dieſe angſtvollen Ausrufe wiederholten ſich, trotz all' meiner beruhigenden Verſicherungen immer heftiger; ich eilte nach Licht, und bewirkte endlich doch, daß er etwas ruhiger ward; ja daß ich ihn dann beredete, ſich von mir in das Theater zu ſeinem, auf dieſen Abend feſtgeſetzten Conzerte geleiten zu laſſen, wo uns zum Glück gleich beim Eintritte ſein lieblicher Knabe entgegeneilte, deſſen Anblick auch jetzt wieder die finſtern Vorſtellungen einer überreizten Phantaſie bewältigte.“ —

Zum Schluß will ich noch, ebenfalls aus Herrn Schottky's Werke, eine Schilderung von Paganini's Häuslichkeit geben, in welcher sein Söhnchen Achillino abermals eine bedeutende Rolle spielt. „Ich besuchte nunmehr," heißt es daselbst, „Paganini in seiner Wohnung, um ihn zum Mittagsmahle abzuholen. Alles war bei ihm in gewöhnlicher Unordnung: hier lag eine Geige, da eine andere; eine Dose auf dem Bett, die zweite unter dem Spielzeuge seines Sohnes. Musik, Geld, Mütze, Briefe, Uhren und Stiefeln waren bunt durch einander geworfen; die Sessel, Tische und sogar das Bett von ihrem eigentlichen Platze verrückt; er selbst befand sich mitten in diesem Chaos. Die schwarzseidene Schlafmütze bedeckte seine noch schwärzeren Haare; eine gelbe Halsbinde war nur leicht um den Hals geschlungen, und eine lange chokoladenfarbige Jacke hing ihm schlotternd um die Schultern. Auf seinen Knien hielt er Achillino, das vierjährige Söhnlein, diesmal sehr

übel gelaunt, weil es ſich eben die Hände waſchen laſſen mußte. Wie viel Liebe und Geduld zeigt ſich in dieſem Manne! Der Knabe iſt oft unruhig, Paganini geräth darüber niemals in Eifer, ſondern äußert nur gegen die Anweſenden: „„das arme Kind langweilt ſich; ich weiß nicht was ich thun ſoll, ich bin ſchon ganz erſchöpft durch das viele Spielen mit ihm. Ich habe den ganzen Morgen mit ihm gefochten; ich trug ihn herum, machte ihm Chokolade, doch jetzt weiß ich mir nicht mehr zu helfen.““ — Es war zum Todtlachen, Paganini in Pantoffeln mit ſeinem Sohne fechten zu ſehen, der ihm nicht an die Kniee reichte. Bisweilen gerieth der kleine Achillino in Wuth und zog auf den Vater den Säbel; dieſer wich immer mehr zurück und rief: „„Genug, genug! ich bin ſchon bleſſirt!““ aber der Kleine war nicht eher zufrieden, bis er ſeinen Gegner wanken und auf das Bett niederfallen ſah. — „„Wie ſpät iſt's“ Mittag! „Eſſen wir Riſotto!!““ — Ja, in Geſell-

ſchaft neuer Ankömmlinge aus der Heimath. „„Wer ſind ſie?““ Ein Neapolitaner, der die Mandoline ſpielt; der andere ein Dichter. „„Gut, charmant; Muſik und Poeſie werden ſich alſo heute ſchweſterlich die Hand bieten!““ — Paganini hatte den Aufputz ſeines Achillino geendet; aber er ſelbſt war noch im tiefſten Negligée, und hier begann nunmehr eine große Schwierigkeit, d. h. ſeine Toilette. Wo ſeine Halsbinde, ſeine Stiefeln und ſeinen Rock finden? Alles war verſteckt, und durch wen? Durch Achillino. Der Kleine lachte, indem er ſeinen Vater mit langen Schritten durch das Zimmer ſteigen ſah, die ſuchenden Blicke hin und her werfend. Und auf die Fragen: „Wo haſt Du meine Sachen hingegeben?“ ſpielte der kleine Schalk den Erſtaunten und Stummen; er zuckte mit den Schultern, neigte das Köpfchen, und deutete durch Mienen an, daß er nichts wiſſe. Nach langem Suchen waren die Stiefel entdeckt; ſie lagen unter den Kiſſen verborgen; in einem

der Stiefel befand ſich die Halsbinde; der Rock lag im Koffer, und die Weſte in einer Schublade des Tiſches. Jedesmal, nachdem Paganini einen dieſer Gegenſtände gefunden hatte, zog er ihn im Triumpf an, nahm eine groſſe Priſe Taback, und ging mit neuem Eifer an das Aufſuchen der übrigen Sachen; ſtets von dem Kleinen begleitet, der ſich herzlich freute, den Herrn Papa immer an Orten ſuchen zu ſehen, wo nichts verſteckt war. Endlich gingen wir. Paganini ſchloß die Zimmerthür, ließ jedoch auf Tiſchen und Schränken Ringe, Uhren, Geld und, was mich am meiſten wunderte, ſeine köſtlichen Violinen offen zurück. Er kümmerte ſich um Nichts: ein Glück für ihn, daß es in dem Gaſthofe, worin er wohnte, nur ehrliche Leute gab.“ —

Dieß möge genügen zur nähern Kenntniß des auſſerordentlichen Mannes. Gewiß wünſcht ein Jeder von uns, daß ihn der Himmel noch lange der Kunſt erhalten möge. —

Die Räuberbraut,

von Ries.

(Eine Recenſion.)

Das Gedicht, welches der Kompoſition des deutſchen Meiſters zum Grunde liegt, iſt, dem Vernehmen nach, von einem geiſtvollen Dilettanten entworfen und ſpäter von Georg Döring überarbeitet worden. Zeigt es gleich im Entwurf und in der Ausführung groſſe Fehler, ſo hat es doch den Vorzug einer ſich raſch entwickelnden Handlung, tief ergreifender, lyriſch dramatiſcher Situationen.

Während der Uſurpation Neapels durch die Franzoſen, in der Mitte des 17ten Jahrhunderts, lebte Graf Viterbo, ein treuer Unterthan ſeines Königs, mit ſeiner Tochter Laura in ländlicher Abgeſchiedenheit. Er hat einem, von den

Franzoſen geächteten, Neapolitaner heimlich den Aufenthalt in ſeinem Schloſſe geſtattet; Pietro, ſein ehemaliger Diener, davon Anzeige gemacht und dadurch auch Viterbo's Verbannung veranlaßt. Letzterer erfährt gerade an ſeinem Geburtstage, zu deſſen Feier ſich im Anfange des erſten Aktes ſeine Unterthanen verſammelt haben, die über ihn verhängte Strafe und er kann daher nur mit Angſt erfülltem Herzen an dem Feſte Theil nehmen. Er entläßt die Fröhlichen, entdeckt ſeiner Tochter das traurige Ereigniß und ſagt ihr, daß er ſich der Verhaftung durch die Flucht entziehen werde, daß aber Laura unter dem Schutze des treuen Kaſtellans Anſelmo vorläufig noch auf dem Schloſſe zurückbleiben ſoll. Die Tochter fleht, ihn begleiten zu dürfen; er weiſet dieſe Bitte aber zurück, weil er fürchtet, daß ſie die ihm bevorſtehenden Mühen und Gefahren nicht werde ertragen können. Nachdem Beide ſich entfernt haben, verwandelt ſich die Scene in den Schloßgarten und Pietro tritt auf.

Aus ſeinem Selbſtgeſpräch erfährt man, daß er der Verräther iſt. Indem er ſpricht, ſchleicht der Räuberhauptmann Roberto herbei und belauſcht ihn. Roberto hat früher ebenfalls in Dienſten Viterbo's geſtanden, wo er ſo kühn war, ſeine Augen zur Tochter deſſelben zu erheben. Von dem Grafen, der dies entdeckt hat, aus dem Schloſſe verwieſen, iſt er in den nahen Wald zu einer dort hauſenden Räuberbande geflohen, in der Hoffnung, durch Gewalt ſein Kleinod erringen zu können. Bald hat er ſich zum Hauptmann emporgeſchwungen. Pietro, der um des Räubers Liebe weiß, äußert frohlockend, daß wenn der Graf verhaftet ſei, Roberto über die Tochter gebieten könne, und hofft alſo auch von dieſem Lohn für ſeine Treuloſigkeit. Letzterer der ihm belauſcht, und dem es nicht an Adel des Charakters fehlt, vernimmt kaum das Bekenntniß der Verrätherei aus Pietros Munde, als er empört ihn niederſtoßen will; doch entflieht der Böſewicht. Bei dem Allen iſt Roberto von ſeiner Leidenſchaft

für Laura ſo durchdrungen daß er den eigenen Vortheil nicht aus den Augen läßt. Die peinliche Lage Vieterbo's ermuthigt ihn zu neuer Hoffnung. Er beſchließt ihn zu retten, um durch die Dankbarkeit des Grafen ſein Ziel zu erreichen. Dann giebt er den im Garten verſteckten Räubern mit der Pfeife ein Zeichen, und von mehrern Seiten kommen ſie einzeln und vorſichtig herbeigeſchlichen. Er befiehlt ihnen, Pietro zu ermorden und für die Sicherheit des Grafen zu wachen, worauf ſie ſich Alle entfernen. Da tritt Laura auf, dem Grame hingegeben. Schon zeigen ſich in der Ferne die von der Regierung abgeſandten Soldaten welche ihren Vater verhaften ſollen. Dieſer kann alſo das Schloß nicht mehr verlaſſen. Roberto, der in der Nähe die heiß Geliebte belauſcht hat, tritt plötzlich hervor, wagt ihre drängende Lage benutzend, von Liebe mit ihr zu ſprechen, und ſichert ihr zu, den Vater zu retten, wenn ſie ihm folgen wolle. In Laura kämpft das Gefühl des Abſcheu's gegen den Räuberhauptmann mit

der tödtlichen Angſt um den Vater. Sie zögert. Da tönt die ferne Muſik der Soldaten in ihr Ohr; verzweiflungsvoll ruft ſie dem Räuberhauptmann zu: „Roberto, Du darfſt hoffen!“ Entzückt enteilt der Räuber; Laura ſchwankt erſchöpft in's Haus; der kriegeriſche Marſch kommt näher und Fernando und Carlo, zwei Offiziers, erſcheinen an der Spitze eines Truppendetaſchements. Fernando hat früher in Palermo der Tochter Viterbo's das Leben gerettet, ohne ſie indeſſen näher kennen zu lernen, da ſie dieſe Stadt unmittelbar darauf verlaſſen müſſen. Seit dieſer Zeit trägt er ihr holdes Bild in ſeinem Herzen; auch Laura gedenkt in Liebe des Jünglings, der ſie gerettet; vergebens aber haben Beide gehofft, ſich wiederzuſeh'n. Jetzt durchdringt Fernando's Bruſt ein vorahnendes Gefühl. Man vernimmt, daß ſich die Krieger nur ungern als Schergen ihrer Unterdrücker brauchen laſſen; Carlo aber, feuriger und energiſcher, erklärt, es ſei des Soldaten Pflicht, zu gehorchen, worauf ſich

Alle, einen fröhlichen Kriegerchor anſtimmend, gegen das Schloß hin entfernen. Die Schlußdekoration des erſten Aktes zeigt einen Saal im Innern des Schloſſes. Kaum ſind ſie verſchwunden, als die Thüre erbrochen wird und die beiden Offiziere, an der Spitze ihrer Krieger, in den Saal hineinſtürzen. Der Verräther Pietro hat ihnen den Weg gezeigt. Da der Graf nicht gefunden wird, fordert Pietro die Soldaten auf, ihm weiter durch die Gemächer des Schloſſes zu folgen. Fernando bleibt allein. In einem offenen Pulte bemerkte er ein Gemälde, Lauras Mutter darſtellend. Er erkennt die theuren Zügen der Geliebten und iſt noch in Entzücken verſunken, als Laura ſelbſt, die ſich als Tochter des Kaſtellans verkleidet hat, mit Gianetta, der wirklichen Tochter des Kaſtellans und mit den Dienern des Schloſſes erſcheint, um ihn um Schonung anzufleh'n. Sie erkennt ihren Geliebten auf den erſten Blick; auch Fernando iſt erſchüttert; doch läßt ihn die geringe Kleidung des

Mädchens im Zweifel. Alsbald kehrte Pietro mit Carlo und den Soldaten zurück. Im Hintergrund des Saales wird plötzlich ein Bild oben in der Wand zurückgeſchoben; der Räuberhauptmann tritt in die hinter demſelben befindliche Maueröffnung und legt, von Keinem bemerkt, ſein Feuerrohr auf Pietro an. Fernando fragt den Kaſtellan, wer er, wer Laura ſei; Anſelmo erklärte ſie für ſeine Tochter. Kaum wird Pietro ihrer anſichtig, als er dem Offizieren zuruft: „Wißt, dieſe iſt“ — Allein er kann die verrätheriſchen Worte nicht beenden, ein Schuß aus dem Gewehre ſtreckt ihn zu Boden. Roberto verſchwindet, das Bild tritt an ſeine Stelle zurück, und voller Entſetzen ruft die Verſammlung: „Mord! Getödtet! Mord!“ Worauf ein großartiger Chor den erſten Akt ſchließt.

Im Anfang des zweiten Aktes iſt Laura, noch immer als Tochter des Kaſtellans gekleidet, im Garten allein und überläßt ſich wehmüthigen Empfindungen. Es iſt Abend. Links zeigt ſich

ein Gartengebäude. Gianettina erſcheint, die Herrin zu tröſten. Da naht Fernando, der das Schloß verlaſſen und ſanfteren Gefühlen ſich hingebend, den Garten aufgeſucht hat. Beim Anblick des holden Mädchens vermehrt ſich die Unruhe ſeiner Bruſt. Laura und Gianettina, welche in banger Ungewißheit ſchweben, ob nicht der Graf entdeckt ſei, flehen um Schonung für denſelben, die ihnen Fernando, der Laura's Bitten nicht widerſtehen kann, zuſichert. Als ſich die Mädchen mit neuer Hoffnung entfernen, tritt Carlo auf, der Fernando an ſeine Pflichten erinnert und dem Freunde entdeckt, daß er von Pietro wiſſe, Laura ſei die Geliebte des in der Gegend hauſenden Räuberhauptmanns. Auf Fernando macht dieſe Entdeckung einen ſchmerzlichen Eindruck, und er bricht, als ihn Carlo wieder verlaſſen, in ein ſchönes Recitativ aus: „Iſt's möglich? Heucheln konnte dieſes Mädchen?“ dem eine leidenſchaftliche Arie folgt. Dann geht er in das Haus hinein. Kaum hat er ſich

entfernt, als Roberto mit ſeinen Genoſſen hervorſchleicht, und Fernando's Tod beſchließt. Indem ſie in das Haus eindringen wollen ſtürzt Laura, welche ihr unheimliches Treiben belauſcht hat, hervor, ſtellt ſich ſchützend vor den Eingang und hält die Räuber zurück. Verwundert fragt Roberto: „Er will Euren Vater dem Henker übergeben, und Ihr bittet für ſein Leben?“ Mit angſtvoller Haſt ſagt ihm Laura, daß Fernando einſt ihr Leben gerettet, und fleht um Schonung. Roberto ſieht ſich auf dieſe Weiſe plötzlich im Beſitze zweier Hebel, um zu ſeinem Ziele zu gelangen. „Willſt Du mir ſchwören“ antwortet er, die Meine zu ſein, bürg' ich auch für ſein Leben Dir!“ — „„Gott, deine Hand liegt ſchwer auf mir!““ ruft nun Laura mit Entſetzen. „Du zauderſt?“ fährt der Räuber fort, und macht eine Bewegung gegen die Thür. Die Angſt des Mädchens vermehrt ſich; von den bärtigen, wild zornigen Männern umringt, ſchwört ſie und eilt mit dem Ausruf: „Verloren, auf

ewig verloren!“ verzweiflungsvoll davon. Nun gebietet Roberto den Räubern, Fernando lebend zu fangen, und sie legen sich wieder in den Hinterhalt. Bald darauf tritt Fernando arglos aus dem Hause hervor, er wird sogleich ergriffen, überwältigt und von Roberto auf heimlichen Schlupfwegen in die unterirdischen Gewölbe des Schlosses gebracht, wo der alte Graf bereits geborgen ist, und Roberto's Rückkehr, so wie den Eintritt der Nacht erwartet, um entfliehen zu können.

Die Scene verwandelt sich und zeigt das Innere dieser Gewölbe. Laura, die ihre Verkleidung abgelegt hat, befindet sich hier bei ihrem Vater. Sie erzählt demselben, daß einer der Offiziere ihr Lebensretter sei, und daß sich von seiner Güte Alles hoffen lasse. Da erscheint Roberto mit dem gefangenen Fernando. Laura's Zittern verräth dem Vater die Liebe des Kindes. Fernando erkennt jetzt die in Palermo Gerettete, und seine leidenschaftlichen Aeuße-

rungen überzeugen den Vater, daß auch Laura geliebt sei. „Es führt Pflicht," sagt nun der Graf zu ihm; „es führt die Ehre Euch fort auf einer andern Bahn. Einst, Freund vielleicht, daß ich gewähre, sprecht Ihr mich um mein Liebstes an!" Ermuthigt hierdurch, fleht Fernando, daß Laura ihm ein Wort der Liebe schenken möge. Allein an ihren Schwur gemahnt, erklärt sie mit bittern Schmerz, sie könne nie die Seine werden. Roberto ist hiermit sehr zufrieden, und treibt zur Flucht an. Inzwischen hat sich das Gewölbe mit den treuen Hausgenossen des Grafen gefüllt. Schon hört man aus der Entfernung das wilde Geschrei der Soldaten im Schlosse, welche den gefangenen Offizier suchen. Der Graf und Laura, die nunmehr dem Rathe des Räubers sich fügen muß, nehmen von der Dienerschaft Abschied und entfernen sich mit Roberto; Fernando beibt gefesselt zurück.

Im Anfange des dritten Akts zeigt sich eine wild romantische Gegend zwischen Felsenklippen.

Es ist Nacht, die Räuber haben sich gelagert, und singen ein fröhliches Lied. Roberto erscheint mit dem Grafen und Laura; Letztere ist zu angegriffen, um weiter zu können. Der Räuberhauptmann giebt Befehl, auf der Höhe des Felsens ein Feuer anzuzünden, zum Wahrzeichen für das an der Küste liegende Fahrzeug, auf welchem Viterbo entfliehen soll. Roberto und die Räuber geleiten den Grafen noch weiter in die Wildniß hinein, um einen noch sicherern Ort ausfindig zu machen; Laura bleibt erschöpft zurück. Inzwischen ist Fernando im Schlosse von den Soldaten gefunden und befreit worden, er hat ihnen eröffnet, daß der Räuberhauptmann Vater und Tochter fortgeführt habe, und eilt, ihre Spur zu verfolgen. Das Feuer auf der Höhe des Felsens verräth ihm den Schlupfwinkel der Räuber. Er erscheint auf dem Felsen und befiehlt seinen Soldaten zurückzubleiben und seines Befehles gewärtig zu sein, während er das Innere der Schlucht vorsichtig durchspäht und den

Felſen hinabklimmt. Laura hat ſeine Stimme vernommen. „Fernando, ewiger Gott!“ ruft ſie aus, und bald ſteht der Geliebte vor ihr. Die Rückkehr des Räuberhauptmanns befürchtend, beſchwört ſie den Geliebten, ſich zu entfernen; Fernando dagegen fordert ſie auf, ihm zu folgen; verzweiflungsvoll entdeckt ſie ihm, daß ſie auf immer von ihm getrennt ſei, und daß ſie, um ihren Vater zu retten, dem Räuber ihr Jawort geben müſſen. Da kehrt Roberto zurück. Schäumend vor Wuth, drückt er ſein Gewehr auf Fernando ab, ohne ihn indeſſen zu treffen. Beide ziehen nun die Schwerter. Durch den Knall und das Waffengeklirr werden ſowohl Fernando's Soldaten als die in der Nähe befindlichen Räuber herbeigezogen; es kommt zum Gefecht, Schuß fällt auf Schuß, Laura betet, Fernando ſtößt den Räuberhauptmann nieder und die Räuber werden von den Soldaten überwunden. Die Letztern durcheilen die geheimſten Pfade des Schlupfwinkels und

finden Grafen, den ſie gefangen herbeiführen.

. Unterdeſſen hat Carlo in dem Schloſſe eine königliche Ordre erhalten, durch welche der Haftbefehl gegen den Grafen Viterbo zurück genommen wird. Die fremden Uſurpatoren ſind nämlich verjagt worden, und der König, der nur nothgedrungen die Verbannung des Grafen ausgeſprochen, eilt, ihn wieder in ſeine Rechte einzuſetzen. Carlo macht dies im Schloſſe bekannt und eilt den Freund aufzuſuchen, um ihm dieſe Nachricht mittheilen zu können. Die ganze Dienerſchaft des Grafen folgt ihm. Der Lärm des Gefechts leitet ſie auf den richtigen Weg. Roberto hat eben ſeinen Geiſt aufgegeben und Fernando beim Anblick des gefangenen Grafen mit tiefem Schmerz ausgerufen, daß er nun eine harte Pflicht zu erfüllen habe, als Carlo erſcheint, und durch ſeine Nachricht Glück und Freude verbreitet. Die Liebenden wurden vereinigt und ein froher Jubelchor ſchließt die Begebenheiten.

Auf den ersten Blick wird ein Jeder erkennen, daß, wie erwähnt, das Buch nicht ohne Mängel ist, und daß namentlich hier und da einige Bedenken gegen die dramatische Wahrheit erhoben werden können. So ist z. B. Pietro's Haß gegen den Grafen nicht motivirt, auch nicht wohl erklärlich, wie Carlo von dem Verräther erfahren haben kann, daß Laura die Braut des Räubers sei, da Pietro ja in dem Augenblick niedergeschossen wird, wo er Laura's Verkleidung verrathen will. Allein nichts desto weniger gehört dieser Operntext durch die Großartigkeit seiner Grundzüge zu den bessern, und glauben wir, daß eine geübte Hand diese Mängel durch wenige Federstriche beseitigen könnte.

Die Musik bezeichnet durch die Tiefe der Auffassung, durch die Originalität der Melodie und Harmonie, so wie durch die Gediegenheit der Arbeit, insbesondere aber durch die klassische Behandlung der Instrumente einen der geweihtesten Schüler Beethovens, dessen Vollkommen-

heiten er ſich anzueignen gewußt hat, ohne im Mindeſten in ſeine Fehler zu verfallen. Frei von der Süßlichkeit K. M. von Weber's, frei von der Monotonie Spohr's, verdient Ferdinand Ries jetzt als der vorzüglichſte deutſche Komponiſt anerkannt zu werden.

Die Ouvertüre beginnt mit einem Larghetto con moto ¼ D moll und geht in ein Allegro in D moll über, welches ſpäter D dur wird. Sie iſt ein großartiges Tongemälde, welches einer Beethovenſchen Symphonie unbedenklich an die Seite geſtellt werden kann. Schon in ihr zeigt der Komponiſt, daß er mit der Technik und dem Geiſte der Inſtrumente beſonders der Blaſeinſtrumente innig vertraut iſt. Obwohl dies Muſikſtück im Ganzen ernſt und düſter gehalten worden, ſo ſchlingen ſich doch auch wunderliebliche und heitere Melodien durch daſſelbe. Es iſt, als ob man zerriſſene Wolken vor ſich ſehe, durch welche die Sterne funkeln; oder als ob man durch finſtere Gebirgsſchluchten wanderte

und zuweilen durch gespaltene Felsen einen Blick auf das ferne, in zauberischem Duft gehüllte Land werfen könnte.

Die Introduktion, der Chor der Landleute: „Willkommen zum Feste“ **Allegretto assai G dur** $\frac{6}{8}$ bezeichnet charakteristisch harmlose Freude glücklicher Unterthanen. Die hiernächst folgende Balletmusik ist vortrefflich, und eben so reich an reizenden Melodien, als an Abwechselung der Rhythmen. Wir erinnern uns nicht, von irgend einem deutschen Komponisten Balletmusik gehört zu haben, welche so schön wäre, als diese. Besonders zeichnet sich der Bolero in **C dur** und ein **Larghetto con moto in A dur** $\frac{2}{4}$ durch liebliche Melodie aus. In dem **Allegretto**, welches sich dem **Larghetto** anschließt, ist diejenige Stelle, wo die Blaseinstrumente zwei Takte hindurch auf dem Septimenakkord von **E dur** allein und **piano** die Melodie führen und dann die Streichinstrumente **pizzicato** und **unisono** ebenfalls zwei Takte hindurch die Tonleiter von

A dur folgen laſſen, von entzückender Wirkung.

Ausgezeichnet durch tief gemüthliche Auffaſſung und ſchöne Stimmführung iſt das Duett zwiſchen Laura und dem Vater: „O Vater, nein, Du darfſt nicht ſcheiden!“ Allegro moderato 4/4 A dur; bei den Worten: „und laß uns, wenn wir ausgelitten, bald froh und glücklich wiederſehn“ ſprechen die Klarinetten und Fagotts unmittelbar zur Seele des Hörers.

Bis hierher hat der Komponiſt zwar Schönes geſchaffen, ohne daß ſich indeſſen der Funke der Genialität gezeigt hätte. Das Solo Roberto's: „Er iſt entflohn der Bube!“ und der damit verbundene Chor der Räuber Allegro con fuoco 4/4 G moll macht den Uebergang zu denjenigen Muſikſtücken der Oper, in denen Begeiſterung ausſtrömt. Während die Muſik ſchweigt, pfeift Roberto; die verſteckten Räuber beantworten das Signal hinter den Gebü-

ſchen; er lauſcht, ob und wo ſie erſcheinen werden. Dies Lauſchen iſt höchſt charakteriſtiſch dadurch ausgedrückt, daß, nachdem die Streichinſtrumente **unisono** ganz leiſe drei geſchliffene tiefe Töne in **G moll** angegeben haben, plötzlich eine Pauſe und ein Halt eintritt, und daß ſich dann dieſelbe Figur und Pauſe in **C moll** wiederholt; allmählig aber gewinnen die Saiteninſtrumente Leben, die Figur wird ſchneller hintereinander wiederholt und die Räuber kommen von allen Seiten zum Vorſchein. „Er ſterbe!“ ruft Roberto. „„Ha, er komme!““ antwortet mordluſtig die Bande, und der Eintritt aller Blaſeinſtrumente, der Poſaunen und Trompeten, durchdringt den Hörer mit vorahnendem Entſetzen. Noch höher ſteht Laura's Recitativ und Arie: „Welche Qualen,“ **Allegro molto** $\frac{4}{4}$ **A moll.** „Ich ſoll wählen?“ — ruft die Geängſtigte, „Schande hier! Schande dort!“ — und der leiſe eintretende trübe Akkord der Blaſeinſtrumente nach den Worten hier und

dort, macht den ſchmerzlichſten Eindruck. Im Gegenſatz zu den Blaſeinſtrumenten bezeichnen gedämpfte Violinen, Bratſchen und Violoncells bei den Worten: „Du im Himmel, Herr der Welten!“ in der hier ganz heterogenen Tonart **Des dur** (**Larghetto con moto**) charakteriſtiſch die fromme Ergebung eines ſchuldloſen Weſens in den Willen der Gottheit. Allein der plötzlich aus der Ferne herübertönende Marſch der Soldaten vergegenwärtigt ihr das Schreckliche ihrer Lage ſo lebhaft, daß ihr Muth unterliegt. Der Marſch (**A moll**) ergreift eben ſo wunderbar durch Melodie und eigenthümlichen Rhythmus, als dadurch, daß er hinter der Scene **piano** und mit Becken- und Triangelbegleitung gehört wird. Bald ſcheint er in der Gewalt des Orcheſters wieder unter zu gehn. Wie tief gefühlt iſt nun der Ausruf: „Ich muß verloren ſein!“ Welche Reſignation liegt in den Worten: „Ich ſoll das Opfer ſein!“ — Nach Laura's Entfernung tritt der Marſch in kräftiger

Eigenthümlichkeit immer lauter hervor, und die Truppen erſcheinen.

Das Duett zwiſchen Fernando und Carlo, „O Freund, ich kann's nicht ſagen," **Andante, G dur** $\frac{3}{4}$ beginnt mit einer ungemein anſprechenden Melodie. Die Wiederholung der Worte: „Und doch zieht's mich hinein!" iſt ſchön empfunden und beweiſet, wie ſehr der Komponiſt das menſchliche Herz kennt. In dem **Finale Allegro molto D dur** $\frac{4}{4}$ entfaltet er noch tiefere Weihe. Der ſchöne Klarinetten- und Hornſatz im Anfang zu den Worten: „Auf die Thüre! Nicht gezaudert!" iſt indeſſen faſt zu melodiös und zu gedehnt für eine Situation, in welcher der Augenblick drängt und wo die Thür eingeſtoßen werden ſoll. Ungemein effektvoll ſchließen ſich zu den Worten: „Horch, es iſt um mich geſchehn!" die in Akkorden aushaltenden Streichinſtrumente und unten im Baſſe das tiefe **Cis** dieſem Satze an. Eben ſo trefflich wirkt die Inſtrumentation, als der Graf ausruft: „Die-

ser Ausgang steht uns offen!“ Während näm-lich die Saiteninstrumente in unruhiger Hast forteilen, tönen die Fagotts und bald darauf die Klarinetten in offen gehaltenen Akkorden; sie sind gleichsam die durchleuchtenden Strahlen der Hoffnung. Wunderschön ist das von Blase-instrumenten vorgetragene Ritornell der Arie: „Mit eines Engels zarter Stimme, spricht der Erinnerung holde Macht,“ als Fernando spä-ter das Bild gefunden hat; tief ergreifend Lau-ra's Ausruf: „Ew'ge Allmacht, steh mir bei!“ als sie den Geliebten erkennt, und innig zum Her-zen sprechend das **Largo Es dur** ♮, als Laura mit den Dienern fleht: „Laß es nicht die Die-ner büßen, daß ihr guter Herr entflohn!“ Die höchste Kraft hat aber der Komponist in diesem Akte weislich für den Augenblick aufgespart, wo Pietro erschossen wird. Bei den Worten: „Ha, entsetzlich, Mord!“ treten zu den Sai-teninstrumenten plötzlich Posaunen, Pauken, Trom-peten, Hörner, Klarinetten, Oboen und Flöten

mit erſchütternder Gewalt ein, und tragen den Geſammtchor auf ihren mächtigen Tonſchwingen.

Ein ſanft melodiöſer Entreakt bereitet auf die erſte Scene des zweiten Aktes vor, in welcher wir Laura im Garten allein ſehen. Das Andantino As dur $\frac{3}{8}$, iſt unbeſchreiblich ſchön, und ſüße Liebesſchwärmerei, mit Kummer vereint, wohl nirgend beſſer in Tönen ausgedrückt worden. Durch eigenthümliche Benutzung der Klarinetten und des Fagotts hat der Komponiſt einen elegiſchen Hauch über dies Muſikſtück ausgegoſſen.

Das Terzett zwiſchen Fernando, Laura und Gianettina: „Dem Mann von Ehr' und Pflicht u. ſ. w.“ iſt von den Worten: „Wenn Euch das Unglück rührt,“ wo Andante G dur ein Kanon eintritt, bis zum Schluſſe meiſterhaft gedacht und ausgeführt. Die erſte Hälfte gefällt uns weniger; jedenfalls fehlt dem Muſikſtück, als Ganzes betrachtet, die innere Einheit. Bei den Worten: „Sie tröſtet mild“ in C dur,

macht die Wiederholung in **Des dur** einen überraſchenden Eindruck.

Fernando's Recitativ (**G moll**) enthält bei den Worten: „Und Alles war nur eine holde Täuſchung?“ abermals eine von den tief empfundenen Wiederholungen, die dem Komponiſten eigen ſind und in ihm den trefflichen Seelenmaler bekunden. Bei der erſten Frage ziehen die Oboen, in gehaltenen Akkorden über der Singſtimme dahin, und bei der Wiederholung werden dieſe Akkorde, gleichſam um nun ein noch größeres Gewicht auf die Frage zu legen, durch Fagotts verſtärkt. Die dem Recitativ ſich anſchließende Arie iſt ein **Polacca**. Der leidenſchaftlich bewegte Rhythmus eines ſolchen Tonſtücks erſcheint hier gerade der Stimmung Fernando's angemeſſen. In Beziehung auf Melodie und Inſtrumentation gehört dieſe Arie zu den ſchönſten Piecen der Oper.

Jetzt folgt die großartige Scene, wo Roberto und die Räuber Fernando ermorden

wollen, und Laura um die Lebensrettung des Geliebten fleht: „Dein Stündlein hat geſchlagen“ beginnt Roberto H moll, Allegro moderato 4/4 mit einer erſchütternden Melodie, welche unisono von den Saiteninſtrumenten begleitet wird. „Der Fremde muß ſterben!“ rufen die Räuber. „„Gerettet hat er einſt mein Leben; drum ſchone mir das ſeine!““ jammert Laura mit angſtvollem Entſetzen. Und während ſie das Wort „„ſchone!““ flehend wiederholt, ſchreit die wilde Rotte unabläſſig dazwiſchen: „Er muß ſterben!“ Da ermuthigt die Verzweiflung das ſchwache Mädchen zu dem Schwure: „Sonſt beim Allmächtigen, werd' ich nie die Deine!“ und drohend ſchwingt ſie ſich vom zweigeſtrichenen Es bis As empor. Roberto aber ſucht ihr nun durch Furcht den Schwur abzuzwingen, die Seine zu werden. „Wohlan,“ ſpricht er, „willſt Du mir ſchwören, die Meine zu ſein, bürg' ich Dir für ſein Leben.“ Die gehaltenen Poſaunenſtöße bei den Worten: „Willſt Du mir

ſchwören?“ fordern zu feierlichem Ernſt auf und mahnen erſchütternd an die Heiligkeit des Eidſchwurs; Hörner und Streichinſtrumente begleiten dazu Takt für Takt in der Tiefe mit zwei hintereinander folgenden zitternden Triolen und einer halben Taktnote, ſo daß alſo Furcht und Gewalt in jedem Takte charakteriſtiſch bezeichnet wird. Unbeſchreiblich ſchön hat der Komponiſt Laura's verzweiflungsvollen Ausruf: „Gott, Deine Hand liegt ſchwer auf mir!“ aufgefaßt. In langgehaltenen Akkorden tönen Klarinetten, Fagotts und Hörner zuſammen; „„Du zauderſt?““ fragt Roberto, wild drängend, zu einem zwei Mal abgeſtoßenen blitzſchnellen Akkord der Saiteninſtrumente; „„Er muß ſterben!““ wiederholen die Räuber noch immer mit mordluſtiger Beharrlichkeit; „Nein, nein!“ ſchreit die bis zum Tode Geängſtigte mit immer höher ſteigenden Tönen dazwiſchen. „Höre mich an, Du blutiger Mann!“ ruft ſie, während die Töne der Streichinſtrumente mit Heftigkeit abgeſtoßen wer-

den, — „wohl, es ſei! O all' Ihr Heiligen ſteht mir bei!“ Roberto befiehlt nun, wie ſchon erwähnt worden, Fernando lebend in ſeine Gewalt zu bringen. Die Räuber verſprechen dies und ziehen ſich vorſichtig zurück, um nicht entdeckt zu werden. „Doch ſachte, ſtille,“ ſagen ſie leiſe zu einander „daß ſich erfülle ſein Wille.“ Dies iſt in Beziehung auf die Kompoſition die genialſte Stelle der Oper. Die Tonart iſt D dur. Während die Violinen im $\frac{4}{4}$ Takte ſanft dahin ziehen, werden ſie von vier Hörnern pianissimo in der Art begleitet, daß man unabläſſig den Oktavenſprung vom mittlern nach dem tieferen a hinab in ruhiger Viertelbewegung vernimmt; doch wird das mittlere a ſtets erſt als ein blitzſchneller Vorſchlag mit der Zunge abgeſtoßen und dann ausgehalten, was einen nicht zu beſchreibenden Effekt macht. Da tritt Fernando hervor, und wird plötzlich überwältigt. Er ruft um Hilfe; allein die Räuber zucken die Dolche auf ihn und befehlen ihm mit unterdrückter Stimme,

keinen Laut von sich zu geben. „Kein Wort!“ flüstern sie, „Du bist verloren beim ersten Hilfsgeschrei!“ Noch immer währt die Figur der Hörner fort; die Stimme der Räuber tönt wie dumpfes Murmeln; die Violinen bleiben in ihrer leise dahinziehenden Bewegung, bis jeder Ton erstirbt und die Räuber sich mit dem Gefangenen entfernt haben. — Wir sind hier deshalb so ausführlich gewesen, weil uns keine neuere deutsche Oper bekannt ist, in welcher eine ähnliche Scene vorkäme, und wir bedauern nur, daß es uns nicht möglich ist, die musikalischen Schönheiten, die der Komponist hier so verschwenderisch angebracht hat, durch Worte wieder zu geben.

Das Finale des zweiten Aktes **Allegro C dur** $\frac{4}{4}$ ist ebenfalls ein sehr gelungenes Musikstück. Insbesondere glauben wir den Schluß desselben, von den Worten: „So lebet wohl, mein theurer Freund u. s. w.“ gerechnet, heraus heben zu müssen. Das Ganze bildet einen schönen Gegensatz zum Finale des ersten Aktes. Jener

iſt leidenſchaftlich und wild; dieſer ſchließt mit dem ſanften und rührenden Lebewohl der Trennung.

Der Entreakt, welcher nun folgt, (**Allegro A moll** $\frac{3}{4}$) führt den Hörer in die grauſigen Schluchten und Wildniſſe des Gebirges. Der Vorhang hebt ſich und das Auge ſieht, was der Hörer bereits geahnt. Das Räuberlied in **D dur** wird nur von Blaseinſtrumenten begleitet. „So tönt Waldluſt in freier Männer Bruſt!“ Originell iſt es, daß die Begleitung der Inſtrumente nur hier und da in einzelnen Akkorden gleichſam zur Unterſtützung eintritt, und am ſchönſten macht ſich dies bei den Worten: „frei“ und „treibt.“ Der beſchleunigte Rhythmus des Hallo's wirkt ergreifend.

Das Duett zwiſchen Fernando und Laura: „Hier iſt's, hier flammt die Gluth empor!“ Anfangs **Es dur** $\frac{4}{4}$, verdient eben ſo wegen ſeiner großartigen Auffaſſung gerühmt zu werden. Fernando dringt in Laura, die Qual, welche ſie foltere, zu entdecken. „Nun denn, ſo wiſſe,“

antwortet ſie, und Grave Ztönen in halben Taktakkorden mit ſchmerzlichem Ernſte, Hörner, Fagotts, Klarinetten und Oboen, „wiſſe, es iſt mein Bräutigam, nnd ich bin die Räuberbraut!“ Bei den Worten: „Räuberbraut“ ſchmettern die Trompeten herzzerreißend dazwiſchen und deuten mit pſychologiſcher Wahrheit den Eindruck an, den die ſchreckliche Mittheilung auf Fernando machen muß. Und als nun ſpäter die Stimmen der beiden Liebenden in hoher Leidenſchaft zuſammenklingen; als Fernando ſchwört, die Geliebte zu retten, ſie aber verzweifelnd erklärt, daß ſie ihren Schwur erfüllen müſſe, zeigt ſich der Komponiſt in bewunderungswürdiger Größe. Die begleitenden Streichinſtrumente ſchlagen hier pizzicato das erſte Taktviertel vor, die Blaſeinſtrumente aber das zweite mit kraftvollen Tönen nach, Paukenwirbel rollen dazwiſchen und der Geſang ſtrömt dahin in feurigen Rouladen! —

Das Finale: „Entſetzliches Beginnen!“ Allegro conbrio ¾, anfangs C moll erfreut ſich, un-

ungeachtet darin ſehr verſchiedenartige Empfindungen angeregt werden, dennoch der ſchönſten Einheit und nimmt das muſikaliſche Intereſſe bis zum letzten Augenblick in Anſpruch, obwohl wir die Sterbeſcene abgekürzt zu haben wünſchten. Höchſt eigenthümlich iſt der Chor der gefangenen Räuber: O Schande, Schmach, wir ſind bezwungen!“ **Allegro Emoll** $\frac{4}{4}$. Sowohl Rhythmus als Melodie und Inſtrumentation wirken hier ungemein ergreifend. Bäſſe und Bratſchen begleiten den Geſang **pianissimo** und **pizzicato**; Fagotts führen die Melodie, während die Hörner einzelne Töne leiſe abſtoſſen. Schnell wandelt ſich im Nachſatze „der Uebermacht iſt es gelungen“ **Emoll** in **Gdur** um, und es klingt dies, als wollten die Gefangenen ſich damit tröſten, daß die Uebermacht ſie beſiegt habe. Vortrefflich wird dieſer **pianissimo** gehaltene Chor gleich darauf **fortissimo** von dem Siegesgeſchrei der Soldaten unterbrochen. „Du triumphirſt!“ ruft der ſterbende **Roberto**, Hornſtöße und eine

leidenſchaftliche Figur der Violinen bezeichnen charakteriſtiſch den Zuſtand ohnmächtiger Wuth.

Zu den ſchönſten Einzelnheiten des ganzen Werks gehört hiernächſt noch Laura's Ausruf: „Ha, er iſt todt, und frei bin ich!“ Nach den Worten: „er iſt todt“ jauchzen die Seiteninſtrumente **accelerando** durch mehrere Akkorde in chromatiſchen Gängen empor. Der Geſammtchor: „Freiheit, Ehre, Glück, ſie kehren uns zurück!“ iſt glänzend inſtrumentirt. Beſonders wirkſam zeigt ſich hier die Begleitung der Saiteninſtrumente in ſcharf markirten Sechzehntheilen und die Behandlung der Pauken und Trompeten, worauf ein freudiger, kräftiger und meiſterhaft gearbeiteter Schlußchor folgt, und der Vorhang fällt.

Ueber Musiknachdruck.

Musikalisch-juristische Abhandlung,

mit besonderer Bezugnahme auf das preußische Landrecht.

Der Kapellmeister N. verkauft vor einigen Jahren dem Musikhändler X, zu Berlin, die Klavierauszüge mehrerer seiner Kompositionen mit dem Rechte, dieselben nach Belieben auch für andere Instrumente arrangiren zu lassen. Bald nach dem Erscheinen dieser Klavierauszüge ließ sie ein anderer Musikhändler Berlins, den wir Y. nennen wollen, für eine Flöte arrangiren, oder richtiger, er ließ bloß die Melodie für die Flöte abschreiben und verkaufte dieß Arrangement. In Gemeinschaft mit dem Komponisten wurde hierauf der rechtmäßige Verleger bei dem betreffenden Gerichte klagbar, welches den Y. wegen Nachdrucks

zu 50 Thlr. Geldbuße und zur Konfiskation der von ihm nachgestochenen Exemplare verurtheilte. Y. legt aber hiergegen das Rechtsmittel ein, und wurde in Folge desselben von dem Obergerichte völlig freigesprochen, also für berechtigt erklärt, die beiden Flötenauszüge ungehindert zu verkaufen.

Eben so hatte der Musikhändler X den Klavierauszug einer Oper des Kapellmeisters NN, zu Dresden, gekauft und herausgegeben. Bald nach der Erscheinung dieses Auszuges wurde derselbe von Musikhändlern in Wien theils mit, theils ohne Singstimme für's Klavier nachgestochen und nach allen Richtungen versandt. Man entblödete sich nicht, auch nach Berlin Exemplare des Nachstichs zu senden, und der Musikhändler Y. bot sogar die erhaltenen Exemplare durch die Zeitungen öffentlich zum Verkaufe aus. X. wurde abermals gegen ihn klagbar; allein jetzt erfolgten Seiten des Gerichts, bei den Zweifeln, zu welchen die Gesetze in dieser Beziehung Anlaß ge-

ben, ſchwankende Verfügungen, welche mit einer Abweiſung des Klägers endeten.

In der That gewährt eine Zuſammenſtellung der hierher gehörigen Paragraphen des preußiſchen Landrechtes (§. 996 — 1036. Tit. II. Thl. I und §. 1294 — 1297. d. Tit. 20. Thl. II.) die Ueberzeugung, daß dieſelben ſich nur auf den eigentlichen Büchernachdruck beſchränken, und daß in Abſicht der übrigen Arten des Nachdrucks, wohin der Muſiknachdruck und Nachſtich, ſo wie der Nachſtich von Kupferſtichen, Landcharten und topographiſchen Zeichnungen gehören, recht eigentlich Lücken in dieſem Geſetzbuche vorhanden ſind. Denn es iſt §. 997. Tit. II. Thl. I. daſelbſt nur geſagt, daß Landcharten, Kupferſtiche, topographiſche Zeichnungen und muſikaliſche Kompoſitionen ein Gegenſtand des Verlagsrechts ſeien; beim Nachdruck wird ihrer gar nicht erwähnt. Kriminalrechtliche Beſtimmungen ſollen aber nicht analog angewendet werden, und die civilrechtlichen Verordnungen über Verlagsrecht

paſſen zwar auf Schriftſteller und Verleger; auf Komponiſten und Verleger aber und auf den Muſiknachdruck zum Theil gar nicht, daher es auch nicht einmal genügen würde, wenn man geſetzlich erklären wollte, daß überhaupt die den Büchernachdruck betreffenden Geſetze auf den Muſiknachdruck zu extendiren ſeien.

Das weſentliche Kennzeichen einer muſikaliſchen Kompoſition iſt unzweifelhaft die Melodie*). Es könnte ſcheinen, als ob es heißen müſſe, die Melodie und der vom Komponiſten dazu erfundene Baß. Der Baß iſt aber nicht etwas Nothwendiges, da es Kompoſitionen einer Stimme giebt, und der Baß zu einer Melodie vielfaltig abgeändert werden kann, wie dies die Choräle beweiſen; während mit der Aenderung der Melodie das Tonſtück ein anderes wird. Die Melodie iſt das Erkennbare, wodurch eine Kom-

*) Man kann ſich wohl eine Muſik ohne Stimmenmehrheit, ohne Begleitung, ohne Baß denken; aber nie eine Muſik ohne Melodie.

poſition von der andern unterſchieden wird; ohne ſie laſſen ſich Kompoſitionen gar nicht denken. Wenn mithin der Komponiſt ſeine Kompoſition einem Verleger verkauft, ſo iſt es zunächſt die Melodie, welche der Verleger bezahlt und dieſe wird recht eigentlich ſein Eigenthum. Aus dem Allen geht aber hervor, daß jede ohne Mitwiſſen des rechtmäßigen Verlegers oder des Komponiſten Mittelſt des Drucks oder Stiches bewirkte Bekanntmachung der Melodie eines Muſikſtückes ein Nachdruck iſt, oder ein widerrechtlicher Eingriff in das Eigenthum des Verlegers und des Komponiſten.

Iſt dies der Fall, ſo folgt auf der andern Seite, daß bei einer gänzlichen Veränderung des weſentlichen Kennzeichens der Muſikſtücke ein neues Muſikſtück geliefert, und nur in dieſem Falle kein Nachdruck oder demſelben gleich zu achtender Eingriff in die Rechte des Komponiſten oder Verlegers vorhanden iſt.

Daher kann natürlich derjenige, welcher Va-

riationen über ein bereits bekanntes Thema drucken läßt, nicht als Nachdrucker angesehen werden, wenn er auch, bei einem Orchesterstück, alle Stimmen, mit Ausschluß der Melodie, beibehalten haben sollte. Zwar könnte man einwenden, es sei aber möglich, daß in Variationen die Melodie beibehalten und nur auf den Baß übertragen oder daß zur Melodie des Komponisten nur eine Aenderung in den übrigen Stimmen oder in einer einzelnen Stimme vorgenommen würde; in allen diesen Fällen schafft indessen der Komponist der Variationen unzweifelhaft in irgend einer Stimme eine dem Ohr vernehmbare Abweichung, eine neue Melodie; das neue Werk ist nur durch diese neue Melodie vernehmbar, die Melodie des Themas bloß untergeordnet und also nicht das wesentliche Kennzeichen des neuen Musikstücks. Eben so verhällt es sich mit dem Umsetzen des Thema's aus der harten in die weiche Tonart und umgekehrt, indem die Melodie alsdann wirklich auf eine dem Ohre vernehmbare Weise und der ganze Geist des

Tonſtücks verändert wird. Alle andere Aenderungen mit einem ſchon rechtmäßig verlegten Muſikſtücke, ſchließen dagegen den Begriff eines Nachdrucks oder eines dem gleich zu achtenden Eingriffes in die Rechte des Verlegers oder Komponiſten, deshalb, weil eine Aenderung geſchah, noch nicht aus, und hier unterſcheidet ſich Muſiknachdruck ganz weſentlich von dem Büchernachdrucke.

Jener kann nämlich in vierfacher Hinſicht Statt finden: 1) als eigentlicher Nachdruck, oder als Muſiknachdruck im engeren Sinne; 2) durch Transponirungen; 3) durch Arrangements, und 4) durch Abdruck der durch bloßes Gehör aufgefaßten Melodie, und dieſe drei letztern Arten, welche man füglich den Muſiknachdruck im weitern Sinne nennen könnte, ſind in der That ohne Veränderungen des Originals nicht denkbar. —

Was zuvörderſt

ad 1.

Den Muſiknachdruck im engern Sinne

anlangt; ſo wird bei demſelben Note für Note abgedruckt oder nachgeſtochen, oder doch nur hier und da eine unbedeutende Abänderung einzelner oder weniger Takte und Noten vorgenommen. Es iſt entweder Nachdruck des Ganzen oder ein Auszug.

Bei dem vollſtändigen Nachſtich eines ganzen Muſikwerks, ſei es gröſſer oder kleiner, ſei es eine Oper, ein Oratorium, eine Meſſe, eine Symphonie oder Sonate, kann wohl kein Zweifel über die Strafbarkeit dieſer Handlung entſtehen, welche mit dem Nachdrucke eines Buchs in nichts Weſentlichem verſchieden iſt.

Der Nachdruck durch Auszüge findet Statt, wenn aus gröſſern oder kleinern Muſikwerken, einige zuſammenhängende oder einzelne ganz für ſich beſtehende Muſikſtücke, z. B. bei Opern ein Akt, eine Nummer, bei Symphonien der für ſich beſtehende Anfangs- oder Schlußſatz u. ſ. w. beſonders nachgedruckt oder nachgeſtochen werden.

Auch in dieſer Hinſicht ſtimmt das Weſen der Handlung mit dem Nachdrucke von Auszügen aus Büchern vollkommen überein, und es dürfte daher ausgeſprochen werden müſſen, daß in Abſicht des eigentlichen (Note für Note oder doch nur mit unbedeutenden und unweſentlichen Abweichungen in einigen Takten und Noten bewirkten) Nachdrucks und Nachſtichs ganzer Muſikwerke, ſo wie für ſich beſtehender Auszüge daraus, die vorhandenen Geſetze über den Büchernachdruck zur Anwendung gelangen ſollen.

So wie nun nach § 1025 Tit. 11 Thl. II des allgemeinen Landrechts beim Büchernachdruck vergönnt iſt, daß Auszüge aus Schriften in andere Werke oder in Sammlungen aufgenommen werden können; ſo wird dieß auch, unbeſchadet des Verlagsrechtes, bei Muſikalien zu geſtatten ſein. Denn bei einer poetiſchen Blumenleſe wird Niemand, und eben ſo wenig Jemand bei einem muſikaliſchen Quodlibet oder Potpourri, welche einer poetiſchen Blumenleſe ganz gleich ſind, die

Behauptung aufſtellen, daß ein Nachdruck geſchehen ſei.

Was hiernächſt den Muſiknachdruck im weitern Sinne anbetrifft; ſo iſt es dieſer, rückſichtlich deſſen recht eigentlich alle Geſetze fehlen und eine analoge Anwendung der vorhandenen Geſetze gar nicht eintreten kann. Es finden nämlich

zu 2.

Transponirungen alsdann Statt, wenn ganze Muſikwerke oder einzelne Muſikſtücke in einen andern Ton (Tonart) übertragen werden. Sie ſind alſo, wenn man will, den Ueberſetzungen von Büchern zu vergleichen. Was bei der Sprache Wort und Buchſtabe, iſt in der Muſik Tonakkord und Note und wie bei einer Ueberſetzung Worte fremder Zunge in gleich bedeutende heimiſche Worte übertragen werden, das Wort alſo daſſelbe bleibt; ſo wird, bei Verſetzung eines Tonſtücks in einen andern Ton eine gegebene Folge von Tönen nur in ein anderes Klangge-

ſchlecht verwandelt, während das Tonſtück ſelbſt, wie dort der Inhalt des Buches, unverändert bleibt und in ſeinem Zuſammenhange dieſelben Gefühle hervorbringt, wie in der früheren Tonart.

Ueberſetzungen von Büchern werden aber im allgemeinen Landrechte §. 1027 l. c., in Beziehung auf das Verlagsrecht, für neue Schriften erachtet. Sonach würde, wenn man dieſe Geſetzſtelle auch auf den Muſikverlag anwenden wollte, es nicht unerlaubt ſein, ganze Tonſtücke, oder größere Muſikwerke dem rechtmäßigen Verleger zum Trotz und Nachtheil nachzudrucken, wenn man ſie nur in einen andern Ton transponirt hätte. Unter dieſen Umſtänden hört aber alles rechtmäßig erworbene Eigenthum eines Muſikverlegers gänzlich auf. Natürlich könnte der Nachdrucker ſein Machwerk bedeutend billiger verkaufen, weil er dem Komponiſten kein Honorar zu zahlen brauchte, und das Publikum würde zu dem Nachdrucker geh'n, weil es der Menge gleichgültig iſt, aus welchem Ton ein Muſikſtück ſpielt.

Nur der tiefere Kenner kauft auch die Tonart, die Menge aber will, die Melodie, welche der Komponiſt erfand.

Es dürfte mithin hier noch geſetzlich beſtimmt werden, daß die Herausgabe von Muſikſtücken in einem andern Tone (Tonart), als ſie bereits vom rechtmäßigen Verleger oder Eigenthümer herausgegeben worden ſind, als Nachdruck angeſehen und beſtraft werden müſſe.

ad 3.

Arrangements können bei Muſikwerken Statt finden, theils:

a) mit der darin enthaltenen Muſik ſelbſt, inſofern daraus Muſikſtücke einer andern Gattung gebildet werden. Hierher gehört z. B. das Umwandeln einer Arie oder eines Marſches in ein Tanzſtück, oder, (was damit verbunden zu ſein pflegt) Verwandlung des Taktes in einen andern; theils

b) rückſichtlich der Inſtrumente, für welche das Muſikwerk geſetzt iſt, inſofern es für alle,

für mehrere, für ein einzelnes Instrument oder auch, was hier daſſelbe iſt, für die menſchliche Stimme eingerichtet wird.

Sowohl in dem Falle ad a, wie in den Fällen ad b, muß eine dem Nachdrucke gleich zu achtende Handlung angenommen werden. Nur bei Variationen kann die Umwandlung des Taktes, die Umänderung des Themas in eine Tanzmelodie, überhaupt die Verwandlung in ein Tonſtück anderer Gattung geſtattet werden. Denn mag es ſein, daß der Verleger der Arrangements wirklich erſt der Hilfe eines Kunſtverſtändigen bedurfte, daß dieſer mühſam die Inſtrumente zuſammenſtellte, mühſam den Walzer aus der Arie entwickelte; ſo geſchieht doch in der That nichts anders, als daß die Melodie, welche der rechtmäßige Verleger kaufte, von einem Andern, der keinen Antheil daran hatte widerrechtlich in anderer Form zum Nachtheil des Verlegers verbreitet wird. Hat der Komponiſt namentlich das Recht, ſeine Kompoſition für Inſtrumente willkürlich ar-

rangiren zu können, dem Verleger käuflich überlassen, so unterliegt der Eingriff in die Rechte des Verlegers noch weniger einem Zweifel; ist jenes aber auch nicht geschehen, so leuchtet jedenfalls ein, daß die Rechte des Komponisten geschmälert werden und die Poesie mindestens durch die Walzerfabrikation zur Prosa wird.

Noch bleibt hier des Umstandes zu erwähnen, daß zuweilen Musikstücke von zweien verschiedenen Sachverständigen für dieselben Instrumente arrangirt und herausgegeben werden. Dies geschieht entweder gleichzeitig, oder nicht. In beiden Fällen verdient der unrechtmäßige Verleger unzweifelhaft die Strafe des Nachdruckers, weil er, wenn er auch vielleicht von dem Dasein eines rechtmäßigen Verlegers nichts wußte, doch nicht ohne Zustimmung des Komponisten drucken lassen durfte, folglich auf unerlaubte Weise in dessen Rechte eingriff.

Es kann mithin §. 1028. Tit. 11. Thl. I. des allgemeinen Landrechts, wo es heißt:

Das Veranſtalten einer neuen Ueberſetzung durch einen andern Ueberſetzer iſt kein Nachdruck der vorigen,

unmöglich analog auch auf den Muſiknachdruck und auf das Veranſtalten gleicher Arrangements durch andere Muſikverſtändige angewendet worden; vielmehr ſind auch hier ſo wie überhaupt ad 3. neue geſetzliche Beſtimmungen erforderlich.

ad 4.

So kommt der hier angeführte Fall des Abdrucks nach dem Gehör in der That nicht ſo ſelten vor, als es vielleicht ſcheinen dürfte. Es iſt einem Muſiker, wenn er nur ein geübtes Ohr beſitzt, nicht ſchwer, eine Arie oder ſonſt ein kürzeres Muſikſtück bei mehrmaligem Hören ſo vollſtändig aufzufaſſen, daß er es für Inſtrumente arrangiren und drucken laſſen kann. Es leuchtet ein, daß auf dieſe Weiſe das Publikum zwiefach betrogen wird, weil es weder die Melodie des Komponiſten noch den rechtmäßigen Abdruck des Verlegers erhält, Beides aber zu haben

glaubt. Das Resultat dieser Betrachtungen, läßt sich, meines Erachtens, in folgende Worte fassen:

„Bekanntmachung der Melodie eines bereits rechtmäßig, oder noch gar nicht verlegten Musikstückes, ohne Zustimmung des Komponisten oder Verlegers, durch Druck oder Stich, ist Musiknachdruck oder doch unerlaubter, dem Musiknachdrucke gleich zu achtender Eingriff in die Rechte des Komponisten und Verlegers, ohne Rücksicht darauf, ob Note für Note abgedruckt, ob das Musikstück in eine andere Tonart transponirt, ob es in einem andern Takte, für andere Instrumente, oder zwar für dieselben Instrumente, aber durch einen andern Sachverständigen arrangirt, oder endlich, ob es angeblich oder wirklich nach dem bloßen Gehöre niedergeschrieben und gedruckt worden ist.“

Wer die innige Wechselwirkung kennt, in welcher Dichter und Komponist mit dem Verleger sich befinden, wird sich überzeugen, daß von

der Sicherung der Rechte der Verleger hauptsächlich auch die festere Begründung von Kunst und Wissen abhängig ist. Der Künstler lebt von seiner Kunst, der Schriftsteller von seinen Schriften. Je mehr die Verlagsrechte gesichert werden, um so höher kann der Verleger die ihm anvertrauten Werke honoriren; je höher aber das Honorar, um so mehr Werke fördert der schaffende Kunstsinn; während die Aussicht auf kläglichen Lohn niederschlagend wirkt und die Thätigkeit des Geistes hemmen muß. Manche Kunstwerke bleiben bei jetziger Lage der Dinge der Publicität gänzlich verschlossen.

Daß übrigens auf der andern Seite die Gesetze über den Musiknachdruck und das Verlagsrecht der Musikhändler nicht zu übermäßig ausgedehnt werden dürfen, versteht sich von selbst, weil sonst der wünschenswerthen Verbreitung musikalischer Kompositionen, auch hin und wieder wohl geschadet werden könnte. Namentlich wird es zur Verbreitung musikalischer Kunstwerke frem-

der Nationen, oder im Auslande lebender Komponiſten, zweckmäßig ſein, §. 1026. Tit. 11. Thl. I. des allgemeinen Landrechts zu deklariren, daß neue Kompoſitionen ſolcher Komponiſten, welche außerhalb Deutſchlands und der königlichen Staaten komponiren und deren Verleger weder die Frankfurter noch Leipziger Meſſe beziehen, nachgedruckt (nachgeſtochen) werden können, inſofern der Verleger kein hieſiges Privilegium haben ſollte. Eben ſo dürfen endlich auch die beiden §. §. 1029 und 1230 loc. cit. wonach es Jedem freiſteht, eine neue Ausgabe eines Werks zu veranſtalten, ſobald keine Buchhandlung mehr vorhanden iſt, welche das Verlagsrecht hat und auch das Recht des Schriftſtellers nach §. 1020. erloſchen iſt; der neue Verleger aber, ſobald noch Kinder erſten Grades vom Verfaſſer vorhanden ſind, ſich wegen der neuen Ausgabe mit ihnen abfinden muß, — auf den Muſikverlag Anwendung finden.

Bayerische Staatsbibliothek München

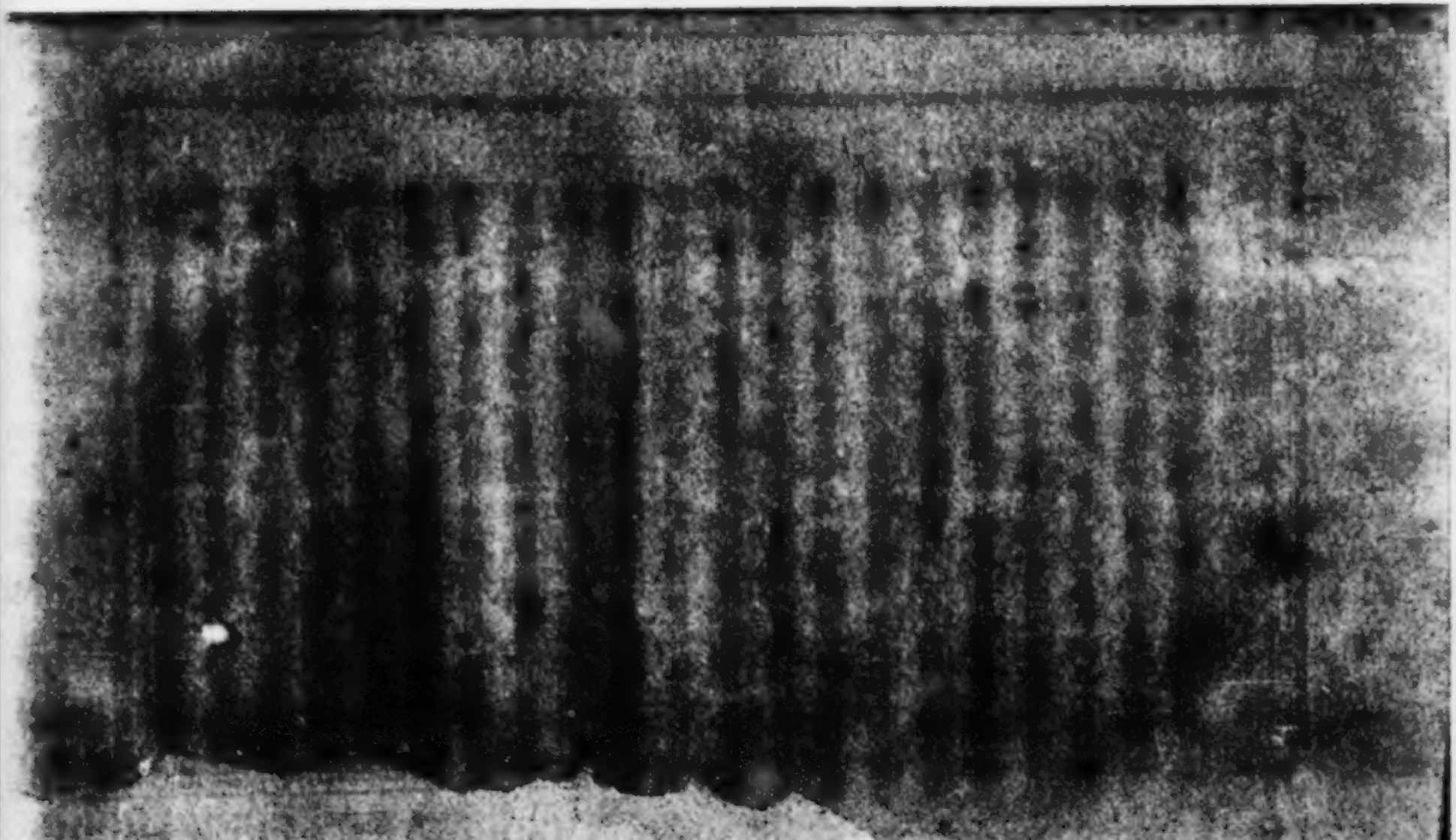
Wegen Entfernung des Verfaſſers vom Druckorte haben ſich in dem Werke: **Arabesken für Muſikfreunde von G. Nicolai, 2 Theile,** folgende Druckfehler eingeſchlichen:

Im erſten Theile:

Seite	5	Zeile	6 v. u.	lies	ſtatt	verſucht — verſuchte.
—	26	—	1 v. o.	—	—	oben — obenein.
—	29	—	5 v. o.	—	—	Herrlichkeit — Herzlichkeit.
—	56	—	8 v. u.	—	—	ihnen — Ihnen.
—	57	—	4 v. u.	—	—	Dir — Ihnen.
—	85	—	1 v. u.	—	—	Doloroſo — Doloroſo's.
—	114	—	5 v. o.	—	—	Miltiades —, Miltiades.
—	130	—	9 v. o.	—	—	der — Der.
—	164	—	9 v. u.	—	—	Freund, ſo der Vormund — Freunde oder Vormunde.
—	167	—	5 v. u.	—	—	Ha — He.
—	189	—	2 v. u.	—	—	ſeinem — dem.
—	204	—	6 v. u.	—	—	Zch — Ich.
—	208	—	2 v. u.	—	—	hervorrufen — hervorriefen.
—	240	—	8 v. o.	—	—	das — der.

Im zweiten Theile:

Seite	6	Zeile	1 v. u.	lies	ſtatt	ſchwindet — ſchwindelt.
—	19	—	6 v. o.	—	—	hypolidiſch — hypolydiſch.
—	20	—	7 v. u.	—	—	Etimologie — Etymologie.
—	25	—	4 v. o.	—	—	fröhlig — fröhlich.
—	27	—	8 v. u.	—	—	Tänzen — Tänzer.
—	44	—	7 v. u.	—	—	unvichtig — unrichtig.
—	50	—	10 v. o.	—	—	Urprache — Urſprache.

Seite	58	Zeile	8 v. u.	lies	statt	Sie einmal — Sieh einmal.
—	71	—	7 v. o.	—	—	das Rollen — dem Rollen.
—	102	—	8 v. o.	—	—	Leiden — Lieder.
—	156	—	3 v. o.	—	—	Vernicen — Verenicen.
—	188	—	7 v. o.	—	—	Kräfte — Kräfte.
—	192	—	6 v. o.	—	—	Volkslied — Volkslied.
—	192	—	3 v. u.	—	—	ließe — laſſe.
—	198	—	2 v. u.	—	—	témarquer — remarquer.
—	213	—	9 v. o.	—	—	lebhaftigſte — lebhafteſte.
—	213	—	6 v. u.	—	—	Salvater — Salvator.
—	214	—	4 v. o.	—	—	und - welche.
—	236	—	5 v. o.	—	—	Triumpf — Triumph.
—	237	—	3 v. u.	—	—	lebte — lebt.
—	238	—	6 v. u.	—	—	ſoll — ſolle.
—	239	—	6 v. u.	—	—	ihm — ihn.
—	242	—	3 v. u.	—	—	anzuflehn — anzuflehn.
—	243	—	1 v. o.	—	—	kehrte — kehrt.
—	243	—	9 v. o.	—	—	erklärte — erklärt.
—	250	—	1 v. o.	—	—	Grafen — den Grafen.
—	250	—	5 v. u.	—	—	tiefem — tiefem.
—	250	—	2 v. u.	—	—	wurden — werden.
—	269	—	5 v. o.	—	—	verkauft — verkaufte.
—	270	—	3 v. o.	—	—	lezt — legte.
—	273	—	9 v. o.	—	—	Mittelſt — mittelſt.
—	276	—	4 v. o.	—	—	Es — Er.
—	286	—	3 v. o.	—	—	zu deklariren — dahin zu deklariren.

Die wenigen Interpunktionsfehler wolle der geneigte Leſer überſehn.